Charlotte Corday

oder

die Rebellion von Calvados.

Ein republikaniſches Trauerſpiel

in vier Akten.

(Aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution.)

In Jamben.

Stettin 1794,

bei Johann Sigismund Kaffke.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ys 1000

Charlotte Corday

oder

die Rebellion von Calvados.

Perſonen:

Jean Franz Corday, ehmahls d'Armans.
Marie Charlotte Corday, ſeine Tochter.
Ihre Tante.
Robert, ihr Vetter.
Corbigni, ein junger Offizier der Nationalgarde.
Marat, Conventsdeputirter.
Barbaroux,
Guadet,
Pethion, } Entflohne Conventsdeputirte.
Felix Wimpfen, General in Calvados.

Nebenperſonen:

Schuſter Pierre.
Ein Wundarzt.
Bürgerin Evrard, Marats Hausgenoſſin.
Gardiſten, Bediente, Volk.

Der Schauplaz iſt in den drei erſten Akten zu Caën und im lezten zu Paris. — Die Zeit im Monat Julius 1793.

Erſter

Einige Worte
an meinen Leſer.

Die heldenmüthige Selbſtaufopferung der ſchönen, philoſophiſchen Schwärmerin, Charlotte Corday, für das Wohl ihres Vaterlandes bleibt eine der rührendſten Anekdoten in der ziemlich unphiloſophiſch betriebenen Revolution der Neufranken. In allen kultivirten Gegenden Europa's, wohin ſich ein Zeitungsblatt, ein Journal verirrt, fand Corday ihre enthuſiaſtiſchen Bewunderer, und der Mainzer Deputirte Luchs hielt es für Seeligkeit, dieſer Heldin zur Guillotine zu folgen. Er ſchrieb ihr Apologien mitten in Paris, und nannte ſie dreimahl größer als Brutus!

So unbedeutend immerhin die Folgen jener heroiſchen That waren: ſo groß und edel bleibt doch die Handlung ſelbſt. Wer kann es mir verargen, wenn ich ſie in müßigen Feierabenden mir noch einmahl vorſchwärmte, und zulezt es gar wagte, ſie in dramatiſcher Form darzuſtellen? —

Ich thats. Allein ſo tragiſch ſchön auch das Sujet ſeyn mogte: ſo fühlt ich doch ſehr bald meine große

Dürftigkeit an speciellern Nachrichten, welche die Heldin betrafen. Ich begnügte mich demnach innerhalb den Schranken von dem zu wandeln, was bekannt war, und zweifelhaft sezt ich dem Gemählde hie und da noch eine Gruppe zu, die möglich war. So entstand dies Miniaturgemählde, welches bei aller-seiner Armuth doch, wie ich erfahren habe, seine Liebhaber fand. *)

Ich könnte noch manches über das Stük, die Schwierigkeiten, welche mit der Entwerfung desselben verkettet waren, sagen, allein ich will den Leser damit nicht behelligen, sondern alles das für den Mann ersparen, der mich deswegen zur Rede stellt.

Auf der Bühne wird diese Charlotte Corday schwerlich vor der Hand erscheinen, eben deswegen hab ich auch nicht daran gedacht, sie besonders für die Bühne zu akkommodiren.

Kann ich dem Leser nur eine frohe Stunde, einigen Enthusiasmus für die Tugend jeder Art und einigen lebhaften Widerwillen gegen das unglükseelige Freiheitssystem mit seinem anarchischen, verheerenden Gefolge geben, so bin ich zufrieden, nicht daß ich das Trauerspiel schrieb, sondern publicirte.

Erster

*) Denn die erstern Akte waren schon im litterarischen Pantheon (2. n. 3. Stük. 1794) zur Probe abgedrukt.

Erſter Akt.

(Caen.)

1.

(Ein ſchöner Juniusabend. Im Garten der Tante.)

Vor einer Weinlaube ſizzet der Bürger **Corday** in einer ſchwermüthigen Attitüde. — Gegen ihn über ſeine **Tochter** mit einer Harfe und ſingt:

Freiheit, Freiheit, ſey willkommen,
Gottestochter ſey gegrüßt!
Dem iſt jede Noth genommen,
Welchen deine Lippe küßt.
Bebend ſah dich die Hyäne
Sklaverei! und ſie entwich;
Und der Menſchheit Freudenthräne,
Zauberin, begrüßet dich.

Schaudernd ſehen die Deſpoten
Ihrer Laſter Hochgericht;
Sie, die einſtens Männern drohten,
Schrekken nun den Knaben nicht;
Sterbend winſelt die Chikane
An dem umgeſtürzten Thron;

Freiheit, unter deiner Fahne
Bieten wir Neronen Hohn.

Wahrheit darf in Ungewittern
Einer Fürſtenlaune nicht,
Nun die Unſchuld nicht mehr zittern
Am partheiiſchen Gericht.
Tritt aus deines Jammers Nächten,
Waiſ' und Wittwe, tritt hervor,
Denn die Klagen des Gerechten
Hört ein unbeſtochnes Ohr!

Corday (lacht laut auf.)
Ha, ha, ha!

Charlotte (ſieht ihn ſchweigend an.)

Corday.
Nur weiter, weiter nur, ich höre gern
Dein Lied. Was uns die Wirklichkeit verweigert
In dieſer beſten Welt, das muß
Die liebe Fantaſie erſezzen. Weiter nur,
Die Melodie iſt eines Gretry werth!

Charlotte.
Verlachten Sie den Dichter?

Corday.
Ei, der Himmel
Behüte mich, die Verſe ſind ſo rein
Und köſtlich, wie gediegnes Gold. Nur weiter!

Charlotte (ſingt.)

Brüder, Bürger aller Zonen,
Stürzet die Tyrannenſchaft;
Nur die in der Freiheit wohnen
Sind wahrhaftig tugendhaft!
Tugend wohnet nicht in Sklaven,
Freier Seelen Gut iſt ſie.
Laßt uns fürder nicht mehr ſchlafen
In der Nacht der Deſpotie.

Corday (lacht.)

Charlotte.

Sie ſind ſo luſtig nicht, wie Ihre Miene
Mir ſagen ſoll. Ihr Lachen iſt
Mir fürchterlich. (Sie ſezt die Harfe zurük.)

Corday.

Ei nicht doch, Kind, ich bin
So heiter, o ſo heiter. — Offenherzig
Geſprochen, glaube mir, es iſt noch nicht
Mit uns dahin, daß wir dein Freiheitslied
Mit Andacht ſingen könnten; glaube mir,
So lange Menſchen — Menſchen ſind, wird nie
Der Freiheit Baum ſo tiefe Wurzeln ſchlagen,
Daß nicht ein leiſer Hauch ihn wieder ſtürzte.
Ach, mein Kind, Du haſt den heilgen Sinn
Der Worte nicht umfaßt, die Du
Mir eben ſangeſt!

Charlotte.

Immer noch
So ſchlachtern, ſo an Zweifeln reich, wie ſonſt?
Nein, nein, ich glaube Ihnen nicht, um meiner Ruhe,
Um meiner Freuden willen glaub ich Ihnen nicht.
Nein von dem holden Traum will ich
Nicht laſſen, der mein ganzes Weſen
Vergeiſtert! Freiheit iſt allein,
Wo Fürſtenthronen fehlen, wo der Geiſt
Des Volks ſich ſelbſt beherrſcht.

Corday.

Kennſt Du den Geiſt des Volks? es iſt
Ein tauſendköpfichtes Geſpenſt, das wüthend
Sich ſelbſt bekriegt, ſich ſelbſt verwüſtet, wenn
Es anderswo mit fremdem Blut
Nicht ſeinen Tygerhals beſänftigt.

Charlotte.

Geduld, die wilden Raſereien von Paris,
Die Zänkereien in Lyon, und ſelbſt
Die weißen Fahnen der Vendee — was ſind
Sie anders, als die lezten Krämpfe
Des Deſpotismus in der Todesnoth?
Sie lächeln? — Freilich bin ich nur ein Weib
Und ſpreche wie ein Weib — allein —

Corday (lächelnd.)

Ich hör es gern; nur Schade daß
Dich nicht ein Weib im alten Rome, oder
In Griechenland gebar!

Charlotte.

Nein ich bin ſtolz
Darauf, ſehr ſtolz, daß in der Neige dieſes
Jahrhunderts, und in dieſem ſchönen Vaterlande
Der großen Geiſter ich geboren ward.
Die Zeiten der Catonen und
Der Caſſiuſſe kehren heim, man ſieht
Die Menſchen endlich wieder doch einmahl,
Mit denen nur bisher die Vorwelt prahlte.

Corday (lächelnd.)
Gewiß haſt Du Dein Buch erſt weggelegt!

Charlotte (gekränkt.)
O, ich verſtehe Sie.

Corday.

Nun, nun! warum
Das Köpfchen gleich ſo tief gehängt? nein, mir
Gefällt ja Deine Schwärmerei vortrefflich.

Charlotte.

Hm, Schwärmerei? — nun ja, die Sache
Verliert durch ihren Titel nichts. Doch, Lieber,
Sie müſſen eingeſtehn, daß unter allem, was
Die Zeit geboren hat, nichts mehr
Ein unverdorbnes Herz begeiſtern kann,
Als wenn die Menſchheit ſich in ihrer Rieſenkraft
Emporwirft; alle Feſſeln der
Konvenien, und Etikette,
Der Kunſt und Politik, wie mürbe Scherben

Zu ihren Füßen rollen, und ſie nakt
Und groß und edel daſteht, ungeſchminkt
Wie ihre Mutter, die Natur.
(Eine Thräne bewölkt ihr ſchwärmeriſches Auge.)
O Vater, weinen muß hier vor Entzükken
Wer nie geweint ſonſt hat und wem
Die Folter ſelbſt ein Thränchen abzupreſſen
Nicht mächtig war!
(Man hört die Lärmtrommeln von den Straßen herüberſchallen.)

Corday.
Was iſt das? ſtill!

Charlotte.
Die Trommeln gehn. Es iſt nicht richtig.

Corday.
Der Generalmarſch! — Sag, wo iſt der Brief
Von meinem Neffen Robert aus Paris?
Ich will dem guten Jungen ſchreiben, wenn
Er kann, ſoll er hieher zurük.

Charlotte (giebt ihm den Brief.)
Hier iſt
Der Brief. Und tauſend Grüße ſenden Sie
Ihm mit von ſeiner Schweſter. Hören Sie!
Die Glokken fangen an zu ſtürmen.
Ein Augenblikchen warten Sie, ich will
Rekognoszirn. (Läuft ab.)

Corday allein.

(Er geht mit verſchränkten Armen vor der Laube auf und nieder; ſein Blik iſt düſter, ſeine Stirn gerunzelt. Zuweilen ſeufzt er. Inzwiſchen ſtürmen die Glokken periodenweiſe fort.)

Mein Sohn! mein Sohn! mein Robert, hätt ich Dich,
Ach, Dich nur erſt zurük aus jener groſſen
Blutvollen Räuberhöhle, von Paris zurük!

(Er ſieht durch eine Seitenhekke des Gartens nach der Straße.)

Hui! wirbelt das nicht durch einander,
Alt, jung, Mann, Weib und Kind
Und Gaſſenbuben, Freudenmädchen, Geſindel
Aus allen Winkeln von der Stadt, als triebe
Der Sturmwind ein zerſtörtes Lumpenmagazin
Vor ſich dahin!

(Mit ſchmerzlichem Tone.)

Mein armes Vaterland,
Betrognes Vaterland! ach, hätteſt du
Noch deinen König, deinen Ludwig! — (Pauſe) Guter Ludwig!
Dein Schatten wird verſöhnt; es feiert
Dir dein rebelliſch Volk ein ſchönes Todesfeſt.
Dein Sühnaltar iſt dieſes groſſe Reich,
Von tauſend Opfern dampft das Blut
Zu dir hinan. Fürwahr dein Prieſter würde
Ich ſelber, wenn nicht dieſe graue Haar
An etwas anders mich Gebeugten mahnte.

II.

Corday und die Tante.

Tante (indem ſie hereintrippelt.)
Nun ja, da haben wirs! Ich bin
Von Odem. Händ' und Füße zittern mir.

Corday (ruhig.)
Was iſt denn, Schweſter?

Tante.
Nur Geduld,
Mir fehlt die Luft. — Es iſt ein Aufruhr!

Corday.
Weswegen? wo?

Tante.
Man ſtürzt nach Vallielle, *)
Die Bürger eilen ins Gewehr —

Corday.
Warum?

Tante.
Die Jakobs- und die Peters-Pforte ſind
Beſetzt, da darf nichts 'rüber und hinüber!
Ich bin des Todes —

Cor-

*) Vallielle iſt die größte Vorſtadt von Caen, und hängt mit dieſem durch Brücken über die Orne zuſammen.

Corday.

Nun, wozu das alles?

Tante (ärgerlich.)

Ei, höre doch nur an! So eben zogen
Die Deputirten der Municipalität vorbei
Nach Vallielle, lauter todtenfarbichte
Gesichter, mit verlegnen Augen. Sieh,
Ich wette, man will draußen in der Vorstadt,
Ein Dutzend Menschen, nach Pariser Mode,
Septemi[illegible]siren. Glaubst Du's? sieh nur,
Der Goldschmidt drüben, unser Nachbar, sagte —

Corday.

Des Aufruhrs Ursach weißt Du nicht?

Tante.

Wie sollt' ich? — Unser Nachbar drüben,
Der Goldschmidt, ei, Du kennst ihn ja so gut,
Wie ich! der kam zu mir heran, und sagte:
Madam, ich schwör' es Ihnen —

Corday (gleichgültig.)

Schwesterchen,
Du bist so gütig und besorgest mir
Den Degen und die Flinte her.

Tante (verwundert.)

Was? wie? ich will nicht hoffen — Du —

Corday.

Ich bitte drum.

Tante.

Tante.

Nun, immerhin! Du biſt ein Trotzkopf, Schaden wird
Dich doch noch klüger machen. Warte nur!
(Sie will gehn, kömmt aber wieder zurück.)
Noch eins! Du haſt von Robert einen Brief?
Was ſchreibt er denn? Wie gehts
Dem Wildfang?

Corday.

Gut. Und, wie er ſagt,
Gehts in Paris bunt über Ek. Alltäglich
Proſcriptionen, Guillotinenfeſte!

Tante.

Gott erbarms!
Und wie? trägt er auch die Kokarde noch,
Die ich ihm Oſtern nähte? Kein Pariſer
Trägt ſie wohl eleganter? wie?

Corday.

Den Degen und
Die Flinte, Schweſterchen!

Tante.

Geduld! Geduld! (Sie geht hurtig fort.)

Corday allein.

Man muß ſich, um der Eiſenklauen
Des Volksverdachtes zu entwiſchen, öffentlich
Nur zeigen. (Bitter lächelnd.) O, bei Gott, ich ward
nicht früher
Ein Sklav, als in dem Augenblik, da ich zum freien
Rezw

Republikaner wurde. — Freiheit, hm, was iſt ſie?
Ein Firlefanz, aus dem politſche Taſchenſpieler
Soviel, wie Pfaffen aus dem Freudenhimmel,
Quakſalber aus den Wundertropfen machen;
Sie iſt, wie ihr Papiergeld, das am wenigſten
Da für die Bör e gilt, wo mans
Am meiſten hat! (Mit ſpöttiſchem Lächeln.)
Nun, auf, um mich der Majeſtät
Der ſouverainen Tollhäusler, Gaudiebe
Und Beutelſchneider darzuſtellen!
(Mit herzlicher Wehmuth.)
Ach, Vaterland, wie konnteſt du dich ſo
Umwälzen, daß auch alle Ehrlichkeit in die
Zu Grunde ging und oben ſchwimmen mußte
Der ſinkende Bodenſaz!

Tante (bringt Degen und Flinte.)
Es iſt ein Zeterlärmen draußen! nimm
Dich wohl in Acht. Du kömmſt doch wohl
Zum Abendbrod? — Ich ſeh es ſchon
Voraus, mein Braten wird mir wieder
Verdorben werden.

Corday (ſanft.)
Wie, hat Die
Die Revolution ſchon viele Braten
Verderbt?

Tante.
Das weißt Du nicht? Ich bin
Des Todes, wenns noch mit dem Toben
Und ewgen Händeln lange währt.

Corday (nimmt sie vertraulich bei der Hand.)
Hör, Schwesterchen, ein guter Rath! Du siehst
Aus alle dem, daß unsre Freiheitsgöttin
Die Suppen und die Braten Dir verschmäht.
Tisch künftig Wurzeln auf und Kräuter, hörst Du!
So lange noch die Menschen grasten, waren
Sie auch noch vogelfrei; sobald sie kochten
Und schmorten, hatten sie auch Könige!

Tante (dreht sich lächelnd von ihm.)
Du bist ein Närrchen! hörst Du!

Charlotte (kömmt zurük.)
Viel hab ich nicht erfahren können, aber
Die bleichen Angesichter, und die stieren Augen
Der Menschen, ihre räthselhaften, angstverzerrten
Geberden predigen nichts Tröstliches.

III.

Die Vorigen und Corbigni.

Corbigni (fliegt herein.)
Das Vaterland ist in Gefahr!

Charlotte.
Corbigni!

Corday.
Was ist?

Tante.
Ich bin des Todes, lieber
Corbigni, sagen Sie, was ist?

Cor-

Corbigni.

Nichts mehr, nichts weniger, als daß Calvados *)
Marseille und andere Provinzen nun
Von Frankreich losgerissen sind! Wir, denkt doch, wir,
Wir sind beschimpft, verworfen, in
Den Koth getreten! unsre Stellvertreter im
Convent sind Staatsgefangne, liegen in
Den Kerkern von Paris!

Charlotte.

Nicht möglich!

Corday.

Wie? hört ich recht? Beschimpft, gefangen liegen
Die Stellvertreter unsers Volks?
Was sagten Sie, Corbigni?

Corbigni.

Nun freilich ja, man kann es kaum
Nur ahnden, daß das tolle Mährchen mehr,
Als Mährchen ist. Es übersteigt den Glauben)

Corday.

Besinnen Sie sich, Bürger! Hören Sie?
Sie wollen etwas anders sagen, in der Eil
Verspricht man sich so leicht. Sie wissen ja,
Nach dem Gesez ist jeder Stellvertreter
Der Nation, ein jedes Glied im Volksconvent
Geheiligt, unverlezbar, er ist das

Organ

*) Calvados ist bekanntlich das Departement von Frankreich, worin Caen liegt.

Organ von einer halben Million,
Wer ihn beleidigt, schlägt ja die Provinz,
Die ihn als Stellvertretenden erkor!

Corbigni.

Ich weiß es, sagen Sie mir nichts; wir sind
Beschimpft, gebrandmarkt, wir, in unsern
Repräsentanten, wir! Und der Convent —

Corday.

Sie sind zu warm!

Charlotte (ängstlich.)

Der Genius
Der Republik, was ist mit ihm?

Corbigni.

Es ist
Der Genius der Republik nicht frei;
Pariser Räuberbanden, aufgewiegelt
Vom schwarzen Jakobinerbund, belagern den
Convent, ihn, dem ihr Wohl und Weh die Nation
Mit stolzer Sicherheit vertraute; —
Nicht mehr als vierzigtausend Bajonette
Umzingeln den Convent!

Corday (erstarrend.)

Corbigni!

Corbigni.

Und unsre Stellvertreter überwunden
Von Satans Busenfreunden, von, ich mag

Die

Die Rotte nicht mehr nennen! — ſchmachten theils
Im Kerker, theils ſind ſie entwiſcht!

Corday (allmählig aufglühend.)
Entwiſcht!

Corbigni.
Wie Hochverräther mußten ſie
Bei Nacht und Nebel vor den Dolchen
Der Mörder fliehn. Vor einer Stunde
Kam Barbaroux, der brave Barbaroux
Und Guadet an bei uns. Daher
Der Auflauf in den Straßen; alles ſpringt
Zu Waffen; Rache! ſchreit das ganze Volk.
Es iſt ein fürchterliches Schauſpiel draußen,
Doch herzerhebend. Alles will dahin
Und will Calvados rächen!

Corday.
Es iſt mir
Noch immer traumhaft! — Wie, iſt das die un-
theilbare
Und eine Republik, die Ihr beſchworet, Mörder
Des Königs, Mörder eines ſchönen Volks?
Corbigni, ſagen Sie, iſt das nicht Mord
Der Nation? — Verdammt, die Fabel wird
Erfullt! Die Fröſche wollen einen König. —
Den Klotz verſpotten ſie in ihrem Sumpf;
Erzürnt ſchikt Jupiter die Jakobiner — und
Die Fröſche fliehn betäubt in ihre Höhlen?

Charlotte.

Das arme Frankreich! — Nun so ist
Ein allgemeiner Bürgerkrieg
So unvermeidlich, wie die Pest bei faulen Aesern.
Wird denn Marseille schweigen und Calvados?
Wird jegliche Provinz den Schimpf
Nicht mit den Waffen tilgen? wird Paris
Und seine Jakobinerbande nicht
Die angemaaßte Hoheit über uns verfechten?

Corbigni.

Wer zweifelt? Und des allgemeinen Elends
Urheber ist —

Corday.

Nicht wahr, ist Marat?

Corbigni.

Ist Marat. Marat, dieses dürre,
Von tausend Lastern abgemergelte,
Vom Otterngift und Galle aufgeschwemmte,
Verfluchte Ungeheuer triumphirt!
Da geht er hin, der mit der Bürgerkrone
Gekrönte Teufel; Dolch und Fakkel sind
Sein Zepter, geht und schleppt gewaltsam
Den jüngsten Tag der Republik herbei!
Er ists, der im Convent den Freunden
Der Ordnung, mit Kanonen, Schweigen hieß;
Er ists, der der gesunknen Jakobinerbrut
Ein neues Leben gab; er ists,
Durch dessen Drachengeist verwildert

Der Pöbel täglich die Gefangnen ſchlachtet. —
O Frankreich, Frankreich iſt dem Untergange
Durch ihn gewiß.

Corday (mit ſteigendem Grimm.)
Liebt unter Millionen
Ein Sterblicher ſein Vaterland, fürwahr ſo
Bin ichs. Ach, lange, lange blutete
Mein Herz bei den Verbrechen der Pariſer!
Ich ſchwieg. Ich weint', als Dümourier
Verräther ward, und ſchwieg.
Doch nun, nun iſt die Raſerei
Auf ihrem lezten Gipfel. — Unſre Stellvertreter,
Unſre Sprecher im Convent verworfen!
Wir und die Hälfte Frankreichs von
Den Jakobinern hingetreten in den Staub. —
Nein, nein, jezt iſts genug. So will
Ich ſchreien, bis man mich erhört: Calvados,
Calvados iſt beſchimpft! ihr, Enkel
Der tapferen Normannen, ſeyd verhöhnt!

Charlotte (mit einer Thrän' im Auge, leiſe zur Tante.)
Das iſt mein Vater! Tantchen, ſehn Sie ihn
Izt an.

Tante (drängt ſich ängſtlich an den alten Corday.)
O ſey doch ruhig, Brüderchen, Du wirſt
Allein doch nicht zu Felde ziehn? Sey ruhig!

Corday.
Corbigni, kommen Sie. Wir wollen
Die Franken zu den Waffen rufen wider

Den Jakobinerbund. Calvados muß
Durch Marats Blut mit diesen Greueln
Versöhnet werden! — Starrt mich nicht so an!
Ich bin wohl alt, grau ist das Haar
Auf diesem Schädel, mürbe sind die Knochen,
Doch schwör ichs, bei dem einzgen Gotte schwör ichs:
Der erste bin ich, der die Flinte auf
Den Rükken nimmt und nach Paris zieht!

Corbigni.

Noch eins!

Corday (taub.)

Auf! Vorwärts!

Corbigni.

Hören Sie
Noch eins. Ich sagte doch, daß einige
Der Devutirten flohn, hieher entflohn,
Um unsern Schuz zu suchen —

Corday.

Nun?

Corbigni.

Und diese
Verfolgten, die in unsre Arme sich
Mit Angst geworfen, will man hier
Verhaften, will sie wieder nach Paris
Ans Messer der Tyrannen liefern.

Corday (versteinert.)

In Caen? Wie?

Char-

Charlotte.

Die Bürger rasen.

Corday.

Wie? unsre Stellvertreter wiederliefern an
Die Mörder? Ha, geht denn der Geist
Der Nation so früh schon schlafen, daß
Ihn seine Schande nicht mehr brennt?

Corbigni.

Der Stadtrath
Hat wenigstens die Miene schon gemacht.
Man widersetzt sich noch.

Corday.

Und ich,
So lange eine Faser dieses Arms
Noch lebt! Krieg sey den Jakobinern
Gepredigt! und den ersten Schurken schieß ich nieder,
Den mir der Teufel in den Wurf giebt!
(Er geht schnell ab.)

Tante (ihm nacheilend.)
Hilf Himmel! Bruder! Bruder! sey doch
Vernünftig! (ab.)

Charlotte.

Dächten unsre Jünglinge
Und Männer so mit Glut, wie dieser Greis,
So wäre Frankreich unerschütterlich.

Corbigny.

Ade, Charlotte!

Charlotte.

Eilen Sie, Corbigny,
Mein Vater iſt zu ungeſtüm, und ſeine Wildheit
Nicht ſeinen Kräften gleich. Ich bitte Sie,
Verfolgen Sie den Mann, und ſchützen Sie
Ihn vor dem Pöbel.

Corbigny (im Abgehn.)

Gute Nacht!

Charlotte allein.

Corbigny, gute Nacht. Gut iſt ſie nur,
Wenn ſie von Calvadociern durchwacht wird,
Gut nur, wenn Frankreichs Genius und Rache
Von allen müden Wimpern Schlaf und Traum bläſt!
(Indem ſie langſam vor ſich hingeht.)
So iſt er denn zerfallen der Koloſſus,
Vor dem Europa zittern ſollte, wie es zitterte
Als Rom noch frei war — der Convent zerfallen,
Und gradehin ſein ſchönſter Theil zertrümmert,
Indeß Banditen ſiegten. — Es iſt ſchändlich! — —
Lenkt über uns mit unſichtbarer Hand
Denn in der That ein weiſes Schikſal
Die Faden der Begebenheiten? O beinah
Möcht ich daran verzweifeln; denn
Die Tugend ſinkt zu oft, das Laſter ſiegt zu oft.
Und wohnte denn auch wirklich über
Den Sternen noch ein Richter; wie ſieht er

So ſtill herab? Wie will er mit
Der Allgerechtigkeit beſtehn, wenns nun
Zum Strafen und zum Lohnen geht? Er kann
Belohnen; ja belohnen kann er, denn
Der Heiligſte hienieden iſt ſo heilig nicht
Daß ihm das höh're Weſen ſeine arme Tugend
Nicht zehnfach überlohnen könnte. Aber
Wie iſt es mit der Strafe? — Wenn ein Vatermörder,
Ein Mutterſchänder ew'ge Höllenqualen
Erleiden ſoll, ha, welche Quaal und welche Ewigkeit
Bleibt dann für Marat übrig? Neben ihm
Iſt Engelrein der Mörder ſeines eignen Vaters
Der Schänder ſeiner eignen Mutter. Er —
Bei Gott, er iſt ein Böſewicht, wie die Natur ihn
Nur alle tauſend Jahr einmahl gebiert.

(Sich ſelbſt belächelnd.)

Welch eine Thörin bin ich doch! Mag Der
Die Engel und die Teufel richten, der ſie
Erſchuf! — Allein mein Vaterland, mein armes
Verrathnes Vaterland, und ach, die Tauſende,
Die nun — nun wieder bluten müſſen! — O,
Lebt denn kein Brutus mehr?

IV.

(Abenddämmerung. Oeffentlicher Platz in Caen.)

Gewühl des Volks von allerlei Farben.

Der Schuster Pierre.

Hört mich!
Hört mich, Ihr braven Calvadocier, ich hab'
Ein ernstes Wort zu Euch zu reden.

Ein Wundarzt.

Hieher dreht Euch; wer will des Schusters
Philosophie die Nase leihn; sie stinkt nach Pech!
Laßt mich zum Worte kommen, stopft dem Schreihals
Die Kehle drüben.

Schuster Pierre.

Nehmt Euch wohl in Acht,
Ihr Calvadocier, der Kerl treibt starken Handel
Mit Rattenpulver, darum miethen ihn
Die Jakobiner; hütet Euch, er nimmt uns alle
Für Ratten!

(Der Pöbel bricht in ein gellendes Gelächter aus.)

Wundarzt.

Er ist so ein Kerl,
Der zweien Herren dient. Indeß er mit der Kehle
Die Republik vergöttert, kleistert er
Papierne Sohlen für die Schuhe der Armee,
Und läßt sichs Leder fett bezahlen.

Schuſter Pierre.

O hört doch, hört! kennt Ihr den Finken nicht
Seit alten Zeiten? Sonſt quakſilbert' er
Euch die Geſundheit ſelbſt ins Grab hinein,
Jezt will ers ſo mit unſrer Freiheit treiben!
(Er ſteigt auf einen Eßtein.)
Ihr Calvadocier, hört mich!

Wundarzt.

Der Teufel leiht
Die Ohren ihm! er iſt, verlaßt Euch drauf,
Mit Leib und Seel' Ariſtokrat, weil ihn
Die Reichen gut bezahlen, wo wir Sansculots
Nicht können.

Schuſter Pierre.

Ja, ein ſchlaues Köpfchen hat
Der Doktor drüben; merkt Ihrs nicht? Er ſchiebt
Mir ſeinen Grundſaz in die Schuh. Allein
Seht ihn nur an, der Herrgott hat ihn ſelbſt
Gezeichnet, wie den Kain. Schielt er nicht
Mit beiden Augen ganz erbärmlich
Nach Oſt und Weſt, wie zwei verroſtete Wetterfahnen,
Wenn ſich der Wind dreht? — Schmeißt den Mammeluken
Doch von der Straße!

Wundarzt.

Nun, ich ſchweige ſtill,
Sperrt immerhin die Ohren auf, Ihr Bürger,
Doch knöpft die Taſchen zu! der Menſch hat krumme
Finger.
Er will nicht Euer Herz, nein Euern Beutel!

Schuſter Pierre.

Sieht mich der Kerl denn, Gott ſey bei uns,
Für einen Journaliſten an?

(Allgemeines Gelächter.)

Ich ſchweige!

Einige im Volk.

Nein, nein! der Wurmarzt ſchweige! rede Du!

Schuſter Pierre.

Pierre iſt ein braver Sansculot, und nur
Zu braven Sansculots ein Wörtchen!
Ihr wißt es alle ſchon, ſo gut wie ich,
Und jedes Kind, das mit der Puppe ſpielt,
Was heuer in Paris geſchehn. Dort lag
Sich der Convent ſchon lange in den Haaren;
Die Deputirten balgten ſich um Recht und Licht
Herum, wie Theologen. Doch der Zank
Bringt Wahrheit an das Tageslicht,
Und mogten ſie ſich immerhin mit Schemelbeinen
Die Sachen demonſtriren und
Die Naſen ſich zerklopfen; uns that das
Nicht weh. Allein iſt es nicht himmelſchreiend,
Daß die Geſandten unſerer Provinz
Zulezt ins Loch geworfen werden? He!
Sind nicht die Deputirten unverletzlich?
Iſt nicht von Marats Bande nun
Die Conſtitution zertreten, aufgehoben
Der heilige Vertrag der Nation?
Zum Teufel, ohn' ein Wort von Logik zu verſtehn,

Kann

Kann jeder schließen, daß wenn unsre Stellvertreter
Im Brummstall liegen, es so gut ist,
Als läge die Provinz Calvados selber drinn.

Einige im Volke.

Da hat Pierre recht!

Wundarzt.

Ich sage nein!
Wer bürgt uns denn dafür, ob unsre Stellvertreter
Nicht Gauner waren? He? wer dachte dran,
Daß Dümourier ein Gauner war? Und hat
Auch dies nicht Marat längstens prophezeiht?
Allein man glaubte Marat nicht, und so
Vielleicht auch diesesmahl. Sind Barbaroux
Und Guadet, Péthion und wie die Kerls zusammen
Noch heißen mögen, denn vom Himmel selbst
Mit unläugbarer Ehrlichkeit bestempelt?

Schuster Pierre.

He, Rattenpulver! Rattenpulver! riecht ihr nicht
Den Jakobiner, Leute? — Seht, noch mehr,
Ich geb es zu, daß unsre Deputirten
Erzschelme waren, wie der Doktor drüben.
Ich geb' es zu. Allein wo sind Beweise?
Beweise her! Will man sogleich verdammen,
Wo man Verdacht genährt, o schlimme Zeit!
So ist des lieben Gottes bester Engel
Im Himmel selbst nicht sicher! — Ja, noch mehr,
Sprach durch den Mund der Deputirten nicht
Die Nation? Wohlan, ist ihnen nun

Das

Das Maul gestopft, so heißt das auch,
Wir alle sollen schweigen. Werden
Die Deputirten nun gesäupt, so fällt
Natürlich jeder Schlag auf unsre Rükken;
Schnürt man sie an das Guillotinenbrett,
So ists nicht besser, als wenn alle
Bewohner von Calvados unterm Blokke liegen.

Wundarzt,
Wahrhaftig, Schuster aller Schuster, Du
Sprichst wie ein Montesquieu, nur Montesquieu
Nicht ganz so schusterhaft wie Du. Was klebst
Du da mit Deinem Pech für Folgerungen
Zusammen?

Einige im Volke.
Still! Pierre, rede weiter!

Andre.
Schmeißt doch den Zeterkerl, den Doktor, daß
Er quakt!

Wieder Andre.
Ein Glük für ihn, daß er sich fern von
Laternenpfählen hält.

Schuster Pierre.
Die haßt er wie
Den Schnupfen, oder wie Aristocraten
Den Nasenstüber eines Sanscülots.

Alle (laut wiehernd.)
Ein Teufelskerl! Pierre, rede weiter!

Schuſter Pierre.

Da nun erwieſen iſt, daß der Convent
Nicht frei iſt, daß die Hälfte Frankreichs
In ſeinen Stellvertretern tief gekränkt iſt,
Daß Frankreich durch der Jakobiner Bannſpruch
Getheilt iſt, daß man uns, wie einen räud'gen Hund
Verſtößt, daß unſre Conſtitution
Zertreten iſt; ſo frag' ich Eure Weisheit,
So frag ich Euer patriotiſch Herz,
Republikaner, ſollen wir nun ſchweigen?
Um Gnade betteln vor dem Jakobinerthron,
Und unſre Stellvertreter an den Bluthund *)
Und ſeine Rotte liefern? Oder wollen
Wir zeigen, Brüder, daß der Heldengeiſt
Der Calvadocier ſich keinem Mörder, keinem
Despoten beugt?

Einige im Volke.

Wir wollen, ja wir wollen.

Schuſter Pierre.

Zum Teufel, hätten die Pariſer nur die Chronik
Der Normandie geleſen, warlich würden
Sie der Normänner ſo nicht ſpotten. Brüder,
Auf, auf! laßt unſre Fahnen wehn vor dem
Convent, laßt nur den Hunden
Erſt unſre Lunten, unſer Pulver wittern,
Und unſre Bajonette ihre Rippen kützeln. —

Da

*) Marats alltäglicher Beiname bei ſeinen Gegnern in Frankreich.

Da sollt ihr Wunder sehn, wie sie
Zu Kreuze kriechen werden! Auf! laßt uns
Den übrigen Provinzen jezt ein Beispiel geben,
Wie man Despoten straft, sie mögen
Mit einer Krone oder mit der rothen Mütze
Die Eselsohren sich verstekken.

Das ganze Volk.

Nach Paris!
Auf, nach Paris! wir wollen Rache für
Die bittre Schmach! —

Einige.

Es leben hoch
Die Deputirten.

Andre.

Hoch die Freiheit! hoch
Das Vaterland!

Das ganze Volk (in einen plözlichen Enthusiasmus ausbrechend.)

Auf, Franken, auf, Ihr Patrioten,
Der Tag des Ruhmes dämmert an!
Die blutge Fahne der Despoten
Weht wider uns gewandt heran.
Hört Ihr in Feldern und Gebürgen
Des Feindes schreckliches Gebrüll?
Er kömmt, in Euern Armen will
Er Freund und Kinder Euch erwürgen.
Ihr Bürger, zum Gewehr!
Halleh! hallohl! zum Heer,

Drau-

Drauf an, bis unser Feind versinkt,
Sein Blut die Aecker düngt!

Der alte Corday (kömmt und schreit darunter.)
Franzosen! he, Franzosen! nun wahrhaftig,
Ihr bleibt dieselben ewiglich, die ihr
Seit frühen Zeiten wart, Ein Vaudeville
Besänftigt Eure Wuth, ein Marschgesang
Macht Euch zu Tygern! Hört mich! hört mich!
(Lautes Gemurmel — man drängt sich neugierig um ihn herum.)
Ich glaube Brutus reizt Euch nur und Cato,
Wenn dieser, oder jener auf der Opernbühne
Euch ein heroisch Solo trillert, unter Euch
Ist Brutus Geist nicht!

Einige im Volke.
Nun, was willst Du?

Corday.
In Liedern seyd Ihr Riesen, Zwerge in
Den Thaten! Euch gebürt ein König, wenn
Ihr singen nur und niemals handeln wollt!

Einige.
Dich soll der Donner treffen, sagst Du das
Nochmahl!

Schuster Pierre.
Republikaner, still! der Mann
Hat graues Haar. Dem Greise Ehrfurcht!
Laßt ihn doch reden.

Viele im Volke.

Still, dem Greiſe Ehrfurcht!

(Es herrſcht ein tiefes Schweigen.)

Nun rede, Greis!

Corday.

O Calvadocier,
Ich bin, wie Ihr, ein Enkel der Normannen,
Ich bin, wie Ihr, ein Kind aus dieſem Lande,
Bin Euer Bruder, höret mich!

Das Volk (lärmend.)

Wir hören Dich!

Wir hören Dich!

Corday.

Das Vaterland iſt in der Noth!
Verläßt es nicht! Ihr wißt, daß vom Convent
Die Stellvertreter mehrerer Provinzen
Der Republik verfolgt ſind, daß ſich einige
Derſelben nach Calvados retteten,
Um unſern Beiſtand anzurufen. Männer
Der Republik, und jezt, in dieſem Augenblik
Iſt man geſchäftig ſie an den Convent,
An die Pariſer, an den Räuber Marat,
Wie Böſewichte auszuliefern. O Ihr guten
Getreuen Bürger von Calvados, könnt
Ihr dies mit ſtillem Blute anſehn? warlich,
So ſind die indiſchen Barbaren menſchlicher
Wie Ihr; wenn ſich ihr eigner Todfeind
In ihre Hütte ſtürzt und Schuz erfleht:

So ſchützen ihn gaſtfreundlich die Barbaren,
Und denken nicht daran, daß er
Ihr Todfeind iſt. Und, Bürger, Ihr, Ihr laßt
Geduldig Euern Brüdern, Euern braven
Repräſentanten Händ' und Füße binden
Und hier, in Eurer Stadt?

Das Volk (lärmend.)

Nein! nein! halloh!
Die Deputirten ſind des Volks! auf, auf!
Zur Rettung! nieder mit den Jakobinern!
(Alles läuft die Straße durcheinander.)

Einige.

Zum Rathhaus! zur Munizipalität!
(Das Volk ſtrömt die Straße hinunter.)

Corday (allein.)

Da ſtürzt das luſtige Geſindel hin! Ein Wort
Kann dieſe Nation berauſchen; ein Bonnet
Kann ſie entwaffnen. O, auf ſolchem lockern
Sandboden wurzelt nicht der Baum
Der Republik. Je ſtärker er auch oben wächſt,
Je mehr verliert er unten an der Kraft,
Sich in dem loſen Erdreich feſtzuhalten.

Ein Fremder (im Mantel verſchlungen, der allein vorhin aus der Menge zurückblieb, tritt näher vor.)

Das Wort gefällt mir, Freund, wer ſind Sie?

Corday (ihn eine Weile anſtierend, endlich gefaßt.)

Ich bin der Bürger Corday. Wer ſind Sie?

Fremder.

Ich heiße Felix Wimpfen.

Corday (froh bestürzt.)

Felix Wimpfen,
Der tapfere Vertheidiger von Thionville?
Hier Ihres Freundes Hand! ein schönes Ohngefähr,
Das mich mit dem zusammenführt, den ich
So lange schon verehrte!

Wimpfen.

Was Sie da
Vorhin zum Volke sprachen, und nachher,
Gefiel mir.

Corday.

Wahrheit sollte immer
Gefallen; aber hier in unserm Lande
Ist man viel zu galant, sie baar zu geben,
Und zu entnervt um ihre Donnerstimme
Mit Lust zu hören. — Aber, Bürger,
Wir wollen hin, das Schikſal unsrer
Geflohnen Deputirten —

Wimpfen.

Ist entschieden. Alle
Sind frei. Sie bleiben hier in Caen
Bis nach Entwikkelung der Händel; seyn Sie
Deswegen unbesorgt.

Corday.

Gottlob, ein tröstlich Wort!
Ach, braver Wimpfen, Ihre Heldenthaten

Sind

Sind, fürcht' ich, ohne Frucht. Was halfs,
Daß Sie ein Volk verfochten, welches rasend
In seinen eignen Eingeweiden wühlt?

Wimpfen.

Wir sollten
Ihm nur den Dolch entwinden, oder besser,
Den Zügel der Regierung.

Corday.

Sollten! sollten!

Wimpfen.

Der Pöbel ist in meinen Augen, was
Der Phäeton der Fabel ist, ein wilder Knabe der
Den Sonnenwagen seines Vaters selber fahren
Und lenken will, die Rosse nicht
Zu bändigen versteht, herniederstürzt,
Und andre Länder mit in sein Verderben reißt.

Corday (ihm herzlich die Hand drükkend.)

Warum darf man dies goldne Wort
Nicht lauter sagen?

Wimpfen.

Ja, beim Himmel, ja,
Ich will es lauter sagen, wenn die Zeit
Mir winkt; ich will es sagen, wenn
Der wahren Patrioten mehr, wie Sie,
Den großen Saz von selbst berühren, und
Ich an der Spizze einger Tausende
Die Jakobiner vor den Richtstuhl fodern kann.

Corday.

Die Zeit wird kommen.

Wimpfen (feierlich.)

Ja, ſie kömmt. Doch jezt
Nur, oder nimmer! Corday, braver Corday,
Sie ſind des Vaterlandes Freund und darum auch
Der meine; Ihnen ſag ichs, daß die Rächer
Des Vaterlandes nicht mehr ſchlafen.
In allen Theilen Frankreichs wohnen ſie, ganz
Unbekannt, in ſichrer Dunkelheit. Mit Schrekken
Bewaffnet treten ſie gewiß und bald
Aus ihrer Finſterniß hervor. Wir ſiegen, oder,
Iſts droben in des Schikſals Plan beſtimmt,
Wir ſterben. Sterben wir, ſo iſt, ich ahnd' es,
Um Frankreich es gethan. Ach, dieſe
Glorreiche Nation, vor deren Kraft
Die römiſchen Cäſaren bebten, ſie, die einſt
Europens Königen Geſezze gab, die einſt
Die Lehrerin der Welt war, deren Flaggen
In allen Meeren herrſchte — dieſe Nation
Wird untergehn! (ſchmerzlich) wird untergehn!

Corday.

Nun ja, ſo treibt die Zeit ihr altes Spiel;
Der Wechſel aller Dinge gilt auch hier.
Dem Tage folgt die Nacht. Wir ſinken
Der Barbarei in ihren Negerarm
Zurük, dem wir zuerſt entſprangen;
Tyrannen, Kannibalen werden

Sich da die Schädel tettowiren, und am Knochen
Erſchlagner Brüder nagen, wo Voltaire
Und Rouſſeau weiland allen Völkern
Das himmliſche Geſez der Menſchlichkeit
Gepredigt. Da wo ſonſt das Kreuz
Des Welterlöſers in der Todesſtunde
Uns mit uns ſelbſt verſöhnte, wird der Pöbel
Vor den Altären marmorner Abgötter
Die Kniee beugen. Braver Wimpfen,
Ich mag daran nicht denken; meine Seele ſträubt
Sich ängſtlich gegen dieſes Bild, und doch,
Doch iſt ſo wenig Scharfſinn nöthig, um
Dies vorauszuwittern! —

Wimpfen (mit Rührung.)
Lieber Corday, wir
Sind Freunde, denn wir wandeln, wie
Ich ſehe, eine Straße. Geben Sie
Mir Ihre Hand. Wir wollen nicht verzagen;
Wir müſſen muthig ſeyn in dieſer Kriſe der
Begebenheiten. Geben Sie mir Ihre Hand,
So lange noch ein warmer Tropfen Bluts
In unſerm Herzen ſpringt, ſey er
Dem Wohl des Landes, ſey er unſern Enkeln
Geweiht! —

Corday.
Da, Wimpfen, Hand und Herz!
Und ſind wir gleich in dieſem großen Reiche
Zwei kleine Punkte nur, ſo ſoll

Doch alles hingewagt ſeyn. Wimpfen,
Vielleicht! vielleicht!

Wimpfen.

Ein trauriges Vielleicht!
Allein nur Muth gefaßt. Noch laſſe ich
Die Hoffnung nicht entrinnen. Die Vendee
Wird furchtbar; und Marſeille,
Toulon, Lyon, Evreux ſind unſerm
Vielleicht ſo hold! —
Jezt ſcheiden wir,
Ich will zu Pethion und Barbaroux;
Wir ſehn uns wieder. Freitag Mitternacht
Sehn wir uns wieder; hören Sie?
An einem Orte, wo kein Jakobiner
Sein Ohr hinunter ſtekt!

Corday (ihn anſtarrend.)
Was? wo

Wimpfen.

Geduld,
Bis dahin ſollen Sie noch mehr erfahren.
Wir ſehn uns wieder, Freitag Mitternacht!

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

1.

Charlotte (geht trübſinnig unter den Blumenbeeten umher. Ihre Geſichtszüge verrathen tiefes Seelenleiden.)

Als ich noch unbekannt mit dieſes Lebens
Unzähligen Leiden hier mit Robert ſpielte;
Als noch des Lebens Morgenröthe unſre
Unſchuldgen Träumerein beleuchtete —
Wie war ich glüklich! — Robert war
Mein Vetter, Bruder, Liebling und Gemahl!
Hier tändelt ich mit ihm, und dieſe Tändeleien
Sind ſelbſt im Schatten der Erinnrung noch
Entzükkender, als alle Erdenherrlichkeit.
Dort ſpielten wir Verſtekken; drüben
An dem Hollunderbuſche küßte er
Mich aus dem Schlaf einmal. Ach ja,
Das Paradies der Zeit iſt unſrer Kindheit Traum!
Da lieben wir die Welt, die Welt liebt uns,
Da lächelt uns aus allen Büſchen
Der Gott der Freude an; da iſt noch unſer Gaumen
Durch keine fade Lekkerein verwöhnt.
Wär ich ein Herr der Welt, fürwahr,
Euch lieben, goldenen Minuten ſezte

Ich jeglicher ein Monument. — Sie ſind nicht mehr,
Und Robert — Robert iſt nicht mehr!

(Weinend.)

Dir dieſe Thräne, liebliche Vergangenheit!
Dir dieſe Thräne, Robert, Bruder Robert! —
Ach, würde jede Thrän' ein Tropfen Gifts
In Marats Kelch!

(Sie geht ſchweigend einige Schritte vor.)

Genug! — iſt es
Nicht thöricht, alle ſeine Thränen
Für einen Bruder weinen, wenn
Ein andres größern Anſpruch auf dies Herz
Und dieſe Thränen machen darf? — Das Vaterland
Gränzt näher an das Herz, als alles
Was Blutsverwandtſchaft heißt! — Ja angelegt
Die Trauerkleider, und die Sterbeglocken
Gezogen — wir ſind nicht mehr frei;
Das Vaterland liegt an der Kette
Des Jakobinerkönigs; eine Republik
Beugt ſich vor Marats blutger Majeſtät.
Ein Opfer dieſer Majeſtät ward auch
Mein armer Vetter; die Pariſer
Erwürgten ihn für ihren Abgott! —

II.

Corbigni kömmt.

Charlotte.

Willkommen, Lieber. Sie erſcheinen
Mir wie gerufen.

Cor-

Corbigni.

Wirklich? Eine Seltenheit,
Die mir zu ſchmeichelnd iſt, als daß
Ich ſie auch halb nur glauben könnte.

Charlotte.

Sagen
Sie mir, Sie wiſſen doch, daß die Pariſer —

Corbigni.

O, wie ſollt' ich nicht? Sie drohen,
Calvados umzudrehen, wenn wir nicht
Sogleich die Deputirten wiederliefern.

Charlotte.

Wahrhaftig?

Corbigni.

Der Convent der Jakobiner
Blizt ſeinen ſchwerſten Bannſtrahl auf uns her,
Und, wie man ſagt, ſind ſeine Abgeſandten
Schon auf dem Wege nach Calvados.

Charlotte.

Herrlich!

Corbigni.

Wir werden ſie empfangen nach Gebühr;
Der Geiſt der Rache ſchwärmt umher,
Das halbe Frankreich tritt ſtillſchweigend
Mit uns in einen Bund; Calvados, Eure,
Lyon, Toulon, Marſeille greifen zu

Den Waffen; ha, die Schmach der Calvadocier
Wird ſchwer gerügt. Das Horn des Aufruhrs
Hört man im Nord und Süd des Landes,
Und ſelbſt von Corſika herüber.

Charlotte.

Nun,
Wie geht es mit der Werbung in
Calvados?

Corbigni.

Trefflich, denn aus allen Winkeln
Der Normandie ſtürzt jeglicher hervor,
Das ſchwarze Regiment des Marat zu
Verwüſten. Tauſend ſtrömen an
Zu Tauſenden, als wüchſen aus der Erde
Die Helden. Freilich der Convent
Zieht ſeine Revolutionsarmee heran;
Jedoch was mögen Sklavenlegionen wider
Zehn freie Calvadocier verrichten?
Ein Tagelöhner iſt mein Nachbar, und bei ihm
Die nakte Armuth ſelbſt zu Hauſe, denn
Sein ganzer Reichthum iſt ein ſchmuziges
Zerlumptes Bett, ein mürber Stuhl, ein Tiſch.
Er hört von dem Triumph der Jakobiner,
Von den verdammten Deputirten;
Und, eine Thrän' im Auge, läuft er flugs
Zum Juden, tauſcht ſich für ſein Hausgeräth
Und ſeinen Taglohn eine Flinte ein,
Um gegen die Pariſiſchen Deſpoten

Ins Feld zu gehn. — Fürwahr ein Zug, der nur
Republikanern eigen iſt!

Charlotte.

So iſt denn, was
Ich ahndete, erfüllt — der Bürgerkrieg
Entſchieden! Brüder werden ihre Brüder
Ermorden, Väter ihre Söhne! ô Corbigni,
Und dieſes Unheils Schöpfer iſt ein einzger Mann!
Ein Marat! Wider dieſen einen ziehn
Die Tauſende ins Feld? Kann denn der Eine
Durch Einen nicht bezwungen werden? iſt
Er denn ein Gott?

Corbigni (lächelnd.)

Zum wenigſten
Ein mächtger Satan, welchen hunderttauſend
Bewehrte Arme, und Kanonenheere
Umſchanzen. — Doch,
(indem er ihre Hand ergreift und ſie an ſeine Lippen drückt)
Charlotte, hab' ich Ihnen
Nun nicht genug erzählt? Charlotte, haben
Sie denn für mich nicht eine Botſchaft?

Charlotte.

Daß neulich in dem lezten Aufſtand der
Pariſer auch mein Vetter Robert
Ermordet wurde, wiſſen Sie ja ſchon.

Corbigni.

Der arme Robert!

Charlotte (mit einer Thräne.)

Ach, es war ein sanfter,
Ein guter Junge!

Corbigni.

War es, und er ist
Im Tode noch beneidenswürdig, denn
Charlottens Auge weint um ihn.

Charlotte.

Ich liebte
Den Vetter, wie man einen Bruder liebt.

Corbigni (heftet einen schwärmerischen Blik auf sie.)

Charlotte, was gäb' ich um diese Liebe!
Charlotte, nehmen Sie für Robert mich.
Ich bin Ihr Robert; Roberts Geist in mir,
Sein Herz in dieser Brust gehör ich Ihnen ganz.

Charlotte (mit einem starken Blik.)

Corbigni, lassen Sie mich los. — Was wollen Sie?
Lieb' ich Sie nicht? — Doch Robert? — ach, er ist
Zu tief mit mir verwandt. Er war
Der Engel, der in meinem Kindheitstraume
Um mich geschwebt; durch tausend liebliche
Begebenheiten an mein Herz gedrängt,
Kann ich unmöglich ihn vertauschen. Nein,
Corbigni, tauschen kann ich nicht!

Corbigni (niedergeschlagen.)

Charlotte,
So wär' ich Ihnen nichts? gar nichts? so soll

Ich

Ich ein Verſtoßner bleiben? O, Charlotte,
Das können Sie nicht wollen.

Charlotte.

Lieber,
Wir bleiben Freunde. Sie ſind ja
Wohl eines ſchönern Weibes ganzer Liebe werth,
Warum nicht meiner Freundſchaft? Sehn Sie mir
Ins Auge! Her die Hand. Wir bleiben Freunde.

(Pauſe. Corbigni ſtarrt zur Erde nieder. Charlotte betrachtet ihn mit Theilnahme.)

Warum ſo traurig? Bin ich Ihnen
Nicht herzlich gut? Sie ſind ein edler, blühender,
Geiſtvoller Mann; wo iſt das Weib,
Das Ihnen böſe wäre?

Corbigni (mit ſanftem Schmerz.)

O Charlotte, Sie
Verſtehn mich, haben längſt es ſchon
Verſtanden, was dies Herz von Ihnen bettelte, —
Und wollen dieſes Betteln nicht verſtehn.
Ich habe nie ein Weib geliebt; wo andre Männer
In Raſerei vor einem ſchönen Bilde
Erglühten, wo ſie ſchwärmten, blieb ich Eis.
Es hingen Weiber ſich an meinem Arm,
Es ſchwazten ihre Augen, ihre Lippen mir
Von Paradieſen vor, die andre taumeln machten,
Nur meinen Kaltſinn nicht aufthauten.
Charlotte, all' erſchwangen nicht
Das ſtolze Ideal, das mich begeiſterte,
Was meinen Träumen Leben, meinem Herzen

Der Tugend reizenden Enthuſiasmus gab.
Ich ſahe nirgendswo Charlotten!

Charlotte (erröthend.)

Corbigni!

Corbigni.

Nun, es iſt geſchehn; gethan hab' ich
Das märternde Bekenntniß. Haſſen Sie
Mich oder lieben Sie dies Herz, daß Ihnen
Allein nur ſchlägt. Ich bin gefaßt. Der Bettler
Muß ja zufrieden ſeyn, wenn er nur einen Sous
Erhält, ob er des Nachts gleich Millionen träumte.
Noch eins! Ich habe auch bei Ihrem Vater
Um Ihre Hand gefleht. Er küßte mich,
Und gab mir ſeinen Segen.

Charlotte (verwirrt.)

O Corbigni,
Was wollen Sie? Ich kann, ich werde Sie
Als Weib nicht ſelig machen; denn ich bin
Ja eine Schwärmerin, das wiſſen Sie.
Ich leb' und webe jezt mit meinem Geiſte
In einer andern Region. Nicht wahr,
Es iſt recht lächerlich? Allein kann ich dafür,
Daß mich Erziehung, Temperament
So ſeltſam ſtimmten, daß ich in der Welt
Nichts Gröſſres, Schönres, als die Freiheit
Des Vaterlandes kenne? daß ich aus der Art
Der Weiber ſchlage, und mich alles das,
Was Weiber lieben, nicht entzükt? Corbigni,

Ich

Ich bin nicht Ihrer Liebe werth. — Doch bin
Ich Ihnen herzlich, herzlich gut. Wir wollen
Davon nicht weiter sprechen.

Corbigni (schmerzhaft.)

Gut, ich schweige.
Doch wenn ich schweigen soll, muß ich
Sie niemals sehn. Den Feuerbrand
Der Liebe warfen Sie mit eigner Hand
Mir in das Herz. Er zehrt und nagt,
So lang er Nahrung findet. Lassen Sie mich gehn,
Denn ich will schweigen.

Charlotte (hält ihn.)

Schwärmer! Ungestümer!

Corbigni.

Denn schwiege gleich mein Mund, so würde
Ein hohles, trübes Auge Ihnen plaudern,
Wie weh es thut, all seinen goldnen Träumen
Valet zu sagen; o so würde die Verwesung
Nicht schweigen, die vom Herzen
Hinaufschleicht durch die Adern in die bleichen
Verfallnen Wangen. — (Pause.) Lebe wohl,
Charlotte! Wimmern will ich nicht vor Dir,
Ich bin ein Mann, und in der Schule
Des Trübsals auferzogen.

Charlotte (lächelnd.)

Seltsam, spielen wir
Nicht einen tragischen Roman? Corbigni, sind

Sie

Sie wirklich Mann, ſo laſſen Sie von dieſen
Fatalen Grillen los. Wer will in ſolchen
Verhaßten Zeiten, wie die jetzigen,
Die Hochzeitfakkel zünden? — Ich liebe Sie;
Sie wiſſens — aber in dem Catechismus
Der Liebe heißts: du ſollſt nur einen Gott
Anbeten, jeden Abgott meiden! — Hören Sie? —
Republikaner, Deine Braut, Dein Gott, iſt
Die Republik!

Corbigni.

Bei Gott, Sie ſind das wunderbarſte
Geſchöpf, was je mein Auge ſah.
Verſchmolzen ſieht man hier die Ideale
Verführeriſcher Weiblichkeit und Mannheit. In
Dem ſchönſten Gliederbau die Brutusſeele!
Und eben die Originalität
Macht mich zum Narren oder Helden.
Ein Mittelgang iſt hier unmöglich.

Charlotte (ihn mit großen Augen betrachtend.)

Wie?
Zum Helden ſagten Sie? (Pauſe.) Ich will — nein
ruhig. —
Sie könnten freilich — aber, Sie lachen ſchon. —
O Lieber, ehrlich ſag' ichs Ihnen, glauben Sie,
Ich bin für dieſe Welt nicht. Allenthalben
Erblik ich ſeltſame Figuren, die,
Mich nicht verſtehn. Die Sprache meines Geiſtes
Iſt fremd den Geiſtern dieſer Welt; man lächelt

Wenn ich von ernſten, wichtgen Dingen rede;
Und zieht die Stirn in weiſe Falten oder
Quält ſich mit Angſt und Sorgen, wenn ich ſcherze.
Ein groſſer Einfall, der durch meine Seele rollt,
Corbigni, der Vergötterung würdig iſt er!
Sie ſtarren mich verwundert an? — Sie ahnden
Von allem nichts! (Sie führt ihn auf die Seite.) Corbigni,
Ich ſchätze Sie, doch eine ungeheure Kluft
Sperrt zwiſchen Achtung ſich und Liebe!
Und Liebe wollen Sie? Ich kann ſie Ihnen
Geloben, wenn — (ſie ſieht ſich ſchüchtern um) Was ſa-
gen Sie?
Man könnte horchen? — Ja, Corbiani,
Ich ſchwöre Ihnen Liebe! Liebe, wie ſie nie
Ein Weib dem Manne gab. (Heftiger.) Ich ſchwöre
Ihnen,
Was nie ein Weib dem Manne ſchwur,
Den gränzenloſeſten Gehorſam, Treue,
Ergebenheit; und daß ich alle meine Stunden
Für Sie nur leben will; daß jegliche Minute
Ich ſorgen will, den Himmel hier auf Erden
In meinen Armen Ihnen zu bereiten —
(ſie zieht ihn näher an ſich)
Corbigni, hören Sie mich an —

Corbigni (geſpannt.)

Charlotte!

Charlotte (glühend.)

Gab die Natur mir Körperſchönheit, Mann,
So blühe jeder Reiz für Dich, ich will ihn hegen

Und pflegen, daß er nie veralte, daß er Dich
Als Greis einſt noch entzükke; oder hat
Der Himmel mir Verſtand und Wiz verliehn,
Ich will die ſchönen Gaben alle nur
Zu Deiner Seligkeit verſchwenden; ja,
Ein Paradies ſollſt Du an meiner Hand
Empfangen — aber — (unruhig) aber —

Corbigni (ſeinen Arm um ſie werfend.)
Charlotte! Unbegreifliche!

Charlotte.
Geduld,
Zu dieſem großen Gang bedarf es eines Führers.
Ich bin im Augenblik zurük. Geduld!
(Sie reißt ſich aus ſeinem Arm und verläßt ihn.)

Corbigni (mit der Sprache des Entzükens in den Mienen ſtarrt er ihr nach — taumelt einige Schritte vor und hebt die Hände gefalten empor.)
Mein Gott! Charlotte liebt mich! Liebt mich!
Ich ringe mit den Engeln jezt
Ums höchſte Gut, und mein wird ſeyn
Der Preis! — Ha, mag das Vaterland
Doch immerhin zuſammenſtürzen, mögen
Die deutſchen Adler immerhin die Beute
Erobern, bleibt nur eine Hütte noch
Für mich und für Charlotten, o ſo ſpotte
Ich ſtolz der Erdengötter Herrlichkeit,
Des Lorbeers der Unſterblichkeit! —
(Pauſe. Er verſinkt in tiefes Nachdenken.)

Allein,

Allein, ſie bleibt mir doch ein Räthſel;
Die plözliche Verwandlung deutet
Auf einen Hintergrund, den ich nicht kenne!
Corbigni, jauchze nicht zu früh. Sie fodert
Für ihre Liebe einen Preis, der wirklich nicht
Gemein iſt, einen Preis, den Du vielleicht
Nicht geben kannſt!

III.

Corbigni und der alte Corday.

Corday.

Wo iſt Charlotte?

Corbigni.

Sie kömmt ſogleich zurük.

Corday.

Was ſagt ſie?

Corbigni.

Ich bin nicht ohne Hoffnung.

Corday.

Glaubt' ichs doch!
Ein Mädchen ſey auch immerhin verſtekt,
Die Liebe demaskirt ſich doch.

Charlotte (kömmt langſam zurük.)

Corday (lächelt.)

Nun, Kinderchen,
Ich bin hier überflüßig; hatt' es auch einmal

Nicht gern, wenn ſich ein ungebetner Dritter
Zu mir und Liebchen drängte. He, he, he!
Macht was Ihr wollt, ich geb' Euch freies Spiel.
(Er geht zu Charlotten und drükt ihr die Hand.)
Nun, Tochter, denke dran, Dein Vater
Hat ſeinen Robert in Paris verloren,
Gieb Deinem Vater einen Robert wieder! (geht ab.)

Charlotte (nähert ſich dem Corbigni.)
War Robert nicht Ihr Freund?

Corbigni.
Mein Freund,
Mein Schulkamrad, mein Bruder.

Charlotte (zieht Roberts Bild hervor.)
O, ſehn Sie hier die ſchönen, ſanften Züge,
So treffend, wie ſein Bild im Spiegel.
Kein Arges war in ihm zu finden; Sanftheit
Der Taube, Lammesunſchuld war ſein Eigenthum.
Dies Auge, predigt es nicht reine Liebe?
Und dieſer matte Zug, die himmliſche
Gelaſſenheit im lauten Sturm des Lebens?
Man muß ihn liebgewinnen dieſen Heilgen.

Corbigni.
Ich liebt' ihn ſehr. Ich kann es noch nicht glauben,
Daß er ermordet ward.

Charlotte.
Erwürget ward dies Lamm;
Es iſt gewiß. Zwei Briefe von Paris

Erzählen ſeinen Tod. Er fiel durchs Meſſer
Der Henkerbande Marats!

Corbigni.

Schändlich!

Charlotte.

Wie mancher Robert ward durch den Tyrannen von
Paris ſchon hingeſchlachtet! ach, wie mancher
Wird noch den Hals vor dieſem Bluthund beugen!
Sie ſagten mir vorhin, daß viele Tauſende
Der Calvadocier beſchloſſen, wider
Paris zu ziehn, die Schmach des Vaterlandes
Zu rächen; ſagten mir, die Fahnen
Des Aufruhrs wehten ſchon in Norden und
In Süden Frankreichs. — Und dies alles
Um eines einzgen Mannes willen, der
Das Land zerſtört! — Corbigni,
Warum das Blut ſo vieler braven Franken
Für dieſen Einzigen? Ein Bürgerkrieg iſt ſchrecklich;
Er liegt ſchon vor der Thür; noch iſt es Zeit,
Durch eine groſſe That ihn zu verbannen.
Corbigni, ſehn Sie mir ins Auge! faſſen Sie
Den groſſen Plan nicht, der ſich vor uns aufrollt?

Corbigni (tritt zurük und ſtarrt ſie an.)

Charlotte.

Mag immerhin der Arm des wüthenden
Europa draußen an den Felſenſäulen

Der Frankenrepublik ſich müde rütteln —
Wir lächeln dieſes Siſiphusbemühens. Frankreich
Steht unerſchütterlich in ſeiner Freiheit, und
Der Lorbeer glänzt nur um ſo ſchöner, um
So blutiger er glänzt. Allein der Bürgerkrieg,
Der Bürgerkrieg, Corbigni, iſt Verweſung
Des Staats; ein Gift, das dieſen blühnden Körper
Von innen aus zerſtört; die Banden
Zerfrißt, die ihn umfaſſen, und die Theile
Des ſchönen Ganzen aus einander treibet.
Wer iſt der Arzt, der Frankreich rettet?
Ich will ihn lieben, will anbeten ihn
Wie meinen Gott!

Corbigni (ſchaudert vor einer Ahndung.)

Charlotte.

Sie werden blaß? Nun freilich, ein
Vermeſſner Einfall iſts, den Arzt zu ſpielen.
Allein die Rolle iſt ſo ſchön, ſo herrlich, wie
Auf dem Theater dieſer Welt ſie ſelten nur
Geſpielt wird. Ja anbeten will ich
Den Mann, der mit dem Rieſengeiſt
Des Brutus aufſpringt, unerſchrokken die
Mordbrenneriſche Fakkel ausbläſt, die
Den Hütten und Palläſten Frankreichs ſchon
Entgegenlodert; der mit ſeiner Eiſenfauſt
Den tauſend Bürgern die geſchwungnen Dolche
Entwindet, Brudermord verhütet; der
Das Leben vieler Tauſend, Tauſend rettet!

Anbeten will ich ihn, will ſeine Braut,
Will ſeine Sklavin werden, denn er iſt
Befreier meines Vaterlandes!

(Sie ſieht ſich ſchüchtern um, ſchließt ſich dann näher an Corbigni.)

Hören Sie,
Corbigni, eine einzge große That macht mich
Zur Ihrigen.

(Sie führt ihn auf eine andre Stelle des Gartens.)

Hieher, man könnte uns
Behorchen. Eiferſucht und Tyrannei
Hat allenthalben ſeine Ohren! (Feierlich.) Brutus!
Corbigni-Brutus!

(Sie betrachtet ihn mit forſchenden Augen.)

Corbigni (ſtammelnd.)
O, Charlotte, ſagen Sie,
Was wollen Sie mit mir?

Charlotte (feierlich und leiſe.)
Ich ſagte doch
Vorhin, daß ich Sie achte, aber noch nicht liebe,
Daß zwiſchen Achtung ſich und Liebe
Noch eine ungeheure Kluft ausdehne. Füllen Sie
Die Kluft mit eines Ungeheuers Leichnam,
Und liebend ſtürz' ich mich in Ihren Arm!
Verſtehn Sie mich? (Sie zieht ein Meſſer hervor.)
Da! nehmen Sie!
Es gilt ſtatt des Verlobungsringes.

Corbigni (zurükfahrend.)
Charlotte, was? mit einem Meuchelmord
Beladen willſt Du mich zum Bräutigam?

Charlotte (mit wilder Freundlichkeit.)
Nun was denn? Meuchelmord? nennt man
Den Tödter einer Schlange Meuchelmörder?
Iſt Marat mehr, als eine Otter,
Die an des Vaterlandes Herzen naſcht?
Corbigni-Brutus, Dolche dem Tyrannen
Ins Drachenherz, und dann an Deiner Bruſt
Dies Weib. (Sie ſinkt an ſeinen Hals nieder.)

Corbigni (in einem fürchterlichen Kampf.)
Charlotte, nein, um Gotteswillen,
Was willſt Du?

Charlotte (koſend.)
Einen Brutus lieben!

Corbigni (ſtandhaft.)
Wohl, alles! einen Meuchelmord nur nicht!

Charlotte.
Iſt es ein Meuchelmord, wohlan, ſo iſt
Auch Meuchelmord wohl der Vergötterung
würdig.
Friſch auf, Corbigni!

Corbigni (zurüktretend, ſtolz.)
Kommen Sie
Von Ihrer Schwärmerei zurük!

Charlotte (ihm Hoheit entgegenbietend, nach einer Pauſe.)

Ich habe
Mich fürchterlich verrechnet; einen Mann
Träumt' ich in Ihnen mir — Sie ſind nur kaum
Ein Knabe. Gehn Sie doch, Ihr Elephantenſchädel
Beherbergt leider einen kleinen Tropfen
Gehirns nur. Gehn Sie doch. Sie, armer Schelm,
Sie frieren heftig; dacht' ich doch nicht daran,
Daß unter dem erhabenen Gedanken ſchon
Ihr frommes Blut zu Eis gerinnen mögte.

(Sich mit Verachtung von ihm drehend.)

Pygmäen ſpielen mit des Rieſen Keule;
Mit Federwiſchen fechtet, aber laßt
Die Eiſenkeule ruhn!

Corbigni (bitter.)

Wir haben Beide uns
Betrogen mit einander. (Wirft ihr das Meſſer vor die Füße.)
Gehn Sie nach
Italien; dort iſt das theure
Banditenvaterland. Der beſte Bravo
Sey dort ihr Bräutigam. Adieu, Charlotte!

(Geht fort.)

Charlotte (geht langſam durch den Garten; ihr Buſen ſteigt und fällt in fürchterlicher Unruhe. — Sie geht nach einer Weile zurük, und hebt das Meſſer wieder von der Erde auf.)

Wahrhaftig, wer da ſagt, die Männer ſind
Das ſtärkere Geſchlecht, der iſt ein Lügner.
Nennt die Geſchichte uns nicht Weiber,

Die rieſenhaft der Männerallmacht trotzten?
Scholl nicht Jahrhunderte entlang der Lobgeſang
Auf Jaels Heldenthat, als ſie
Den Siſſera erſchlug? Nennt ſie ihr Volk
Wohl eine Meuchelmörderin? —

(Ein großer Gedanke geht durch ihre Seele.)

Ich bebe nicht!
Hier ſchlägt kein welkes Männerherz,
Das vor der wahren Größe Sonnenſtrahl
Zuſammenſchrumpft!

(Sie fällt im Enthuſiasmus auf die Kniee nieder.)

Ich ſchwör' es Dir, ich ſchwör es,
O Vaterland, wenn Männer ſclaviſch zittern,
Und ihre Feigheit hinter Ehre, Tugend,
Religion verſchanzen, um nicht mit des Lebens
Gefahr dich zu erlöſen, Vaterland,
So zittern deine Töchter nicht! — Ich zittre nicht!
Ich zittre nicht! Es iſt ein großes, ſchönes Werk
Vor mir. Ich will das Leben vieler Tauſend
Von deinen Kindern retten; — will!

(Sie ſteht auf und geht überlegend vor ſich hin.)

Corbigni iſt des großen Namens eines
Republikaners nicht mehr werth. — Calvados,
Wirf deine Waffen hin, umarme deine Brüder,
Die du bekriegen willſt, denn Marat-Siſſera
Fällt unter deiner Jael Dolch! — Corbigni
Liebt mich nicht, denn er liebt das Vaterland
Ja nicht. Elende Menſchen, die um eines
Weiblichen Kuſſes willen zärtlich girren,
Empfindſam einer Mükke Tod beweinen,

In Trauerſpielen und Romanen
Die Leidenden bejammern, und die ſteinern
Beim Trübſal ihres Vaterlandes — deklamiren.
Auf, auf! zu Barbaroux! (Ab.)

IV.

(Oeffentlicher Plaz in Caen.)

Volksgetümmel. Nationalgarden.

Ein Gardiſt.

Ja, ja! nur Muth! ſie ſollen ihr Paris
Nicht wiederſehn!

Ein andrer.

Ihr Bürger von Calvados, die
Municipalität will Eure Stimme haben, ob
Man die Geſandten des Convents,
Die Marat ſchikt, uns all' in Acht und Bann
Zu thun, und unſre Deputirten nach Paris
Zu holen, ob man ſie verhaften, oder
Sie ziehen laſſen ſoll?

Volk.

Verhaften! ja verhaften!

Ein Gardiſt.

So dächt' ich auch. Was ſchiert uns der Convent?
Wir haben nichts mit ihm zu theilen, ſeit
Er unſre Stellvertreter niedertrat.

(Ein dumpfes Gemurmel im Volk entſteht. drei Pariſer Conventscommiſſare mit Gefolge treten auf. Sie wollen über die Straße gehn, das Volk verrammelt ihnen den Weg.)

Ein

Ein andrer Gardiſt.

Seht da, drei Schurken von Paris, die der
Convent ſchikt.

Stimmen im Volk.

Halt! die Commiſſare! halt!
Laßt ſie nicht durch! ſie ſollen Rede ſtehn!

Lautes Geſchrei des Volks.

Halt! halt! die Commiſſare von Paris!
Sie ſollen ſtehn! ſie ſollen Rechenſchaft
Uns geben.

Ein Gardiſt (zu den Conventscommiſſaren.)

Hören Sie das Volk nicht?

Ein Conventscommiſſar.

Wir gehen zur Municipalität; wer hält
Uns auf?

Das Volk (durch einander ſchreiend.)

Wir! wir! — was wollt Ihr in Calvados?
Nein, die entflohnen Stellvertreter liefern
Wir Euch nicht aus! — Wir gehen nach Paris!

Conventscommiſſar.

Was iſt das? Ehrfurcht den Geſetzen! oder
Seyd Ihr Ariſtokraten? wie? ſind Euch
Nicht der Convent und ſeine Boten heilig?

Stimmen im Volke.

Nein! nein! jezt nicht mehr; der Convent
Iſt eine Schurkenbande! Er, er hat

Calvados und die halbe Republik
In unſern Stellvertretern tief beleidigt.

Conventscommiſſar.

So laßt mich reden. Nur ein Wort. Ihr ſeyd
Betrogen! nur ein Wort und Euer Wahn
Iſt aufgelöſt. Ihr ſeyd betrogen!

Ein Gardiſt.

Still, Bürger, ſtill, wir wollen ihn doch hören!

Stimmen im Volke.

Still! ſtill! wir wollen hören, was
Er vorzubringen hat.

(Das Volk ſchließt einen Kreis um die Commiſſaren. Eine Todtenſtille wird herrſchend.)

Conventscommiſſar (wirft einen mitleidigen Blik auf die große Verſammlung.)

Ihr dauert mich,
Ihr braven Bürger von Calvados! denn
Ihr ſeyd verführt! Wahrhaftig, Männer da, wie Euch,
Bedarf die Republik, um frei zu ſeyn;
Die Normandie iſt noch das Vaterland der Helden! —
Warum zürnt Ihr auf uns, die wir
So brüderlich Euch lieben. Glaubt mir, jene
Repräſentanten, welche der Convent verfolgt,
Sind Staatsverräther, und ſchon darum, weil
Sie Euch auf die Pariſer hezzen, Bürgerkriege
Anzetteln und zum allgemeinen Aufruhr blaſen,
Um in der Anarchie lebendig zu entrinnen.

Gardist.

Des Vogel pfeift gar lieblich! hört doch weiter!

Conventscommissar.

Fürwahr, ein edler Mann, den nicht der Schlangenbiß
Des folternden Gewissens brennt, sieht ruhig
Dem Richter ins Gesicht; die Sünde nur
Wird roth und scheut der Offenbarung Licht.
Warum entflohen denn die frommen Helden,
Wenn eine böse Ahndung ihnen nicht
In allen Adern pochte? — Vor dem Tribunal
Des Teufels selber kann die Unschuld lächeln —
Allein sie warens, die der Republik
Den Untergang geschworen; ihre Ehrlichkeit
War längst durch goldne Pillen von Berlin
Und London hingerichtet; ihre Kehlen hatten
Längst Pitt und Braunschweig abgepachtet.
Sie warens, die allein sich der Verdammung
Des Ludwig Kapet noch entgegenbäumten,
Indeß die ganze Nation den Königstod
Mit Ungestüm verlangte. Sie nur warens,
Die in den Mittagsgegenden von Frankreich
Rebellen fütterten, und brave Patrioten
Zur Guillotine schleppten; die Bourdeaux,
Marseille und Toulon an Engeland
Für schweres Geld verschacherten; die an.
Die Spitze der Armeen Henker stellten, oder,
Verräther wie Miranda, Dümourier, die mit
Der einen Hand die schönen Magazine
Der Republik vergeudeten, zerstörten,

Und mit der andern unſern Feinden die
Eroberten Provinzen ſchenkten. Lange, lange
Sind wir durch ſie getäuſcht, und lange ward
Des Volkes Adlerblik durch ſie geblendet. —
Jezt iſts vorbei, der Vorhang iſt zerriſſen,
Und Ihr nur, brave Calvadocier, nur Ihr
Hängt noch in ihrem Garn!

Einige im Volk.

Das lügſt Du! wir
Sind frei! frei ſind wir! aber Ihr,
Pariſer, hängt mit Euern Hälſen in
Den Dohnen der verfluchten Jakobiner!

Conventscommiſſar.

Die Jakobiner ſind des Vaterlandes
Schuzengel; lieben Euch, wie Brüder!
Ergebt Euch alſo den Geſezzen. Lieſert
Die flüchtgen Schurken aus.

Das Volk (tumultuariſch.)

Nein, nimmermehr!
Wir gehen nach Paris. Wir wollen den
Convent ausmiſten mit den Bajonetten.

Conventscommiſſar.

Weh Euch, wenn Ihr das frevelhafte Wort
Zu Thaten werden laſſet; ſeht, ganz Frankreich
Wird den Convent beſchüzzen, jeder Patriot
Euch ſeine Bruſt und ſeinen Dolch entgegenwerfen.
Beſinnt Euch! zielet nicht aufs Herz

Der Republik, denn Ihr durchstoßet Euer eignes!

(Lautes Gelächter im Volk.)

O spottet nicht!

Ein Gardist.

Wir spotten, ja wir spotten der
Pariser und laut spottet Frankreich mit uns.
Paris ist eine Eiterbeule an
Dem schönen Körper unsrer Republik.
Wir wollen sie vertilgen. Höre was
Das zürnende Calvados spricht:
Wir rächen Frankreich an Paris! erstaunt
Soll einst der Wandersmann mit seinen Augen an
Der Seine Ufern jene Stelle suchen,
Wo ehedem Paris gestanden, und er soll
Sie nicht entdekken!

Das Volk (lärmend.)

Bravo! bravo! Vivat
Die Republik! Verderben auf Paris!

Gardist.

Jezt, Ihr Gesandten des unseligen Convents,
Jezt geht, wohin Ihr wollt, und saget allen
Was Ihr gehöret habt!

Conventscommissar (mit Hoheit.)

Ich glaubte in
Dem patriotischen Calvados mich zu finden,
Bei Gott, ich bin in die rebellische Vendee
Gerathen.

Einige im Volke.

Der Jakobiner läſtert auf Calvados!
Schmeißt ihn doch nieder.

Ein Kerl (ſpringt vor.)

He zum Geier, ſeht,
Zwei funkelnagelneue Strikke für
Die Galgenvögel. Faßt ſie! greift doch an!

Die Conventscommiſſare (ziehn die Degen.)

Gewalt! Gewalt!

Das Volk (ſchreiend.)

Haut nieder! Jakobiner!
Ihr Blut das erſte Opfer für die Schande von
Calvados! Macht ſie nieder!

Ein Conventscommiſſar.

Wir verkaufen
Das Leben theuer! keiner trete einen Schritt
Uns näher!

(Lautes Getümmel des Volks.)

Ein Gardiſt (zielt mit der Flinte auf ſie herüber.)

Wimpfen (ſpringt vor und ſchlägt die Flinte zurük.)

Halt! was ſoll das? Calvadoſier,
Zeigt Euern Heldenmuth auf beſſre Art.
Pfui! tauſend gegen dreie!

Die Conventscommiſſare (drängen ſich an Wimpfen.)

Retten Sie
Uns, Bürger, denn das Volk iſt raſend!

Wimpfen (ſteht.)

Wer aber hat dies gute Volk zur Raſerei
Gebracht? wer hat die ſchwarze Fakkel
Der Zwietracht angezündet? War es nicht
Die Bosheit des tyranniſchen Convents?
O glaubet, die Tugend iſt kein leerer Lippenſchall,
Iſt nicht des Glükkes Sklavin! Sehen werden
Wir uns bald in den Feldern von Paris
Und Eure Marats vor das Tribunal
Des Vaterlandes ziehn.

Das Volk (tobend.)

Wir werden es!
Ja! wir!

Wimpfen (zu den Conventscommiſſaren.)

Es iſt genug. Begeben Sie ſich zur
Municipalität. Sie werden ſchon erwartet.
Gardiſten vor! bringt dieſe Männer ſicher
An Ort und Stelle.

Einige im Volke.

Wimpfen! Vivat Wimpfen!
Der Held von Thionville führe uns
Ins Schlachtfeld gen Paris!

Noch mehrere.

Ja, Wimpfen
Sey unser General! schreits durch
Die Straßen aus, Ihr Leute! Wimpfen
Ist unser General!

Wimpfen (nimmt den Hut ab.)

Dies schöne Zutraun
Verdien' ich nicht, allein Ihr braven Bürger,
Wer will nicht gern an Eurer Seite fechten?
Ich gebe Euch mein Blut! — Tod den
Tyrannen zu Paris, und Sieg
Der Freiheit!

Das Volk (lärmend.)

Sieg der Freiheit!
Mit Wimpfen in den Krieg der Freiheit!

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

1.

(Gemach der Charlotte Cördan. Auf den Tiſchen liegen Papiere, Zeitungen, Journale und Bücher zerſtreut. Unter einem Spiegel im Vordergrunde ſteht die Büſte des Brutus mit ſchwarzem Flor überhangen.)

Charlotte (in Reiſekleidern, geht in tiefer Unruhe auf und nieder.)

Wie iſt mir? — Warum klopft das Herz ſo ängſtlich?
Woher der Fieberfroſt in allen Nerven?
So war mir nie zu Muth! und grade jezt
Wo ich des meiſten Muths bedarf zum Scheiden!
(Pauſe. Sie ſchaudert zuſammen.)
Der Menſch iſt doch das lächerlichſte Thier
Was unterm Monde geht; gigantiſch droht
Er oft den Himmel einzuſtürmen, und
In eben dem Moment jagt ihn ſein eigner Schatten.
Nein, nein, ſo bin ich nicht, nein, unverzagt
Das ſchöne Werk gethan! ſüß iſt die Ruh hernach. . .
Die Ruhe? — ruhen wirſt du, aber wo?
In England? England iſt ſo fern! ein langer
Strich Landes und ein Meer liegt zwiſchen uns . . .
Das Guillotinenbeil iſt näher und das Grab!

Das

Das Grab? ei nun warum? iſts denn ſo ſchreklich?
Sieht denn dies Auge ſeine eigne
Verweſung an? fühlt's dieſer Leichnam, wenn
Die Würmer ihn beſpeiſen? Lächerlich!
Der Stein im Grabe iſt ein ſanftes Ruhekiſſen
Nach einer großen That! Wohlan, mein Vaterland,
Ich rette dich. — Wir Weiber ſpielen ohnedem
Auf Erden eine ſchlechte Rolle; nur verdammt
Den Männern unterthan zu ſeyn, an Toiletten
Den Leichnam aufzuputzen, Kinder zu gebähren,
Kann unſer längſtes Leben wenig Gutes ſtiften.
Warum ſoll ich dies Leben, dies unnütze Gut
Nicht für des Vaterlandes Freiheit wagen?
Ich bin gefaßt. Das ſchwarze Loos des Todes
Iſt nicht ſo ſchreklich, als man ſagt.

(Eine Wanduhr ſchlägt drei.)

Da ſchlägt es ſchon. Auf, auf, mein Brutus,
Wir wandeln einen Gang.

(Sie langt einen Dolch hervor.)

Hier iſt der Retter
Der Republik, hier, hier die Arzenei
Des kranken Vaterlandes, hier das Werkzeug
Das Hunderttauſenden das Leben ſichert. . . .
Ein kleines Inſtrument; wer ſollte glauben,
Daß es den Ocean der Weltbegebenheiten
Zertheilen würde! —

(Sie tritt vor die verſchleierte Büſte.)

Traure nur, mein Brutus,
Noch iſt dies Land nicht frei; noch würgen

Tyrannen unſre Unſchuld; hungern muß und darben
Der Unterthan; das blanke Gold thut immer
Noch Wunder, ſtiehlt den weiſen Obrigkeiten
Die Brillen von den blöden Augen, und
Tritt das Verdienſt mit Füßen. — Traure nur,
Mein Brutus!

II.

Die Tante blaß und kraftlos wird von zwei weiblichen Bedienten hereingeführt, die ſich ſogleich wieder entfernen.

Tante (mit matter, kranker Stimme.)

Nun, Charlotte, will dich doch
Noch einmahl ſehn. Du biſt ſchon reiſefertig?
Mit mir iſts aus. Mich wirſt du nicht mehr finden
Wenn du von England wiederkömmſt.

Charlotte (gerührt.)

Gewiß find' ich Sie wieder, liebes Tantchen,
Es wird vorübergehn. Befinden Sie ſich heut
Nicht etwas beſſer?

Tante.

Etwas, etwas! aber
Du ſollteſt mich doch nicht verlaſſen, o,
Es iſt von dir ſo grauſam, eine alte,
Verwaiſte Mutter zu verlaſſen, die
So herzlich an dir hängt! —

Charlotte.

Nein, nennen Sie
Mich nur nicht grauſam. Glauben Sie, ich könnte

Mein

Mein Leben für Sie laſſen, aber
Nach England muß ich. Alles ſollen Sie
Dereinſt erfahren : : alles! und Sie werden
Mir dann gewiß nicht zürnen.

Tante.

Hab ich nicht
Schon meinen lieben Robert eingebüßt,
Die Freude meines grauen Alters? Haben ſie
Ihn nicht erſchlagen, einer Mutter ihren Sohn
Erſchlagen? — Ach, er war das Oel, das noch
Mein Lebenslicht ſo lang ernährte. Nun muß es
Erlöſchen. Und es wird mir keines Sohnes Hand,
Und keiner Tochter Hand mein brechend Auge
Zudrükken. Fremde werden um
Mein Sterbebette ſtehn; ach, in der lezten Noth
Werd ich nach Robert ſeufzen und nach dir,
Es wird mein Aug' euch ſuchen, und nicht finden,
Ich werde meine Hände nach euch ſtrekken,
Und leer den müden Arm zurükziehn.

Charlotte.

Wie können Sie ſo düſter ſchwärmen, Tantchen?
Sie ſind ja noch dem Tode nicht ſo nahe, wie
Sie glauben. Freilich war die Hiobspoſt
Von Roberts Tode ſchreklich und entnervend.
Sie haben viel gelitten. Wirklich, Tantchen,
Sie ſehn ſich nicht zur Hälfte ähnlich. Aber ruhig!
Wo bleibt Ihr Heldenmuth in Leiden,
Den Sie ſo oft mir predigten? Ich glaubte,

Sie würden ſtandhaft jedes Unglük tragen,
Und jeglicher Gefahr ins Auge lachen können.

Tante.

O Kind, ſo lange noch für uns die Hoffnung an
Der ſchwarzen Zukunft Schwelle ſteht, und man
Doch endlich noch einmahl für ſo viel Leiden,
Als man getragen hat, Erlöſung hoffen darf
Und Lohn: ſo lange muß man auch den Muth
Nicht fallen laſſen. Aber (weinend) wenn man nun
Sein ganzes, langes Leben unter Sorgen
Und Herzeleid verſeufzt hat; wenn man nun
Ermüdet endlich von der ſchweren Reiſe
Des Lebens ſeinem Grabe zuſchleicht, und
Zum wenigſten noch für den lezten Reſt
Der Stunden Frieden hofft, und auch ihn dann nicht
findet,
O Kind, das ſchmerzt! das ſchmerzt! da hilft
Kein Troſt, kein Muth, denn nichts beſeeligt uns.

Charlotte.

Dann noch das Grab.

Tante.

Ein leidger Troſt, Charlotte.
Das hieße darum leben, darum leiden,
Um allenfalls im Grabe auszuruhn.
Wie? lebt der Menſch nur für ſein Grab? Ach Kind,
Ich habe alles bei mir überdacht, und ſelbſt
Daran gedacht, das hinterm Grabe noch
Ein ſchönres Leben blüht. Allein es iſt doch nur

Ein

Ein ungewiſſer Troſt, den immer Menſchen gaben,
Die noch nicht dort geweſen, den kein einziger
Beſtätigte, der ſchon hinübergina. Ein Troſt,
Den unſre Fantaſie ſich ſelbſt bereitete,
Um in dem Sturm des Elends ſich
Mit dieſem Opiate zu berauſchen, zu betäuben.

Charlotte (mitleidig lächelnd.)
Macht nicht der Hunger immer Dichter, ſo macht doch
Das Elend Philoſophen, Tantchen.

Tante.
Nein,
Ich halte ſelbſt dafür, daß alles, was ich ſchwatze,
Nichts mehr, nichts weniger, als hypochondriſche
Geburten meiner ſchwarzen Laune ſind.
Ich wills ſo gern nicht glauben, um mich zu
Beruhigen, allein ich kann nichts anders denken,
Nicht anders träumen, als dies Böſe Einerlei.
Geſetzt, dacht' ich, wenn jenſeits meines Grabes
Auch noch ein Leben herrſcht, in welch m
Mein Geiſt, den ich nicht kenne, weiter geht;
Wer ſteht mir Bürge, daß das Jenſeits
In ſeinem Schooße keinen neuen Jammer trägt?
Denn ohne Bitterkeit iſt nirgends Honig,
Und ohne Thränen, ohne Kummer iſt nur Gott.
Was hätt' ich dann davon? würd' ich mich dort,
Nicht ſo wie hier, nach einem Grabe ſehnen?
Noch mehr, ich geb' es zu, daß drüben

Das Licht ganz ohne Schatten, unſre Freude
Ganz ohne Störung ſey, iſt darum das
Vergangne nicht geſchehn? Hab' ich deswegen
Die Millionen Thränen nicht vorher geweint?
Mich darum nicht gehärmt? — — Ach, laß
Uns davon ſchweigen, liebes Mädchen, du
Verſtehſt mich doch nicht. Laß uns etwas anders
Beſprechen.

Charlotte.

Nein, was Sie da ſprachen, hat
Gerade izt für mich ſehr viel Intreſſe.

Tante.

Für Dich? — Du machſt mich lachen, Kind; in Deinen Jahren
Denkt man an ſo was nicht.

Charlotte (ernſt.)

Ich kann
Vielleicht wohl früher noch, als Sie,
Aus dieſer Welt gehn. Wer hat ſchon der Zukunft
Ins Herz geſehn?

Tante.

Da haſt Du Recht; die Jugend
Beſchüzt nicht vor dem Tod.

Charlotte.

Ich mache mich
Gefaßt, dem ſchrecklichſten Verhängniß mit
Der ſtillſten Miene zu begegnen. Tantchen,

Geben-

Gedenken Sie der Worte: ich kann früher noch,
Als Sie, die Welt verlaſſen!

Tante (lächelnd.)

Siehe da,
Mein Hypochonder ſteckt dich zeitig an.

III.

Corbigni tritt herein.

Tante.

Recht gut,
Corbigni, daß Sie kommen, denn
Die Trennung macht uns beide traurig.

Corbigni (zu Charlotten.)

Alſo wirklich Ernſt? Sie wollen uns
Verlaſſen, und nach England übergehn?

Charlotte.

Vollkommner Ernſt. In einer Stunde bin
Ich unterwegs; ich pflege nie mit ernſten Dingen
Zu ſcherzen.

Corbigni (ihre Hand nehmend.)

Wie, Charlotte, ſind Sie mir
Noch böſe?

Charlotte (ſanft.)

Glauben Sie, daß ich auf Sie
Gezürnet habe? Nein, geſchehen iſt geſchehn.
Ich bin nicht böſe; eher mögt' ich mit

Mir

Mir ſelber grollen, denn wahrhaftig, was
Ich damahls in dem Garten forderte, war ja
Die ärgſte, tollſte Forderung auf Erden. Sein
Sie ruhig. Eins nur bitt' ich. Sagen Sie
Ja keinem Menſchen von dem allen
Ein Wort, was unter uns geſchehen iſt, wenn ich nicht
Vor allen ſchaamroth werden ſoll.

Corbigni (heftig.)

Charlotte,
Sie ſind ein groſses Mädchen; nein,
Sie können mich nicht lieben, o ich fühle mich
So klein! ſo klein! (Mit Ernſt.) Charlotte, ja,
Ich wiederrufe alles wieder, was
Ich ſprach. (Er fährt ſie bei Seite.) Charlotte, o Char-
lotte,
Ich liebe Sie. Mich reiſst kein Menſch, kein Engel
Von Ihnen los. Fuſsfällig Buſse will ich thun,
Abbitten meine Sünden auf den Knieen,
Die ich beging. Charlotte, ſpricht nur noch
Ein Fünkchen Freundſchaft für mich
In Ihrer Bruſt, o ſo verſtoſsen Sie mich nicht.

Charlotte.

Ich bin erſtaunt.

Corbigni (inbrünſtig.)

Nein, ſehen Sie mich an,
Ich bin ein Sünder, der die Reue fühlt.
Ich wage alles, alles, ſag ich Ihnen,
Mir Ihre Liebe wieder zu erobern.

Wo iſt das Meſſer? geben Sie's! ich eile nach
Paris; ich ſtoße es dem Vaterlandesſchänder
Ins Herz, wenn auf der Spitze ſeines Berges er,
Von ſeinen Spiesgeſellen und Trabanten
Umringt, Dekrete giebt.

Charlotte (lächelnd.)
Sie irren ſich,
Es war ein Spas. Ich wollte Ihre Liebe
Nur auf die Probe ſtellen.

Corbigni.
Und ich habe
Die leichte Probe nicht beſtanden! — Und Sie können
Mich nun nicht lieben, müſſen mich verachten.
Ach, falſcher Ehrgeiz hat mich ſchändlich
Verführt. Charlotte, können Sie vergeben?
Sie wären nicht das große,
Das muſterhafte Weib, wenn Sie
Nicht einem Jüngling gern verziehn,
Den ſchnöder Stolz bethörte. — Her, Charlotte,
Das Meſſer her, ich nehm' es gern, als Trauring.
Ich habe alles, alles zu gewinnen,
Nichts, gar nichts zu verlieren. Ja, ich will
Mein Leben zehnfach wagen. Ohne Sie
Mag ich kein Leben.

Charlotte (herzlich.)
Still! ich ſchätze Sie,
Sie ſind ein braver, guter Mann.

Corbigni.

Dies Wort
Von Ihren Lippen hören iſt ſo ſchön, es könnte
Barbaren durch die Flammen jagen, aber
Mir iſt es nicht genug. Ich dürfte einem ſchönern
Bekenntniß Ihres Herzens noch entgegen.

Charlotte.

Verlangen Sie noch mehr?

Tante.

Was habt Ihr denn
Da beide vor?

Corbigni (Charlottens Hand in die ſeinige faſſend.)

Schon daß Sie ſo,
So fragen können, iſt ein ſchrelender Beweis
Für Ihre Kälte, iſt genug mich in Verzweiflung
Und Tod zu treiben. O, Charlotte,
Ich ſchwör es Ihnen, und bei Ehr' und Glük
Und Seeligkeit, ich halte Wort, wenn Sie
Mich wirklich von ſich ſtoßen könnten, wenn
Sie mich vergeſſen, mich verachten könnten,
So will ich ehr nicht ruhn und raſten, bis
Ich meinen Tod gefunden, ſey es in der Schlacht,
Sey's in der Guillotine. Iſt es Ihnen
Vielleicht jezt lächerlich, ſo ſchwör ich Ihnen, über
Vier Wochen lachen Sie nicht mehr.

Charlotte (will zurük.)

Was wird die Tante denken? kommen Sie
Zu ihr.

Corbigni.

Ein Wort nur ſagen Sie mir noch,
Dann will ich ſchweigen. Ach, das einzge Ja
Nur oder Nein auf meine lezte Frage:
Darf ich Verſtoßener noch Liebe hoffen?

Charlotte (freundlich.)

Ja! — — Es wäre unbarmherzig, Ihnen eine arme
Elende Hoffnung wegzureißen. — — Ja!

Corbigni (an ihren Hals ſinkend.)

Charlotte! (Mit Beklemmung.) O Charlotte! Liebe! Liebe!
Ich folge Dir nach England! Leben will
Ich nicht, wo Du fehlſt!

Tante (verwundert.)

Ei, doch! ſeht doch!
Ich denk', es ſind die Leutchen bitter-böſe auf
Einander, und da liegen ſie ſich in den Armen.
Nur zu. Es freut mich ſehr.

Charlotte (verlegen.)

Corbigni,
Was machen Sie? die Tante ſieht uns.

Corbigni.

O mag mich doch die ganze Welt hier ſehn,
An dieſem Buſen liegen ſehen! Ich bin glüklich,
Bin überglüklich! — Soll ich, darf ich Sie
Nach Engeland begleiten? Ja?

Charlotte.

Sie sind
Der Republik Ihr Leben schuldig. Wimpfen
Zieht an der Spitze unserer Soldaten nach
Paris. Sie müssen mit ihm ziehn. Ich will
Das Vaterland um keinen Krüppel bringen,
Geschweig' um einen Mann, wie Sie. Sie müssen
Hier bleiben. Wenn die allgemeine Ruhe
In Frankreich wieder herrscht, komm' ich zurük,
Und dann . . .

Corbigni (entzükt.)
Und dann? . .

Charlotte.

Noch mehr, sobald
Calvados Schmach gerächt ist, können Sie
Nach England gehn, um mich zurükzuholen.

Corbigni.

Ja, das will ich! Marats Sterbestunde sey
Die Stund', in der ich nach Calais und Dover
Hinüber fliege. Marats Sterbestunde!
Und dann — dann sind Sie mein? ja, Liebe, mein?
(Sie in seinen Arm fassend.)
Dies Mädchen mein! o der Gedanke giebt
Mir Riesenkraft. Ich siege unter Wimpfen!

IV.

Der alte Corday kömmt.

Corday (mit Erſtaunen.)
Was ſeh' ich? Habt Ihr endlich Frieden
Geſchloſſen? Bravo! da, da habt Ihr meinen Segen!
(Er umarmt beide und küßt ſie.)
He, was machſt denn Du da, Schweſterchen?
Gieb Dich zufrieden über Deinen Robert;
Hier iſt ein zweiter Robert. Seine Stelle
Iſt gut beſetzt! —

Tante (ſeufzend.)
Der arme Junge ſchläft
Nun ſanft und ruhig ſchon in ſeinem Grabe.

Corday.
Konnt' er wohl eines ſchönern Todes ſterben,
Als wenn er von den Mörderhänden fiel, die keinen
Gerechten leben laſſen?

Tante.
Wahrlich, Bruder, der
Gerechten war er einer! das weiß Gott.

Charlotte.
Nun, Vater, lieber Vater, leben Sie
Denn wohl. Die Scheidestund' iſt da. Wer weiß,
Wenn wir uns wiedersehn.

Corday (ruhig.)
Ich hoffe bald!

Charlotte (ängſtlich.)

Bald? Ja vielleicht recht bald! recht bald!

Tante (weinend.)

Dort! dort ſehn wir uns wieder; hier
In dieſer Welt wohl nicht. Dort, wenn daſelbſt
Das Wiederſehen gilt.

Charlotte (mit Angſt ihren Vater umklammernd.)

O leben Sie recht wohl!
Und bleiben Sie mir gut. Vergeſſen Sie mich nicht!
Behalten Sie mich lieb!

Corday.

Du zitterſt ja?
Was iſt Dir? Scheiden wir auf immer?

Charlotte.

Wie, Vater, wenns auf immer wäre?

Corday (gerührt.)

So fänden wir uns drüben. Keine Thräne will ich
Darüber weinen. — Lebe wohl!

(Er küßt ſie, dreht ſich von ihr ab und läßt eine Thräne fallen.)

Charlotte (geht zur Tante und küßt ſie.)

Ade nun, Tantchen! — heitern Sie ſich auf, damit
Wir uns vergnügter wiederſehn.

Tante (weinend.)

Leb wohl, mein Töchterchen, der Himmel
Beſchirme Dich! leb wohl. — Und nimm Dich fein in Acht.

Es iſt auf Reiſen oft gefährlich. Hörſt Du?
(Sie ſteht auf und umarmt ihre Nichte.)
Mir bricht das Herz! aeh, eile nur, damit
Ich Dich nicht mehr vor Augen habe. Lebe wohl!
Nun warte doch! — ich will zum letztenmahl
Mich noch recht satt an Deinem Halſe weinen. . . .
Und ſchreib, ſobald Du kannſt. Hörſt Du?
Du weißt, ich ängſtige mich ſonſt zu Tode.
(Pauſe. Sie umarmt ſie noch einmahl.)
Nun kannſt Du gehn! . . ſey glüklich!

Charlotte (reicht dem Corbigni die Hand.)
Nun, Corbigni,
So leben Sie denn wohl. Sie holen mich
Von England bald zurük!

Corbigni (ſchließt ſie weinend in ſeinen Arm.)

Charlotte.
Wird Wimpfen nicht
Schon in der andern Woche nach Paris
Marſchiren? Muthig denn! Warum ſo traurig?
(Indem ſie ihn küßt.)
Ade, Corbigni, dieſen Kuß auf Abſchlag bis
Wir uns in England wieder treffen.

Corbigni (hängt ſchweigend an ihr.)

Charlotte (wirft einen wehmüthigen Blik im Zimmer umher und auf ihre Verwandten; — lange Pauſe.)
Nun, Gott befohlen!
(Sie reißt ſich los und geht ab. Corbigni, Corday und die Tante eilen ihr weinend und mit ausgebreiteten Armen nach.)

V.

(Mitternachtsstunde. Ein unterirdisches Gewölbe, von einem Kronenleuchter erhellt. In der Mitte steht ein Tisch, worauf Bouteillen, Tabakspfeifen, Weingläser, Schriften, Zeitungen, Schreibmaterialien verworren durch einanderliegen.)

Pethion, Barbaroux, Guadet, Wimpfen
gehn unter einander auf und nieder.

Guadet.

Was hilfts? wir müssen uns so gut, als vogelfrei
Betrachten; der Convent der Jakobiner
Ist mächtig; Schurken siegen unter allen Zonen,
Schon darum, weil sie Schurken sind; die Waffen
Der Ehrlichkeit verlieren allenthalben.
Was mich betrifft, so bin ich ruhig.

Barbaroux.

Kamerad,
Sie haben eine traurige Maxime.
Wie? Vogelfrei mich halten? Nein, beim Himmel,
Dagegen bäumt sich mein Gewissen und
Mein Stolz auf. Vor Paris und tausend Marats
Verzag ich nicht. Marseille und Toulon,
Lyon, Bourdeaux, Calvados, und zur Noth
Auch Gaston mit der christlichen Armee
Beschützt uns und die Freiheit. (Trinkt.)

Wimpfen.

Wie gesagt,
Ich laß' es auf das Aeußerste gerathen.
Was kann der Mensch befürchten, wenn der Tod
Für ihn nicht furchtbar ist?

Guadet.

Das ſag' ich auch.

Wir mögen nun auf weichem Dunenbette oder
Im Schlachtgewühle oder von der Guillotine
Den Tod empfangen, alles einerlei!
Was haben wir zu hoffen, wenn
Wir ruhig unſre Aekker bauten, und das Feuer
Am väterlichen Heerde nährten?
Den Tod! — was haben wir zu hoffen, wenn
Wir an der Spitze einer halben Million
Die Welt eroberten? den Tod! — Wir mögen
Auf Thronen ſitzen, oder an der Krükke
Des Bettlers ſchleichen, allenthalben
Begegnet uns der Tod. Wohlan, ſo wollen
Wir ihn erwarten, denken, daß in dieſen
Verwirrten Händeln unſer Leben dran geht.
Wir wollen, da man uns verſtößt,
Uns nun in unſrer Größe zeigen; wollen
Das halbe Frankreich wider Frankreich
Zu Felde führen, Bürgerkriege
Zuſammenſpinnen, daß der Nachwelt, wenn
Sie die Geſchichte lieſt, die Haare
Gen Berge gehen ſollen.

Barbaroux.

Wehe unſerm Lande!

Guadet.

Freund, keine Revolution iſt ohne Blut
Vollbracht.

Barbaroux.

Die Schurken müſſen fallen.

Guadet.

Sie wollen ja von keiner Ordnung wiſſen,
Sie wollen keinen König, kein Geſetz,
Wohlan, ſo laßt ſie uns mit gleichen Waffen
Bekämpfen, alles ſo verwildern, daß
Der Vater ſeinem Sohn, die Mutter ihrer Tochter
Nicht mehr vertraut. Es fließe Bürgerblut
Wohin man ſeinen Fuß ſetzt. So gedeiht
Die Freiheitspflanze endlich.

Barbaroux (lachend.)

Guadet, Sie
Sind ja mit einemmahl zu einer
Blutdürſtigen Philoſophie getreten.

Guadet.

Wahrhaftig, wenn man ſeine Reſidenz
In Kellern aufſchlägt, ſo wie wir; wenn man
Zuletzt nur die Verzweiflung noch und Schande
zum
Gefährten hat, ſo ſpreche einer anders.
Und überhaupt, wir leben alleſammt in einer
Seltſamen Zeit, wo Fragen aufgeworfen werden,
Die vor Jahrhunderten kein Menſch beahndete;
Man lebt in grauſen Widerſprüchen mit
Der ganzen Welt und mit ſich ſelber.
Man wirft die Könige vom Thron, und ſalbt
Sich Räuber zu Beherrſchern. Predigt Menſchenrechte,

Ein

Ein jeder Bauerknabe ſpielt den Philoſophen,
Und ſchlachtet menſchenfreundlich Vater, Bruder
Und Schweſter. Ja, beim Himmel, wär'
Ich abergläubig, ſeht, ſo wollt' ich ſchwören,
Die Zeit des Antichriſtes ſey vorhanden, oder
Der jüngſte Tag ſey vor der Thür.

Alle (lachen.)

Barbaroux.

Nur ruhig! ruhig! leiſe aufgetreten,
Damit der Tyger nicht erwacht.

Wimpfen.

Der Tyger nicht
Erwacht? Er ſoll erwachen. Dreißig
Bis vierzigtauſend Mann ſind unter Waffen,
Mit mir den diebiſchen Convent zu fegen.
Das halbe Reich iſt aufgewiegelt. Freunde,
Die fürchterliche Stunde naht heran, wo ſich
Die Krankheit brechen ſoll. Laßt uns,
Eh der Tumult beginnt, den Plan entwerfen,
Wie wir uns dann begegnen müſſen. Weg,
Mit allem eiteln Wortkram, denn ein Spielwerk
Iſts nicht, das vor uns ruht. Ein ganzes Königreich
Hofft auf Erlöſung, und wir ſind verſammelt
Die Hoffnung auszuführen. Immer noch
Ein Königreich iſt dieſes Frankreich, denn
Tyrannen thronen, wo die Ludwigs fehlen.

Pethion (tritt hervor.)

Das war ein Wort! — Zur Sache! Dieſe
Verſammlung ſoll dem tobenden Convent
Die Spitze bieten; hier aus dieſer Höhle ſollen
Die Retter Frankreichs treten. Scheitert unſer Plan,
So ſind wir alle ohne Rettung; unſer Leben
Iſt nirgends ſicher. Der Convent ſetzt Millionen
Auf jeden Kopf von uns, und ſagt, wo iſt
Ein Winkel auf dem ganzen Erdenrunde,
Wo wir geborgen wären, wo
Man unſern Namen nicht genannt hat, wo
Wir nicht verflucht ſind? — Die
Vermaledeite Induſtrie der Buchhändler
Und Büchertrödler ſchleppt uns ſchon im Kupferſtich
Und Holzſchnitt durch die Gaſſen von Berlin
Und London und Madrit. Ein jeder
Scharfrichter kennt uns ſchon, wie ſeine Kunden.
Wir ſind verrathen, wo wir gehn und ſtehn.

Guadet.

Hier heißt es nun: aut vincere aut mori!
Geſetzt, daß Wimpfens dreißigtauſend Mann,
Daß die Armeen der Marſeiller und
Lyoner aufgerieben würden, daß
Der Sklavengeiſt der Franken vor dem Bannblitz
Des Marat und der Jakobinerzunft
Sich beugte, daß uns unſre Bundesbrüder
Verließen, und wir nun allein in der
Zerſtörung ſtänden, wie Verdammte,

Von Gott und Welt verſtoßen : : He, was wäre
Da zu beginnen?

Pethion.

Richtig, und das Schrecklichſte
Von allen Dingen iſt, daß es nur gar zu leicht
Dahin gelangen kann. Denn traut ihr den
Marſeillern? lieber Gott, mit ihren Gaskonaden
Iſt ſchon die Welt bekannt. Wo ihrer tauſend
Auf einen fallen, wo es Greiſe
Zu würgen, Kinder zu zerſchmettern,
Und Weiber zu ſtupriren giebt, da ſind
Sie tapfer. Oder rechnet ihr gar auf Lyon?
Was wollt ihr von den Käſekrämern, deren
Kaufmänniſches Genie nur da glänzt, wo
Es Handelsſpeculationen giebt?
Der Kaufmannsgeiſt ertödtet jeden großen
Gedanken, ſchwelgt in dürren Zahlen und
Brennt da nur patriotiſch, wo der Kaſten
Sein goldnes Eingeweide nicht verliert.
Paris darf keine Bomben röſten; mit
Papiergeld ſchießt man eine Legion
Der tapfern Krämer in den Grund.
Wer bleibt uns noch? Toulon? Bourdeaux?
Gebt Acht, die ſind mit Leib und Seele ſchon
Für baares Geld an Engeland verkauft.
Sie ſtellen ſich fein patriotiſch, lärmen
Daß jedem Horchenden die Ohren gellen,
Damit ſie ungeſtört die Judasſumme zählen
Und in die Taſchen bringen können.

Nun unſre dreißigtauſend Calvadocier?
Wahrhaftig, wäre jeglicher von ihnen
Ein Wimpfen, ſo erlägen ſie zulezt doch
Der ungeheuern Uebermacht des Feindes.

Guadet.

Daß Pethion in ſeinem ganzen Leben doch
Der alte Pethion bleibt! — Nicht wahr, ich dächte
Wir ſchlügen ſtraks Chamade, ſtrekten das Gewehr,
Ergäben uns auf Gnad und Ungnad. O beim Himmel,
So ſtieß ich lieber mir das erſte, beſte Meſſer
Ins Herz. —

Wimpfen.

So denk' ich auch. Der iſt kein Mann,
Der nicht der ſchnaubenden Gefahr entgegenſchnaubt.
Der Friede mit Paris iſt einmahl nun gebrochen,
Ich habe einmahl feindlich ſchon agirt;
Die Lebensmittel hab' ich aufgefangen,
Die die Provinzen nach der Hauptſtadt ſandten;
Wir haben die Geſandten des Convents
Verhaftet, haben ſchon die Adminiſtratoren
Von Eure und Calvados unabhängig vom
Convent erklärt — der Rükgang iſt unmöglich.

Guadet.

Durchaus unmöglich. Kömmt das Schlimmſte nun
Zum Schlimmen; wohl, ſo ſtehen uns
Die Thore der Vendee geöffnet, ſo
Vereinigen wir uns mit Gaſton und
Mit England. Denn am Ende iſts

Noch immer beſſer, unter einem Könige
Zu leben, als vor tauſend Schurken
Den Hut zu ziehn.

Wimpfen.

O leider, daß man dieſe nun
Mit Blut geweihte Wahrheit, jezt vielleicht
Zu ſpät beherzigt! — Warum ſtürzten wir
Den königlichen Thron, enthaupteten
Die Capets? Sagt, was haben wir gewonnen?
Europa iſt empört; ein jeder Knabe ſpeit
Vor unſerm Namen aus; der Unſinn gibt
Geſetze hier, die keiner hören will.
Tyrannen ſchwelgen in des Landes Mark;
Wer Reichthum hat, der iſt des Todes ſchuldig,
Rechtſchaffenheit iſt Contrebande, die Vernunft,
Ein Capitalverbrechen. O könnt' ich
Die Philoſophen all vom Plato bis zum Rouſſeau
Aus ihren Gräbern rufen, ſie, die hinterm Ofen,
Am Schreibepult die Herrgottswelt taxirten,
Von Republiken, Menſchenrechten, Freiheit
Und Gleichheit thörlich kannegießerten,
Der Welt den Kopf verrükten — könnt' ich ſie
Aus ihren Gräbern rufen, und hieherſtellen
Vor den zerſtörten Städten, den
Entweihten Tempeln, den zerriſſenen
Familien, ſie ſollten ihre Sünden derber büßen,
Und blutger ſchwizzen, als in Satans Preſſe.

Barbaroux.

Es bleibt dabei. So lange einer
Von uns die Faust noch regen kann, soll nie
Paris und seine Maratistenhorde
Zur Ruhe kommen. Gebt die Gläser her,
Wir siegen oder sterben!

Alle (greifen zu den Gläsern, stoßen an und trinken.)
Wir siegen oder sterben!

VI.

Der alte Corday und Corbigni im Mantel, mit düsterer Melancholie im Gesicht, treten herein.

Corday.

Nun, Glük zu,
Ihr Exulanten!

Alle.

Ha, willkommen, Corday!
Corbigni! — Noch so spät?

Corday.

Wie stehts?

Wimpfen.

Es bleibt beim Alten. Binnen acht und vierzig Stunden
Bin ich mit der Armee zu Felde. Alles ist
Bereit; die Deputirten bleiben hier;
Inzwischen wird die ganze Republik
Zur Rache aufgefordert. Die Marseiller

Ver-

Verbinden ſich mit uns; ſie werden tapfer.
Heut übers Jahr entweder iſt Paris geſchleift,
Der Bluthund längſt verfault, die alte Ordnung
Der Dinge wieder hergeſtellt, und das Geſetz
In Anſehn, Friede in Europa, oder
Auf unſern Gräbern pfeift ſchon hohes Gras.

Corday.

Brav, Wimpfen.

Guadet.

Nun, Corbigni, wie ſo düſter?
Was ſoll die faltge Stirn, das ſtarre Auge?
Da, trinken Sie! (Reicht ihm das Glas.)

Corbigni (verdrüßlich.)

Ich will nicht trinken.

Corday.

Er iſt verliebt.

Pethion.

Wahrhaftig, Liebe giebt
Die beſte Laune zu Maſſacren. Solcher Männer
Bedürfen wir.

Barbaroux (zu Corday.)

Iſt Ihre Tochter wirklich
Schon abgereiſt?

Corday.

Jetzt unterwegs.

Corbigni (vor ſich murmelnd.)

Sie wär'
Es fähig! Höll' und Tod, wenn meine Ahndung
Mich nicht betröge, wenn Charlotte nach
Paris gegangen wäre, wenn ſie ſich
An Marat ſelbſt vergriffe! .. o ich mögte
Darüber raſend werden!

Corday.

Haben Sie
Noch keine Nachricht, Wimpfen, ob es ſich
Beſtätigt, daß Paris ſchon funfzigtauſend Mann
Zuſammen hat, die wider uns im Anmarſch ſind?

Alle.

Wie? was?

Wimpfen.

Ich weiß kein Wort.

Corday.

Nun, man
Erzählt ſichs als gewiß.

Wimpfen.

Es iſt nicht glaublich.
Da müßt ichs wiſſen.

Corbigni (vor ſich.)

Bürgerblut zu ſparen,
Geht ſie dahin und giebt ſich ſelbſt zum Opfer.
Die große, edle Schwärmerin — ich bin — ich muß..
Ich muß ihr nach!

Wimpfen.

Wohlan, wer iſt noch unter uns,
Der vor den Garden, den Kanonen des
Conventes, vor den Guillotinen Marats
Sich fürchtet, wer iſt unter uns, der nicht
Sein Hab und Gut, ſein Leben gern
Verlieren will, der tret' aus unſerm Bund.
Wer liebt ſein Blut mehr, als das Vaterland,
Der trete aus! Ich ſag' euch, wahrlich,
Erretten wir Verſchworne nicht den Staat,
Erretten wir ihn nicht von den Tyrannen,
Nicht aus dem Labyrinth der Anarchie:
So werden unſre Enkel noch von neuen Marats
Geſchunden werden, denn von allen Königen
Der Erde, deren Heere dieſes Reich umzingeln,
Iſt keine Rettung zu erwarten. Retten wir nicht:
So ſchließen jene, ihrer Arbeit müde, Frieden,
Und überlaſſen Frankreich ſeinen innern Mördern.
Vielleicht lacht uns ein holdes Schikſal an,
Vielleicht gelingt es uns, daß wir den Berg des
Convents zuſammenſtürzen, würden wir
Gleich ſelber in dem Umſturz mit begraben.
So ſterben wir, wie Simſon ſtarb, und droben,
Wenn ein Vergelter lebt, wird uns vergolten.

Alle (außer Pethion, geben ihm die Hand.)
Hier meine Hand! Wir ſchwören, unſer Leben
Dem Vaterlande aufzuopfern!

Corbigni (zeigt auf Pethion.)

Seht,
Da ſteht noch einer, der die Hand zum Bunde
Nicht herreicht! —

Pethion (wie aus tiefen Betrachtungen erwachend.)

Wie? die Hand? da iſt ſie.

Wimpfen (mit Würde.)

Ha, Pethion, es ſcheint, als wären Sie
Für dieſes Bündniß nicht geboren. Pethion,
Ich kenne Sie! Sie ſind der Würger Ludwigs, ſind
Der Würger in den Nächten des Auguſts! — —
Doch das verfechten Sie mit dem, vor deſſen Tribunal
Sie einſt abrechnen ſollen. Wir, die alle hier
Vor Ihnen ſtehn, ſind rein von Eigennutz,
Von Selbſtſucht, Herrſchbegier und Meu-
tereiz
Wir ſtreiten für die gute Sache, unſer Tod
Wird einſt durch ſie geheiligt. — Können Sie
An dieſen Bund der Reinen ſich nicht ſchließen,
So treten Sie zurük. Ein guter Engel
Warnt Sie noch, Pethion, durch meinen Mund!

Pethion.

Mein Gott, was wollen Sie? Wer hat
Je dran gezweifelt, daß ich nicht mit Luſt
Dies Bündniß eingehn wolle? Aber
Ich dacht' in dieſem Augenblik darauf, wie wir,
Wenns möglich wäre, Bürgerblut erſparten.
Zum Beiſpiel, wenn wir unſre Forderungen

An den Convent vorher manifeſtirten, wenn wir
Bezeugten, daß wir nicht Paris
Bekriegen, ſondern uns nur mit den guten Bürgern
In dieſer Stadt verbinden wollten, um
Die Unterdrükker zu vertreiben, und
Der National-Repräſentation die alte Würde
Vollkommenheit und Freiheit zu erobern.

Barbaroux.

Der Einfall iſt nicht übel. Laßt uns leiſe
Auftreten, um nicht Freund und Feinde wider uns
In Wuth zu jagen.

Pethion.

Das Departement
d'Iſle und Villaine iſt uns hierin ſchon
Mit gutem Beiſpiel vorgewandelt. Was hilft alle
Poltronerie der brauſenden Marſeiller und Lyoner?

Guadet.

Ich ſtimme auch dafür. Wir wollens morgen
Den Adminiſtratoren von Calvados
Vorlegen. Wimpfen rükt inzwiſchen vorwärts.

Wimpfen (mürriſch.)

Ich rükke vorwärts. Daß ich nicht
Die leidenden Pariſer kränken, ſondern
Verwandt mit ihnen, unſre Jakobinerfürſten
Bekriegen werde, daß verſteht ſich leicht
Von ſelbſt. Wozu da noch ein langes Conſulliren?
Wer ſeiner guten Sache voll iſt, der

Verzögert nicht, wo die Gefahr brüllt, zu
Erſcheinen; vorwärts geh ich. Nur die Feigheit
Verſchanzt ſich hinter den Bedenklichkeiten.
Und meinethalben falle jeder ab
Von dieſem Bunde, der zu Frankreichs Rettung
Geſchloſſen ward, ich bleib ihm treu, wie mir
Mein Herz.

Pethion.
Brav, Wimpfen, aber iſts
Nicht menſchenfreundlicher . . .

Wimpfen (ärgerlich.)
O ho! wie kömmt
Dies Wort zu Pethion, die Sanftheit zu den Tygern?

Pethion (als hört er ihn nicht.)
Nicht menſchenfreundlicher, ſtatt Bürgerblutes Dinte zu
Verſprizzen? Hat die Schlauheit einer Feder nicht
Oft mehr erobert, als der Degen eines Alexanders?

Wimpfen (verdrüßlich.)
Nun ja doch. Geht, erobert denn mit Gänſekielen
Soviel ihr wollt. Ich ſehe zu, und wünſche
Viel Glük. — Nun, gute Nacht! (Geht ab.)

Pethion (den Kopf hin und her wiegend.)
So! ſo!
Die Jakobiner ſiegen, denn die Zwietracht
Springt unter uns.

Guadet.

Was ſoll das? Kommen Sie,
Wir müſſen Wimpfen nicht ſo mißvergnügt
Von uns entlaſſen.

(Er geht dem Wimpfen nach, Barbaroux und Pethion folgen, Corday geht bis zur Thür, bleibt ſtehn.)

Corbigni.

Frankreich, das ſind deine
Erlöſer! — — (Geht unruhig auf und nieder.)
O Charlotte, du vielleicht . . . es iſt
Entſetzlich! — Doch wohin verführt nicht ihre
Empörte Schwärmerei? Es iſt ſo möglich, o
So möglich! Gott im Himmel, und was wäre
Dann Ich? Ein Unding in der Welt, zu jeder
Halbgroßen That gelähmt, unnütz und elend.
Charlotte nicht mehr mein; ich nie
Sie wiederſehn, an ihren Lippen niemals wieder mich
Berauſchen können, nie von ihren Armen
Umfangen, nie von ihrem ſchönen Geiſt
Erwärmet werden. — — Höll' und Tod, es geht nicht!
Was kümmert mich das Vaterland, die Welt,
Wenn dieſe Welt ihr Kleinod für mich nicht
Mehr hat. — Fort, fort, Corbigni, fort!
Charlotten nach! (Er geht.)

Corday (ihm entgegen.)

Was iſt, Corbigni? Könnten Sie
Sich jetzt im Spiegel ſehn. Sie ſind ſo blaß,
Entſtellt, verwildert, wie ein Brudermörder.

Nicht wahr, Sie ärgern ſich, wie ich mich, über
Das läppiſche Betragen jener Helden,
Die Frankreich überwinden wollen, und
Sich ſelbſt nicht treu ſind? Laſſen Sie
Sie gehn. Wir wollen ſchweigen. Mag
Nun ſiegen, wer da will; es ſcheint im Buche
Des Schikſals etwas Schrekliches für uns geſchrieben
Zu ſeyn.

Corbigni (mit Angſt ſeine Hand preſſend.)
Ja, etwas Schrekliches; das ahn-
det mir.
So ſchreklich, daß Sie ſich verzweifelnd
Das graue Haar ausraufen werden, und
Wir beide uns den Dolch, als Troſt, anbieten mögten.
Ach, Corday, lieber Corday, laſſen Sie
Mich gehn. In dieſer Nacht noch muß ich fort.
Ich muß das Schrekklichſte verhüten. Sagen darf
Ich Ihnen nichts. Es iſt gewiß!

Corday (beſtürzt.)
Was iſt denn?

Corbigni.
Nichts, nichts. Ich bitte Sie um Gotteswillen, laſſen
Sie mich nur gehn. Wenn Ihnen noch Ihr graues
Haar lieb iſt, wenn Sie eine Tochter,
Behalten wollen, die jezt auf der Straße
Des Todes geht . . ſo laſſen Sie mich eilen.

Corday (in ſchwerer Unruhe.)
Corbigni, ſagen Sie, was iſt das? reden Sie?
Was wiſſen Sie? was dürfen Sie
Mir nicht geſtehn? Wie, meine Tochter?
Charlotte etwa? Aengſtgen Sie mich nicht.
Ich bin Charlottens Vater.

Corbigni.
Schaffen Sie
Mir einen Reiſepaß!

Corday.
Wohin denn?

Corbigni.
Nach Paris,
Denn Ihre Tochter ...

Corday (geſpannt.)
Nun? was ſoll da meiner Tochter
Geſchehn? Antworten Sie. Ich muß
Es wiſſen.

Corbigni (leiſe, verſtohlen.)
Ihre Tochter wird den Marat
Ermorden.

Corday (ſtiert ihn eine Weile mit Verlegenheit an, bricht darauf in ein lautes Lachen aus.)
Hören Sie, Corbigni, Sie ſind müde.
Ich dächte doch, wir legten beid' uns ſchlafen.

Corbigni (mit gepreßter Stimme.)
Sie glaube nicht? O Corday, Corday, über
Drei Tagen iſts vollbracht.

Corday (lächelnd.)
Ja, ja. Nun kommen Sie.
Es iſt ſchon ſpät; bald wird der Morgen
Anbrechen. Kommen Sie! (Geht ab.)

Corbigni (bleibt eine Weile ſchweigend ſtehn.)
Er hört es nicht,
Er glaubt es nicht, liebt ſeine Tochter nicht!
O wohl ihm, wohl ihm, ſo verliert der Mann
Nicht viel! — Nur ich! was wird aus mir? — — —
Nein, nein, ich will es auch nicht glauben,
Charlottens Heroismus iſt ja nur das Kind
Auflodernder Empfindung. Ganz gewiß wird ſie
Den gräßlich kekken Plan verwerfen, wenn
Das Ohngefähr ſie einer Guillotine
Vorüberführet, oder Kerkergittern,
An welchen bleiche, aufgedunſene Geſichter
Die Tyrannei der Jakobiner malen, oder ...
Und doch, wie leicht kann alles dieſes nicht
Das Feuer ihrer Schwärmerei mehr anwehn, als
Verlöſchen! — O Charlotte, komm zurük!
Ruht ſich's auf dem Schafotte ſanfter, als
Im Arm der Liebe? —
(Eine lange Pauſe.)
Ruhig! ruhig!
Was iſt's denn mehr? Geſezt, ſie könnte

Den Mord vollbringen, und es ist
Ja noch nicht ausgemacht, gesetzt, sie stürbe —?
Wer kann mir denn die Flügel lähmen
Ihr übers Grab hin nachzueilen?
Gewiß, nichts in der Welt ist leichter,
Als sterben! (Ab.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Paris.)

1.

(Zimmer im Gasthofe zur Vorsehung genannt. Gegen Abend.)

Charlotte (allein.)

Er läßt mich lange warten. Schon zwei Tage
Umsonst gebettelt! sage keiner,
Daß nur die Könige sich gern
Antichambriren lassen. Aber die Geduld
Verlier' ich darum nicht: er wird doch endlich
Mich vor sich kommen lassen. Pocht ihm etwa
Schon eine Ahndung seines Todes im Geblüt? — —
(Sie geht einige Schritte vor.)
Verborgen kanns nicht bleiben. Die Pariser
Sind viel zu sehr in ihn verliebt; ich werde sterben. — —
Du bist mir ja, willkommen, lieber Tod,
Wer stirbt nicht gern, wenn man mit seinem Leben
Das Leben vieler Tausende erkauft?
Wozu soll Wimpfen seine Calvadocier
Zu Felde führen, um den Kopf des einzgen Schurken

Zu hohlen; ist für solche That nicht schon
Ein Weiberarm genug? Er ists nicht werth
Daß Männer ihn bekriegen.

Freilich
Die krüpplichten Theaterhelden dieses
Jahrhunderts werden meine Kühnheit nicht begreifen;
Es leben keine Griechen mehr! die Erde
Trägt keine wahren Patrioten; voller Selbstsucht
Und Egoismus schwelgt sich jeder satt,
Und sollte drum die halbe Welt verhungern.
Ein jeder Narr liebt seine eigne Haut
Mehr, als das Heil des Vaterlandes; glaubt
Das Weltall sey für ihn gebaut, und er
Nicht für die Welt. — Erbärmliches Jahrhundert,
An großen Thaten ärmer, wie die Hölle
An Engeln! — Fürsten, die mit hundert tausend
Lebendgen Marionetten einen Landstrich
Verwüsten können, heißen groß, wenn gleich
Ihr Trommelschläger tapfrer war, als sie.
Verdorrte Männer, die mühsam ihr Gehirn
Sich mit dem Ballast der Schulfüchserei
Belasteten, Systeme baun und Kartenhäuser, die
Ein andrer ihnen lachend wieder wegbläst;
Witzlinge, deren geile Fantasie
Das abderitische Parterr belustigt;
Kastraten, deren Triller unsre Ohren kützeln — — —.
Sie alle heißen groß! — Fürwahr, dann ist
Ein Volk an großen Männer arm, wenn es
Mit der Unsterblichkeit verschwendrisch wird,

Und den Erfindern einer Mauſefalle
Die Palme reicht.

Ein Bedienter des Hauſes tritt herein.

Charlotte (ihm eilends entgegen.)
Nun, lieber Freund?

Bedienter.
Der Bürger Marat will Sie ſprechen.
Er iſt zwar krank, allein das hindert nichts.
Ich dächte, Sie begäben ſich gleich zu ihm.

Charlotte.
Ganz gut.

Bedienter.
Befehlen Sie noch etwas?

Charlotte (etwas unruhig.)
Nichts.

Charlotte (geht mit ſichtbarer Beklommenheit auf und nieder; wirft einen Blick gen Himmel; geht zitternd zu einem Tiſche, nimmt ein Meſſer von demſelben, ſteckt es in die Taſche; zieht es wieder hervor, und betrachtet es aufmerkſam. Sie ſammelt ſich, verbirgt das Meſſer in dem Buſen. Nimmt eine Enveloppe vom Stuhl, und wirft ſich dieſelbe um.)

Jezt, jezt alſo. Jezt zu dem ſtolzen
Tyrannen meines Vaterlandes! — wehe, wenn
Mich nun die Kraft verließe in
Dem Augenblik, worin ich ihm den Todesſtoß
Verſezzen möchte; wenn ich mich verriethe,
Wenn man mich ertappte vor der That!
Es ſchaudert mir die Haut; (lächelnd)

Die

Die menſchliche Natur
Verlangt ja ihren Zoll; und wenn das Blut
Mir in den Adern fröre, ging ich doch dahin.
Ade, mein Vater, hier auf Erden ſehn
Wir uns nicht wieder! weine nicht wenn in
Des Henkers Hand dir deine Tochter ſtirbt;
Nicht das Schafott, das Laſter nur entehrt!
Du findeſt in Elyſium mich wieder, in der
Geſellſchaft meines Caſſius und Cato.
Auf, auf denn, dieſer Gang fürs Vaterland,
Er führt mich hin zu den Unſterblichen,
Er führt mich hin zu meinem Robert.

(Sie geht; prallt mit Entſezzen zurück, als ſie neben einem offnen Fenſter vorüberging, durch welches ſie auf die Straße hinabſah.)

Was iſt das? Gott im Himmel! Roberts Geiſt!

(Sie tritt wieder ans Fenſter.)

Ich bin verblendet — Robert! — O! er ſieht
Herauf, er iſts, er kennt mich, fliegt
Ins Haus herein hieher!

(Freude und Angſt in ihrem Geſichte, faltet ſie die Hände empor, und ſtarrt gen Himmel.)

Er lebt noch!
Mein Bruder Robert lebt noch, und ich gehe
Zum Tode! O, mein Schuzgeiſt, ſtärke mich
Mit Rieſenkraft, ich bin ja nur ein ſchwaches Weib!

11.

Robert fliegt herein.

Robert (an ihren Hals taumelnd.)

Charlotte!

Charlotte (ſchlingt ſchweigend ihre Arme um ihn.)

Robert (ungeſtüm, mit einer Thräne im Auge.)

O Charlotte! du hier in Paris?
Charlotte, Schweſter, Liebe!

Charlotte.

Robert, und
Du biſt nicht todt?

Robert.

Noch nicht; es müßte mich
Denn jetzt die jähe Freude morden. Wie kömmſt du
Hieher? Wie gehts der alten Mutter,
Wie gehts dem Vater? Warum laßt
Ihr mich ſo lang' auf Briefe warten?
Charlotte, Liebe, Theure, Einzige,
Und du biſt doch vergnügt? Was macht
Corbigni? (Pauſe.) Biſt ſo ſtumm?

Charlotte (betrachtet ihn eine Zeitlang ſtillſchweigend.)

Mein Robert! ... Lebſt noch, und ſeit Wochen
Beweinen wir dich ſchon, als einen Todten,
In Caen. — Robert! lebſt noch? — o, ſo eile
Beflügelt nach Calvados. Einſam wohnen

Dort

Dort unſre lieben Alten; ihre Seelen ſchweben
Beſtändig über deinem Grabe. Eile, führe
Die Freude wieder ein in unſer Haus; denn bald
Wird deine Mutter keine Thränen mehr
Zu weinen haben; halb iſt ſie für dieſe Welt
Schon todt. — Ich gehe jezt nach England; wenn
Der Bürgerkrieg vorbei iſt, komm ich wieder, geh,
Vertheidige dein Vaterland; verſüße
Der alten Mutter ihre Lebensneige! — willſt du?

Robert.

Ich will. Und du nach England? ſag, warum?

Charlotte.

Mein Vater wird dir alle Räthſel löſen.
Doch zögre keine Stunde in Paris! man wird dir
Sehr viel erzählen! Eile, liebert Robert, — Robert
und
Vergiß mich nicht!

Robert (ſchmeichelnd.)

Vergeſſen? eher mich.
Verdammt ſey doch der Hader des Convents,
Der einen Bürgerkrieg ins Land zieht. Rüſten
Sich wirklich die Departements? Hat Wimpfen das
Commando übernommen?

Charlotte.

Freilich,
Es ſind ſchon dreißig tauſend Mann mit Wimpfen
Im Anmarſch, Marats Bande zu beſtrafen.
Iſt dieſer Marat noch der Liebling von Paris?

Robert.

Robert.

Der Liebling, das Orakel, der Despot
Der Meinungen, — kurz, was du willst, ist Marat.
Der Pöbel liebt ihn, und wer ihn nicht liebet,
Der fürchtet ihn. Jezt ist er krank;
Seit einigen Tagen schon erscheint er im
Convent nicht mehr.

Charlotte.

O wär er früher
Erkrankt, so lebten noch die besten Patrioten.
Man fürchtet ihn, sagst du? So ist es schändlich,
Daß ganz Paris nicht einen einzigen Mann trägt,
Der den Tyrannen zittern machte! Die
Franzosen fürchten sich vor Koburgs Heeren nicht,
Und nicht vor Braunschweigs Weltbezwingern, —
Und beben doch vor einer einzigen Memme,
Die ihre Feigheit hinter Grausamkeit verschanzt.
Pfui, ewge Schande! Sklaven sind und bleiben
Die Franken; solchen schwachen Seelen ward
Die Freiheit nicht geboren — O so seid
Denn ewiglich verdammt zum Kettentragen,
Verdammt, um eines Mannes willen in
Der Welt zu sein; verdammt, die graue Thorheit
Der angebornen höchsten Würde ewiglich
Zu füttern. Laßt von Pfaffen eure Seelen,
Von Pächtern eure Beutel, und von Fürsten
Das Leben euch beherrschen.

Robert (lächelnd.)

Bleibt Charlotte
Die alte Schwärmerin? Nein, liebe Seele,
So tief sind wir noch nicht gesunken, als
Du glaubest. Tausend brave Franken
Erwarten in Paris nur das Signal
Zur Rebellion, um aus der Dunkelheit hervor
Zu brechen, und die junge Freiheit
Mit ihrem Blute zu verfechten. Wimpfen wird
Der Dion seyn, der unser Syrakus
Erlöst.

Charlotte.

Ach, Dion war ein trauriger Erlöser,
Um eines einzigen Tyrannen willen,
Ließ er das halbe Syrakus verqualmen;
Den einzgen Bösewicht zu fassen, ging
Er über Leichenhügeln und Ruinen hin.
Warum nahm er nicht Brutus Dolch?

Robert (warnend.)

Du sprichst sehr frei. Nimm dich in Acht,
Besonders in Paris!

Charlotte (wärmer.)

Wahrhaftig, ist es schon
Dahin gekommen, daß die Zunge nicht mehr frei
Sich regen darf, dann ist es mit
Der Thatenfreiheit aus. Es wird sich ändern;
So kanns, so solls nicht lange bleiben; es
Wird endlich doch ein Patriot sich finden,

Der wiederum die ſteife Schnürbruſt löſt,
Worin der freie Geiſt der Nation
Gepreßt wird. Marats Leben
Iſt keine Ewigkeit. Und, Robert, wenn nun der
Tyrann ſein Grab gefunden, läßt ſich dann
Nicht alles für die große Republik
Erwarten?

Robert (mit einem Achſelzucken.)

Ja, es läßt ſich.

Charlotte (luſtig.)

Nun denn, Robert
So faſſe Muth! man ſollte billig alles
Für ſolche Hoffnung wagen! — Was geſchehn ſoll, wird
Geſchehn; wer kann die Eiſenfauſt des Schikſals
Bezwingen? Dem Verhängniß in die Karte ſchaun? —
Du weißt nicht, was noch in der künftigen
Minute ſich ereignen kann! ſ ſ ſ

Robert (lächelt.)

Ja wohl!
Du ſprichſt mir ſo prophetiſch.

Charlotte (ernſt.)

Jetzt muß ich Dich verlaſſen. Robert,
Flieh nach Calvados. Zögre keine Stunde
Mit deiner Flucht, ſie könnte Dir
Das Leben koſten.

Robert (bestürzt.)

Das Leben? Schwärmerin,
Was willst du? Ich begreife deine Worte nicht.

Charlotte.

Flieh, Robert! —

Robert (sie anstarrend.)

Wunderliches Mädchen,
Warum? Du bist mir räthselhaft. Kaum zwei
Minuten hab ich Dich, und nun schon wieder
Dich missen? Ist dein Bruder Robert
Nicht mehr Dein Bruder?

Charlotte.

Frage nichts;
Gehorche. In Calvados wird man Dirs
Von allen Dächern predigen, warum
Du fliehen solltest. — (Schmeichelnd.) Lieber Robert,
Gehorche mir nur diesmahl, nur dies einzge Mahl,
Ich bitte Dich. (Ihn in den Arm schließend.) Ach,
Robert, Robert,
Glaubst Du, daß ich Dich gern verlasse? — Nein,
So wahr ich lebe, nimmer hab' ich Dich so heftig
Geliebt wie jezt. Und doch reißt mich die strenge
Nothwendigkeit aus Deinem Arm. Du sollst einst
alles
Erfahren.

Robert.

Nein, Charlotte, nein, ich bleibe bei Dir.
Wer kann mich von Dir reißen, wenn
Ich mich feſt an Dich klammre, wenn ich gern
An deinem Herzen lieber ſterben will?

Charlotte (mit einer Thräne.)

Verführer, laß mich von Dir. Geh, da nimm
Den Kuß mit auf den Weg! — Uns ſcheidet
Kein fremder Arm. Ich liebe Dich, und ſieh,
Ich ſelber reiße mich von deiner
Umarmung los. Es iſt Dir freilich dunkel,
Allein Dir tagts gewiß dereinſt zu früh.

Robert (ſie mit Angſt umſchlingend.)

Charlotte, iſt ein Unglük wider uns
Im Werke? Iſt es ſchon geſchehn? Erkläre Dich,
Ich laſſe Dich nicht früher von mir.

Charlotte.

Ein Unglük? Märrchen, nein ein Glük,
Ein ungeheures Glük erwartet uns.

Robert.

Empfänat man denn ſein Glük, o Liebe,
Mit ſolchen ahndungsvollem, düſtern Blik,
Wie hier der Deinige?

Charlotte.

Wenn es zu tragen,
Zu faſſen uns zu ſchwer wird! Sieh, es dunkelt
Am Himmel ſchon. Noch vor der Dämmerung
Will ich ... muſt Du Paris verlaſſen. Eile,
Zum Thor hinaus, ſieh Dich nicht um; geh nicht
Etwa in Deine Wohnung erſt. Es iſt
Gefährlich, ſag' ich Dir.

Robert (mit einem flehenden Blik.)

Charlotte!

Charlotte (gerührt und ſchmeichelnd.)

Gehorche! hörſt Du? Bringe dieſen Kuß
An meinen Vater. Geh! wir ſehn
Uns wieder. (Sie führt ihn zur Thür.) Geh!

Robert (weinend.)

Nicht wieder! — Nun, du willſt ...
Leb wohl! (Hängt ſich ſchluchzend an ihren Hals.)

Charlotte (wehmüthig.)

Leb wohl, und ſollten wir
In dieſer Welt uns ja nicht wiederum begegnen,
So denk' an deine Schweſter, wenn Du
Im Arme meiner Freunde glüklich biſt!

Robert.

Leb wohl!

Charlotte.

Leb wohl. Auf, Robert, sei
Ein Mann. Du weinest? pfui doch, Weiber müssen
Nur weinen. Lebe wohl! In Caen
Wird man Dir alles beichten.

Robert.

Schreibst du auch
Nach Caen?

Charlotte.

Ganz gewiß! Nun, gute Nacht.

Robert (sie noch einmal an sich pressend.)

Wohlan. Ich folge Dir so blindlings. Aber wehe,
Wenn Du mich täuschen könntest. Nun, ade!

(Geht rasch ab.)

Charlotte (allein.)

Gut, daß er mich verließ; er hätte mich
Von meinem Ziel zurükgerissen. Keine
Minute länger, und ich war — — ein Weib! —
Der arme Robert! — Staunend wird er dastehn,
Wie einer der Erscheinungen gehabt! Er kam
So warm, so liebevoll, und ich — stieß ihn zurük. — —
Nun desto besser. Glüklich wird er leben
Am Busen seiner Freunde, wenn ich gleich mit ihm
Die Lust nicht theilen kann. — Sie werden
Sich wieder freuen, aber ich mich niemahls.
Sie werden lachend ihre Feste feiern,

Indeß

Indeß ich ſchlafen werde meinen Todesſchlaf;
Sie werden endlich unter Scherzen mich vergeſſen,
Und ich — verweſen!
Ich verweſen!
Es iſt ein ſchrecklich Wort, es kann die feſteſte
Entſchloſſenheit zermalmen. Ich verweſen!
Und wer bezahlt mir denn das große Opfer?
Könnt' ich nicht hingehen, viele Jahre
Des Lebens Seligkeiten ſchmekken, angebetet
Von Jünglingen, den liebenswürdigſten
Mir wählen; aus der Erde einen Himmel bilden?
Blüht mir nicht meines Lebens Frühling noch?
Iſt dieſes Herz ſchon allen Freuden kalt?
Charlotte, noch, in dieſem Augenblikke noch
Iſt Wahl dir möglich, noch der Scheideweg
Nicht eingeſchlagen! — —

(In banger Verzweiflung.)

Robert! Mutter! Vater!
Die Reize dieſes Lebens, Seligkeiten
Der Liebe, Freundſchaft meiner Theuren!
Euch alle, alle, opfern müſſen, nichts dafür
Erwarten dürfen — es iſt grauſam — grauſam!

(Sie geht einige Schritte tiefſinnig umher, ein wehmüthiges Entzükken lächelt in ihrem Geſichte.)

Was iſts denn mehr? Der Tropfe Leben,
Der endlich doch verdunſtet, jene Freuden
Die endlich doch erſterben, für
Das unverwelkliche Verdienſt dahin zu geben:
Der Retter eines Volks zu ſein! — —

Blut' immerhin mein Herz, verzweifle;
Um desto herrlicher ist der Triumph des Geistes.
Und wenn auch meine That verkannt wird
Von dieser Nation, und wenn auch selbst
Kein Gott sie sähe, wenn sie nur das
Leben, die Ruhe, die Glükseligkeit des Vaterlandes
Erwirbt! — Elysium erwartet mich!

(Ab.)

III.

(Marats Zimmer. Spartam meublirt. An der Seite eine Badewanne, vor derselben ein Tisch mit Büchern, Zeitungen und Schreibmaterialien.)

Marat bleich und kraftlos, in häuslicher Kleidung, an einem Tisch sizend, die Bürgerin Evrard vor ihm.

Marat.

Nicht wahr? er schüttelte den Kopf, der Arzt?

B. Evrad.

Ich hab' es nicht bemerkt. Und lassen Sie
Ihn immer schütteln, Ihre herrliche Natur
Hilft Ihnen durch. Das Bad thut Wunder.

Marat.

So.

B. Evrad.

Lieber Himmel, wär es nicht ein Unglük
Wenn Sie uns sterben sollten? Der Convent
Stekt voll Aristokraten. Pitts und Preußens Münzen

Hört

Hört man in allen Beuteln klingen. Rettet
Uns unser Marat nicht, so haben
Wir über Jahr und Tag schon wieder einen König
Im Lande.

Marat (grinsend.)

Laßt mich erst genesen, wahrlich
Die Beutel will ich ihnen fegen, und
Zu Duzzenden die Schurken köpfen lassen.
Was? einen König? Sagt, so lange Frankreich
Noch unterm Monde liegt, soll nie
Der Goldschmied eine Königskrone schmieden.
Laßt mich nur erst genesen. — Aber, aber!
Mir däucht, mir däucht, in meiner Lampe
Ist nicht viel Oehl mehr übrig!

B. Evrard.

Plagen Sie
Sich doch nicht ewig mit den Grillen.

Marat.

Des Nachts, des Nachts, da fehlt die Ruhe!
Ein Höllenleben! schließ ich ja die Augen,
So spiegelt mir die kranke Phantasie
Verfluchte Bilder vor. — Zum Beispiel, wär
Ich abergläubig : : letzte Nacht : : allein
Das kömmt von der Erziehung. In der Kindheit
Wird uns so viel von einem Gott im Himmel,
Vom ewgen Leben, Auferstehung, jüngstem
Gericht und mehr dergleichen Possen vorgeschwatzt,
Daß man in spätern Jahren durch die beste

Philoſophie ſich nicht von ſolchen Albernheiten Losreißen kann.

B. Evrard. (lächelnd.)

Die ſind vergeſſen!

Marat.

Ich glaubt' es auch von mir. Der Henker weiß
Warum die Schnurren mich anjetzo quälen.
Zum Beiſpiel, in der letzten Nacht war mirs
Als läg ich eingeſcharrt im Sarge.
Ich hatte ein Jahrhundert ſchon in meiner Gruft
Gelegen; alles war ſo ſtill, ſo ſtill, als wäre
Das ganze Weltall ausgeſtorben. Eine Feder
Hätt' ich jezt fallen hören, keine fiel.
Mit einemmahle ſchlug ein lauter Donner über
Die Erde hin; Poſaunen des Gerichts
Erſchollen über mir; ein zweiter Donner
Zerſpaltete mein Grab. Mit Höllenangſt
Umklammert' ich den Sarg. Und Sarg und Erde
Hob unter mir ſich auf, ich ſtand im Felde
Der Todten; Städte brannten links und rechts,
Der Himmel war ein dunkelrothes Feuermeer.
Ich ſah die Sterne ſinken, ſah die Sonne
Erlöſchen und den Mond verſcheiden. Hu,
Es kräuſelte mein Haar ſich im Entſetzen!
Nach einer Weile flog ein Engel durch den Himmel
Und rief, und ſeine Stimme war wie Harfen-
Geliſpel: ſelig ſind die Todten, die im Herrn
Entſchliefen. Und ich ſahe einen zweiten Engel,

Der rief mit Donnergrimm: wo ſind die Gottverfluch-
ten,
Daß ſie ihr Recht empfahn? ſein Auge fiel nach mir.
Ich hätte ewig ſterben mögen! — Sauſend flieg
Ein dritter Engel auf, in ſeiner Hand
Des Höllenreiches Schlüſſel, eine Kette ſchleifte
Er überm Erdkreis hin. — Da hört ich Heulen und
Wehklagen über mir und unter mir. Und ſiehe
Die Himmel ſpalteten ſich flammend auf,
Auf weiſſen Wolken ſchwebt ein Mann hervor,
Es tanzten Stern' um ſeine Schläfe,
Sein Haupt trug eine güldne Krone, ſeine Hand
Hielt eine ſcharfe Sichel. — —
Ach, mir wirds
Als träumt' ich noch. Es war der klarſte Unſinn
Den meine Fantaſie aus der Apokalypſe
Geſtohlen hat.

B. Evrard (lachend.)
O weiter doch. Der Traum iſt luſtig!

Marat.
Wahrhaftig? nein, das möcht' ich denn nicht ſagen.

B. Evrard.
Der Mann der aus den Wolken kam mit Kron
Und Sichel . . nun?

Marat.
Es ſchallte eine große Stimme
Drauf aus den Wolken hin zu dem, und rief:
Schlag an mit deiner Sichel! erndte! denn

Die

Die Zeit zu erndten iſt nun kommen, denn
Die Erdenerndt' iſt dürre worden.
Schlag an, und ſchneide ab die Reben
Der Erd', und wirf ſie in die große Kelter
Des Zornes Gottes. Und der Mann der auf
Den Wolken ſaß, ſchlug mit ſeiner Sichel an
Die Erde, und die Erde ward geerndtet.

B. Evrard (ſchaudernd.)

Der Traum iſt gräßlich!

Marat.

Wehe mir, und vor
Und hinter mir erſchienen plötzlich ſehr
Bekannte Stimmen und Geſichter. Blutig floßen
Die friſchen Wunden ihres Leibes ... ihre Augen
Durchbohrten mich, und ihre Finger deuteten
Auf ihre blutgen Wunden hin. Es wehte
Mir heiß und kalt entgegen, in den Adern
Gerann mein Blut, das Mark fror in den
Gebeinen mir. Ich wollte ſchreien, und -
Die Stimme fehlte, wollte beten, aber
Ich hatte es verlernt. — Mit Todesquaal ſtarrt ich
Die Zukunft an.
Da ſchrie ein Engel aus
Den Wolken: Wer den Herren nie verläugnet hat,
Der falle nieder, bete an, denn Gott wird ihm
Verzeihn die andern Sünden! — Tauſend ſanken,
Und ich blieb ſtehn, ſtarr waren meine Sehnen
Wie Eiſen. Und der Engel rief zum andernmahl:

Wer nie der Wittwen und der Waiſen Gut
Geraubt hat, nie geplündert hat die Tempel Gottes,
Und nie nach fremdem Golde dürſtete,
Der falle nieder, bete an, denn Gott
Erbarmt ſich ſeiner dennoch! Tauſend, tauſend fielen.
Anbetend auf ihr Angeſicht, nur ich — nur ich
Blieb angewurzelt ſtehn, und ſchauderte.
Der Engel ſchrie zum drittenmahl: an weſſen Hand
Nicht klebt das Blut der Unſchuld, nicht das Blut
Der Unſchuld, o der falle nieder, denn
Der Herr erbarmt ſich ſeiner andern Miſſethat! —
Da fielen jauchzend alle nieder. Einſam
Stand ich nur da im wüſten Todtenfelde,
Verdammt und ausgeſtoßen von den
Begnadigten, und alle Augen ſtarrten
Voll Grimm und Mitleid zu mir auf. ...

(Lacht heftig.)

Ha, ha, ha, ha!
Ich will daran nicht denken, denn das Lachen könnte
Mir ſchädlich werden. Ich bin viel zu ſchwach.

V. Evrard.

Wahrhaftig, St. Johannes hat ja
In ſeiner Offenbarung nicht ſo fürchterlich
Geträumt.

Marat.

Nicht ſo? — Nur ſtill, ich werde mir
Ein junges, blühndes Mädchen miethen,
Die mich des Nachts bewacht. Sobald ſie merkt,
Ich ſtehe wieder vor dem Weltgericht,
So ſoll ſie allen Engeln, Sichelträgern und
Poſaunenbläſern recht zum Troz mit einem Kuß
Mich wekken. Ha, h , ha!

B. Evrard (mitlachend.)

Hi, hi, hi, hi!
Und hätt' ich eine einzge Tochter, ſehn Sie,
So ſollte dieſe Sie bewachen. Ohne Furcht
Kann eine heilige Veſtale neben Ihnen
Jezt wachend bleiben. Hi, hi, hi!

Marat.

Nun, leider, daß es wahr iſt! aber
Wahr bleiben ſoll es nicht, und wenn
Der Arzt den Kopf auch dreimahl ſchüttelt.
(Indem er ſich ſchmerzhaft krümmt.)
Au weh! — e! — — Bürgerin, den Schmerz
Gönn' ich dem ärgſten Feinde nicht. Es würget mich
Zulezt noch. A propos, hat Danton oder
Der Bürger Robespierre nichts geſchikt?

B. Evrard.

Ich denke, Robespierre wird ſich ſelber heute
Noch herbemühn.

Marat.

Das muß er. Schikken Sie
Doch zu ihm.

B. Evrard.

Gleich. Iſt Ihnen bald
Die Arzenei gefällig?

Marat.

Iſt es nicht zu früh?
Was hats geſchlagen?

B. Evrard.

Von acht Uhr
Kanns nicht mehr weit ſeyn, denn es wird
Schon dunkel. (Geht ab.)

Marat allein.

Dunkel wird's? — ja, ja, Freund
Marat,
Es wird ſchon dunkel, an der Neige
Des Lebens ſtehſt du. Mittag iſt vorüber,
Der Abend bald vorbei, die Nacht
Liegt vor der Thür. — Ach, nur noch zwanzig
Jahr
Zum Leben, und ich möchte dann mit Luſt
Die Augen ſchließen. Zwanzig Jahr noch!
Und zwanzig Kön'gen riß ich noch die Krone
Vom Schädel; zwanzig Jahr! — nein, ſie
Erleb' ich nicht. — Allein ein herrlich Monument
Will ich mir noch erbauen, aus den Köpfen der

Ariſtokraten des Convents! — Wer hat
Auf Erden ſich ein ſchöner Monument
Erbaut? Wer hat denn für die Rechte der
Vernunft ſchon mehr gekämpft, ſchon glüklicher
Das alte, graue Vorurtheil bekriegt,
Als ich? Nur, Jammerſchade, daß
Bei aller Thatkraft ich am Ende doch
Das Rieſenwerk nur halbvollendet
Verlaſſen werde! Warum ſind nicht
Von Eiſen dieſe Muskeln, dieſe Nerven ehern,
Um den Triumph der Freiheit und Vernunft
Rings auf dem ganzen Weltball zu erleben? —
(Pauſe.)
Ja, ja, das ſchönſte Mädchen von Paris
Soll mich des Nachts bewachen, mir
Die Fliegen und die Träume vom Geſicht
Verwehn!

B. Evrard (kömmt herein.)
Das fremde Frauenzimmer
Von Caen wünſcht Sie itt zu ſprechen.
Charlotte Corday heißt ſie.

Marat.
Ha, ich weiß.
Sie quält mich ſchon ſeit einigen Tagen. Nun,
So mag ſie kommen.

B. Evrard (ab.)

Marat.

Meine Krankenſtunden
Erlaubt man nicht einmahl mir zu genieſſen.

IV.

Charlotte Corday und Marat.

Charlotte (im Hintergrunde vor ſich.)

O ſteh mir bei — mir bei, du Schuzgeiſt
Der Freiheit und der Tugend! — — Ha,
Da ſizt das Ungeheuer, ich in ſeiner Höhle!!
(Tritt vor.)
Verzeihn Sie, Bürger, meine Dreuſtigkeit. Ich komme
Von Caen, jenem Sammelplaz der
Entwichten Deputirten. Ihre Liebe für
Das Vaterland muß allerdings in Ihnen
Den Wunſch erregen, die verderblichen
Projekte zu erfahren, die man dort
Geſchmiedet hat.

Marat (ſieht ſich nach ihr um.)

Ich hätte Sie ſchon längſt gern
Geſprochen, aber meine Kränklichkeit . . Sie ſehn . .
Doch ſeyn Sie mir willkommen, ſchöne Patriotin.
Was machen denn die Staatsverräther in
Calvados?

Charlotte (Traurigkeit affektirend.)

Bürger, können Sie ſo fragen?
Rebellionen zetteln ſie dort an, und Aufruhr;

Ein vierzig-, funfzigtausend Mann sind auf
Den Beinen, mit dem königlichgesinnten Wimpfen,
Paris, die Mutter unsrer Freiheit, zu zerstören.
Besonders ist es auch auf Sie gemünzt. Die
Aristokraten haben Ihnen einen Tod
Geschworen, wie dem schändlichsten Verbrecher.
Ich bitte, hüten Sie Ihr Leben. Frankreich hat
Nur einen Marat.

Marat.

Trösten Sie sich,
Das ewige Gewäsch vom Bürgerkrieg
Und Gegenrevolution dient unsrer Freiheit
Zum Besten; es erhält die Patrioten
Noch vor der Hand im Odem; denn wir haben
Zu wenig Lorbeern noch um schon darauf
Zu ruhn. Wer sind denn wohl die Helden
Der Gegenrevolution?

Charlotte.

Soviel es mir
Bekannt ist, sind es ganz vorzüglich: Guadet,
Lariviere, Büzot, Barbaroux,
Valadi, Louvet, Pethion und Wimpfen
Und andre mehr. Besonders auch zu Evreux
Die Administratoren von Calvados,
Mit ihrem Präsidenten Le Febüre . . .

Marat (sie unterbrechend.)

Beruh'gen Sie sich, liebes Kind. In wenig Tagen
Werd' ich die Herren sammt und sonders alle zu
Paris guillotiniren lassen.

Charlotte (aufflammend, mit schrecklicher Stimme.)

Marat! Marat!
An diesem Wort' erkenn' ich Dich. Ein reißend Thier
Verleugnet seine Klauen nicht! — Guillotiniren
Die Patrioten von Calvados? — Ungeheuer,
Du sollst die Welt nicht länger drükken.
(Sie reißt das Messer hervor.)
Sieh, Deinen Richter hier! und wenn dort oben ein
Vergelter wohnt, auch droben!
(Sie stößt ihm das Messer in den Leib.)

Marat (niedertaumelnd.)

He, herbei! . .
Herbei! zur Hülfe, liebe Freundin!

Charlotte (im stolzen Triumph lächelnd.)

Schau her, o Frankreich, da liegt dein Tyrann! . .
Mein Tagwerk ist vollbracht; die Republik
Ist wieder frei, nun mögen andere nach mir
Das Uebrige vollenden.

V.

Die Bürgerin Evrard, Soldaten, Weiber und Männer ſtürzen nach und nach herein, alle bleiben verſteinert in einem Kreiſe um den Ermordeten ſtehn.

B. Evrard (blaß und zitternd nach einer langen Stille.)

Freiheit, tröſte uns,
Dein Freund iſt todt! — — (Auf Charlotten deutend.)
Du ſeine Mörderin?
Ergreift ſie! Schreits durch ganz Paris: der groſſe
Vertheidiger der Freiheit iſt erſchlagen!

Charlotte (lächelnd.)

Hier bin ich! nehmt mich hin! Kein Tod
Iſt unter allen Toden ſchöner, als
Der Tod fürs freie Vaterland!

(Sie wird von der wüthenden Menge umringt.)

— Kuno von Kyburg

nahm die Silberlocke des Enthaupteten,

und ward Zerstörer

des heimlichen Vehm-Gerichts.

Eine

Kunde der Väter

erzählt

vom

Verfasser der schwarzen Brüder.

Erster Band.

Erster und zweiter Theil.

Berlin, 1799.

Kuno von Kyburg.

Erster Theil.

Erstes Buch.

I.

Es war im Jahr 1499. nach unsers Herrn und Heilandes Geburt, am siebenten Tage des Decembermondes, als Johannes, Freigraf von Wevelsburg, Stuhlherr des westphälischen Blutgerichts, den Bischof Thenderich von Paderborn und den wackern Ritter Gottfried von Rysburg an seiner Tafel hatte.

Die Herren zechten weidlich bis zur Abendstunde. Der Geist der Freude umschwebte sie. Draussen flogen düstre Schneewolken über die Fichtenhalde entlang und versilberten die Waldungen und Berge; der Wind brüllte durch die Hohlwege; hell knarrten und pfiffen die eisernen Wetterfahnen auf den hundert Thurmkuppeln der alten Wevelsburg; aber lieblich saß es sich bei den vollen Weinbechern, am lodernden Kaminfeuer des Freigrafen Johannes.

Gegen Abend fanden sich der Ritter noch mehrere aus der Nachbarschaft ein. Das Gespräch wurde allgemeiner, die Freude lauter. Nur der Ritter

grafen Johannes war so froh nicht; man sah's, sein Lächeln war erkünstelt, seine Freundlichkeit ein erzwungnes Wesen. Er stand sogar etlichemal auf und verließ seinen Prunksaal und eilte in das Gemach der einsamen Helene, seiner einzigen Tochter, um — sich zu zerstreuen.

„Ach, Helene, dieser Abend! dieser Abend!" seufzte er.

Helene (besorgt) Wie? was ist Vater?

Johannes (reibt sich wild die Stirn) Pfui! — —

Helene. Vater!

Johannes (traurig). Nicht wahr, Helene, nicht wahr? der alte Gottfried von Kyburg — es ist ein herrlicher Mann!

Helene. Ein herrlicher Mann! da habt ihr recht. Er ist so sanft, so freundlich wie ein Engel; ich sah ihn und meine Seele unterwarf sich ehrfurchtsvoll dem edeln Deutschen. Er ist wohl weit her.

Johannes. Sehr weit. Sein Schloß liegt in einem entlegnen Winkel Deutschlandes. Aber ich kenne ihn schon lange; er war weiland mein Waffenbruder; wir dienten schon als Edelknaben beisammen, am Hofe des Mainzer Erzbischofs.

Helene. Und war er immer so gut?

Johannes. Immer, ja bei Gott, immer!

Helene. Bleibt er noch einige Wochen bei uns?

Johannes. (ernsthaft) Sei still! frage nicht

Helene (ihn befremdend anstarrend) Wie?

Johannes (sanft) O, Kind, du glaubst es nicht, wie gut der Mann ist; die Seelengüte, welche sein Gesicht predigt, wohnt in ihm wahrhaft und lauter. — Denke dir, als ich noch um deine selige Mutter buhlte, nun sinds wohl vierzig Jahr her, da war Gottfried von Kyburg mein Rival. Er liebte deine Mutter unaussprechlich, er gestand es mir; aber um unsre alte Freundschaft nicht zu zerstöhren, schlug er seinem Herzen eine blutige Wunde — aus Liebe zu mir, trat er mir die Geliebte ab! (indem er sich eine Thräne abtrocknet) Ach, mein Kind, wenn du alles wüßtest! — Lange blutete seine Wunde, endlich nach Jahr und Tag erst verharschte sie.

Helene. O, wenn der Mann stirbt, der wird selig. Seine reine Seele bedarf keines Fegfeuers.

Johannes (verbissen.) Was, Ich sage dir, du sollst schweigen! (geht im Zimmer auf und ab.) Pfui! pfui! — aber was ist zu thun? — auf, waffne dich mit deiner Männlichkeit! Was hat der Wevelsburger mit dem Kyburg zu schaffen? — — Wir sind längst quitt! — Es bleibt so. Ich bin Stuhlherr! Mein Arm macht Fürsten zittern, der Wevelsburger zittert nie. Es bleibt so.

He, nicht so Helene? du staunst deinen Vater verlegen an? — Sei ruhig, mein Kind, es hat nichts zu sagen. (langsam, indem er ihre Hand [illegible] drükt) Ach, meine Tochter, glaube deinem [illegible] Vater, hier auf Erden hat das menschliche Herz kein Jawort und kein Neinwort über die Verfügung

der Begebenheiten und Schicksale zu geben; dort oben regiert der eiserne Arm des Verhängnisses, und wir drehen uns puppenhaftig an unsichtbaren Fäden. — Du verstehst mich nicht. Desto besser. — Wohl dem Menschen, der nichts weiß;

II.

(Rittersaal der Wevelsburg.)

Alle Ritter (lautlachend) Ha, ha, ha, ha!

Der Bischof (zum Grafen Hennings heimlich.) So hätt' ich mir den Ryburg nie geträumt. Er hat ein majestätisches Wesen. Doch der Teufel weiß seine gute Freunde wohl auszuschmücken.

Graf Hennings heimlich zum Bischof.) Die Zeit verstreicht!

Ein Ritter. Aber lustig ists doch, mein Seel, sitzen wir doch hier sammt und sonders dreizehn an der Zahl, als harrten wir einer ernsthaften Fehde entgegen. Warum legen wir nicht unsre Schwerdter ab?

Ein Andrer. Freilich. Nun Herr Ryburg, ich dächte, ihr folgtet unserm Beispiele. Wir wollen uns mit traulichem Scherz und vollen Weinbechern bekriegen; legt den Degen ab!

Ryburg (sanft.) Verzeiht, Herr Ritter. Mein Schwerdt ist mein Bruder, mein ewiger Gefährte, Tags und Nachts. Ich pflegs wohl immer an der Seite zu behalten.

Hennings. Wunderbar, wahrhaft, alsdann dürfet ihr euch bei uns keines Guten versehen. So thun wir desgleichen.

Ein Ritter. Wo bleibt der Wevelsburger?

Der Bischof (zu Gottfried von Kyburg.) Es freut mich, endlich den Kyburg von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Euer Name ist schon weit umher erschollen.

Hennings. Wahrhaftig, Herr Kyburg, mir sind im heiligen römischen Reiche nicht drei Ritter bekannt, die ihre Heldenthaten mit den eurigen messen dürfen. Man erzählt sich von euch Wunderdinge. Ihr habt zehn Raubgrafen geschlagen, ihre Schlösser verwüstet und euch von aller Schuld losgewunden, als ihr deswegen bei des Kaisers Majestät verklagt wurdet.

Kyburg (demüthig.) Gottes Macht focht' mit mir wider die zehn Raubgrafen.

Der Bischof (bitter.) Wie hieß der Gott, der mit euch fechte, als ihr die Abtei Münchethal angriffet, den Tempel des Herrn niederstürztet in die Flammen und dem Abt Gervasius eigenhändiger Schwerdt in den Wanst jamtet? wie hieß der Gott, Jehovah oder Beelzebub?

Kyburg (wirft einen schreckungsvollen Blick auf den Bischof.)

Hennings. Ihr antwortet nicht?

Der Bischof. War dies der Gott der Christen?

Kyburg (lächelnd.) Ei freilich, muß sich

der Gott der —— der — der Pfaffen, wenn ichs denn sagen soll.

Der Bischof (erblassend.) Kyburg!

Kyburg. Hochwürdigster Herr, verzeiht, ich übereilte mich.

Der Bischof (mit geistlicher Hoheit.) Kyburg, ich kenne euch!

Kyburg (herzlich.) Ach, wenn ihr mich kenntet, hochwürdigster Herr, so würdet ihr kein Arges von mir denken, nicht den Richterton mit mir sprechen.

Der Bischof. Weil Kyburgs banges Gewissen vor diesem Ton schaudert? — Ich kenne euch! sag' ich.

Kyburg (wendet sich zu einem Ritter.) Das Wetter haussen wird immer stürmischer. Wie wohl thuts einem an der Kaminflamme.

Graf Hennings. Wie gefällt euch unser Westphalenland, Herr Kyburg?

Kyburg. Ein wildes, fürchterliches Land, so recht zum Vaterland der Helden geschaffen.

Hennings. Ihr kommt jezt von Holland heim?

Kyburg. Von Holland, und will zurück zu meiner Heimath, wo Weib und Kind seit einem halben Jahre verlassen auf mich hoffen.

Der Bischof (tritt lächelnd vor ihn hin.) Ich kenne euch, Herr Ritter.

Kyburg (lächelnd.) Ei nun ja, so glaub ichs.

Der Bischof (mit furchtbarem Ernst.) Ihr seid einer von den Brüdern des freien Geistes! — nach Holland reistet ihr, um die kezzeri-

ſche Rotte der Türlüpinen und Wiedertäufer zur Hartnäkigkeit aufzumuntern.

Kyburg (ſteht auf.) Herr Biſchof, (indem er ſich verbeugt.) ihr redet wie ein Prophet.

Der Biſchof (einen funkelnden Blick auf die Ritter herumwerfend.) Dieſer Menſch iſt ein Abtrünniger, aus dem Schooße der allerheiligſten Mutterkirche, übergeſprungen zu der verbrecheriſchen Schaar der heimlichen Waldenſer, Huſſiten und Türlüpinen. Wehe dem, der eines Kezzers Freund iſt!

Kyburg (ernſter.) Was ſoll das ſeyn?

Die Ritter (ſpringen auf.) Ehrfurcht vor dem Hochwürdigen!

Kyburg. Ich bin ein Fremdling in euerm Lande, warum dringet ihr mit ſolchen Reden wider mich ein? Wer hat ſich hier um meinen Glauben und um meine Religion zu bekümmern? — Ich frage!

Der Biſchof (mit Hoheit) Die Kirche!

Die Ritter. Die Kirche!

Kyburg. Die Kirche? wer weiß gewiß, ob ich einer von den Brüdern des freien Geiſtes bin?

Der Biſchof. Wir!

Die Ritter. Wir! wir!

Kyburg (ſezt ſich ruhig nieder.) So? Nun wohl, ſo wißt ihr was Großes! — Sezt euch doch. Es ſcheint beinah, als hätt' euch das Geſpräch mit einemmale die Galle aufgebracht. Sezt euch und trinkt.

Der Biſchof. Nicht alſo! — Wer trinkt mit dem Kezzer von einem Weine, aus einem Becher?

Wer gesellt sich zu dem Mordbrenner, dem Kirchenräuber, Gottfried von Kyburg?

Die Ritter. Beim Himmel, keiner! keiner!

Ein Ritter (heimlich zum Graf Hennings.) Mein Seel, er sizt so furchtlos da, als säß er unter Weibern. So denk' ich mir den stolzen Hussitengeneral Ziska.

Kyburg (nimmt kaltblütig seinen Weinbecher.) Zur Gesundheit, hochwürdigster Herr, (er trinkt.)

Johannes von Wevelsburg tritt herein.

Kyburg (lustig.) Nun, Gottlob, Bruder Johannes, daß du kömmst. Die Herren hier haben Gelüst mit mir eins zu zanken; sie machen mich zum Mörder, Kezzer und Gaudieb. (trinkt.)

Der Bischof (geht dem Welvelsburger entgegen.) Herr Graf, der Anfang ist gemacht. Jezt tret' ich ab ins Seitenzimmer. Vollendet das heilige Werk!

Johannes. Hochwürdigster, meine Tochter bittet sich inzwischen eure Gegenwart aus.

Der Bischof. (geht ab.)

Johannes (ernst) Will der Wein nicht behagen?

Kyburg. Ei doch! (er trinkt.) Aber sag mir, ist es Sitte in eurem Lande, daß man die Fremden also schimpfiert? Siehe, da stehn deine Gäste all' und wollen fortan nicht mehr mit mir trinken. Sprich, Wevelsburger, ist das Sitte?

Johannes (sieht ihn lange an.)

Kyburg. Was starrst du mich an? meinst du, ich lüge? Bei meiner armen Seele nicht! gebiet deinen Fremden, sie sollen trinken -- oho, sie

werden sich hüten, als hättest du die Pokäle mit Gift gefüllt. —

Die Ritter (sehn alle auf den Johannes.)

Kyburg (nach einer Pause.) Nun wahrhaftig, am Ende wird mirs bang in eurer Mitte. Ist euch denn die Sprache gestohlen? wo bin ich denn?

Johannes (zum Graf Hennings heimlich.) Gut! — um zwölf Uhr in der Mitternachtsstunde vor dem Wehmeding. (er geht schnell ab.)

Kyburg (ihm nachrufend.) Heda, Wevelsburger! — nun bei Gott, es ist nicht fein, wie man hier zu Lande dem Fremdling begegnet. Morgen, beim Anbruch des Tageslichtes verlaß ich euer Westphalen. He, ist kein Knabe vorhanden? er solls meinem alten Knappen melden; Mohr heißt mein Knappe!

Graf Hennings (vor ihn hintretend.) Ihr seid vervehmt!

Kyburg (zusammenfahrend.) Vervehmt? wer sagt das?

Graf Hennings. Ich sags, Freigraf Hennings von Dosenberg, Schöppe des westphälischen Blutgerichts! Ihr seid der Brüder des freien Geistes einer, seid der Verwüster der frommen Abtei Münchethal und der Mörder des dasigen Abts. Eure Verbrechen stinken bis zum Himmel hinan; langmüthig sahn wir euch nach; endlich seid ihr selbst in unser Nez gelaufen.

Kyburg (springt auf.) Wenn ich Verbrechen beging, als ich das sodomitische Münchethal verwüstete, und den Hurer und Ehebrecher Gervasius er-

ſtach: ſo richte mich kaiſerliche Majeſtät. Ihr habt kein Recht an mir. — Thut mir den Gefallen und ſezt euch nieder und trinkt. Kaiſer Maximilian hat mich losgeſprochen von aller Strafe, wie das ganze deutſche Land weiß. —

Graf Hennings (kalt.) Der Kaiſer iſt ein Menſch und kann wohl durch des Kyburgers Schlauheit überliſtet werden.

Kyburg. Seid ihr denn Götter?

Graf Hennings. Ohne Umſtände, Herr, gebt euern Degen her!

Kyburg (mit glühendem Geſicht.) Wie? ſollts Ernſt ſeyn?

Der Ritter. Gebt den Degen! gebt her!

Kyburg (ſtolz.) Ihr habt den Kyburger vor euch!

Graf Hennings (fällt ihn an.)

Kyburg (ſchreiend.) Wevelsburger! Wevelsburger! iſt das Gaſtfreundſchaft? Wevelsburger, Hülfe! (er ſtürzt den Grafen zurük und zieht den Degen.)

Die Ritter (entblöſſen die Schwerdter.) Verdammter!

Kyburg. Wevelsburger, man mordet deinen Bruder, deinen Gaſt! Wevelsburger! Mehr! Mehr!

Graf Hennings. Ergebt euch, Kyburg, oder beim mindeſten Widerſtand fahren zwölf Klingen in euern Hundſchädel!

Kyburg (eilt nach der Thür.) Mehr! Mehr!

Graf Hennings. Haut zu!

Kyburg (ſchwengt ſich, ſein Degen ſchwirrt um ihn her, und ſchlizt dem Grafen das Geſicht von einander.)

Leben um Leben! (er entspringt — die Ritter ihm nach — man hört unten Kyburgs Stimme:) „Mohr! Mohr!“

III.

Johannes von Wevelsburg allein.

(eine halbe Stunde später.)

Eine sonderbare, verdammt sonderbare Lage! — Doch, warum ängstig' ich mich, alter Narr? er ist fort! — Freilich, der Kyburg ist ein ehrlicher, gutmüthiger, biedrer Mann; nur gefährlich, wenn er gereizt wird. Er kommt hieher auf mein Schloß, um seinen alten Kameraden vor seinem Ende nochmal zu umarmen; er macht eine Umreise von zehn Tagen, um mich nur zu sehn — pfui, und ich diktire ihm ein Todesurtheil. Er, mein Freund, wie ers schon vor einem halben Jahrhundert war, und ich, sein Henker! — er, mein Gast, und ich, sein Mörder! pfui! pfui! — — (mit Stolz.) Hm, daß ich doch immer der alte Schwärmer bleibe! und wenn er mein Bruder und mein Vater wäre, so müßt' er sterben, ohne Erbarmen!

Ein Leibknecht (kömmt herein.) Der Wundarzt schüttelt den Kopf, gnädigster Herr.

Johannes. So! Wie nimmt sich der unglückliche Graf?

Leibknecht. Er wimmert so kläglich, daß man über sein Elend weinen muß. Des Kyburgers

Degen ist ihm bis auf den Stirnknochen gedrungen; die Nase ist in zwei Hälften geschnitten und Ober- und Unterlippe hängen zerrisse[illegible]rch einander.

Johannes (schaudert.) Kyburg! Kyburg! — Forsche, ob man endlich dem Flüchtling noch keine Spur abgewonnen hat?

Leibknecht (geht ab.)

Johannes. Eine seltsame Geschichte bleibts immer, bei welcher ich am Ende sehr im Schatten stehn werde. — Allein ich erfülle die Pflichte, spiele meine Rolle, das [illegible]brige fechte der mit sich selber aus, der mir Pflicht [illegible]nd Rolle gab. — Es sollte so seyn! Verworren genug ist der Vorfall; er hebt die ewigen, stillen Verträge des menschlichen Herzens auf, zerschlägt das graue Gesez der Gastfreundschaft, sezt alles in mir in Widerspruch, und mein Gewissen bleibt doch unverwundet. — (mitleidig.) Der arme, arme Kyburg! — freilich, er mag über die grausame Weisheit der Weltregierung in Gesellschaft der Blindgebornen, Taubstummen, gebornen Sklaven seufzen!

Leibknecht mit Kyburgs Knappen.

Leibknecht. Hier ist sein Knappe, wie ihr verlangt habt, gnädiger Her. (geht zurük.)

Mohr. Ich heisse Mohr, Herr Graf, und bin ein blutarmer Wicht, ihr seid ein Freigraf und herrschet über achtzehn Dörfer und Burgen — aber (indem er gen Himmel zeigt.) droben, tausch' ich mit euch nicht.

Johannes. Was fällt dir ein, wunderlicher Traukopf?

Mohr. Mein Herr liebt Euch, wie seinen Bruder. Ach, wie manchen schönen Abend hat er mir von Euch vorgeschwazt! Als er den siegreichen Fahnen Maximilians nach Ungarn gefolgt war, und Stuhlweissenburg bestürmt ward, da pflanzte mein Herr zuerst Maximilians Standarte auf die eroberte Stadtmauer. Ein Schuß strekte ihn in eben dem Augenblik zu Boden. Sei ruhig, Mohr, sagte er, ich sterbe nicht, vor ich nicht noch einmal meinen Jugendgesellen sah. Er meynte Euch! — ach, hätte damals doch die feindliche Kugel sein Herz getroffen! —

Johannes. Nun, was willst du?

Mohr. Und Ihr erlaubt es jezt, daß man Euern Freund meuchelmörderischer Weise auf Eure Burg überfällt? — Herr, wenn mein Tod- und Erbfeind, als Gast, in meiner Hütte herbergen wollte, ich würde ihn freundlich behandeln.

Johannes. Du schwazzest hier, wie der Blinde von Farben. Dein Herr ist vervehmt, er ist ein Kirchenräuber und Kezzer.

Mohr. Das sei Gott geklagt! vervehmt ist er wegen der Kezzerei? — Und wenn mich des Teufels leiblicher Schwager liebte, Herr, ich dächte christlich genug, ihn wenigstens nicht zu meuchelmorden. Ist er ein Kezzer: nun so wird der Richter der Gedanken über ihn den Stab brechen, aber Ihr?

Ein Leibknecht (mit Eil herein). Sie has

ben den Flüchtling gehascht, im Eisengrund beim Steinbruch. Er ist entwaffnet.

Johannes. Dieser Alte soll bewacht werden in der Gitterkammer. Hörst du!

Mohr (indem er abgeht mit dem Knecht.) Hörst du, lieber Herrgott, dieser Mann ist kein Kezzer! ist kein Kezzer!

Johannes (indem er auf und ab geht.) Sie haben ihn gehascht. Schlimm genug für ihn! — Wer kann dem Arm des Verhängnisses entrinnen? Wie leicht wars dem dort oben möglich, daß Kyburg Stuhlherr des Blutgerichts und ich sein Verdammter würde? Hätte sein Ich in den Lenden meines Vaters gewohnt, und ich in dem seinigen: so wäre eine Brautnacht — — Es schlägt halb elf Uhr! -- Wieder mal eine gräsliche Mitternacht.

Helene (stürzt herein.) Ach, Vater — Kyburg ist gefangen herein geschleppt. Um Jesus willen, was ist das in dieser Nacht? Wollt Ihr den Ehrwürdigen morden?

Johannes (ernst.) Kennst du mich? Kyburg ist vervehmt? -- gehe in dein Gemach und schlaf wohl!

IV.

(Ein unterirrdisches Gemach.)

Gottfried von Kyburg. Wache.

Gottfried von Kyburg (geht ruhig umher nd spielt mit seinen Ketten.) Sagt Eurem Herrn,

dem christlichen Freigrafen von Wevelsburg, er solle seinem Jugendgespielen einen Humpen Wein in das Gefängniß herunter schikken.

Ein Soldat (geht ab.)

Kyburg (vor sich.) Nun ja, daß es den Pfaffen endlich einmal gelingen würde, ihren alten Widersacher zu fangen, das konnt' ich erwarten. Aber im Schlosse meines Johannes! meines Johannes! — o himmlischer Richter, hier verschließt dein allsehendes Auge; er hat es nicht gethan, es ist nicht der Johannes, den ich so herzlich lieb hatte, nicht der Johannes, dem ich einmal mein schönstes Kleinod gab, es ist ein Fremdling! — Mein Bruder ist so grausam nicht. —

Der Soldat (bringt ein Pokal mit Wein.)

Kyburg. Das kömmt von meinem Johannes!

Soldat. Der Herr Freigraf füllte den Becher mit eigner Hand.

Kyburg (trinkt begierig.) Das that mein Johannes. — Nun, Kameraden, legt Holz zum Kamin. Es friert bas.

Soldat. Beim heil'gen Peter, Herr Ritter, ich kann's nit bergen, ich hab' meine Lust an Euch.

Kyburg (lächelnd.) Wie so, Kamerad?

Soldat. Ihr seid so gelassen, als wär' wohl nichts geschehn. Aber es hat mir mein Schwiegervater von Euch schon gar viel erzählt. Es ist der lange Konrad, hat Anno 90 unter eurer Schaar wider die treulosen Ungarn gedient.

Ein Anderer. Sapperment, Ihr habt dem Hennings weidlich das Fell geschlizt.

Kyburg. So? Aber else wider einen! Traun, Kameraden, das war nicht biedere Art zu fechten. —

Ein Dritter. Man wird's Euch wohl büssen lassen. Tapfrer Herr, Ihr jammert mich.

Kyburg. Wird man mich hier im Westphalenlande ums Leben bringen?

Soldat (zukt die Achseln.) Gewiß! könnt Euch bereiten.

Kyburg (gelassen.) Hm! — kann ich meiner Knecht nicht sprechen?

Soldat. Es ist verboten.

Kyburg. Pfui! — hab zu Hause noch Weib und Kind.

Alle (mitleidig.) Weib und Kind!

Kyburg. Mein Bub' ist schon erwachsen. Er wird seiner alten Mutter eine Nothstüze werden. — Na, sezt euch näher ans Feuer. Erzählt mir was von eurem Herrn.

Soldat. Vom Freigrafen?

Kyburg. Freilich. Nicht wahr, es ist ein wakrer Mann? Er ist mein bester Freund auf der Gottes-Welt.

V.

(Hohes halbdunkles Gewölbe, vom Scheine einiger Kerzen erleuchtet. — Versammlung des Westphälischen Blutgerichts, um die heilige Mitternachtsstunde.)

Johannes (in Mitte der zwölf Freischöppen.) Ich, Johannes, Freigraf von Wevelsburg, Stuhlherr des heiligen heimlichen Gerichts von Westphalen, frage Euch, Bischof Theuderich von Paderborn, des, vom heiligen Kaiser Karl und Pabst Leo gestellten Freistuhls Schöppe, worin besteht Eure Anklage gegen den Ritter Gottfried von Kyburg, welcher durch die Macht der heimlichen Vehme in meinem Schlosse verhaftet wurde: und sind Eure sechs Zeugen wider ihn, und wie gedenkt Ihr Eure Klage gegen genannten Kyburg zu rechtfertigen? Sprechet, auf daß wir gerecht richten nach kaiserlicher Ordnung, wie es sich gebührt, und wie uns einst Gott richten wird!

Der Bischof (steht auf.) Im Namen des dreifaltigen Gottes, Amen! Wenn nach den Statuten und Sazzungen, welche der heiligen Vehme vom Kaiser Karl dem Großen, dem römischen König Ruprecht und des Kaiser Maximilians Majestät überliefert wurden, schon der Mann des Todes würdig ist, welcher das Werk der Selbstrache treibt, Mord an frommen Personen übt, oder Kirchen zerstört: so hat Gottfried von Kyburg einen zehnfachen Tod verschuldet, und dies will ich ihm beweisen in seinem Angesicht.

Johannes. Ihr Wehmfrohnen, führet den Kyburg herein.

Einige Schöppen. Wehmfrohnen, den Kyburg!

(Die Frohnen führen den geschloßnen Kyburg durchs Gewölbe herbei.)

Kyburg (nähert sich mit einer freundlichen Miene.) Wo bin ich?

Einer der Schöppen. Ihr steht vor dem heiligen Freistuhl von Westphalen, Anklage halber.

Kyburg (sieht den Johannes auf dem Richterstuhl und fährt zurük.) Wie? — Bruder Johannes, auch du? bei dem lebendigen Gott, der Teufel treibt hier ein Gaukelspiel! das bist du nicht! — Laß mich deine Stimme hören, Mann, der du da sizzest auf dem Stuhl des Gerichts, daß ich dich erkenne!

Johannes (unruhig, das Gesicht abwendend — sammlet sich, und wirft einen ernsten Blik auf den Alten.) Ich bin Johannes, Freigraf von Wevelsburg, Stuhlherr des heimlichen Gerichts. Es klagt dich der fromme Bischof Theoderich ob schwerer Sünden an, — rechtfertige dich!

Kyburg (die Hände zusammen schlagend.) Ja, bei Gott, du bist es! Johannes, Johannes! das vergebe dir Gott an jenem Tage, du hast nicht ehrlich an mir gethan. — (mit einem Seufzer.) Ich habe siebzig Jahre gelebt, viel erfahren, viel gelernt, aber die Menschheit ist mir doch wohl ein tiefes Räthsel geblieben!

Johannes (sanft.) Kyburg!

Kyburg. O Johannes, daß dein Gottfried einst hier, und so hier stehn würde: das dachte mein Herz nicht, da es dir die schöne Kunigunde von Biberingen überließ, und zehn Jahr lang an der schweren Wunde bluten mußte. — Nun, weg mit dem albernen Traum, unter Biedermanns Larven auch Biedermanns Herzen zu glauben! Hab mich mit dem Glauben so lange geschleppt, und — — freu' mich, daß ich nun klüger worden bin.

Johannes (sanfter.) Gottfried!

Kyburg. Na, du kennst ja deinen Gottfried, weißt ja, daß er den Tod nicht fürchtet, — verwalte dein Amt, und laß den Bischof wider mich klagen, so viel als ihm gefällt. Habe den Mann, Gott weiß es, in meinem langen Leben nie gesehn, nie gesprochen, nie gekränkt, und der Mann will mich anklagen!

Der Bischof. Dich klagt hier, durch meinen Mund, der Schatten des frommen Abtes Gervasius an, den du, Mörder, auf der Schwelle des Hochaltars mit dem Schwerdte in der Faust umbrachtest. — Dich klagen die Seelen der erschlagnen Mönche von Münchethal an, welche durch deine und deiner Spiesgesellen Hand erwürgt wurden. Dich klagen die Gebeine der Seeligen an, deren Grabstätten und Grabmäler du, Unmensch, verwüstetest zu Münchethal. Dich klagen die Trümmern eines verwüsteten Gotteshauses und zerstörter Altäre an, welche deine ruchlose Hand unter Rauch und

Flammen zusammen stürzte. Dich klagen die Heiligen Gottes an, deren Tempel, Capelle und Hochaltäre, so ihnen vor Jahrhunderten von frommen Christen geweiht waren, du der Erde gleich machtest. Der schrekliche Kirchenbrand stinkt hundert Meilen in der Runde umher, und darum wirst du hier gerichtet.

Kyburg (sehr ruhig.) So!

Ein Schöppe. Verantwortet Euch.

Kyburg. Mit nichten. Ich bin von kaiserlicher Majestät gerichtet, und losgesprochen worden. Seid Ihr denn mehr, als des heil'gen römischen Reiches Kaiser?

Johannes. Wir richten an Kaisers Statt.

Kyburg. So seid Ihr und der Kaiser Eins. Aber einer darf nicht zweimal über eine Sache richten, und zweimal vrtheln. Was gesprochen ist, das ist gesprochen, und was geschrieben ist, ist geschrieben.

Der Bischof. Eine elende Ausflucht, und doch soll sie vor diesem strengen, unbestechlichen Gericht gelten. Noch mehr, ich will Euch vertheidigen, will die grosse Summe Eurer himmelschreienden Sünden wie Tugenden ansehen, und Euch deswegen Kronen und Palmen verheißen — —

Kyburg (lächelnd) Gelt, dahinter lauert eine lose Schalkheit. Ich kenne die Menschen; seit vier und zwanzig Stunden kenn' ich sie!

Johannes (zum Bischof.) Ihr nehmt demnach die Anklage zurük?

Bischof. Im Ernst, ich nehme sie zurük.

Kyburg. O, glaub's nicht, Bruder Johannes, er macht sie zum Fundament einer desto schwerern.

Bischof. Der Kyburg schlachtete damals den Abt Gervasius, weil er ihn für einen Kirchendieb hielt; den Feuerbrand warfen seine Knechte, wider seinen Willen, in die heilige Abtei. Er ist unschuldig, das ist offen und baar!

Kyburg (sanft.) Meint Ihr, Ritter und Freischöppen, meint Ihr, daß es seine Seele, wie seine Zunge meint? o, Ihr solltet die Klerisei kennen!

Bischof. Seid Ihr des nicht zufrieden, daß ich Euch in Schuz nehme, statt Euer Ankläger zu seyn?

Kyburg (troken.) Eures Schuzzes begeb ich mich. Ich bin der Kyburg! — kennt Ihr mich? — — Und ohnedem, wenn Pfaffen und Weiber schmeicheln, haben sie gewiß einen Dolch geheim. Das weiß ich. Und ahndet's mir auch von Euch.

Bischof. Ahndets euch? (mit einem höhnischen Grinsen.) Ahndets euch? Nun wohlan denn, so erscheine der Dolch, den ihr euch selber für euer Herz auf den Ruinen der Abthei Münchethal geschliffen habet. —

Eine Schöppe (zum andern.) Dergleichen Ruhe und Gleichmuth hab ich noch auf keines Verdammten Antliz wahrgenommen.

Der andre. Still, mich plagts, wie das Ding verlaufen wird!

Kyburg. Ich mögt ihn von euch sehen, Herr Bischof.

Bischof (wendet sich mit Würde zu den Richtern.) Höret mich an, Johannes von Wevelsburg, Stuhlherr dieses schrecklichen Gerichts, höret mich an, ihr Freischöppen der heiligen Vehme, denn ich rede hier, als ein Diener Gottes, ein Knecht unsers Heilandes Jesu, ich stehe hier vor euch im Namen der allein seligmachenden Religion!

Wer ist unter euch, der mir vorwerfen könnte, ich habe wissentlich gesündigt? wer kann mir sagen, ich sei einer der Mönche, welche die Hölle im Herzen und den Himmel auf den Lippen tragen? Wer kann sagen, ich liebe nicht die Religion Jesu, oder ich hänge mit meiner Seele trübsinnigen Schwärmereien nach? —

Mehrere Schöppen (mit Wärme.) Bei Gott, keiner! keiner! Westphalen verehrt euch, ihr seid der Frommen Spiegel.

Bischof (mit Enthusiasmus und feierlichem Ernst.) Wohlan denn, so höret. Am längsten habt ihr, Richter des heiligen Gerichts, gerichtet; zerbrecht eure Urthelsstäbe und schlaget euer Vehmbuch zu! denn der Tag eines höhern Gerichts rükt heran, ich sage euch, er liegt vor der Thür. In Erfüllung sind nun gegangen die Weissagungen des alten und neuen Bundes; der höllische Antichrist hat sich losgerissen von seinen Ketten und schleicht umher, wie ein brüllender Löwe. Falsche Propheten stehn auf in Osten und Westen, und sprechen: hier ist Chris-

flus und da ist Christus! der Erdball ist mit Kezzern überschwemmt, und die heiligen Grundpfeiler der Religion werden von allen Seiten erschüttert. Vergebens wurde vor Jahrhunderten das Schwerdt der Kirche wider die kezzerischen Albigenser, Hommichianer, Waldenser, Hussiten und Tisseranen gezukt; die Mörder Christi wuchern mächtig im Dunkeln herum und ihre Rotten vermehren sich stündlich. --- Sie zu zerstören und zu richten sei die lezte große That der heiligen Vehm nach den Sazzungen Kaiser Karls; bald wird ein erhabnerer Richter in den Wolken herniederfahren, und vor sein Tribunal laden die Völker der Welt.

Besonders strekt in unsern Tagen eine höllische Hyder ihr Drachenhaupt empor, eine Kezzerei, deren Anhänger sich Brüder des freien Geistes nennen; sie verwerfen die Taufe der unschuldigen Kinder, verbannen aus ihren Tempeln die heiligen Sacramente, und schwören den Knechten Jesu den Untergang. Sie schütteln von sich ab das Joch obrigkeitlicher Gewalt und predigen Freiheit und Gleichheit; unwissende Laien sind ihre Prediger, und Aufrührer ihre Beherrscher. *)

Alle die Worte, Männer des furchtbaren Gerichts, welche ich hier vor euch in der Mitternacht

*) Es wird hier, wie man sieht, von den Wiedertäufern gesprochen, die wirklich diese Grundsäzze besaßen, und zwanzig bis dreißig Jahr nach dieser Scene zu den blutigsten Verwirrungen von Deutschland Anlaß gaben.

geweihter Stille ausspreche, möge ich einst aufgeschrieben finden am lezten Tage der Welt, im Buche des Weltrichters, und sie sollen nicht wider mich zeugen. Verantworten will ich sie dort, wie hier!

Wisset nun, dieser Mann, der hier als Beklagter vor euch steht, Gottfried von Kyburg, ist ein Bruder des freien Geistes, ein Abtrünniger von der Religion Jesu, ein Sünder wider den heiligen Geist! -- des klag' ich ihn an vor euch, des klag' ich ihn an dereinst vor dem Stuhl des jüngsten Gerichts, und wenn alle Sünden verziehen werden: so wird ihn das Blut des erwürgten Lammes selber nicht rein waschen können von der Sünde wider den heiligen Geist! — Kyburg beschirmt in seinem Dorfe eine kezzerische Gemeinde; Kyburg besoldet auf seinem Schlosse einen Bruder des freien Geistes, als Lehrer seiner Unterthanen; Kyburg reißte nach Holland, um sich dort mit den Kezzergemeinden wider die christliche Kirche zu verschwören.

Johannes (unterbricht ihn.) Beweise! Beweise!

Kyburg. Laßt ihn reden!

Bischof (mit scharfem Blik auf den alten Kyburg.) Läugne, wenn du kannst, Sünder, läugne, ich beschwöre dich bei dem allgegenwärtigen Gott! läugne!

Kyburg (mit Hoheit.) Ich verläugne meinen Jesum nun und nimmermehr. Ich bin ein Christ, der will ich stets verbleiben. --- Ihr sagt, ich sei ein Abtrünniger von der Mutterkirche? nein, ich bin nur ein Abtrünniger von der Pfaffenweisheit,

von des Pabſtes boshaften Greuel, von der geſchändeten Religion, die der Heiland der Welt gab. — Ich habe fleißig Gottes Wort ſtudiert, und nicht funden, was ihr, des Pabſtes Söldner, uns Laien oft vorprediget; glaubet mir, ich bin ein Chriſt, wenn gleich kein Päbſtler.

Biſchof (mit herbem, ſchmerzlichem Gefühl.) O hört, ihr Männer, hört! -- ach, er zeuget laut wider ſich ſelber, was ſoll ich gegen ihn Beweiſe ſuchen?

Kyburg (mit ſanfter Schwärmerei.) Glaubet mir, ich bin über die menſchlichen Schwächen hinweg, die man Sonderlingsſucht, oder Ehrgeiz, nennt. Mich verführt nichts zum Groll wider das Pabſtthum, und zur Umarmung einer beſſern Religion, als die heilige Wahrheit ſelber. Ich habe die Wahrheit erkannt, und will ihr getreu bleiben bis an den Tod. — Ich bin ein Chriſt, und kein Kezzer. O fürwahr, ſtiege Chriſtus von ſeinem himmliſchen Thron hernieder, er würde unter dem Wuſt abſcheulicher Lehren, Fabeleien, Abgöttereien und Ceremonien ſein Chriſtenthum nicht wieder erkennen. Stiege Chriſtus hernieder, ſo wahr ich lebe, und ſo wahr über den Sternen einer wohnt, der meine Worte hört! ihr würdet Chriſtum ſelber, als einen Kezzer, vor euer Tribunal ziehn, Pfaffen! und ihn zum andernmal kreuzigen laſſen, weil er nicht an das Wort des römiſchen Mönches glaubte.

Biſchof. Ich erſtarre.

Kyburg. Nein, hochwürdiger Herr, bleibt

immerhin gelassen, seid ihrs doch, wenn ihr jemanden zum Tode hinstosset. Bleibt gelassen!

Johannes. Du bleibst also deiner Aussage getreu, Gottfried von Kyburg, du sagest dich also los von der Gemeinschaft der römischen Kirche?

Kyburg. Ja, ich sage mich feierlich los von der Gemeinschaft der römischen Kirche, aber ich bleibe ein Kind in der christlichen Kirche. Ich gestehe dies gern und laut, gestanden es doch auch gern und laut die heiligen Märtyrer zur Zeit unsers Herrn.

Johannes. Weißt du auch, daß du dir selber ein unbarmherziges Urtheil sprichst? weißt du auch, daß die heilige Vehm nach den Statuten Kaiser Karls und Pabst Leonis das Recht hat, über die Abtrünnigen zu richten auf Leben und Tod?

Kyburg. Ich weiß es, leider! — Richtet immerhin, euch wird ein andrer richten. Es hat ja schon mancher sein Blut für die heilige Wahrheit fliessen lassen, wie könnte nun der Kyburg sein Blut besser verspritzen, als für das, was ihm das Heiligste ist? das Christenthum liegt gefangen in den Banden des römischen Priesters. Aber, Geduld, es wird seinen Erlöser finden über ein' Kleines. Schon schreit die ganze Welt über die Sünden der Pfaffen und die Tiranneien Roms; und Gott, der Barmherzige, wird endlich hören das Seufzen seiner Kreatur. — Müßt' ich um der Wahrheit willen sterben: so sterb' ich gern!

Johannes (mit Schmerz.) Unglückseliger widerrufe!

Kyburg. Ich widerrufe nicht! — Jesus ist mein Leben und Sterben wohl mein Gewinn! ich widerrufe nicht!

Bischof (mit geistlichem Zorn.) Ha, Schwärmer, meinst du, du werdest ein verdienstliches Werk begehn, wenn du hartnäkkig dich aufopferst, um deinen Irrthümern nicht entsagen zu dürfen? Meinst du, du werdest dir die heilige Märtyrerkrone bei uns durch deinen Wahnsinn verdienen können? o ja, bringen wird man sie dir, die Krone, aber nicht im Reiche des Himmels, sondern im Reiche der Hölle, welches du verherrlichen wolltest; bringen wird dir der alte Erzfeind die schreklichte Feuerkrone, für deinen störrischen Schädel, und Flammen, statt der Palmenzweige, werden dich umflattern. Sizzen wirst du unter des Molochs Favoritkindern, neben dem bratenden Waldus, dem heulenden Hus, dem Mordbrenner Ziska. Und wenn du nun eine Ewigkeit auf deinem glühenden Eisenthron dich müde gewälzt hast, und dich satt gesoffen hast am siedenden Pech und dein rebellisches Blut dir kochend unter den Nägeln hervorsprüzt: dann, Schwärmer, dann freue dich deines Märtyrerthums!

Kyburg (gelassen.) Ich muß es glauben, daß ihr die Hölle genau kennt, denn eure Phantasie trägt noch lebhafte Spuren vom Brande.

Bischof (betroffen.) Was? — o wizle nur, der Spaß soll dir häßlich vergällt werden!

Kyburg (ernst.) Bischof, seid ihr Kläger oder Richter?

Bischof. Dein Verkläger hier und dort!

Kyburg. Wohl, so seid fein höflich in eurer Klage, als es einem geistlichen Mann gegen den Ritter zu thun gebührt, oder der Kyburg mögte euch ein schmerzliches Siegel auf den Mund drükken.

Schöppen (stehn einige auf.) Still! still, ihr Herr'n! Ehrfurcht dem heil'gen Gericht!

Bischof (wüthend.) Wie, Elender, du pochest noch?

Kyburg (indem er einige Glieder seiner Kette in der drohenden Faust aufhebt, und den Bischof mit einem scharfen Blick mißt.) Du!

Bischof (schreiend.) Im Namen der Kirche, im Namen des Kaisers, sprecht Urtel und Recht, ihr Richter des Vehmedings!

Johannes. Still!

Einige Schöppen. Stille! stille! der Stuhlherr spricht!

Johannes. Der Bischof Theuderich von Paderborn hat angeklagt auf Leib, Ehre und Leben, den Ritter Gottfried von Kyburg wegen Kezzerei und Sünde wider den heil'gen Geist. Der genannte Kyburg aber hat, des seid ihr, Geschwornen, sammt und sonders, Zeugen, die Anklage als gültig anerkannt, und nichts zu seiner Vertheidigung aufgebracht, auch nicht widerrufen noch abschwören wollen. Beklagter hat sich demnach selber das Leben abgesprochen, sintemalen nach den heil'gen Sta-

luten und Sazzungen des Vehmgerichts älterer und neuerer Zeit Todesstrafe dem Kezzer zuerkannt worden, und wollen wir nochmals — —

Kyburg (ihn unterbrechend.) Halt! ich appellire! ich appellire!

Bischof. (höhnisch.) An wen?

Kyburg. An den, der über euch steht von Gottes- und Rechtswegen, an den Kaiser, oder an — an den Pabst.

Bischof. Ha, ha, ha! an den Kaiser? ich habe dich nicht angeklagt in weltlichen Händeln, sondern allein in Glaubenssachen. In leztern entscheidet mir nichten ein Kaiser, wie männiglich bekannt, sondern der Statthalter Christi auf Erden, der sichtbaren Kirche sichtbares Oberhaupt.

Johannes (zu Kyburg.) Kläger redet, als es wahr ist.

Bischof. Nun geh hin und sprich zum Vater, dessen Kind du erdrosselt hast: ich habe dein Kind erwürgt, rette mich aus den Händen der Gerechtigkeit! Geh hin und sprich zum Pabst Sixt *): ich habe deine Kirchen verwüstet, deine Altäre verbrannt, deine Diener erschlagen, hilf mir! ich bin ein Kezzer, und werd' es verbleiben mein Lebelang, hilf mir!

Johannes. Ich frage dich nochmals, Beklagter, hast du kein Wort der Rechtfertigung?

*) Sixtus IV.

Kyburg (steht schweigend da, und starrt unbeweglich den Boden an.)

Einige Schöppen. Der Stuhlherr fragt!

Kyburg (wirft einen Blik gen Himmel und schweigt.)

Johannes. Kyburg, hast du kein Wort der Rechtfertigung?

Kyburg (sieht sich um.) Wo ist mein Mohr? Ich will Mohren sprechen. Mehr nicht! —

Schöppen. Richtet, Stuhlherr, richtet, als recht ist!

Johannes (erschüttert.) Kyburg!

Kyburg (zum Bischof.) Droben, droben, Herr Bischof, sollt ihr einsehn lernen, daß ihr mir Unrecht gethan. Ach! Weib und Kind hab ich zu Hause!

Schöppen. Sie bleiben unversehrt!

Bischof. Wie?

Mehrere Schöppen. Ja, ja, unversehrt!

Johannes (bewegt.) Kyburg, dein Blut komme nicht über mich!

Kyburg (sieht ihn ein Weilchen schweigend an.) Nein, ach nein, nicht über dich! — — (sein Blik senkt sich nieder zur Erde.)

Johannes (läßt eine Thräne fallen. — Es herrscht eine lange schauerliche Stille.)

Ein Schöppe (zum andern leise.) Seht, er weint!

Johannes. (entblößt bebend sein Haupt.) Vater unser! — —

Die Schöppen. (sie nehmen die Barets ab und beten ein stilles Vater unser.)

Johannes (bedekt ſich nach einer Weile, und winkt mit der linken Hand.)

Schöppen (rufen.) Vehmfrohnen! Vehmfrohnen!

Die Vehmfrohnen (treten herbei, und ſchleppen den alten Kyburg zurük.)

Kyburg (indem er ſich noch einmal umdreht.) Ade, Bruder Johannes!

Die Schöppen (ſchrien laut ihm nach.) Wehe! Wehe! Zeter! Zeter! ſein Blut komm' nicht über uns!

Kyburg (am Ausgang des Gewölbes) Komm nicht über euch!

VI.

(Ein Kämmerlein.)

Kyburg und Vehmfrohnen.

Ein Frohn (reibt ſich die Hände.) Brr!

Ein andrer. Wenn nur die Nacht erſt vorüber wär'!

Ein Frohn. Er bleibt lange aus. Schon iſt eine halbe Stunde durch.

Ein andrer. Wenigſtens.

Ein dritter. Drauſſen ſchneits und ſtürmt's, daß man keinen Hund hinausjagen mögte.

Der Erſte. Ich habe von euch den längſten Weg heim zu meiner Burg.

Ein andrer. Aber dein Senner! Donner, der Gaul bringt dich im Fluge nach Haus.

Der Erste. Hat sich was zu fliegen, wo weder Steg noch Weg zu erkennen ist. Aber der Senner ist ächt!

Kyburg (sizt auf der Erde, die Arme unter einander geschlagen, vor sich leblos hinstarrend.) Kuno! (mit einem Seufzer.) Kuno!

Ein Frohn (leise.) Still, der Alte spricht!

Ein andrer. Und hat doch jeder von euch zu Haus sein Weiblein, das ihm gütlich thut, wenn er anklopft, und ihn in ihren Armen aufthaut, wenn er verfroren an ihrem Busen liegt.

Der Dritte. Warum siehst du, Hageſtolz, dich nicht um unter den Töchtern des Landes? da giebt's noch manchen wärmenden Busen, manchen weichen Arm. Tummle dich, ich helfe dir Hochzeit machen. Ha, ha, ha!

Kyburg (seufzend.) Mein Gott! mein Gott! du hast mich nicht verlassen.

(es wird gepocht.)

Wehmfrohnen. Wer da! wer da!

Kyburg (fährt zusammen.) Nun! nun!

Stimmen (draussen.) Frohnen der heil'gen Wehm! auf!

Ein Frohn. Gottlob! --- riegelt auf, — Tietbergs Stimme!

(sie riegeln auf.)

(Wehmfrohnen und der Knappe Mohr treten herein.)

Rehmfrohnen. Wir bringen den Knappen des Verfehmten!

Mohr (blaß und mit den Knien ſchlotternd, ſucht mit den Augen nach ſeinem Herrn.)

Kyburg (ſteht auf und geht ihm entgegen.) Mohr!

Mohr (ſtürzt ſprachlos vor dem Alten nieder und umarmt deſſen Knie.) Oh! oh;

Kyburg. (ruhig.) Faſſe dich!

Mohr (mit gebrochner Stimme.) Ach, Herr — gnäd'ger Herr — mein lieber Herr — laßt mich, laßt mich erſt — —

Kyburg (mitleidig.) Mohr, ſei doch ruhig, lieber Mohr!

Mohr (ſtammelnd im verbißnen Schmerz.) Ja, ja, ich bin es. — Ach, iſt das euer hochgerühmter Freund, der das Recht der Gaſtfreundſchaft ſo grauſam verlezt und euch dem Blutgerichte überantwortet? — iſt das freundlich? iſt das barmherzig? (weinend.) ich ſoll euch nun das leztemal ſehn! ſoll euch das Valet ſagen — —

Kyburg. Ruhig, Mohr, wie Männern geziemt!

Mohr (verbiſſen.) Ja, ja, ich bin ruhig. Ich will nicht gegen den Himmel und ſeine Führung murren, ich will euch gern noch gehorſamen, aber (in lautes Schluchzen ausbrechend.) liebſter Herr, ich ſoll von euch ſcheiden — ich — ich nun allein heimziehn, — ich ſoll euch nicht mehr begleiten, nicht mehr bedienen — o Herr Jeſus, Jeſus! ach,

das kann ich ja nicht, ich — liebe euch so herzlich! — Herr, Herr, ich bin alt worden unter euch, hab mich so ganz in euch hineingelebt — ich will nun sterben mit euch!

Kyburg (sieht in schweigend an, wischt sich endlich Thränen von den Wimpern.) Sieh nur, Mohr, was du machst! Steh doch auf! Laß uns als Männer sprechen, die sich über eine kleine Zeit wiederfinden.

Mohr (zeigt gen Himmel.) Gewiß wiederfinden!

Kyburg. Richte dich auf, alter Freund, so sprechen Freunde nicht mit einander.

Mohr. Ach, segnet mich zuvor, euern Knecht, dann will ich ruhig an mein Grab hinpilgern. Segnet euern Knecht!

Kyburg (berührt mit den Fingern seines knarren Haupt.) Es wallte über dich der dreieinige Gott. Es geleite dich Zufriedenheit durchs Leben; ein freundliches Gewissen tröste dich wohl in der lezten Noth, und bereite dir einen süssen Schlaf in der engen Todesspende. Christi Blut waschе dich sündenrein, verleihe dir eine fröhliche Urständ!

Mohr (küßt Kyburgs Knieen.) Ich bin geheiligt! (indem er aufsteht.) Habe nun Felsenmuth!

Kyburg. Wenn du heimkehrst zu meiner verwaisten Burg, und mein Weib Gertrudis dich begrüßt, und fragt: wo hast du gelassen deinen Herrn? so antworte: der Kyburg ist wohl aufgehoben, seine Seel in Gottes Hand! und tröste sie.

Mohr. Oh, Gertrudis liebt euch zu innbrün-

ſtig, wie werd' ich ihr die Kunde hinterbringen? — So liebt keine junge Dirne, wie die fromme Gertrudis euch liebt. Oh, es wird Thränen — Thränen koſten und manches graue Haar!

Kyburg. Ich hab einen Sohn. Sag' ihm: ſeines Vaters Segen ruhe auf ihm ſein Lebelang, ſag' ihm: des Vaters Segen baue den Kindern Häuſer! — ſage meinem Kuno, er ſolle — — Unrecht tilgen mit Mannskraft, und nicht raſten, lieber ſterben.

Mohr (glühend, halblachend, Thränen im Auge.) Ich verſtehe! ich verſtehe! — das will ich ihm ſagen, und (er knirſcht mit den Zähnen und hebt langſam die geballte Fauſt auf, wie ein Drohender.)

Kyburg. Nein, nein! du deuteſt mich falſch! Mohr, wiegle den Kuno nicht auf — — Ich will vergelten, ſpricht der Herr! aber Kuno ſoll nicht Rache treiben.

Mohr (ſchluchzt laut.)

Kyburg. Ich ſterbe für Jeſum, der für mich geſtorben iſt! wer ſtirbt wohl einen ſchönern Tod, — Nun — nun — — Mohr, ade!

Mohr (heulend.) Herr, Herr! ich überleb's nicht!

Kyburg Ade! (er küßt ihn.)

Mohr (taumelt zurük und ſinkt an eine Wand.)

Kyburg (zu den Rehmfrohnen.) Nun! nun! — Grüßet meinen Freund, den Freigrafen Johannes von Wevelsburg, und ſaget ihm, ſein Bruder

Gottfried trag's ihm nit nach, sondern sei mit Liebe zu ihm ins Ewige gegangen. Hört Ihr's!

Die Vehmfrohnen (starret sich verwundert und gerührt an.)

Einer (von ihnen.) Fürwahr, der Mann stirbt den Tod eines Gerechten!

Kyburg (zu Mohr.) Begleite mich zum Tode! Sieh mich an in meiner lezten Pein, und bete!

Der sanfte Greis gab den Vehmfrohnen einen Wink. Man entbürdete ihn seiner Ketten und schloß vor ihm ein Pförtlein auf. Der Frohnen einer stieg mit einer Lampe voran, der alte Gottfried folgte ihm zaglos, als ging er ermüdet von einem sauren Tagswerk in sein Schlafgemach. Wie ein Geist, bleich und lautlos, schwankte ihm schaudernd Mohr nach. Sie gingen eine schmale Windeltrepp' hinab, von den übrigen Vehmfrohnen gefolgt. Gräßlich dröhnte jeder Fußtritt im Gewölbe; sieben und zwanzig Stufen stiegen sie hinunter. Ein Schloß prasselte am Schlüssel, eine Eisenpforte kreischte; man trat in ein Kämmerlein, schmal, eng und dunkel.

Ein unbekannter Mann stand da neben einem Block; in seiner Hand lag ein weisses Tüchlein ausgebreitet. Er bot's dem Verfehmten, um ihm die Augen zu verbinden.

„Nicht doch, sagte Kyburg; ich hab den Tod gar oft gesehn, mir graut nicht vor ihm!" —

Er sprach's, legte sein schneeweisses Haupt auf den Blutblock, und ein Beil fiel durch seinen Hals

„Oh!“ kreischte Mohr und sprang hin, hob den Kopf des Enthaupteten auf, küßte ihn mit Inbrunst, riß der weissen Locke eine aus, und tauchte sie unter in das Blut.

Die Vehmfrohnen beteten.

VII.

(Schlafgemach des Johannes von Wevelsburg, Nachts, gegen Morgen.)

„He, Bastian! Bastian! Bastian!“ schrie der Freigraf, daß es durch das ganze Schloß wiederhallte, indem er aus dem Bette sprang und sich in einen Schlafkittel wikkelte.

Bastian (taumelte schlaftrunken herbei.) „Jezt, gnädigster Herr, jezt ist er gestorben. Ich habe über die Haide her das Todtenglöklein gehört.

Johannes. Aber, Schurke, wer fragt darnach? — Licht sollst du anzünden, Feuer in den Kamin werfen, daß die Flamme zum Schornstein hinaus lekt!

Bastian. Wie? Es ist in der späten Nachtstunde?

Johannes. Dummer Teufel, riegle die Augen auf und sieh hinaus; es dämmert schon. — Mich friert erbärmlich; die Zähne klappern mir. Fort! fort!

Bastian (ab.)

Johannes (wirft sich in einen Sessel und bringt

die Augen zu.) Weg da! weg da! verdammte Bilder! — hab ich nicht eine Einbildungskraft, wie der jüngste Kerl! — (er steht wieder auf.) Eine verfluchte Nacht, verzeih mir, Gott, die schwere Sünde! —

Bastian (bringt Licht, einige Leibknechte legen Feuer im Kamin an, und begeben sich wieder zurück.)

Johannes (sezt sich zum Kamin.) Gieb mir den Wedel her; das brennt nicht! Blase, daß dir die Lunge springt, träger Esel!

Bastian. Es brennt allerliebst.

Johannes. Bereite mir heissen Wein, zwei Humpen voll, hörst du, zwei Humpen voll! und wekke den Hemings auf, er soll mit mir trinken.

Bastian. Wißt Ihr denn nicht mehr, gnädigster Herr, der Herr Graf liegt an einem schweren Wundfieber hart darnieder. Sein ganzes Gesicht — gestern Abend — —

Johannes (sieht ihn zweifelhaft an.) Was? wer? gestern Abend? — Ach ja, es ist wahr. Du hast recht. — — Aber allein mußt du mich nicht lassen.

Bastian (läuft ab.) Gleich, gleich wieder hier!

Johannes. Nun läuft er doch fort! es ist zum rasend werden! — — (sieht einige Augenblikke dem Spiel der Flammen zu.) Im Grunde genommen, Wevelsburger, bist du ein abscheulicher Narr! — Aber er war dein zärtlichster, treuster Freund, er liebte dich wie sein eignes Herz, er mächte einen Umweg von zehn Tagereisen, um — sich — enthaupten zu ... (lächelnd und lauter.) Freilich! frei-

lich! sag ichs doch, es ist seltsam; Pflicht und Freundschaft kamen ins Gedränge, wahrhaftig, ich mußte, mußte = = wenn ich nicht selber die Centnerlast der heimlichen Acht auf meine Achsel laden wollte. Zumal ich, des heiligen Gerichts Stuhlherr! — (Pause.) Ach, ich kann ihn mir denken, wie er hinunter stieg zur einsamen Todtenkammer, wie er da noch einmal betete, in der lezten Stunde, und über seiner Stirn der kalte Angstschweis herniederperlte, wie er dann nieder kniete vor dem Block und noch einmal betete, und wohl gar für mich betete -- -- -- nein, das will ich nicht denken! — Wahrscheinlich hat er mir geflucht, wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich! das ist so ganz seinem Charakter gemäß. -- (er steht auf und geht hastig im Zimmer auf und ab.)

Ich hab's schon oft gedacht, und es bleibt wahr. Das Leben des Menschen ist ein wunderliches Gemisch von Unbegreiflichkeiten. Malte ein Gelehrter einmal ein Gemälde des menschlichen Schicksals, treu wie es lebt in der Natur, hu, wie würde man ihn verlachen. Hie ein Schnizer, und da ein Schnizer! würde man schreien, Unwahrscheinlichkeiten zusammengepakt, wie in einem hizzigen Fiebertraum! -- Und doch klebt hienieden Leben und Tod, Freundschaft und Feindschaft, Laster und Tugend so gezwungen an einander, wie im Fiebertraum. --- --- Ists mir nicht, als wenn er sich da lebhaft über den Stuhl herbükte. (schreiend.) Bastian! Bastian!

Bastian. (bringt Wein) Seht, prächtig dampft er!

Johannes. Sieh einmal dort hin, dort, wo der Mann steht, dort im Winkel! -- Bastian, setz dich neben mir, (er reißt ihn gewaltsam neben sich nieder.)

Bastian (schielt seitwärts.) Verzeih mirs Gott, gnäd'ger Herr, Ihr macht mir bange.

Johannes (klammert sich grausend an den Leibknecht) Bastian, wer hat ihn herein gelassen? -- was ist das Rothe um den kahlen Hals -- Bastian. -- (er besinnt sich.)

Bastian. Ihr habt nicht wohl geschlafen. Ich dächte -- --

Johannes. Nicht wahr, du siehst nichts? -- Nun ja, dacht' ichs doch gleich, eine verwünschte Einbildungskraft hab ich. --- Setz' doch zwei Wachskerzen dort in den Winkel, es ist da so dunkel!

Bastian (trägt Lichter hin.)

Johannes (füllt zwei Pokäle.) Trink! lustig! (trinkt.) das wärmt Leib und Seele. Sag mir mal, glaubst du an Gespenster? Ich glaub keine, nein, ich sage, ich glaube sie. Laß uns zum Zeitvertreib disputiren. Widerlege mich! Ich glaube Todtenerscheinungen.

Bastian (trinkt.) Delikat! prächtig!

Johannes (schlägt die Hände zusammen.) Gottfried! Gottfried! ich werde nun fortan nicht wieder fröhlich!

VIII.

(Am folgenden Tage. — Hennings Zimmer.

Johannes von Wevelsburg. Der Bischof Theuderich. Graf Hennings im Bette.

Johannes (blaß und unruhig.) Wie ich schon gesagt habe, mir ist nicht wohl. Ich habe deswegen die Jagd eingestellt.

Der Bischof. Nun zum Schlusse der Geschichte, Herr Freigraf, ich beharre darauf, Weib und Kind ist vervehmt, sein adliches Wappen soll zerbrochen werden durch des Henkers Hand, und das Schloß und Land, als Wohnsitz einer Kezzerbande an die Abtei Münchethal zur Schadloshaltung fallen.

Hennings (stöhnend.) Das muß seyn.

Bischof. Ich trugs gestern in der Vehm nicht vor, weil ich sah, man war durch den Anblik des Deliquenten gerührt. Man hätte mich mit Nein überstimmt.

Johannes (fest.) Und ich sage noch: Nein!

Bischof. Aber kennt Ihr, Herr Freigraf, unsre Statuten und die Beispiele unsrer gerechten Vorfahren?

Johannes. Ich kenne sie, aber kenne wohl auch das himmlische Gesez der Barmherzigkeit.

Bischof. Barmherzigkeit gegen Kezzer ist eine schreiende Unbarmherzigkeit gegen die christliche, rechtgläubige Kirche! wißt Ihr das?

Hennings. Sein Schloß liegt nur unserm Gerichte zu entlegen: an der lezten Spizze Deutschlands.

Bischof. O, Geduld! doch in der Nachbarschaft des Freistuhls zu Isflingen. Ich sende auf eigne Kosten heut noch Boten und Briefen nach Isflingen. Geduld!

Johannes. Das verantwortet ihr vor Gottes Tribunal, ich wasche meine Hände in Unschuld.

Bischof. Ueberlaßt mirs nur hienieden und droben.

Hennings. Au! au! --- Ein hölliſcher Schmerz! -- Ich bin ganz -- entstellt; wie werd' ich jezt um eure schöne Tochter buhlen dürfen, Herr Freigraf?

Bischof. Seid standhaft!

Johannes. Ich glaube, sie wird euch um dies Andenken des Kyburgers lieben. ---

Bischof. Hat der Kyburg nicht zulezt noch einige Worte verlaufen lassen?

Johannes (schmerzlich.) Er sprach zu den Frohnen: grüßet meinen Freund und saget ihm, sein Bruder Gottfried trag's ihm nicht nach, sondern sei mit seiner Liebe zu ihm -- -- ins Ewige gegangen! --- --- Pfui! pfui! --- (springt auf.) Heda! Knappen herbei, es soll zur Jagd gehn! (ab.)

Hennings. Was?

Bischof. Der Mann ist ungesunder, wie ihr, Herr Graf, glaubt mirs!

Zweites Buch.

I.

In den anmuthigen Thälern von Breisgau, fünf Meilen westwärts von den sogenannten Gyppisfelsen, auf welchen das alte Schloß Kyburg den vorbeiziehenden Jahrhunderten Troz bot, eine Zuflucht war den irrigen Pilgern, eine Schuz- und Nothwehr war den Bedrükten und Verfolgten, ich saze, in den anmuthigen Thälern von Breisgau lebte damals auf ihrem Landschlosse die schöne Alise oder Adelheide (wie sie auch von den Geschichtschreibern genannt wird) eine Enkelin der ehmaligen alten Herzoge von Zähringen, (oder sonstigen Besizzer von Breisgau,) und jezt verwittwete Herzogin von Berry. Sie war eine der geistvollsten, liebenswürdigsten Damen ihres Geschlechts, hatte ehmals, so lange sie die Gemahlin des Herzogs von Berry war, in Paris und am Hofe König Karls VIII. gelebt, war hier die Lieblingin der Königin (ehmaligen Johanne von Bretagne) und die allgemein anerkannte erste Schönheit von Frankreich.

Der Herzog von Berry, der weiter keine Seelen- noch Körpervorzüge besaß, als daß er Herzog war, ein kleiner, buklichter, launischer, eigensinniger Mann, hatte das Unglück, vom Grafen von Montmorency, mit dem er sich beim Spiel

entzweiet hatte, im Duell erstochen zu werden. Seine Gemahlin betrauerte seinen Verlust standesmäßig mit — schwarzen Kleidern, und begab sich endlich nach verflossner Trauerzeit von Paris hinweg, nach einem der Schlösser ihres verstorbnen Gemahls im Breisgau, um ihre Tage in einer philosophischen Muße zu verträumen. — St. Iona hieß das Schloß.

Noch war sie nicht über ihr fünf und zwanzigstes Jahr hingesprungen; die Thränen über Berrys Tod hatten ihren Augen den Glaz, ihren Wangen das feine Rosenroth nicht gestohlen. Kein Wunder, wenn von nah und von fern glatte Freier herbeischwärmten, und in Prosa und Versen um sich buhlten und warben. Allein Adelheide hatte Geschmack, und die Werber und Buhler zogen mit krausen Stirnen und gerümpften Nasen so beglükt wieder heim, als sie gekommen waren.

Nur einer konnte die Eroberung nicht so leicht aufgeben: er blieb seinen Planen getreu, und hoffte, doch endlich noch zu siegen. Dies war der Graf Gasto von Crayn, der Liebling des Kaisers Maximilians. Man raunte sich vom alten Kaiser und diesem jungen Grafen so allerhand ins Ohr, was beinah so klang, als wäre dieser ein natürlicher Sohn von jenem gewesen. Man hat ja das Natürliche sehr gern an großen Herrn, und nirgends verhalten sie sich natürlicher, als im Punkte der Liebe — warum will man's also nicht glauben?

Graf Gasto von Crayn, der Schwarze beigenannt, wußte es auch sehr wohl, daß er mit des Kaisers Majestät leiblich verwandt sei; denn er machte auf Unkosten dieser Verwandschaft oft wilde Seitensprünge, worüber die Tugend gern roth wird, und es ging ihm wohl immer frei durch. Alle Ritter und Grafen respektirten ihn, und schmeichelten ihm baß, und sie waren wohl gelitten am kaiserlichen Hof.

Gasto der Schwarze war auch kek genug, eine allgemeine Unterwürfigkeit von seines Gleichen zu erwarten; wer sie ihm entzog, war sein Freund nicht.

Und Kuno von Kyburg, der Sohn des berüchtigten Zerstöhrers der Abtei Münchethal war sein Freund nicht.

Kuno, ein schlanker, wilder, schöner Mann, den sein Vater nie kriechen lehrte, der, wenn er neben dem hagern, schwarzbraunen Gasto stand, sich wie ein Liebesengel neben einem Pavian ausnahm, Kuno war Adelheidens Nachbar; er war jung und feurig, Adelheide nicht ohne Blut. Nachbarn lernen sich ja bald kennen. Aber Kuno zitterte vor unbekannten Dingen, wenn er die schöne Wittwe eines Herzogs sah, und Adelheide konnte sich nicht enthalten, bange zu werden, wenn der Engel der Liebe ihr ins Auge starrte.

II.

(St. Ilona. — Alisens Kabinet.)

Alise (auf einem Polsterbett sitzend, neben) Kuno.

Alise (sieht ihn an, und will aufstehn.)

Kuno (faßt mit Ungestüm ihre Hand, und hält sie zurück.) Herzogin?

Alise (beugt sich über ihn hin, mit lächelndem Drohen.) Kuno, du bist — ein Verführer.

Kuno (stürzt vor ihr aufs Knie.) Meine Herzogin! — Alise!

Alise (steht auf.) Was fällt euch ein, Ritter? — Ich merke, ihr schwindelt weit hinaus. Laßt euch von meinem Arzt heilen. Die Kosten will ich tragen. Wenn ihr genesen seyd, könnt ihr euch bei mir gelegentlich melden lassen. (dreht sich von ihm, und geht in ein Seitengemach.)

III.

„Kunn! Kuno! Kuno!" schrie der Verstoßne, indem er auf seinem Rosse dahin flog durch die Wälder und Ebnen, als führte ihn ein Sturmwind durch die Welt: „nein, nein, nimmer wieder beuge ich meine Knie vor einem Weibe; nimmer, nimmer buhle ich um eines Weibes Liebe! — Ach, ich habe mich betrogen, sie liebt mich Unglücklichen nicht, und ich wähnt' es, und ich vergaß es, daß Alise eine

Herzogin von Berry war, und ich der Sohn eines — eines Ritters!“

So rief er in jeder Minute etlichemal und jagte, so lang es sein Roß vermochte.

Kuno liebte; das war entschieden. Er war verachtet, daran konnte keiner zweifeln. Er wollte nun und nimmermehr wieder lieben; daran hätt' er gar wohl gethan, wenn sein Herz so stark, wie seine Faust gewesen wäre.

Nachdem die erste Glut des Aergers verdampft war, so ritt' er gelinder. Es war ein lieblicher Herbsttag des Jahres 1799, also noch zu der Zeit, da Gottfried von Kyburg, der Biedre, laut Briefen die er abgesandt hatte, in Holland war.

„Nein, ich liebe nicht wieder! und trüge die Welt noch ein schönres Weib, als Alisen, und böte dies Weib mir Liebe, Hand und Herz und Herzogthum, ich wollte Stein werden, und zu den Thränen lächeln. — Brr, ich habe mich garstig verrechnet!“

Es war Abend, ein Weiler in der Nachbarschaft, und sein Durst groß.

Er trat in das Zimmer; siehe, da saß auch Gasto. Er grüßte herzlich. Gasto brummte seinen Dank. — Kuno war unglücklich; Unglückliche vergessen ihren Stolz. Er war losgerissen von einer Liebenswürdigen; er wußte, daß Alise den schwarzen Gasto verachtete, und nun schmiegte er sich freundschaftlich an diesen Gasto.

Der schwarze Graf von Crain erstaunte nicht wenig, den unbiegsamen Sohn des Kyburgers so geschmeidig zu finden; er fragte endlich, von wannen er käme und wohin er zöge?

„Hm!" gab Kuno zur Antwort, als spräch er von einer unangenehmen Sache: „ich komme von St. Tiona und ziehe heim nach Kyburg. Ich freue mich nur, euch, Herr Graf, hier unterwegs anzutreffen.

Gasto wurde geschwätziger. Er ahndete bald, daß Kuno mit der Herzogin zerfallen seyn müsse; das kützelte ihn. Er wurde dem Kuno sogar gut und fand ihn im Umgang recht leidlich. Das Gespräch der Herren lenkte sich bald links, bald rechts; beide wollten mit ihrer Unterredung auf die Gebieterin von St. Tiona zusteuern, aber keiner wollte der erste zum Ziele seyn, um sich dem andern nicht verrathen zu geben.

Kuno. Und ihr, Herr Graf? nach St. Tiona?

Gasto. Errathen! Fremde dort?

Kuno (sich besinnend.) Ich weiß nicht einmal — nein.

Gasto. Wahrhaftig, Freund, ihr besinnt euch? (lächelnd.) Was hat denn eure Aufmerksamkeit so sehr gefesselt, daß für alles andere nichts übrig blieb?

Kuno. Nichts, so wahr ich lebe, gar nichts.

Gasto (piquirend.) Nichts, gar nichts?

Kuno. Ach, Freund, mein Geist war in Holland, indeß mein Körper in St. Tiona spukte. Mein Vater in Holland beschäftigte mich. Es ist

eine häßliche Geſchichte; der Neffe des von ihm erſchlagnen Raubgrafen Udo von Udenſtein fordert Genugthuung.

Gaſto. Wer? der Wild- und Rheingraf Schlippenbach?

Kuno. Freilich. Der Mersch bedroht die Kyburg täglich und ſtündlich. Wir waren ehmals gute Kameraden; ich hab auch an der Fehde meines Vaters keinen Theil gehabt. Es iſt ihm nicht zu trauen.

Gaſto. Iſt nicht euerm Vater von kaiſerlicher Majeſtät recht geſprochen.

Kuno. Freilich. Aber was kümmern ſich darum die vermaledeiten Hekkenritter in Deutſchland? Nein, ich war in St. Tiona ſehr — ſehr zerſtreut.

Gaſto. Und die Herzogin (mit einem ſcharfem Blik.) die Herzogin ſammelte Eure zerſtreuten Gedanken nicht auf ſich? hm!

Kuno (flüchtig.) Ich verſteh' euch, Graf. Allein ihr ſeyd links.

Gaſto. Wahrhaftig?

Kuno. Wer mögte euer Nebenbuhler ſeyn? und überdies, wie darfs der arme Kyburger wagen, zur Herzogin von Berry hinan zu ſchwindeln?

Gaſto (wiegt ungläubig den Kopf hin und her.) Man ſagt, die Liere iſt dem Pfau ähnlich, ſie ſieht nicht gern auf ihre Füſſe. — Spaß bei Seite, Ihr hättet alſo — — o geht, macht mir nichts weiß.

Kuno (ernſt.) So wahr ich lebe, Graf, ihr ſeyd links; ich könnte euch, wenns darauf ankäme,

unzweifelhafte Proben ablegen, daß Tiona mir gleichgültig wäre.

Gasto. Wie so?

Kuno. Ich kann Tiona meiden.

Gasto. Was würde euer Herz dazu sagen?

Kuno. So wenig, als wenn ich beschlösse, nie wieder in diese Herberge einzukehren.

Gasto (lächelt.)

Kuno. Topp! ihr sollt mich in den ersten Monaten nicht wieder dort sehn! auf Ehre.

Gasto (mit froher Bestürzung.) Nun, beim Himmel, so hätt' ich mich gewaltig in euch betrogen. Topp! es gelte. Wir wollen sehn, ob ich mich, oder ihr mich betrogen.

Ein solches Gespräch war natürlich sehr fähig, beide Rivale bis nach Mitternacht schlummerlos zu halten. Der schwarze Graf gewann den jungen Mißvergnügten immer lieber; er hatte ihn nach seiner Meinung bisher verkannt; er schloß sich enger an ihn; er bat um seine Freundschaft, und ein Kuß besiegelte ihr beiderseitiges Bündniß.

Kuno liebte die Herzogin so innig, und doch haßte er sie. Er wollte eine kleine Rache an ihr ausüben; er gedachte sie zu kränken, wenn er ihr Tiona meidete, und doch war er sichs bewußt, daß sie selber ihn Landes verwiesen hatte. Er war in Gastos Gesellschaft so lustig, wie dieser ihn in seinem Leben nicht gesehn hatte, aber hinter seiner Lustigkeit wohnte die Verzweiflung.

IV.

(Die Kyburg. — Zimmer.

Gertrudis. Rosa von Beaumont,
(der Herzogin Favorite.)

Gertrudis. Nun, setzt euch doch, liebe Rosa. Der Winter ist vor der Thür. Das Wetter wird stürmisch, ihr habt eine üble Reise gehabt.

Rosa. Freilich.

Gertrudis. Wie gefällts der Herzogin noch im Breisgau?

Rosa. Nun ja. Sie ist zufrieden. Sie hängt sehr an dem Einsamen; ist etwas Schwärmerin. Sie könnte in Paris eine glänzende Rolle spielen; sie ist ganz dafür geschaffen, aber man kann sie nicht dazu bewegen, heimzukehren. In den ersten Jahren wird sie den Breisgau nicht verlassen.

Gertrudis. Desto besser für mich. So werd ich vereinsamtes Weib euch, liebes Fräulein, noch öfter, als bisher, in unserm Schlosse sehn. Ihr werdet doch nicht sobald wieder abziehn?

Rosa. So lang ihr mich haben wollt. Wenigstens ein'ge Wochen will ich bei euch hausen, weils mir meine Herzogin so erlaubt hat.

Gertrudis. Nun, doch ein kleiner Trost, — ich bin jezt Wittwe. Mein Gemahl, wie ihr wißt, hat mich nun schon seit drei Monden allein gelassen. Er ist gen Holland gezogen. Seine Geschäfte dort hat er mir verheimlicht. Mir ist bange um ihn.

Rosa. Seyd getrost, edle Frau, die Erde hat solcher Männer wenige, wie euren Gemahl, und der Himmel liebt die Erde. — Aber leistet euch euer Herr Sohn keine Gesellschaft?

Gertrudis. O, der Brausewind! da liegt er täglich bei den Rittern der Nachbarschaft und hauset mit ihnen, oder er durchkreuzt die Forsten, und jagt, oder — —, die Gyppiesfelsen haben ihn gar wenig.

Rosa. Auch in Tiona ist er seit drei Wochen nicht gewesen; und man sah ihn dort doch gern. Die Herzogin ist ihm gnädig.

Gertrudis (gerührt.) Ja, es ist mir nicht unbekannt. O, auch unser Herr Kaiser ist ihm hold. Ich vergeß es nie, als wir in Frankfurt waren, zur Zeit, da Maximilian noch Erzherzog hieß, und mit Frankreich Anno acht und siebzig Friede machte, da nahm er den Kuno auf den Arm, der war damals noch ein kleiner Bube, grade sechs Jährchen alt, und küßte ihn und sprach; doch lieb' ich um deines Vaters willen, werde so wakker, als er! — Und ich weinte so herzlich über den Buben, der den Erzherzog darob anhalsete und mit lauter Stimme rief: wakker wie mein Vater! daß sich alle Anwesende hoch verwunderten.

Rosa. Und er wird Wort halten.

Gertrudis. Er wird! gewiß er wird! Er würde heuer mitgegangen seyn in den Schweizerkrieg, wenn er nicht um der verlaßnen Koburg willen heimgeblieben wäre. Wir sind uns von dem Schlip-

penbach nichts Guts vermuthen. — Aber, das sag' ich euch, ein Brauskopf ists, und ein Nirgendsrub! seit er das leztemal von Tiona heimgekehrt ist, hab' ich ihn wenig gesehn. Er ist wohl unstätt und flüchtig wie Kain. Es wurmt ihn etwas.

Rosa. Von uns ist er doch nicht mißmuthig abgereist?

Gertrudis. Ei, behüte der Himmel, er war zwei, drei Tage nachher so lustig und guter Ding, wie ich ihn nie gesehn, wenn er von Tiona kam.

Rosa (spürend.) Wirklich? lustig und guter Ding?

Gertrudis. Sag' ich euch, liebes Fräulein. — Ach, wenn nur mein Gemahl bald heimkehrte! — Denkt euch, was wirds bedeuten, seit er die Burg verlassen, gehts oben an der Nordseite unsers Schlosses irre.

Rosa. Wie, wo ich sonst mein Schlafzimmer hatte?

Gertrudis. Ei freilich. In der Nachbarschaft. Man hört oft in der Mitternacht droben ein seltsames Gepolter und Geklinge. Man hört oft droben ein leises Gestüster, und unser alter Hausvoigt Rupert giebt seit der Zeit keinem Fremden dort ein Kämmerlein. Ich habs schon zweimal mit eignen Ohren gehört, das entsezliche Geräusch. Ach, was bedeutet das?

Rosa (ängstlich.) Seit euers Herrn Abwesenheit?

Gertrudis. Ei freilich.

(Kuno von Kyburg tritt herein.)

Kuno. Sieh da, Gott grüß' euch, gnädiges

Fräulein! in unſrer Burg willkommen! (er küßt ihr die Hand.) So recht, daß meine arme Mutter doch nicht ganz verwaiſe.

Roſa (erröthend.) Und ihr macht euch Ankläger in Tiona und Kyburg — nirgends ſieht man, allenthalben vermißt man euch.

Kuno (ernſthaft.) Ihr macht mich lachen, gnädiges Fräulein, wahrhaftig, der Kyburger iſt allenthalben nur ſo leidlich, als ein Nothnagel, der da gilt, wo andre fehlen.

Gertrudis (ſtreichelt ihm die Haare vom Geſicht und zeyſt ſein Wamms und Halskrauſe zurecht.) Der Wildfang! wie das ſizt! alles verwildert! immer verſchoben und verdreht! Wenn er ſich doch einmal verliebte, da würd' er doch mehr auf ſich wenden. Ich kanns nun nicht leiden.

Kuno. Und eure — — eure — in Tiona iſt doch alles — — noch am alten Orte?

Roſa. Alles. — Aber ihr könnet euch ja wohl kaum noch der Dinge in Tiona erinnern.

Kuno. Nun, war ich nicht erſt vor acht Tagen drüben?

Roſa. Acht Tage? Ihr ſeyd gegen Tiona ſehr fein. Drei Wochen und drüber, daß wir euch nicht dort hatten! Freilich, wie kann ein Ritter, wie ihr, anders, als ſich unter Weibern langeweilen.

Gertrudis. Was giebts Neues, Kuno?

Kuno. Der unſelige Schweizerkrieg wird ſein Ende haben. Maximilians Soldaten werden von allen Seiten geſchlagen. Das ganze Schweizerland

ist eine feste Burg; jeder Fels ein Wartthurm. Ich hatts vorher geweissagt!

Gertrudis. Und, Kuno, hat man dir gesagt, daß sich das Ungethüm auf der Nordseite unsers Schlosses vergangne Nacht wieder hören ließ?

Kuno. Nein. Aber was ist das? herbergt der Teufel in unserm Schlosse?

Gertrudis (warnend.) Kuno! Kuno! gedenke meiner Worte beim thränenreichen Abschiede deines Vaters: wir sehn ihn nun nimmer wieder! Das Gespenst, welches seit Gottfrieds Abreise unser Schloß ängstet, ist der Burggeist. Du glaubst nicht an ihn. Kuno, denk an mich.

Kuno. Wenn mein Vater wäre zur Schlacht in' Schweizerland gezogen, so würd' ich glauben, er könne erschlagen seyn. Aber auf seiner friedlichen Pilgerei gen Holland, hat er deß nicht zu befahren. Und der Burggeist, sagte der Vater, ist wohl nur ein thörichtes Pfaffenmährlein, und das glaub' ich. Seyd ruhig. Diesen Abend geh ich gewappnet dem Burggeist entgegen.

Gertrudis. Behüte Gott, willst du ein Todskind seyn und Jammer bringen über deine graue Mutter?

Rosa. Herr Ritter, stiftet kein Uebels. Mit Geistern ist es schlecht Thurney halten.

Kuno. O gnädiges Fräulein, sie müssen nur nicht von Paris kommen.

V.

Rosa von Beaumont, Alisens Freundin und Gesellschafterin, kam öfters zur Frau Gertrudis von Kyburg, als einer guten Nachbarin. Die Leute flüsterten sich denn wohl ins Ohr, das Fräulein besuche die Mutter um des schönen Sohnes willen, und Kuno liege so oft in Tiona um Rosa's willen, allein, wie denn immer nur alles zur Hälfte von dem wahr ist, was die Leute sich ins Ohr flüstern: so auch hier.

Rosa war ein Mädchen, wie — — wie nun ein Mädchen ist. Sie war freilich keine blendende Schöne, als wir sie in jedem Roman gemalt finden, aber sie wußte ihr niedliches Gesicht, ihr beredtes Auge, ihre schlanke, weiche Gestaltung, ihre verführerische Busenform so allerliebst zu situiren, daß man schwören sollte, solch' ein Mädchen hätte der Erdball noch nicht getragen. Röschen war eine Pariserin. Und die Pariserinnen des funfzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sehn sich so ähnlich, wie eine Schwester der andern. Ihre beste Kunst, worauf sie sich verstand, war Liebe. Hierin war sie, ohne Anweisung und Lehrmeister außerordentlich fortgeschritten, sie besaß folglich, wie man leicht einsehen kann, kein unbedeutendes Talent zum Lieben.

Der junge Kyburg war ein Mann, zweitens ein schöner Mann, drittens ein freundlicher Nachbar, viertens ein Ritter von gutem Adel, fünftens —

aber warum soll ich denn beweisen, daß Kyburg von Röschen Beaumont schlechterdings geliebt werden mußte, da es breit am Tag liegt, daß sie ihm wirklich gar nicht im mindesten böse war?

„Hm, sagte sie zu sich, als sie am Abend in ihrem Schlafgemach auf der Kyburg allein stand:" nun wieder mit ihm unter einem Dache. Es ist ein wilder, lebendiger Mann, aber das gefällt mir. Er muß in der Liebe ganz Flamme seyn. Von ihm so umfangen, an die Lippe gepreßt werden, — Gott! da wohnt der Himmel. Aber — — o Kleinigkeit, und, wenn er wirklich bis jezt noch kalt wäre, wie der Schnee auf seinen Gyppisfelsen. — Eine Stunde, in welcher Wein und Scherz ihn hochstimmen, Eine Stunde, in welcher ich die Maske der Sprödeu fallen lasse und unsrer alten Bekanntschaft gemäß, vertraulich mich an ihn schmiegen kann, Eine Stunde, wo Einsamkeit und Natur ihn zum Gedanken an ein Etwas reizen, woran endlich jeder Mann und jedes Weib einmal denkt — — Kleinigkeit!"

Sie dachte dies und das folgende freilich mehr, als daß sie's laut sprach. Dies versteht sich in diesem und allen Selbstgesprächen, bei welchen ich den geneigten Leser horchen lassen werde, von selber.

Es war spät. Rosa von Beaumont noch nicht müde. Sie legte Holz zum Kamin. Draussen brauste ein ungestümer Wind durch die Klüfte der Gyppisfelsen, und der Regen schlug kalt gegen die schmalen, bunten Fensterscheiben.

„Beim Lichte besehn," fuhr sie bei sich fort, indem sie die Strumpfbänder gemächlich ablöste, und ihre Nachthaube festband: „beim Lichte besehn: so liebt ihn die Herzogin. Ich verarg' es ihr auch gar nicht; noch mehr, es ist mir lieb, sie zur Rivalin zu haben. Mit Herzoginnen kann man sich ja wohl in den Liebhaber theilen, und wer weiß, wer von uns beiden zulezt noch mit dem Preis davon geht! — Alise ist so übertrieben himmlisch schön nicht. Ich darf nicht in ihrer Nähe bange werden, wenn Kenner sprechen. Das Leichte, Muthwillige, Süße, Lose im Handel und Wandel fehlt ihr doch; sie kann sich von ihrer lieben herzoglichen Steifheit nicht losreissen."

„Und obendrein, — nein, es ist mir lächerlich, sie will sich so gern verstellen und kann es doch nicht, wills gern verhehlen, und ihre Augen verrathen mehr, als ihre Lippen verschweigen, hi, hi, hi! — obendrein ist er unwillig von Tiona gegangen. Sie hat ihn unfehlbar beleidigt. Es hilft ihr Läugnen nichts. Da muß ich nun her und ihn beobachten und spioniren — — freilich, alle Ehrlichkeit foderts, daß ich ihr getreue Kunde von dem bringe, was ich wahrgenommen habe. Allein, ob er sich in mich, und ich mich in ihn verlieben, ob er mich und ich ihn küssen würde, das darf ich ihr ja nicht hinterbringen, weil sie mirs nicht aufgetragen hat."

Röschen freute sich und entkleidete sich allmählich, hüpfte in ihr Bett und — draussen entstand Geräusch; der alte Burggeist, den das ganze

Schloß kannte, erhob sein Wesen. Es schritt auf dem Saal auf und nieder. Als stieg ein Gewaffneter Trepp an, Trepp unter, so scholls. Todesangst umfloß das arme Kind.

VI.

Kuno von Kyburg (auf seinem Zimmer. Gegen Mitternacht.)

Nein, nein! es ist mir unerträglich. (er wirft sich auf einen Sessel.) Wenn ich ihr aus dem Petrarka vorlas — wenn ich dann meine Augen aufschlug, und sie anstarrte, und schwieg — o warum schwieg sie da, warum sah sie mich so schüchtern mit schwimmendem Blick an, warum hob sich ihr schöner Busen so verrätherisch? — Ach, als wir das leztemal im Schach spielten, und sie mir den Springer schlug, und ich ihn ihr nicht lassen wollte, und unsre Hände zankend sich in einander verschlungen — — o sie zitterte, ihre Hand, ich fühlt' es, sie zitterte. Alise wurde roth, sie neigte sich über das Schachbrett, meine Stirn berührte die ihre, mein Fuß den ihren, o Gott — es ist nicht möglich, sie liebt mich! — Sie eine Herzogin, ich ein Ritter — ihr Stolz weigert sich dem überwundnen Herzen zu gehorsamen. Daher ihr beleidigendes: „Ihr schwindelt weit hinaus: — Aber, wenn sie das noch sagen kann, so liebt sie noch nicht wahrhaftig.

Vermaledeit sei der unselige Unterschied der Stän-

de! warum hat die Konvenienz eine höhere Allmac
in den Händen, als die Liebe? --- Eitelkeit u
Lieb.! ein Paar fürchterliche Riesinnen, die w
eher die ganze Welt umdrehten, und eine Millio
Menschenköpfe über die Klinge tanzen ließen. Eite
keit und Liebe! gewiß sie liegen in Alisens Brust i
Hader. Wehe mir, wenn jene siegte, ich wäre ewi
unglücklich!

Leibknecht (tritt herein mit Waffen.)

Kuno. Hört man den Burggeist?

Leibknecht (leise) Noch nicht.

Kuno. Sobald er sein Getöse anhebt, gie
mir Kunde.

Leibknecht (ängstlich.) Um Gottes willen, lie
ber Herr -- --

Kuno. Geh! horch! und daß du mir keinen
im Schlosse etwas von meiner Absicht sagest. Ic
rath' es dir!

Leibknecht (wie vorher.) Lieber, gnäd'ge
Herr — —

Kuno. Geh! horch!

Leibknecht (im Abgehn.) Der Pfaff im Dorf
kann bannen.

Kuno (allein.) Ich muß doch hinter die Wahr
heit kommen! In meinem Leben hab' ich kein Ge
spenst gesehn, und mein Vater ist alt und grau wor
den, ohn' eins zu gewahren, wie schleicht sich de
Teufel nun ins Schloß, seit der Besitzer der Ky
burg abwesend ist? — das leid' ich nicht! (inde
er sich den Degen überhängt.) Alise! wenn ich deine

herzoglichen Eitelkeit mit diesem Schwerdte Fehde bieten könnte! — — Ein toller, abgeschmakter Einfall! aber still, wie, wenn ich ihrer Liebe das Uebergewicht über ihren Stolz gebe. Und, wodurch? — Soll ich mich in Gram verzehren und ihr Mitleid aufregen? Mitleid und Liebe sind Geschwister! doch — Kuno der Kyburger bemitleidet? pfui! — Oder wenn ich nach Tiona reisete und — und — nein, sie hat mich verwiesen, Gasto hat mein Wort. — Oder wenn ich Eifersucht in ihr Herz gösse? wenn ich die Rosa von Beaumont anlächelte, ihr Geschenke sendete — — bei meiner armen Seel, ein goldner Einfall! — Eifersucht ist die Probe der Liebe; Eifersucht ist eine rasende Furie, die die Ketten der Eitelkeit wie einen Zwirn zerspringt, und die Liebe aus ihrem Kerker hervorruft — — es gelte!

Leibknecht (blaß herein.) Ach, Gott, habt ihrs gehört? —

Kuno. Spukt's?

Leibknecht. Ein Knall, als wär' eine Bombarde *) abgefeuert.

*) So nannte man im XV. Jahrhundert die Kanonen. Nach dem Bericht einiger Schriftsteller war das Feuergewehr schon im XIV. Jahrhundert gebräuchlich. In Froissards Mémoires findet man, daß schon Anno 1340. in der Belagerung von Puy-Guillaume in Auvergne aus Kanonen oder Bombarden grosse Steine abgeschossen wurden. Nachmals

Kuno. Schon gut.

Leibknecht. Der Pfaff Anselm kann bannen.

Kuno. Ich auch!

Zitternd schlich der Knecht hinaus. Kuno ließ die Waffenrüstung liegen, und behielt allein sein Schwerdt an der Seite. Er begab sich aus seinem Zimmer, die alte Windelstiege hinan, wo sich ein großer Saal vor ihm ausdehnte.

Es war alles still. Man konnte den Holzwurm hören. Der Mond hing hell am Himmel, und goß sein Licht gebrochen durch zerrißne Wolken auf die Fensterscheiben des Saals. Im Thurm schlugs eilf Uhr, das schreckliche Signal für die Erdbewohner, wo die Geister ihre Grüfte verlassen, um die ehmaligen Tummelplätze zu besuchen.

Ein kalter Schauder schloß den kühnen Ritter in den frostigen Arm. Er sah umher, ging einige Schritte vor, einige zurück, horchte und hörte nichts.

Plötzlich geschah ein Fall.

Es war oberwärts, auf der Nordseite des Schlosses. Er war im Begriff, die Treppe hinauf zu steigen, dem Ungethüm nachzuspüren. Mit einemmale erhob sich linker Hand, in einem sonst unbewohnten Gemache, ein Geräusch, dicht neben ihm. — Er fuhr zusammen. Die Einbildungskraft, welche bisher mit Alisens schönem Bilde gespielt hatte,

hiessen die kürzern Kanonen Bombarden, die längern Serpentins, Basilics, Aspics, Couleurines oder Feldschlangen.

wurde von diesen Erscheinungen mit ganz neuen Schrekbildern fruchtbar. Er griff zum Degen, und zog ihn mit heimlichem Grausen hervor.

Sobald er sich von der ersten Bestürzung gerettet hatte, ging er auf das unbewohnte Gemach zu. Die Thür öffnete sich. Er trat hinein. Das Zimmer war halb hell, halb dunkel. Ein neues Geräusch, ein Angstschrei scholl im entgegen. Halb verwirrt und beinah entschlossen umzukehren, wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte, blieb er einige Minuten stehn, trat dann einen Schritt weiter vor, und spürte mit den Augen in allen Winkeln umher.

Hilf Himmel, plözlich umschlang ihn von hinten eine weisse Gestalt. Kuno schrak zusammen und drehte den Kopf um, und — sah — sah einen Geist — sah, nun wer erräths? sah — das Fräulein von Beaumont.

„Ach, steht mir bei! ich bin des Todes, Ritter! der Burggeist haust droben und drunten. Schon seit einer Viertelstunde schweb' ich des in Todesangst." —

„Und ich such' ihn auf und hörte hier Geräusch, und bedachte nicht, daß hier euer Schlafloser wäre, gnädiges Fräulein!"

Das arme Mädchen zitterte mächtig. Eine lebhafte Freude schimmerte aus ihrem blassen Antlz, in Kuno einen Beschüzzer vor dem Burggeist gefunden zu haben. Sie hing mit ihren Armen um ihn

fest, und dachte nicht daran, daß sie so leicht angekleidet wäre, wie ein Mädchen seyn mußte, das dem Bett' entsprungen war.

Nun wars allerdings eine gefährliche Situazion für die beiden Leutchen. Noth kennt keine Gesezze; Rosa wollte lieber entkleidet in dem Arm eines jungen Ritters wohnen, als stattlich gepuzt mit einem Burggeist sich Rendezvous geben. Das war ihr nicht zu verdenken. Und Kuno? nun Kuno, der Wirth vom Schlosse, durfte allerdings seiner Gästin die dringende Bitte nicht abschlagen, sie zu beschirmen wider des Teufels Gewalt und List. — Sie bat so ängstlich, und er konnte, da sie selber forderte, unmöglich es über sein Herz bringen, das gute Kind eine lange Nacht mit der geschrekten Fantasie allein in der Höllenangst zu lassen.

„Nun wohlan, sagt' er: ich bleibe. Fürchtet euch nicht, liebes Fräulein, der Burggeist hat keine Gewalt an uns. Weh ihm, wenn er uns hier stören wollte. Wenn aber die Leute im Schlosse wüßten, daß ich hier bei euch herbergte, fürwahr, sie würden mehr darüber schwazzen, als wenn euch der Burggeist in eigner Person hofirt hätte." —

„Ihr könnet mich ja vor Tages Anbruch verlassen. Kuno, ich bitt' euch, laßt mich in der Angst und Qual nicht allein. Wahrhaftig, ich würde nie sonst die Kyburg wieder betreten, und Gott loben, wenn ich sie einmal verlassen hätte. Als ihr hereintratet, glaubt' ich, das Gespenst erschiene. Ich sprang aus dem Bette und verbarg mich in den buh-

kelſten Winkel — den Schrek verwind' ich in einem Jahre nicht!" —

Jezt ging ſie, die Thür des Gemachs wieder anzulehnen. Kuno hätte in allem Ernſt ſich lieber mit dem Burggeiſt gebalgt, als hier einem Mädchen die lange Winternacht vertrieben. Ihre Reize waren halb enthüllt, und Schrek und Freude hatten das gute Mädchen noch nicht daran denken laſſen, den lüſternen Männeraugen das zu verſtekken, was die Sittſamkeit ihren vertrauteſten Lieblingen nie gern ſichtbar werden läßt. Roſa dachte freilich jezt an nichts weniger, als Eroberungen zu machen. allein — Kuno war doch kein Weiberhaſſer, kein Phlegma, kein Greis, kein Gott.

Sie kehrte zurük. — Ohne daß ers wollte, glitten ſeine Augen von ihrem griechiſchen, weiſſen Nakken hinab auf den Buſen, den der loſe Schleier, und das ungeſchnürte Mieder mehr verriethen, als verdeckten.

Der gefährlichen Verſuchung zu entſchlüpfen, und dem Fräulein zur ſittigern Bekleidung Zeit zu gönnen, drehte er ſich von ihr, und — blies das halberloſchne Feuer im Kamin an.

Allmählig genas Roſa von ihrem Schreck. Sie bemerkte jezt erſt ihre leichte Verhüllung. Hurtig ward das Buſentuch in Ordnung gebracht, der Mieder zuſammen gezogen, und der ſchlanke Körper ſo ſorgfältig vermummt, daß die ſittigſte Veſtàls ihr keinen Vorwurf machen dürfte.

Man sezte sich ans Feuer. Man sann auf unterhaltenden Stoff für das Gespräch. Man sprach von Krieg, theurer Zeit, Räuberbanden, Thurnieren, Hexen, Burggeistern und Königen — alles wurde endlich erschöpft.

Kuno, dem's doch endlich in der seltnen Gesellschaft, zu einer so seltnen Stunde, warm wurde, nahm Rosas weiche Hand in die seine, und ließ ein entferntes Wort von angenehmen Bekanntschaften fallen. Rosa, eine Pariserin, sing das Wort auf und klagte über den Mangel wahrer Freunde. Kuno stimmte in diesen Ton ein, und pries seinen altdeutschen Charakter, seine Zärtlichkeit, seine Behutsamkeit in der Auswahl der Freunde. Von der Freundschaft zur Liebe ist der Uebergang so unmerkbar und leicht, als wäre kein Uebergang. Man gestand sich endlich allerlei reizende Dinge. Kuno wurde ungestümer, siedender brauste sein Blut in den Adern; Rosa immer schwächer. Sie lehnte sich vertraulich an ihn. Sein Arm umschlang sie. Ihr Auge funkelte ein süsses Bekenntniß. Er küßte ihre verschwiegnen Lippen. Der Kuß dauerte Minutenlang, und die Herzen schlugen lauter gegen einander.

„Wenn uns Alisa sähe," stammelte Rosa, und siegtrunken schwärmte ihr Blick über den schönen Kuno hin.

„Sie liebt euch und verachtet mich!" sagte der Ritter, dem die brennende Lippe eines Mädchens wohl dem Odem, aber nicht die Schlauheit wegküssen konnte.

Rosa (schwärmerisch.) Verachtet euch? o Kuno, Alisa hat Augen, wie ich, und ist ein Weib, wie ich. Ein Glük, daß sie Herzogin heißt.

Kuno. Ich versteh' euch nicht.

Rosa (leise, vertraulich.) Glaubt mirs, Alisa liebt euch; wahrhaftig. Und was mir ihr Mund nicht geradezu bekennt, enträthseln mir ihre ewigen Plaudereien von euch, ihre Geberden, wenn sie euch nennt, ihre verrätherische Unruhe, wenn ihr ankommt, ihre schwarzen Launen, wenn ihr lange ausbleibet. O, glaubt mir, wenn Rosa gleich nicht in den Schulen der Gelehrten erzogen wurde: so versteht sie sich doch aufs menschliche Herz, und auf Weiberkenntniß.

Kuno (vor sich hinträumend.) Ich spür' es.

Rosa. Wird der Kuno nicht stolz, daß eine Herzogin ihn liebt?

Kuno. Und doch könnt ihr euch betrogen haben, liebe Rosa. Die Herzogin — —

Rosa. Beneidet mich jezt. (sie küßt ihn.)

Gerne hätte Kuno von dem Fräulein noch mehr ausgekundschaftet, aber umsonst; er empfing Küsse, statt der Antworten. Vielleicht wäre jeder mit diesem Tausch zufrieden gewesen; aber der Ritter war's nicht. Um sich inzwischen nicht ganz verrathen zu geben, schwieg er von Alisen und berauschte sich in Rosas Küssen.

Rosa wurde immer glühender. Nacht, Einsamkeit, Liebe und warmes Blut — wohin verführen nicht diese? die festeste Tugend glitscht auf solchem

schlüpfrigen Pfade aus, und der Fall selber ist so reizend!

„Kuno!“ lispelte sie; und Kunos Lippen senkten sich auf ihren üppig wallenden Busen. Sie fühlte den Kuß, und sprang auf. Ihre Schaamhaftigkeit wurde unter dem kühnen Kusse noch einmal laut. Er aber hielt das schwache Mädchen in seiner Umarmung fest, und Rosa taumelte auf seinen Schoos nieder.

In der That hier ward ein eiserner Muth nothwendig, um die unbescholtne Tugend Kunos und Rosas unbescholten zu erhalten. Sie lag in seinem Arm; ihre Reize, doch immer nur in der Eil und darum lekker verschleiert, ruhten vor ihm und in seiner Gewalt. Ein liebenswürdiges Geschöpf, welches dem Sieger seinen Sieg freiwillig in die Hände spielt, im Arm, auf dem Schooße zu wiegen, dies konnte das Eis der strengsten Moral aufthauen. Die Gewalt der Sinnlichkeit hatte hier, gegen alle Waffen der kalten Vernunft, das Uebergewicht.

Ohnmächtig, mit einem wollüstigen schwimmenden Blik sah Rosa ihren Besieger an. Der Sieger vergaß schon das dunkle Bild der Herzogin, und verlor sich schwelgend in Rosas weiblichen, nie entweihten Geheimnissen.

Plözlich donnerte der Burggeist die Berauschten fürchterlich aus ihren Träumen auf. Es war, als wüthete über ihnen das wüthende Heer.

„Jesus!“ schrie Rosa mit Entsezzen, und fuhr aus Kunos Umarmung, und Kuno zog den Degen,

um das prasselnde Gespenst nach alter Rittergebühr zu empfangen.

Es wurde wieder still. Der Schreck hatte beide aber doch für alle Tändeleien muthlos gemacht: Kuno dankte sogar heimlich dem gefälligen Burggeist, ihn vom gefährlichen Rausche nüchtern gemacht zu haben. Er erwartete den Morgen, und begab sich, von den wunderlichen Abentheuern müde, in sein Gemach zurük.

VII.

„Ja, ja!“ sagte am folgenden Morgen die sanfte Gertrudis, als Kuno und Rosa bei ihr zum Frühstük versammelt saßen: „ja, ja, ich habs auch um Mitternacht gehört. Aber seyd unbesorgt, liebes Fräulein, der Burggeist beleidiget keinen, und ich will euch in mein Schlafgemach neben mir betten.“

Kuno schielte verlegen nach Rosen herüber, und Rosa verschämt zum Kuno hinüber. Sie gedachten der vergangnen Nacht, und beide bereuten schaamhaftiglich ihre Schwächen.

„Er wird mich nun verachten!“ dachte das Fräulein von Beaumont, und preßte ärgerlich die Zähne zusammen: „Gott, wie hat er mich gesehn, was hat er sich erlaubt, was hätte er wagen können!“

„Verzweifelt!“ brummte Kuno vor sich: „wenn sie einmal toll genug wäre, der Herzogin die We-

gebenheiten dieser Nacht zu beichten. Ich würde rasend und möcht' es schon jezt werden. Pfui, wie soll ich der Herzogin noch mit Unbefangenheit ins Auge schauen; pfui, ich bin der Liebe dieser Himmlischen nicht werth. Ach, und Alise liebt mich. Es ist gewiß!"

„Ich werde aber noch heut zum Pater Anselmo senden," fuhr Gertrudis fort: „Er soll den Burggeist bannen. O, wenn mein Gottfried hier wäre! (mit Thränen.) Wehe, mir ahndets, ihm ist nicht wohl!"

„Nein, Geduld," entgegnete Kuno: „ich werde in der künftigen Nacht das Gespenst aufsuchen. Ich glaubs noch nicht, daß ein Burggeist droben lärmt; wer weiß, welch' ein Gauner oder Pfaff uns bethören will. Wißt ihr wohl, Mutter, wie uns der Vater oft von Pfaffenkünsten und ihren Gespenstereien erzählt hat?" —

Das gute Mütterchen schwieg; aber sie dachte das Ihrige bei diesen seltsamen Ereignissen, welche schon landkundig zu werden anfingen.

„Droben auf der Kyburg an der Mitternachtsseite gehts irre!" sagten die Bauren sich unter einander in der Nachbarschaft: „Peter hat den Burggeist gesehn, eine Gestalt, deren Gewand anzuschaun war, wie der blaubrennende Schwefel. Max sah ein Ding mit einer rothen, spitzen Haube zum Burgfenster an der Nordseite herausgukken, und Wenzeln hats vergangne Nacht von den Gyppiefelsen herab gewinkt und gepfiffen, aber er hat sich wohl

lber nie gekannt, und von deſſen Daſeyn er auch ie ein Wort gehört hatte.

„Was iſt das?“ ſprach er leiſe bei ſich ſelber nd wurde ſich in dieſem Reviere des alten Schloſſes anz fremd. Er ſchlich auf den Zehen loſe, leiſe zur alb offnen Thür des Gemachs und ſah — —

In einem gewölbten, ſparſam meublirten Zim- er ſtand, in einem langen, ſchneeweiſſen Gewande, in Greis, deſſen ſilberner Bart bis auf die Hüften niederfloß. In ſeiner Linken hielt er einen Stab, in ſeiner Rechten hob er einen Becher vom Tiſche, auf welchem ein Lämpchen mit hellem Glanze brann- te. Ehrwürdig war das Antliz des Greiſes; eine ſonderbare Schwermuth niſtete über ſeiner Stirn; das Alter bog ſeinen Nakken nicht.

Vor dem Majeſtätiſchen ſtand mit den unver- kennbaren Geberden tiefer Ehrfurcht der alte Burg- voigt Rupert, wie einer, der die Befehle eines Obern erwartet. Er ſprach nicht, auch der Greis ſchwieg. Endlich erhob der Unbekannte in ſeiner Rechten den Becher, und ſein Auge ſtarrte himmel- wärts, und mit einer zitternden Stimme, wie die Stimme der Rührung, rief er: „Gottfried von Kyburg! mein Erlöſer!“

Er trank. In eben dem Augenblik ſtieß der Burgvoigt eine große, eherne Kugel mit dem Fuß vor ſich hin, und es donnerte durch die Schwibbögen des ganzen Schloſſes mit lautem Wiederhall.

Kuno ſtand wie verſteinert, reglos an der Thür,

und wollte den Auftritt nicht stören mit seines Odems Geräusch.

„O mein Gottfried!“ stammelte der Greis, und es war, als weinte sein Auge: „droben wohnt ein Gott über den Sternen, ein Vergelter deiner namenlosen Barmherzigkeit! — Herr, Herr, der du jenseits den Sternen richtest, diesen Tropfen Weins trink' ich dem Wohle deines Gerechten! — Ach, mein Stündlein ist so fern nicht mehr, dann empfang ich den Alten im Paradiese zuerst.“

Der Burgvoigt sagte kein Wort.

„Aber zum Teufel, was soll die verdammte Spukerei im Schlosse!“ rief Kuno und trat in das Gemach hinein.

Der Greis stürzte, wie vom Schlage gerührt, unter dem schmerzlichen Angstschrei: „Jesus Christus!“ zu Boden. Der Burgvoigt drehte sich mit sichtbarem Entsezzen um gegen Kuno; sah ihn eine Weile schweigend an, ging dann mit Gelassenheit zu ihm heran und hieß ihn, sogleich dies Gemach verlassen.

Kuno stuzte. „Kennst du mich, Alter?“ fragte er den Burgvoigt, und blizte ihn mit strafenden Augen an.

„Im Namen Eures glorwürdigen Vaters, verlaßt sogleich dies Zimmer!“ entgegnete der alte Burgvoigt mit nachdrüklicher Stimme, als einer, der zu gebieten hat.

„Schurke, soll ich deine Spukereien, womit du das ganze Schloß seit meines Vaters Abwesenheit

ängſteſt, nicht entkappen? Halloh, ſogleich mit mir herunter, vors Gericht!" ſchrie Kyburgs Sohn.

Der Hausvoigt ſah ihn an und lächelte. „Glaubts meinen grauen Haaren," ſprach er: „und meiner nahen Gruft, daß ich mich wohl nicht zu Schurkereien brauchen laſſe. In dieſer Zelle wohnt die Tugend. Entheiliget ſie durch eure unglimpfliche Reden nicht. — Nie hat ein Menſch auf Erden eine himmliſchere That gethan, als euer glorwürdiger Herr Vater, doch wehe euch, wenn ſie einen Verräther findet. Dann wird dieſe eure väterliche Burg ihren Glanz verlieren, dieſe Mauern werden geſchleift werden, und kein Stein auf dem andern bleiben; euer adeliches Wappen wird von Henkerknechten zerſchmettert und euer unſchuldiges Gebein den Vögeln des Himmels zum Fraß gegeben werden. Verſteht ihr mich, Ritter? — Aber Geduld, da euch der Zufall ſo viel verrieth, ſo ſollt ihr mehr erfahren. Ich hab' eure Erſcheinung längſt vermuthet, und mich auf jeden Fall geſchützt. Nehmt dieſen verſiegelten Brief, und leſet ihn in euerm Gemache. Er iſt von der Hand eures glorwürdigen Vaters."

Der Hausvogt zog den Brief hervor. Kyburg nahm ihn mit Erſtaunen und verließ das geheimnißreiche Revier ſeines Schloſſes.

Kaum befand er ſich unten in ſeinem Zimmer, ſo erbrach er voll Ungeduld den Siegelbrief ſeines

abwesenden Vaters, und die Zeilen desselben lauteten also:

„Mein Sohn Kuno!"

„Solltest du durch Vorwiz oder ohngefähr ein Gemach erbrechen, welches dir und allen Menschenkindern ein wichtiges Geheimniß verschliesset: so wird dir der Hausvoigt Rupert diesen Handbrief geben, den ich niederschrieb vor der Reise nach Holland. Ich befehle dir an, und beschwöre dich, bei Segen und Fluch des Vaters, daß du nie deinen Fuß über jene Schwelle wieder sezzest, daß du nicht weiter forschest, daß Mysterium zu ergründen, als bis du sichre Kunde hast von meinem erfolgten Ableben, daß du nie dich verlauten lassest ein Wörtlein oder Buchstab von dem, was dein Auge gesehn; daß du den Hausvoigt Rupert, der mir funfzig Jahr gedienet, nie verhindern wollest, allein die Nordseite des obern Schlosses zu besuchen, sondern daß du lieber einräumest, es hause dort oben der Burggeist, weshalb jeglicher die Gegend bei Tag und bei Nacht weislich zu meiden habe. Dies ist der strenge Wille deines abwesenden Vaters, mit meiner Unterschrift und Petschir beurkundet im Jahr, als man zählte nach unsers Herrn Geburt 1499. Am Tage St. Ambrosii. Gegeben auf meiner Erb-Veste Kyburg."

(L. S.)

„Gothofredus von Kybur."

Kaum hatte Kuno, dem des Vaters Handschrift bekannt war, wie die seinige, Gottfrieds Schreiben gelesen, so faltete er geruhig das Papier zusammen, und gehorchte. Denn so wie Kuno seinen frommen Vater liebte, hat noch kein Kind auf Erden geliebt.

Daß aber seine Neugier nicht hätte wach werden sollen, läßt sich gar nicht erwarten. Wunderbar erschien ihm alles. „Wer ist der ehrwürdige Greis? warum wird er so verborgen? warum darf auch ich nicht darum wissen? Wie ist der Unbekannte ins Schloß gekommen? Warum hält ihn Gottfried so strenge gefangen? Warum segnete der Fremde meinen Vater?“

Solche Fragen drängten sich hundertweis ihm entgegen; da er aber, sie zu beantworten, nicht fähig war, und nicht Hoffnung hegen durfte, sobald ein Licht über diese dunkeln Gegenstände zu erhalten: so beruhigte er sich endlich. Gewiß aber war's, daß jenes verborgne Kämmerlein ein seltsames, schreckliches Geheimniß verriegelte, von welchem niemand etwas beahnden durfte.

„Mütterlein!“ sagte der Ritter am folgenden Morgen zur sanften Getrudis; „ich habe den Burggeist gesehn. Niemand besuche die Nordseite des obern Schlosses, bei Leibes- und Lebensstrafe.“

„Gott verzeih mir meine schwere Sünde!“ sagte Mutter Gertrudis und schlug mit dem Finger

ein Kreuz! „du haſt ihn geſehn, mein Sohn? Nun, wie ſah er denn aus?“

VIII.

(St. Tiona. Vier Wochen ſpäter.)

Die Herzogin Aliſe, und Gaſto.

Gaſto. Nun ja, man vergißt ja wohl ſo etwas Unbedeutendes, wenn die Seele mit wichtigern Dingen zu thun hat.

Aliſe. Aber ihr habt mir auch nie nur das flüchtigſte Wörtchen davon entſchlüpfen laſſen. Und iſt er denn ſo etwas Unbedeutendes?

Gaſto (bitter.) Sobald er euch ſo ſehr intereſſirt, wahrhaftig da iſt ers nicht mehr.

Aliſe. Eben darum nicht, Allein ihr nanntet ihn ja euern guten Freund; ſagtet, ihr hättet mit ihm enge Freundſchaft geſtiftet. Gehört ein Freund bei euch zu den unbeträchtlichen Dingen dieſer Welt, was iſt dann für euch erheblich?

Gaſto (umkehrend.) Freilich, gnädigſte Frau, ich verdiene Vorwürfe. Er iſt mein Freund; ich hab' ihn nie ſo gekannt, nie ſo geſchäzt, als ſeit der Zuſammenkunft im Wirthshauſe, — Allein in eurer Geſellſchaft vergißt man ja wohl, daß über uns ein Gott im Himmel wohnt.

Aliſe (ernſt.) Gaſto, ich habe mich ſchon über ſolche Schmeicheleien, die entweder nichts, oder

Spott enthalten, mehr als einmal gegen euch erklärt. alſo . .

Doch eine Strafe verdient ihr für eure geringe Achtung gegen Fremde — wiewohl mich der Kyburger minder intereſſirt, denn euch, ſo ſollt' ihr mir zur Strafe jezt von ihm erzählen, was ihr wißt. —

Gaſto. Ich möchte öfters ſündigen, um öfters ſo geſtraft zu werden.

Aliſe. Nun, wie fandet ihr ihn im Weiler?

Gaſto. Luſtig, ausgelaſſen, vergnügt, wie ein Berauſchter.

Aliſe (ſich verfärbend, — lächelnd.) Wirklich!

Gaſto. Er hält mit mir gerade das Widerſp . Verlaß ich euer zauberiſches Tiona: ſo iſts, a . wandert' ich wie ein Verwehmter durch die Welt, die mir allenthalben das Leben beneidet, oder wie ein armer Sünder aus dem Paradieſe.

Aliſe. Alſo luſtig, ſagt ihr?

Gaſto. Raſend ſag' ich; denn er trieb Kinderpoſſen im Taumel der Freude, daß ich Verdacht faßte, er ſei wohl ſo nüchtern, wie einer der Faſtnachten gefeiert hat. Und doch ſprach er in der andern Minute wieder ſo ernſt, wie ein Barbet. Wahrhaftig, theuerſte Herzogin, wahrhaftig, es iſt ein räthſelhafter, launenreicher Menſch — ich kenn' ihn.

Aliſe (in Gedanken.) Luſtig alſo, und nicht berauſcht.

Gaſto. Uebrigens aber, und dieſe Schwächer

abgerechnet, beim Himmel, ein kreuzbraver Held; er hat schon manchem alten Kämpen die Sturmhaube zerhauen, und manchen berüchtigten Thurnierer von der Mähre geblasen. Das hab' ich mit meinen leiblichen Augen gesehn. Als sein Vater die Abtei Münchethal zerstörte, und darob der Bundesmann des Gervasius, der Raubgraf Hillbrander Zeter und Mord schrie, ging Kuno mit wenigen Mannen vor die Veste des Hillbrander und stopfte diesem das Lästermaul mit den Trümmern seines Raubschlosses.

Alise (ihn nur halb anhörend.) Wurd' er nicht zuweilen niedergeschlagen? Wie?

Gasto. Wer wollte ihn niederschlagen? wer? Er stand wie ein Bär, und wo er hintrat, zertrat er einen Feind und macht' er eine Eroberung. — Wie gesagt, ich kann ihr wohl leiden. (indem er sich den Bart streichelt.) Und so ganz häßlich ist er von Gesicht und Gestalt auch nicht. Freilich, er ziert sich etwas, ei nun . .

Alise (mit Besonnenheit.) Aber er ist doch wohl keines gar guten Herzens Eigenthümer?

Gasto. Meynt ihr, gnädige Frau, nun ja, das ist ein Fehler der Erziehung; er kann dafür nicht. Ein abscheulicher Schwärmer ist er, gerade, wie sein alter Vater Gottfried. Und unter uns gesagt — aber ich wünschte nicht, daß es ein Ohr mehr hörte, als das eurige —

Alise (neugierig.) Nun?

Gasto. Die Kyburger sollen (ganz leise) keine

ächtkatholiſche Chriſten ſeyn. Aber es bleibt unter uns!

Aliſe. Nicht möglich!

Gaſto. Man raunt ſich ſo allerlei ins Ohr. Man ſpricht nicht gern davon. In und um Kyburg ſoll ſich unter Protektion des Kyburgers eine groſſe Rotte von heimlichen Brüdern des freien Geiſtes aufhalten!

Aliſe (ſieht ſich um.) Fährt nicht ein Wagen vor?

Gaſto (am Fenſter.) Das Fräulein von Beaumont!

Aliſe (hinaushüpfend) Roſa! Roſa! Roſa!

IX.

(Schlafgemach der Herzogin. Morgens.)

Aliſa. Roſa.

Aliſa (allein.) In jedem Traum erſcheint er mir. — Ach, ſein ſchwarzes Auge blizt mich immer ſo fürchterlich an, und ſeine Miene iſt ſo voll richtenden Ernſtes. Kuno, Kuno! o warum biſt du ſo unerfahren mit den Weibern? warum nimmſt du die Stimme der Etikette für die Stimme des Herzens? O, wir Weiber lieben am zärtlichſten, wo wir am grauſamſten handeln! — In jedem Traume ſeh ich ihn, und er iſt mir immer ſo ſchrecklich, und doch liebenswürdig. Schrecklich iſt er meinem ſündigen Gewiſſen, liebenswürdig meinem Herzen, welches

schuldlos an aller Grausamkeit ist. — In jedem Traum, und warum nie wachend! ach, Herzogin, was hast du verbrochen!

Rosa (mit einer kostbaren, geschmalvollen Kleidung in einem Korbe.) Ich habe diesen Anzug gewählt. Ihr werdet die Herren und Damen bei dem heutigen Feste verführen.

Alisa (traurig.) Ach, Rosa, sag das nicht. Ich werd' heut nicht vergnügt seyn. Rosa, ich weiß nicht, was ich will.

Rosa. An einem Geburtsfeste mißvergnügt?

Alisa. Vielleicht eben deswegen, weil ich wieder einen Geburtstag feiere. Meine Rosenzeit ist verflogen, heut bin ich — bin ich fünf und zwanzig Jahr.

Rosa (lächelnd.) Warum seht ihr auch immer nach dem Kalender? In den Spiegel seht, er wird sagen: neunzehn Jahr!

Alisa. O geh, wenn du nur halb so aufrichtig redetest, wie mein ehrlicher Spiegel! geh, ich bezahle deine Schmeicheleien nicht mit gleicher Münze.

Rosa. In allem Ernst, also wollt ihr heut nicht vergnügt seyn?

Alisa. Weg mit dem prunkvollen, schimmernden Gewande! ich mags nicht sehn! Bringe mir aus der Garderobe mein schwarzes Kleid, und die silbergestikte Schärpe dazu. —

Rosa. Was ihr heut vor einem Jahre truget?

Alisa. Ich bitte.

Rosa (geht ab.)

Alisa (allein.) Ja, das Kleid, in dem er mich zum erstenmale sah, das Kleid, welches nun so alt ist, als meine Liebe zu ihm. Ich werde ihn heut nicht sehn, und unter dreißig Alltagsgesichtern vergebens einen Kuno suchen. Kein Kuno wird heute mich auffordern zum Tanz, wie vor einem Jahre, kein Kuno wird mir am Fenster eine Winterblume entgegenbringen und sagen: meine Herzogin, ich erzog sie selbst, und heiligte sie euch, eh' ich wußte, ob ich zu diesem Feste geladen werden würde! — (Pause)

Er ist ein Trotzkopf. Ich habe ihm ja nichts Böses gethan. Er konnte doch nach so langer Zeit wohl einmal flüchtig an Tiona vorüberstreifen, wohl einen kleinen Augenblick herantreten, er, der sonst keine Woche ausblieb. O, kann er so trotzen, so kann er unmöglich lieben!

Und doch soll ihm alles vergeben seyn. Ich will nicht mehr zürnen, wenn er — — o gewiß weiß er, daß dieser Tag hier in Tiona ein Fest ist. Alle seine Gränznachbarn sind eingeladen, nur er nicht.

Rosa (mit dem Kleide und der Silberschärpe.) Hier!

Alisa. Nicht wahr, der trotzige Kyburger weiß darum, daß heute mein Geburtstag ist, daß ich ihn feiere.

Rosa (gleichgültig.) Wie ich schon gesagt habe, er fragt nicht einmal nach Tiona. Ich bracht' ihn so oft auf den Weg, sich nach euch zu erkunden,

Nichts! ich ſprach ſelber von euch — nichts, er war taub. Euer Bild lag, — ja, denkt euch, lag in einer Spinde unterm alten Plunder. Ich war des Todes. Er muß hier in Tiona grauſam beleidigt worden ſeyn.

Aliſa (empfindlich.) Ich werde daraus lernen, mein Bildniß behutſamer zu verſchenken, und doch — hat er nicht Monate lang darum gebettelt? war er nicht ausſchweifend, als ichs ihm endlich gab? — Und nun — — o, wir groſſen ſind verdammt, von der ganzen Welt geäfft zu werden!

Roſa. Freilich, es iſt ſchändlich von dem Kyburger. Ich ſelber hielt ihn ehmals für eine Ausnahme vom männlichen Geſchlecht. Aber die Zeit dekt Felſen ab, und demaskirt Herzen.

Aliſa (mit einer Thräne im Auge.) Bei Gott, Roſa, ich achtete den Kuno hoch; ich liebte dieſe Landſchaft, weil Er mein Nachbar war. Wie hatte man mir den Mann geprieſen! ich erwartete einen Halbgott in ihm. Wie ließ ich ihm bei jeder Gelegenheit empfinden, daß ich ihn unter tauſenden vorzöge! Wie oft vergaß ich in unſern Plaudereien, in unſern Familienfeſten, daß ich die Herzogin von Berry war! — (ſie weint.) Ich ward ſeine Freundin, und er bezahlt — — wie ein beſoldeter Bandit.

Roſa. Theuerſte Herzogin!

Aliſa (trocknet ſich die Thränen.) Und wäre Kuno gekränkt worden in Tiona, warum grollt er auf immer? — Bei Gott, es iſt nicht edel. Ein

Herz, welches nicht Versöhnung kennt, kann auch von keiner Liebe wissen.

Rosa. Er ist's nicht werth, daß seine Sklavin ihn beweint, wie mag das Auge einer Herzogin für ihn Thränen haben! — O, daß der Uebermüthige nie die Geschichte dieser Stunde erfahre! er prahlt sie gewiß auf allen Thurnierplätzen aus.

Alisa (wendet sich ab.) Rosa! (sie bricht in Thränen aus.) Wir wollen nach Paris. In diesem Winter noch. — Ich fühl' es, das Schikſal schikte mich mit einem schwarzen Loose in die Welt hinein! Wir wollen nach Paris. —

Rosa (dreht sich ab und lächelt.)

Alisa. Ich wünsch', eine Stunde allein zu seyn.

Rosa (geht ab.)

Alisa (allein.) Kuno! Kuno! Reizender Verräther, du bist mir zu nahe verwandt. (weinend.) Du bist diesem Herzen zu nahe verwandt worden! — — Er verachtet mich, o wie gern' verachtet' ich ihn wieder, wenn ichs könnte! —

Doch Geduld, Alisa soll nun schweigen und die Herzogin von Berry handeln. Waffnen will ich mich mit meinem ganzen Stolz und den lezten Funken der Liebe austilgen in mir. Krieg sei den Männern und ewige Fehde geschworen; ich will buhlen um aller Liebe, in jedes Herz den Brand der verzehrenden Liebe tauchen und keinen beglükken. — —

Ach, wenn Kuno wüßte, was er nicht wissen

darf! Ich gäbe mein Herzogthum hin für die Liebe dieses wilden Jünglings; ich mögte eine Bettlerin seyn in seinem Arm. An seiner Seite betteln ist köstlicher, als an des Kaisers Seite herrschen!

Rosa (tritt herein.) Draussen ist ein alter Juwelenhändler, er hat herrliches Geschmeide zum Verkauf, aber er ist ein Narr mit seiner Waare.

Alisa. Ich will nichts von ihm.

Rosa. Ich bat ihn, mir seine Juwelen zu zeigen. Er zog einige kostbare Diamanten hervor, und eine Haarbinde, die von Brillanten strahlte. Dies, sagte er, sind meine geringste Waaren. Ich habe noch kostbarere, die ich keinem zeige, als der Herzogin von Berry allein. Ich verlachte ihn. Er blieb ernsthaft, und bat, vorgelassen zu werden.

Alisa. Ich will nichts von ihm.

Rosa. Aber, um doch seine Köstlichkeiten zu sehen, ich dächte! — Wahrhaftig, die Neugier quält mich.

Alisa. Ich will nichts.

Rosa. Allein solche Gelegenheiten finden sich wenige. Er kömmt grade von Paris und will nach Rom.

Alisa. Von Paris? Nun, er soll kommen.

Rosa (ab.)

Alisa. Kuno, wenn du mich je geliebt hast: so fühle den Schmerz der ewigen Trennung. Ich gehe nach Paris, dabei verbleibt es. Nie, nie will ich dich wiedersehn, nie sollst du mich wiedersehn! —

(Pauſe. Sie lächelt.) Ja, bei Gott, Reue, du ſtillfreſſende Natter, die du dich ums zermalmte Herz ſchlingſt, und die ſchönſten Kräfte des Lebens aufnaſcheſt — Reue, du ſollſt mich an ihn rügen. Ein Geſchmeide will ich kaufen für ihn, und es ihm ſenden bei meiner Abreiſe, als eine Erinnerung an die, — die ihn nie haßte. Wenn er dann umkehren, ſich zu meinen Füſſen ſtürzen will, Verzeihung erbetteln will, dann find' er Tiona leer und in ſeiner Burg keine Ruhe.

Ein alter, reiſender Juwelenhändler, und Roſa treten herein.

Aliſa. Kommt näher, Freund!

Juwelenhändler (mit tiefen Verbeugungen.) Man erzählte mir, daß heut das Geburtsfeſt Ew. Durchlaucht gefeiert werde. Ich hab' eine köſtliche Waare, die ich euch zu dieſem Tage vielleicht willkommen bringe. Aber es iſt ein Kleinod, welches ich nur den Augen Ew. Durchlaucht zeige. (er ſieht auf Roſa.) Soll ich dies Kleinod hervornehmen: ſo bitt' ich unterthänigſt, jeden andern Zeugen inzwiſchen abzuſenden.

Roſa (lachend.) Sagt' ichs nicht? Solch' ein Handelsmann iſt mir noch nicht vorgenommen. Wird denn einem Kleinod vom Werthe geſtohlen, wenn es von mehrern Augen bewundert wird?

Juwelenhändler. Daß ich nicht zu viel fordre, werden Ew. Durchlaucht ſelbſt bekennen, wenn ich den Schaz hervorgezogen habe.

Roſa (ärgerlich.) Ihr ſeyd ein Narr.

Alisa (winkt dem Fräulein, sich zu entfernen.)

Rosa (geht ab.)

Alisa. Nun, Alter, was habt ihr? zu kostbar darf es nicht seyn, weil meine Baarschaft jezt zur Bezahlung königlicher Pretiosen nicht hinreicht.

Juwelenhändler. Ich verkaufe Ew. Durchlaucht die Kleinodien spottwohlfeil. Hab' im Breisgau schon manchen guten Handel getroffen, der mich für zehn schlechte schadlos hält.

Alisa. Ihr kommt von Paris?

Juwelenhändler. Von Paris. In Rom will ich mich häuslich niederlassen, und von meinen Renten leben. Ich bin endlich alt und matt. Die siebzig sind nahe.

Alisa. Nun langt eure Waare hervor.

Juwelenhändler (indem er aus einem Kästchen verschiedene Kostbarkeiten hervorzieht.) War gestern Abend auch zu Kyburg.

Alisa (erschrekend.) In Kyburg? wie gings dort?

Juwelenhändler. Der junge Ritter dort wird's so lange nicht treiben.

Alisa (ängstlich) Was sagt ihr, Alter?

Juwelenhändler. Er ist fast traurig, und zuweilen so lustig, wie ein Verzweifelter. Geheimer Gram verzehrt ihn, und eine tiefe Schwermuth stiert aus seinen Augen hervor. Die benachbarten Ritter und die Bauern von Kyburg bemitleiden ihn, und wissen nicht, welcher böse Geist ihn plagt. Einige meynen, sein Vater in Holland liege ihm hart im

Sinn, andre meynen, ein Kobolt in seinem Schlosse mache ihm irre. Ich aber meyne anders! Ich bin wohl viele hundert Meilen die Länder Europens durchkreuzt und habe die Menschen kennen lernen.

Alisa (betroffen und innig theilnehmend.) Habt ihr ihn gesprochen?

Juwelenhändler. Hab mit ihm gehandelt mancherlei. Er hat mir gütlich gethan auf seiner gastfreien Burg. (heimlich.) Er — er liebt unglüklich, gnädigste Frau, so meyne ich.

Alisa (verfärbt sich, geht durchs Zimmer und tritt unruhig vor dem Alten hin.) Aeussert er dies so offenbar, daß man es so leicht erräth?

Juwelenhändler. Er ist wohl heimlich mit seinem Herzeleid. Aber ich sah in seinem Gemach einen Namen eingegraben in die Wand, und den starrt er oft an, und sprach er dann wieder: so sprach er, wie einer, der aus dem Munde gefallen ist. Er jammert mich das. Doch was schwaz' ich? Hier sind die Juwelen.

Alisa (gerührt.) Wie hieß der Name an der Zimmerwand?

Juwelenhändler (mit bebender Stimme.) Alisa!

Alisa (eilt in ein Seitengemach.) Ich komme sogleich zurück, lieber Alter! (schluchzend.) Sogleich!

Juwelenhändler (allein.) Fasse Muth, Kuno, fasse Muth, sie liebt dich ja! — Eine Herzogin weint über dich! wer träufelt auf deine Wunde einen köstlichen Balsam, als diese Thränen sind?

(er geht bewegt auf und nieder und murmelt leise für sich.)

Alisa (zurükkehrend, mit Spuren von Thränen im Auge.) Eure Kleinodien will ich sehn, besonders die gerühmte Seltenheit.

Juwelenhändler. Die Seltenheit ist dies Portrait. Ich hab es vom Ritter der Kyburg theuer eingehandelt. „Nun, sagte er, was hilfts mir noch, da habt ihrs," (er wikkelt ein Papier auf.) Seht, eine kostbare Einfassung! wie die Brillanten spielen!

Alisa (erblassend, als sie ihr Bildniß erblikt.)

Juwelenhändler. „Vielleicht kaufts die Herzogin von Berry! aber im ganzen Breisgau sollt' ihrs keinem, als ihr, zeigen!" sagte er zu mir, als er mir's gab. — Wie gefällts Ew. Durchlaucht?

Alisa (mit starrer Zunge.) Trefflich!

Juwelenhändler. Ich gesteh' es, es ist das seltenste, was ich je besessen habe. Nur euch allein biet' ichs an zum Verkauf, und wollet ihrs nicht: so soll es mein Eigenthum bleiben bis zum Grabe.

Alisa (ausser Fassung.) Mensch, wer bist du?

Juwelenhändler (bestürzt.) Ich — ich — —

Alisa. Dein Gemälde behalt' ich! — (verwildert.) Aber sag mir, bist du sein Abgesandter? Gesteh mir alles! So ist es nicht, wie du mir vorlogest. Verkauft hat er dir dieses Bildniß nicht, Mensch,

er hat dich aber damit zu mir geſandt. Ich kenne den Kuno, ich kenne ſeine ſchadenfrohe Seele. Bekenne, grauer Sünder, du hintergehſt mich nicht. Ich muß alles, alles rein wiſſen, du mußt alles beichten, ohne Falſch, wie vor dem allwiſſenden Gott.

Juwelenhändler (kalt.) Ich verſteht Ew. Durchlaucht nicht.

Aliſa. Verſtehſt du mich nicht? und gewiß haſt du doch den Ritter der Kyburg verſtanden. Nicht ſo? — Bekennen mußt du mir hier ohne Hinterliſt alles, was er dir ſagte von dem Bilde und der, der du es hinterbringen ſollteſt. Alles, oder ich will dir dein Geſtändniß abpreſſen laſſen, daß du dich nie wieder zum Vertrauten gebrauchen laſſen wirſt. Ich habe eine Marterkammer, ich habe eine Folterbank!

Juwelenhändler (verlegen) Ich bin auſſer mir. Was ſoll ich veroffenbaren? Ich weiß von nichts.

Aliſa (ſchmeichelnd.) Sieh, Juwelenhändler, ich will dir mehr geben, als all' deine Koſtbarkeiten und Kleinodien werth ſind, du ſollſt goldne Tage von meiner Hand empfangen, wenn du mir alles geſtehſt. Nicht wahr, der Kyburger Ritter ſprach: nimm dies Bild, und halt es der Herzogin vor, und belauſche ihre Geberden, und merke auf ihre Worte. Laß keines derſelben deinem alten Gedächtniß entrinnen, jedes Wort will ich dir mit einem Goldſtück bezahlen! Sprach er nicht ſo?

Juwelenhändler (ſtreckt ſeine zitternde Hand aus.) Gebet mir mein Bildniß zurük!

Aliſa. Um keinen Preiß! Es bleibt in meinen Händen. Ich bezahl es dir königlich! — — (bittend.) lieber, guter Alter, ſage mir, hat der Ritter von Kyburg alſo mit dir geredet? biſt du ſein Lauſcher? ſag es mir! (ſie rennt zu einer Chatoulle.) Sieh hier, eitel Gold, bekenne! Es liegt mir vieles daran, alles, alles genau zu wiſſen. Beſinne dich nicht!

Juwelenhändler (bebend.) Ich könnte euch wohl noch ein Geheimniß offenbaren, aber — horchen auch dieſe Wände nicht?

Aliſa (klingelt.)

Roſa (herein.)

Aliſa (haſtig.) Roſa, ſollten die Gäſte ankommen, ſo entſchuldige mich ihnen. Ich habe mit dieſem Alten etwas Beſondres zu verhandeln. Ich bin in meinem geheimen Kabinet mit ihm, keiner ſoll zu mir kommen, unter welchem Vorwand es ſei. — Folg mir, Alter! (ſie geht mit dem Juwelenhändler fort.)

Roſa (allein.) Was? ſie hat geweint? ſie ſieht ſo wild, ſo zerſtreut? Was hat der verdächtige Alte für ein geheimnißvolles Kleinod? — doch ruhig, ſie erzählt mir's ja wieder! Aber ein luſtiges Feſt wird heut gefeiert werden, das ſeh ich mit beiden Augen voraus! Und der Kuno iſt auch nicht eingeladen! (gähnend.) Nun ja, ſo ſollen uns die alten Schnurrbärte mit ihren Raub- und Mordgeſchich-

ten in den wohlthätigen Schlaf lullen. Kuno ist nicht hier! — desto besser! die Herzogin liebt ihn, ich wette meinen Kopf. So grämt man sich über die Beleidigungen nicht, welche uns ein Gleichgültiger zufügte; so weint man nicht über einen Verachteten; so zürnt man nicht auf ein ganzes Land, wenn ein unbedeutender Gegner drinnen wohnt. Und Kuno? er ist schwach, er ist ein Mann! Wie bald könnte ihn die Thräne einer Herzogin verstimmen; wie leicht könnte er die gefährliche Nebenbuhlerin lieb gewinnen, und wenn auch nur aus Ehrsucht. — — Horch! da fahren unsre Gäste vor! wahrhaftig, das feierliche Fest der Langenweile nimmt einen frühen Anfang! (ab.)

X.

(Geheimes Kabinet der Herzogin.)

Alisa. Der Juwelenhändler.

Alisa (verriegelt die Thür.) Hier sind wir unbelauscht, lieber Alter. (sie wirft sich auf einen Ottoman.) Nun? das Geheimniß! das Geheimniß! Ich bin dankbar, alter Mann. Das Geheimniß!

Der Juwelenhändler (furchtsam.) Meine Herzogin . . .

Alisa (ungeduldig.) Mensch, wie kannst du mich quälen!

Der Juwelenhändler (fällt auf die Knieen

vor ihr.) Aber, ihr müſſet nicht zürnen, ich bekenne denn auch, was ich welle. Ja, der Kuno hat mir ſeltſame Dinge veroffenbaret; ich bin auch länger als einen Abend auf ſeinem Schloſſe geweſen. Aber mir zürnet nicht!

Aliſa (hebt ihn auf.) Nun, wahrhaftig, hinter dem Schneckengang deines Bekenntniſſes lauert etwas Fürchterliches. Aber geſteh alles haarklein, ſo entgeht dir meine Gnade nicht.

Der Juwelenhändler. Der Ritter ∴ (ſtotternd.) der Ritter bekannte mir ∴ unter Thränen, er ∴∴ liebe euch unausſprechlich.

Aliſa (hochroth.) Fuchsſchwänzer, willſt du mich mit Lügen abſpeiſen? O, ſo entrinnſt du mir nicht! — Was kümmert mich die Liebe oder der Haß eines Ritters? — Und, — ſieh, wie ich dich ertappe auf deiner Bosheit! er liebet mich, ſagſt du? dies iſt das Geheimniß? und doch verhandelt er dir mein Bildniß? du biſt ſo blind noch nicht, um nicht zu ſehn, daß die weibliche Geſtalt mir gleicht!

Der Juwelenhändler (ſchüchtern.) Ich ſah es.

Aliſa. Und nun, ſieh, abſcheulicher Lügner, wie du dich ſelbſt verräthſt; weißt du nicht, daß einem Liebenden auch ein Grashalm von geliebter Hand für eine Tonne Goldes noch zu theuer iſt? — Kuno hat einen ſchlechten Spion im Sold.

Der Juwelenhändler. Ach nein, er hat mir das Gemälde nicht verhandelt — nein, mit

nur aufgetragen, es euch zu einem Geburtsfeste zu überbringen, und euch seinen Glückwunsch zu melden. „Die Herzogin bittet mich, sie wird ihr Geschenk bereuen, ich will es ihr zurük geben. Ihr Bildniß wohnt hier lebendiger!" sagte er zu mir, und wies auf sein Herz.

Alisa (schwimmenden Bliks.) Aber wer sagt' ihm, daß ich ihn hasse? Ich hasse ihn nicht. Nur weiter.

Der Juwelenhändler. Er sprach noch viel mehr, unter andern rief er: Sie hat mir befohlen, Fiona zu meiden, bis ich von meiner Krankheit genesen. Ich genese auf Erden nicht wieder, ich will Fiona meiden. Kaiser Maximilians Heere sind in der Schweiz unglüklich. Ich will dahin gehen, vielleicht bin ich dort glüklicher, als der Kaiser, vielleicht find' ich dort meinen einzigen Arzt, den gefälligen Tod.

Alisa. Sag ihm, er sei ein Schwärmer, sag ihm, ich habe ihn nie ernstlich verwiesen — sag ihm, wenn er ja Sünden abbüßen wolle, so solle er hingehn und büßen für die tramigen Tage, welche er mir geschaffen, büßen für die Thränen, welche er mir erpreßte, (schluchzend.) sag ihm . . . (sie verbirgt ihr Antliz hinter einem Tuche.)

Der Juwelenhändler (mit Thränen im Auge und gebrochner Stimme.) Konnte Kuno so sündigen?

Alisa (ermannt sich.) Was sprach ich? zu

wem sprach ich? Wer bist du, Elender, der du mir Dinge ablokst, die dir nicht angehören? (sie bemerkt seine Thränen.) Höre, lieber Alter, du siehst, auch eine Herzogin kann schwach seyn! Aber ich rathe dir wohlmeynend, daß du nie einen Laut von dem, was du hier sahest und hörtest, über deine Lippen schlüpfen lässest. Es wäre dein unvermeidliches Verderben. Aber, du bist ja in meiner Gewalt. Bist du redlich, so lege her all deine Juwelen und Kostbarkeiten zum Unterpfande deiner Verschwiegenheit. Ich übersende sie dir, sobald ich ⁘

Der Juwelenhändler (sezt sein Kästlein zu ihren Füssen.) Hier! hier!

Alisa. Nein, du bist mein Gefangner, bis sich gewiße Dinge auflösen. Ich will dich hegen und pflegen, aber du bleibst als Gefangner in Tiona!

Der Juwelenhändler (ruhig.) Auch das! auch das!

Alisa. Das Alter ist geschwäzzig! wie leicht könntest du an mir, troz aller Redlichkeit, zum Verräther werden! der Kyburger ist schlau. Ich fürchte mich vor ihm, er könnte mir selber das heiligste Geheimniß entlokken. Er darf, um alles in der Welt, er darf nie erfahren, was zwischen uns vorfiel!

Der Juwelenhändler. Ach, theuerste Herzogin, zürnet nicht ⁘ er weiß es schon!

Alisa (ihn bestürzt ansehend.) Was?

Der Juwelenhändler. Er weiß es schon. Er ist Zeuge!

Alisa (aufspringend.) Mensch!

Der Juwelenhändler. Haltet mich nicht für rasend — Liebe besiegt alles — (mit verwandelter Stimme.) Alisa!

Alisa (erschrocken.) Jesus! Kuno!

Der Juwelenhändler (reißt den falschen Bart ab, zieht die lederne Kappe mit den grauen Haaren vom Kopf, reißt ein schwarzes Tuch von der Stirn, und sinkt zu den Füßen der Herzogin.) Alise!

Alisa (taumelt ohnmächtig auf den Ottoman nieder.)

Kuno (ihre Knieen umarmend,) Gnade, Herzogin!

(Lange Pause, in der eine tiefe Stille herrscht. Alise ermannt sich und sieht träumend auf den Kuno herab.)

Alisa (mit schwacher Stimme.) Kuno! Kuno!

Kuno (verbirgt sein Gesicht.) Gnade, Alise!

Eine neue Stille herrschte. Die Herzogin fühlte nie so in einem Augenblick die Allmacht und Schwäche der Menschheit, wie jezt. Zweifelhaft ruhte ihr Blik auf dem Verkleideten, der leblos in einer Stellung zu ihren Füßen verharrte, und sein Gesicht auf ihre zitternde Knie lehnte. Er wagte es nicht, aufzusehn. Er hatte das eiserne Gesez der despotischen Etikette zertreten, ein Gesez, vor dem sich der Bewohner der Strohhütte, und der Besizzer eines Kaiserthums mit gleicher Ehrfurcht beugt. Eine Herzogin hatte er sich zur Buhlschaft erkohren; diese Herzogin saß entgeistert vor ihm, betäubt von dem überraschenden Gaukelspiel seiner Hinterlist.

Leben und Tod für ihn schwebten jezt auf der spielenden Waagschaale; er hat alles von diesem gewagten Schritt zu hoffen und zu fürchten.

„Kuno!“ sprach die Herzogin, und legte ihre Hand auf seine Schulter: „Kuno, warum hast du mir das gethan?“

Kuno antwortete nicht.

„Fürwahr,“ fuhr sie fort: „einmal wieder ein Streich ganz in Kuno's Weise! — Aber wie war ich so mit Blindheit geschlagen, daß ich den schlauen Betrüger unter der Maske nicht erkannte!“

Der Ritter lehnte den Kopf zurück, und sah mit flehendem Blik zu Alisen auf. Alise sah den Holden an — ach, wie war's möglich, daß sie ihm zürnte, ihm, der ganz Liebe war! ein mildes Lächeln schwebte jezt um ihren schönen Mund, der, ohne zu sprechen, ihm süße Verzeihung predigte.

Er nahm ihre Hand; er drükte sie an seine Lippen. Alise zürnte nicht. Lächelnd, noch eine verlohrne Thräne an den Wimpern, bog sie sich über ihn hin. Ihr Odem streifte seine Wangen. In einer wollustvollen Betäubung senkte sich seine Stirn gegen ihren Busen.

„Kuno, was hast du mit mir begonnen?“ seufzte sie, und hob ihn vom Boden auf. Schüchtern, wie ein armer Sünder, stand er vor ihr; sein Auge niedergeschlagen; seine Hände vor sich hingefaltet.

„Nein, Kuno,“ rief sie, und trat zu ihm hin, „wer wollte dir zürnen? — ach, du kennst das arme weibliche Herz zu wohl, aber, wehe dir, daß du

Rosa (führt ihn in den Schloßsaal) Ich dachte so eben an euch und eurn Unstern.

Gasto (heimlich.) Aber im Vertraun gesagt, des Ding geht nicht richtig zu. Könnt ihr mir über den Kerl gar keine Auskunft geben?

Rosa. Wenn ich sie selber hätte!

Gasto. Also aus Paris kam er? nach Rom wollt' er?

Rosa. Das ist alles, was ich weiß.

Gasto. Verflucht, der alte Gauner hat mir eine schlaflose Nacht gemacht. Vergeblich hab' ich mir den Kopf zerbrochen. — Aber glaubt ihr's im Ernst, daß er ein Juwelenkrämer war?

Rosa. Nun gut, ich will's bezweifeln; aber was soll ich statt dessen glauben?

Gasto. Was hätte ein Juwelenhändler mit der Herzogin unter vier Augen zu verhandeln?

Rosa. Ueber zwei Stunden befand er sich mit ihr allein im geheimen Kabinet! — Ich sinne links und rechts, und ersinne nichts. Sie selber schweigt über diesen Punkt so geheimnißvoll, als hinge Tod und Leben hier im Spiele.

Gasto. Wollt ihr mir's glauben, schönstes Fräulein, am Ende ist's ein Kuppler aus Paris? — Doch, auch das war's nicht. Mir schien der Mensch bekannt zu seyn, ich sah ihn übern Schloßhof watscheln. Wahrhaftig, seine Gestalt, sein Gang — nur weiß ich nicht, wo ich diese Gestalt, diesen Gang unterbringen soll! — Ein dummer Streich gibt's von mir in allen Fällen, daß ich nicht so-

gleich hinunterſprang und mich mit ihm über ſeine Juwelengeſchichte einließ.

Roſa. Zu dem, Herr Graf, ſo plözlich, wie er in Tiena ankam, ſo plözlich fuhr er auch wieder ab.

Gaſto. Nun es bleibt bei unſrer alten Verabredung!

Roſa. Ihr habt mein Wort.

Gaſto (indem er ihre Hand küßt.) In vier Wochen ſehn wir uns wieder. So wahr ich lebe, drängte nicht der Kaiſer ſelbſt ſo ſehr in mich, der Herzogin die Mariage vorzuſchlagen, ich verlöre kein Wort darüber, und bemühte meinen Fuß mit keinem Schritt. Meine Wahl — (indem er ihr mit vieler Zärtlichkeit die Hand küßt.) wäre getroffen. Und — vielleicht giebt Se. Majeſtät das fatale Projekt auf!

Roſa (lächelnd.) Meynt ihr?

Gaſto. Und dann? (indem er ihre Hand küßt.) Und dann? (er zieht das Fräulein näher an ſich.) Und dann? (er küßt ſie.) Aber es bleibt beim Alten. Wo ihr den leiſeſten Wink empfangt, wo über das unerklärliche Dunkel nur ein ſchwacher Lichtſtrahl fällt, ſo meldet's mir durch Eilboten. Ich bin in Straßburg.

XIII.

(Zimmer im Schlosse Koburg.)

Gertrudis und Doktor Matthäus.

Gertrudis. Gott behüte, so leben wir in schlimmen Zeiten!

D. Matthäus (freundlich.) Sollen wir darum verzagen! Nein, je grösser die Noth, je näher Gott!

Gertrudis. Ach, ich wäre wohl ruhig, wenn ich meinen lieben alten Mann hier im Schlosse sähe. Mein Gottfried ist abwesend, der Winter da, der December braust daher, und keine Nachricht von ihm! Ein Burggeist ängstigt mir den Schlaf vom Auge des Nachts, und am Tage rauben mir die Drohungen des Wild- und Rheingrafen von Schlippenbach die Ruhe.

D. Matthäus. Der Burggeist läßt sich ja nicht mehr hören, seit sein Revier unbesucht bleibt. Vielleicht war die Spukerei nur —

Gertrudis. Ach, Herr Doktor, sagt mir davon nichts. Meine Ohren haben es gehört, wenn er des Nachts wankte. Mein Kuno hat ihn gesehn!

D. Matthäus. Und was den Schlippenbacher betrifft: so wird er's wohl nur beim Pochen bewenden lassen.

Gertrudis. Nein, nein, man hat erfahren, er rüste sich mächtig aus; er wolle dem Schatten seines Oheims, Udo von Udenstein, den mein Gemahl erschlug, mit den Trümmern unsrer Burg ein

Sühnopfer bringen. Er wird die Abwesenheit meines Gemahls benuzzen.

D. Matthäus. Euer Sohn wird uns beschüzzen. Kuno ist mein Zögling, und die erste Pflicht, mit welcher ich ihn in das fromme Reich der Christen einweihte, war: ehre und liebe Vater und Mutter, auf daß dirs wohlgehe, so lange du lebest auf Erden.

Kuno (mit einem Brief herein.)

Gertrudis. Kam der Eilbote nicht von des Kaisers Majestät? hab' ich mich geirrt?

Kuno (triumphirend.) Jezt laßt den Schlippenbacher trozzen, jezt troz ich wieder, Mutter!

Gertrudis (ängstlich.) Ei, nicht doch, laß den Ungestümen ungenekt!

Kuno. Warum? soll der elende Gauch den Namen der Kyburger im Lande zum Gespött machen? Hat nicht der Kaiser ein- für allemal über meines Vaters Fehdschaft mit dem Udo von Udenstein abgeurtheit?

Gertrudis. Aber der Schlippenbacher ist dreimal reicher und mächtiger denn wir,

Kuno. Und laß ihn eine Armee kommandiren, die unser Land zehntausendmal umzingeln kann, ich fürchte ihn nicht. Seht nur hier auf meine wiederholte Anfrage die allergnädigste Resolution von kaiserlicher Majestät. Dahin lautet sie: daß, wenn der Schlippenbacher Genugthuung fordere, wir ihn bedeuten sollen, er möge sie beim Kammergericht

des heiligen römischen Reichs zu Worms *) suchen, wofern er aber gewaltsame Selbstrache wider uns wegen seines erschlagnen Oheims begönne, er unser Burggebiet feindselig beträte, oder er unsre Knechte, unser Vieh oder anderes Eigenthum der Kyburg mißhandelte, oder beraubte: so sollen wir, weil wir bei jeder Klage und Protestation an das Kammergericht, wegen Kürze der Zeit, leiden würden, nicht allein defensive oder vertheidigungsweise, sondern offensive oder angriffsweise, den Wildgrafen von Schlippenbach in die Schranken zurüktreiben, wohin ihn schon des Kaisers Befehl verwiesen. — —

D. Matthäus. Sehr gnädig abgefaßt!

Kuno. Hier, lieber Lehrer, leset selber. Da stehet Maximilians eigenhändige Unterschrift! — Nun Mutter, was wollet ihr mehr?

Gertrudis. Ach, das ist mehr, als ich will! Es ist das Signal zum Schlagen.

Kuno. Mutter, sind wir gleich keine Grafen, wie unsre gräflichen Vettern weiland waren im Schweizerlande. so haben wir doch gräfliches Blut in unsern Adern rollen. Da geht nun der Schlippenbacher hin und verschreit uns im ganzen Lande bei Rittern und Pfeffen; den Rittern konterfeit er uns als ein lüderliches Raubgesindel, den Pfaffen als verdammliche Kezzer. Ha, lieber Herr Doktor,

*) Das damals noch neue Kammergericht war um diese Zeit wirklich in Worms befindlich, wohin es von Frankfurt verlegt worden war.

meynet ihr nicht, daß die Pfaffen auch auf euch herschielen, als einen Bruder des freien Geistes? Bei Gott, ja, sie thun's. Weh, wenn euch die Herren fassen oder den Vehmrichtern in die mörderischen Klauen spielen.

D. Matthäus (sanftlächelnd.) Nur Muth, die Zeiten werden sich ändern; die heilige Wahrheit siegt dennoch ob, und zöge das ganze Reich der Hölle wider sie zu Felde. Heut über hundert Jahren, glaubt meinem Worte, ist der römische Antichrist und das unselige Pfaffenthum gestürzt.

Gertrudis. Ich bin ruhig. Gott wird uns ja nicht verlassen in der Noth. Ach, nur mein alter Gemahl! (sie weint.)

D. Matthäus. Der Gott des Weltalls ist auch der Gott der Ayburg!

Gertrudis. Dies ist mein Trost.

Der Hausvoigt Rupert mit zweien Knechten.

Hausvoigt (zum Kuno.) Hier, diese Männer sollen die Boten seyn.

Kuno. Herr Doktor, ich hatt's vergessen, schreibet doch in meinem Namen dem Schlippenbacher, er soll sich geruhig verhalten, widrigenfalls ich, laut kaiserlichen Befehls, härter verfahren möchte, als ihm lieb wäre. Ich will ihm nicht selber schreiben, ich möchte in der Hizze unglimpflich werden. (zu einem der Knechte.) Den Brief des Herrn Doktor Matthäus trägst du zum Wild- und Rheingraf von Schlippenbach; bitte ihn höflichst um bal-

dige Abfertigung. (zum andern Knecht:) Und du (er reicht ihm ein Briefchen.) überbringst dies Schreiben an den Reichsgrafen von Barr, mit Ersuchen, mir durch sein Gebiet mit Roß und Mannen, im Fall der Noth, einen freien Durchzug zu gestatten. Bitte höflichst um schnellen Bescheid.

(die Knechte gehn ab.)

Gertrudis (bittend.) Mein Sohn! verfahre gemach mit unsern Feinden.

Kuno. Mutter, ich will nur Vorsicht anwenden, daß wir nicht leiden.

D. Matthäus. Unsre Reisigen tummeln sich gewaltig umher im Thale unten. Sie thurnieren wie die besten Ritter.

Hausvoigt. Das Gerede wiegelt alt und jung auf im Dorfe. Die Reisigen und Fußknechte erzählen sich schon als gewiß, daß es mit uns und dem Rheingrafen zum Bruch komme, seit ihr, gnädigster Herr, den Befehl zu den Waffenübungen gabet. Die Kinder spielen schon auf den Gassen Soldaten.

Gertrudis. Nun ja, den Vorspuk kenne ich. Grade so war's, ehe mein Gemahl die Raubgrafen bekriegte.

Hausvoigt. Euer Roß steht gesattelt im Schlosse, gnädigster Herr. (ab.)

Gertrudis. Wirst du lange in Tiona verweilen?

Kuno. Morgen um diese Zeit bin ich wieder hier.

XIV.

(Tiona. Desselbigen Tages. Abends.)

Herzogin Alisa.

(indem sie aus dem Fenster sieht.)

Brr! ein häßlicher Decembertag! Frost, daß die Scheiben springen möchten, Sturm und Schneegestöber, daß man nicht Weg und Steg erkennt. — Du armer Kuno, in dem Wetter soll ich dich erwarten? — (Pause.) Nein, ich wollt', er bliebe heim in seiner Burg. Ich verarg es ihm nicht, wenn er zurükbleibt. — Und doch, wenn er nur käme! so gern hab' ich ihn nie gesehn, so heftig hab' ich mich nie nach ihm gesehnt, wie heute. Ach, Kyburg! Kyburg! —

Aber ist es nicht Raserei, einen Mann zu lieben, den ich nie öffentlich lieben darf? Ha, wenn man es ahndete, in welchem geheimen Einverständniß die Herzogin von Berry mit dem Ritter von Kyburg lebt! was würden die Nachbarn zu zischeln haben! — Hm, laß sie doch zischeln, was kümmern mich die armseligen Nachbarn! Ich bin Herzogin, und verlache sie. —

Sieh da! — wahrhaftig! — wie wild er jagt! sieht er nicht einem Gotte gleich, der in den Wolken daherschwebt! — Kyburg! Kyburg! (sie streckt ihre Hände zum Fenster heraus.) Kyburg! (sie läuft zurük.) Ich will ihm selber das Pferd halten — (geht wieder ans Fenster.) Ist er denn schon unten?

(Rosa tritt herein.)

Roſa (entzükt.) Der Ritter von Kyburg, denkt euch, der Ritter von Kyburg!

Aliſa (verſtellt.) Was ſagſt du? Es iſt nicht möglich!

Roſa. Wahrhaftig! Er wird ſeinen Glückwunſch zu euerm Geburtsfeſt anbringen wollen. — Soll er herein treten?

Aliſa. Wie er ſteht und geht!

Roſa (ab.)

Aliſa (hurſt im Zimmer herum.)

(Kuno von Kyburg kömmt, von der Reiſe verwildert.)

Kuno. Gnädigſte Herzogin . . .

Aliſa (umarmt ihn.) Lieber Kuno! ach, wie erſtarrt, wie erfroren! ſoll ich dich aufthauen? (Sie küßt ihn.)

Kuno (vergeltend.) Allen Pilgern ſolche Erquikkung!

Aliſa. Hurtig hieher an den Kamin, hurtig! armer Mann! ſieh, da hängt noch der Reif in der Locke; und die Lippen — die Lippen ſo kalt! (indem ſie ihre Hand auf ſeine Bruſt legt.) Iſts auch hier kalt?

Kuno (ſeine Hand auf ihre Bruſt.) Iſts auch hier kalt?

XV.

Es wurde dunkler. Rosa erschien und die Tändeleien der Liebenden wurden unterbrochen, ach, für den ganzen Abend unterbrochen, denn Rosa, in Begleitung der spürenden Eifersucht, ließ sie nie allein, und Alisa war zu schlau, Rosen zum Argwohn zu reizen, und sie von der Gesellschaft zu entfernen.

Die Nacht zog heran. Sehnsuchtsvoll hafteten die Blikke der Verliebten auf einander und Rosa — Rosa lauschte, ahndete, träumte, und ihr blieb doch noch alles ein Räthsel. Zärtlicher selbst, als gegen die Herzogin, war Kunos Wort und Blik, wenn er sich gegen sie wandte; schlau mußte der Mann, der in der Gefahr des Todes und in der Mitte zweier liebenden Weiber immer des Geistes Besonnenheit fest hielt, den wohlthätigen Zauber der Täuschung anzuwenden. Er ward liebenswürdiger in jeder Minute; Alisa in jeder Minute eifersüchtiger, Rosa immer verwirrter. Zulezt, und wer hätte in Rosas Lage anders gethan? zulezt wähnte sie wahrhaftig Siegerin zu seyn; ihr Blik auf Kuno war zärtlicher Triumph, ihr Blik auf Alisen freundliches Mitleiden.

„Es ist klar," dachte sie bei sich selber: „es ist augenscheinlich! die Herzogin liebt ihn, und er ist diskret genug, nicht mit Kälte zu beleidigen. Mich liebt er, wer zweifelt daran? und er ist listig genug seine Karten der Herzogin zu verbergen, und das Spiel nicht zu verlieren."

Schon funkelte der Mond durch die hellen Scheiben des herzoglichen Zimmers. Man sah den Liebling ermüdet, und schied von einander.

„Rosa," sagte die Herzogin: „zeige unserm Kuno sein Schlafgemach; ich dächte, die schöne Mühe überliessest du dem Haushofmeister nicht." „Aber," sezte sie hinzu und drohte schalkhaft mit dem Finger: „aber, Rosa, hüte dich! es soll gefährlich seyn, einen Ritter zum Schlafgemach zu geleiten!"

Kuno küßte ehrfurchtsvoll Alisens schöne Hand zum Abschiede. Schmachtend ruhte ihr Auge auf ihn mit einem Blik, der interessant genug war, eine Ewigkeit hindurch von ihm zu träumen.

„Seht ihr, lieber Kuno," sagte Rosa, als sie den Ritter durch die kostbaren Säle zu seinem Zimmer führte: „seht ihr, daß ihr Alisen nicht gleichgültig seyd? log ich in jener Nacht?"

„Sehr gnädig ist sie und herablassend!" antwortete Kuno: „aber wie leicht vergißt man neben euch eine Herzogin!"

Das hieß viel gesprochen; doch die Liebe macht leichtgläubig, und wer hätte dem schönen, ehrlichen Kuno nicht gern Glauben beigemessen, besonders wo er sprach, wie es das Ohr der Liebenden gern hörte?

„Gute Nacht, theuerstes Fräulein!" lispelte er, als sie vor seinem Zimmer still stand, und er warf seinen Arm um die Betrogne.

„Gute Nacht!" entgegnete sie lächelnd: „hier wird euch kein Burggeist ängstigen, wie ehmals

mich in euerm Schlosse. Kuno, welche Nacht war das!"

Der Verräther küßte sie. — Beklommen schlang sich das gute Mädchen um ihn und verbarg ihr glühendes Angesicht an seiner Brust. Ungestüm wogte ihr schöner Busen auf, ihre Lippe wollte sich zur Sprache öffnen, aber die Sylben entstarben ihrer Zunge.

„Kuno, welch eine Nacht!" seufzte sie nach einer langen Stille: „o ich hab's euch noch nicht gestanden, was ich seit der Mitternacht fürchtete!"

„Und was denn?"

„Eure Verachtung!" —

„Verachtung? Rosa, warum? daß ihr menschlich genug dachtet, die Konvenienzien zu vergessen, wo ein Jüngling mehr als Weltton und Etikette von euch forderte? Verachtung für das Elysium, welches mir in euerm Arm aufblühte? Verachtung für ein schönes, unbekanntes Gefühl, das ihr zuerst in mir aufregtet?"

„O Lieber, ein Mädchen darf alles — alles vergessen, nur nie, daß es — ein Mädchen ist! — nun ich will die Nacht aus meinem Gedächtniß verwischen, um mir das öftere Erröthen zu ersparen. Schlummert süß, Ritter, und träumt von — euerm Liebchen."

Sie sprach's und verschwand.

Ach, Kuno's Auge drükte die weiche Hand des gefälligen Schlafgotts nicht sobald zu. Rosa war

vergessen, Alisa hing in ihrer ganzen Herrlichkeit vor seiner Seele.

Es war Mitternacht. Das Lämpchen erlosch. Alles schlief, nur er wachte. Ein leises Geräusch im Nebenzimmer, von welchem ihn nur eine dünne Bretterwand zu trennen schien, störte ihn einigemal aus seinem Halbschlummer, wo Wachen und Schlaf sich gatten, und verworrne Bilder sich mit dem verschwindenden Bewußtseyn streiten.

Er horchte, und das Geräusch verlor sich. Es war ihm, als hört' er dann und wann ein leises Selbstgespräch, zuweilen von Seufzern durchbrochen. Ihm dünkte, als würde sogar sein Name geflüstert. — Und dann wars wieder so still, als wäre die ganze Welt ausgestorben.

„Hier spukt ein Burggeist!" dachte er und vergaß des unentwikkelten Abentheuers. Alisens Bildniß im Sinne, entschlief er endlich. Alisen war sein Traum, sein erster Morgengedanke war — Alise.

Er erwachte früh. Eine graue Dämmerung schimmerte durch sein Gemach; die silberne Schneeflocken des Decembers spielten lustig draussen am Feuergitter. „Gewiß ists schon spät! das Schneegestöber verfinstert nur den Himmel!" dachte er, stand auf, umkleidete sich flüchtig und trat ans Fenster.

Das Geräusch im Nebenzimmer ließ sich abermals hören. Er spizte neugierig die Ohren, und es ward wieder still; alles schlief noch im ganzen Schlosse.

Plözlich rauſchte es an der Seitenwand hin. Eine Tapetenthür ſpaltete ſich ſachte von einander; — wehe, eine geſpenſtige Erſcheinung wankte oder ſchwebte hervor — Kuno zog den Odem an ſich und lauſchte — ach, und Aliſa bot ihm ſanftlächelnd, wie ein blühnder Engel, die Lilienhand zum Gruß des Friedens her.

„Aliſe!“ rief er, und taumelte der Unerwarteten zu.

„Still! ſtill! lieber Nachbar!“ flüſterte der weibliche Engel: „meinſt du, daß im Schloſſe alle Schläfer ſo leſe ſchlummern, als wir?“ ſie zog ihn in das Seitenzimmer.

„Siehe, ſo können wir noch ein Stündchen ſchwazen, ehe die andern erwachen und uns trennen!“ liſpelte ſie.

„Eine reizende Nachbarſchaft!“ erwiederte er, und dachte an das nächtliche Geräuſch.

„Wie komm' ich mich ſo lange von Kuno trennen! ſieh, eine dünne, falſche Wand ſchied mich in der Nacht von dir und deiner Lagerſtätt! — ich mußt' es hören, wenn du erwachteſt, ich mußt' es hören, wenn du aufſtandeſt, ach, ich hätt' es auch hören können, wenn meine Eiferſucht aufgelokt worden wäre!“

Kuno. „Durch wen?“

Aliſa. Man kann nicht wiſſen; ich habe nie auf ein glattes Männerwort bauen mögen, und auch du biſt gefährlich worden, Betrüger, ſeit deinem Juwelenhandel.

Kuno. Betrog ich? Aliſa, betrog ich, gab Kuno nicht Herz um Herz, Liebe um Liebe? Iſt das Herz einer Fürſtin köſtlicher, als das gute Herz eines Ritters?

Aliſa. Wo nicht köſtlicher, aber doch von anderm Stoff iſt das weibliche Herz, denn das männliche. Ihr Herren ſchwärmt umher in glänzenden und dunkeln Damenzirkeln, bald findet ſich hier, bald da ein Liebchen, und euer Herz hat Kammern genug, die Liebe aller zu beherbergen! — das Weib hingegen, o mit der Liebe eines Mannes zieht ein Heer von Zweifeln, Aengſtlichkeiten und Wünſchen ein in das Herz deſſelben, da bleibt für die Liebe eines zweiten kein Raum!

Kuno. Siehe, welch' eine Menſchenkennerin!

Aliſa. Spotte nur, Verführer, mein Spott über das Männergeſchlecht ſei — die wahre Abkonterfeiung deſſelben. Ihr Helden liebt nicht die Weiber um ihres Herzens willen, ſondern — ihr liebt ihr Geſchlecht!

Kuno. Wirklich? lieb ich Aliſen um ihr Geſchlecht? —

Aliſa. Nun ja, ich will dir glauben, du machſt eine goldne Ausnahme von allen Männern; aber, Kuno, das glaubt meine Vernunft nicht, ſondern mein beſtochenes Herz.

Kuno (ernſt.) So kennt Aliſe die Unermeßlichkeit meiner Liebe nicht!

Aliſa. Unermeßlich? o ja, Kuno, unermeßlich mag jezt deine Liebe ſeyn, aber unendlich?

Kuno. Unendlich! so lange ich athme, athm' ich für Alisen. Ein Heiligthum ist mir diese Liebe, die ein ewiges Geheimniß der Welt bleiben soll: so lange ich unter Menschen wanke. Geheime Liebe ist ein geheimer Brand, der lange glimmt und nicht so bald verlodern kann.

Alisa. Wenn doch dies alles so wahr gesprochen, als schön gesagt wäre!

Kuno. O, die Wahrheit, Alise, die Wahrheit kann ich beschwören!

Alisa. Schade, daß hier im Zimmer kein Altar steht, vor dem du den Eid ablegtest.

Kuno. Ein Altar? ach, ich kenne einen Altar, vor dem ich schwören, auf welchem ich das süsse Gelübde niederlegen möchte. Er ist heiliger, denn ein Werk von Menschenhänden aus Marmor und Gold gebaut. Die Liebe selber weihte ihn sich ein.

Alisa (lächelnd.) Dieser Altar?

Kuno. Dieser Altar — — —

Alisa (unruhig.) Lieber Kuno?

Kuno (er küßt ihren Busen.) Hier ist das Heiligthum, hier der Altar, auf welchem ich die Ewigkeit meiner Liebe schwören will, wenn Alise zweifeln könnte.

Alisa (zärtlich.) Kuno, werden nicht auch Eide gebrochen?

Kuno (legt seine linke Hand auf ihren Busen, die Finger seiner Rechten streckt er schwörend gen Himmel.) Nein, so lange keines andern Sterblichen Hand dies

ſchöne Heiligthum entweiht, ſo lange Aliſens Herz keinem andern, als dem Kuno von Kyburg, ſchlägt, ſo lange unter dieſem ſchönen Gewölbe noch für mich ein Fünkchen Liebe glimmt: ſo lange wird mein Herz keinem andrem Weibe huldigen, ſo lange will ich getreu verbleiben dieſer Aliſe in Noth und Tod, oder mir werde nicht zu Theil die Liebe des Erlöſers am lezten Tage. Bei dem Allwiſſenden und Allſehenden, ſo ſchwör' ich!

Aliſa (ihn umarmend.) So haſt du Ewigkeit der Liebe geſchworen! wehe mir, wenn einſt Reue dieſem Schwur nachheulte: du warſt ein Kind der Trunkenheit, du warſt kein Sohn der Freiheit, du darfſt nicht binden, deine Feſſeln ſind gebrechlich!

Kuno. Hat Aliſa denn mir ewige Zweifel geſchworen?

Aliſa. Ach, die Liebe toppt ja immer mit verbundnen Augen, wie ſollte ſie ohne Furcht wanken? — Kuno, aber dein Eid ſei keine Tändelei. Du haſt mir und dem Allwiſſenden geſchworen, ſiehe, wie viel ich deinem Wort vertraue — hier bin ich! von nun an ganz dein! nicht mehr deine Herzogin, nicht mehr deine Freundin, ſondern deine Verlobte. (indem ſie einen heiligen Kuß auf ſeine Lippen drükt.) Und mit dieſem Kuß weih ich dich zu meinem Bräutigam; jezt biſt du auf immer mein Eigenthum!

Aber, Kuno, ein ewig verborgnes Geheimniß ſei dieſe Vermählung vor dem Auge der Welt. Kuno, ich bin ſo unglücklich — eine Herzogin

zu seyn: nur deine Liebe söhnt mich mit dem verhaßten Stande, und der grausamen Gewogenheit meines Schikſals aus. Verſchwiegenheit ſei der Reichthum, welchen du mir, als Bräutigam, zuführſt, und die Morgengabe, welche ich dir, als Ausſteuer, bringe, ſei der unumſchränkte Beſiz meines Ichs und alles deſſen, was Natur und Verhängniß mir mit karger oder verſchwenderiſcher Hand zuwarfen.

Eine Thräne thaute in Aliſens ſchönem Auge auf. Gerührt ſtand der Verlobte vor ihr, ihm wars, als ſpräch eine Gottheit durch ihren Mund zu ihm. Er ſank an ihren Hals, und weinte.

Hier ſtand er auf der höchſten Stufe irrdiſcher Glückſeligkeit, und alle Reize, alle Herrlichkeiten des Lebens verlohren ſich glanzlos unter ihm. Er ſtand den Göttern nahe, und mit den Schäzzen der ganzen Welt, mit den unverwelklichſten Lorbeern der Ehre konnte ſeine Seligkeit nicht aufgewogen, nicht abgekauft werden.

Einer gröſſeren Wolluſt iſt die menſchliche Natur nicht fähig; daß ihm nie eine ſolche Stunde des Lebens zum andernmal ſchlagen würde, das fühlte er.

Aliſe taumelte in gleicher Entzükkung auf ihr Ruhbett nieder, Kuno ſank neben ihr hin. „O,“ rief er: „daß ich jezt ſo — ſo ſtürbe, und der Welt entrükt würde!“

In halber Ohnmacht verſchwimmend ſtarrte ihn Aliſens Auge an; eine liebliche Angſt, Ahndungen vom lezten Glük der Liebe beklemmten ihre Bruſt.

Unaufhörlich ſchlangen ihre Arme ſich um ſeinen Nacken; unaufhörlich hingen ſeine Lippen an den ihrigen; ihre Seelen verſchmolzen in einander.

„Du biſt mein Weib!“ ſeufzte Kuno.

„Mein Gemahl!“ liſpelte die Herzogin.

Und Hymen rollte ſeinen Schleier über die Glücklichen aus.

XVI.

Es war der ſiebente Tag des Decembermondes! eben der Tag, an welchem der fromme, biedre Herr, Gottfried von Kyburg, in der Behauſung ſeines Freundes des Freigrafen Johannes von Wevelsburg ſich gütlich that; eben der Tag, an welchem die Vehmrichter in der Wevelsburg zu Gottfrieds Verdammung ſich eiligſt ſammelten; eben der Tag, an welchem des guten Kyburgers Todesurtheil gefällt wurde; eben der Tag, an welchem er ſtarb.

Und an eben dem Tage ſchwelgte, ahndungslos von der Todesgefahr ſeines Vaters, Kuno, ſein Sohn, in den Armen einer verliebten Herzogin; erſchwang er ſich die höchſte Erdenſeligkeit, taumelt' er in den Paradieſen der Liebe.

Ein wunderliches Spiel des Schickſals herrſchet über uns; Jammer und Luſt ſtreut es willkührlich über das arme Menſchengeſchlecht aus, und beluſtiget ſich hier an Todesverzuckungen, dort an dem

lelſen Girrn der Wolluſt! — Fürwahr, ich gäbe mit Freuden mein halbes Leben hin, für einen Tag, an welchem ich mit den Augen der Allwiſſenheit das Wirren und Weben, Aechzen und Jauchzen der Sterblichen überſchaun könnte!

Aber ich will ja nicht von mir, ſondern von den Bewohnern Tiena's erzählen.

Es wurde allmählig laut im Schloſſe; die Sonne funkelte hinter den Schneewolken hervor, alles begab ſich an ſeine Geſchäfte, und die Zofen der Herzogin warteten ſchon in den Vorzimmern auf ihren Befehl.

Verſchämt wand ſich Aliſe aus den Armen ihres entzükten Gemahls; erröthend küßte ſie den theuren Liebling noch einmal, und ſie verließ das trauliche Zimmer, von nun das heiligſte im ganzen Pallaſt. Kuno begab ſich in ſein Schlafgemach, und bald darauf in Aliſens Vorzimmer, wo Roſa ihm entgegen lächelte und nach ſeinen Träumen fragte.

Kuno war nicht arm an Worten. Er wußte dem Fräulein ſo viel Schönes zu erzählen, daß es ihn gern dankbar geküßt haben würde, wenn nicht Aliſe zum Unglük eine Zofe in das Vorzimmer geſchikt, und ſie und den Ritter zu ſich geladen hätte.

Gern wäre Kuno an dieſem Tage heimgereißt zur väterlichen Burg, wo ihn Mutter Gertrudis erwartete, weil er's verſprochen hatte. Aber Roſa bat ſo dringend, ſeine Abreiſe bis zum künftigen Morgen zu verſchieben, die Herzogin war ſo ſchmeichelnd, und ließ ihm noch ſo viel Schönes hoffen,

daß der Tag verſtrich, und Kuno — gern die Heimreiſe aufſparte.

Und er wurde belohnt. Roſa war nicht immer der Liebenden Zeuge; die Herzogin wußte ihr ſo vielerlei Geſchäfte zu geben, in denen unmöglich Verzögerung ſtatt fand, daß ihnen manche einſame Vierſtunde übrig blieb.

Die Stunde der Mitternacht rükte heran. Feierlich ſchied man endlich allerſeits von einander, und Kuno flog mit wilder Ungeduld ſeinem Schlafgemach entgegen.

Das Geräuſch im Nebenzimmer ließ ſich wieder hören. Er verriegelte ſein Zimmer, und ſuchte die heimliche Thür zu Aliſen.

Die Herzogin erwartete ihn. Die Lichter wurden gelöſcht, und alles überließ ſich der Umarmung des Schlafes, nur der Glüklichen wachten im heimlicher Dunkelheit.

Kuno umarmte ſein Weib mit wildem Ungeſtüm, und in eben der Zeit umklammerte der jammernde Mohr die Knieen ſeines vervehmten Herrn in einſamen Gewölbe der Wevelsburg.

Wollüſtig rangen die jungen Vermählten den ſüßen, tändelnden Kampf der üppigen Liebe, inzwiſchen der bebende Gottfried von Kyburg für ſeinen Sohn das lezte Gebet zum Himmel ſandte, und in der Geſellſchaft der Vehmfrohnen die düſtre: enge Windeltreppe zur Blutkammer hinunterſtieg.

Wild ſchwelgte der Sohn in Aliſens entſchleierten Reizen, indeß der Vater ſich den Todesſchweiß von der kalten Stirn wiſchte.

Finſter war's drauſſen; auch kein Stern flimmerte durch die Wolken. Der Sturm brauſte an den Fenſtern vorüber, und winſelte an den Eckſteinen des herzoglichen Pallaſtes. — Aber wohl war's den Liebenden in der heimlichen Dunkelheit: kein Ohr belauſchte ihre Seufzer, kein Auge beobachtete ihre Tändeleien.

Aber mitten in der Nacht wurde plözlich an Kuno's Schlafgemach geſchlagen, und eine Stimme rief ihn laut beim Namen.

Die Liebenden erwachten von ihrem Taumel.

„Was iſt das?" fragte die Herzogin, und zitterte.

„Mir war's, als hört ich pochen, als rieſe man meinen Namen!" entgegnete Kuno.

Nach einem Weilchen klopfte es wieder an des Ritters Gemach, und ſein Name wurde gerufen.

Aliſa (bebend.) Hörſt du's, Kuno? Was bedeutet das?

Kuno. Laß mich hinaus, Liebe, ich will hinſehn.

Aliſe (ſich um ihn werfend.) Um Gottes willen, nein, bleib! ich laſſe dich nicht!

Stimmen (von drauſſen.) Herr Ritter! die Kyburg brennt!

Kuno (mit Entsezzen.) Die Kyburg brennt? Gute Nacht, Alise, gute Nacht! ich muß auf.

Er sprach's, flog in sein Gemach, bekleidete sich in aller Hast und öffnete die Thür.

Da standen Rosa, ein Bote der Mutter Gertrudis und mehrere Zofen, Hofmeister und Schloßvoigt der Herzogin. Alle schrieen ihm entgegen: „Euer Dorf brennt! Euer Dorf brennt!"

„Mein Pferd gesattelt!" rief er und eilte zurück, um sich schleunigst in den Reisekittel zu werfen.

Inzwischen war durch die Ankunft des Boten das ganze Schloß wach worden. Die Herzogin selber erschien und fragte Rosen um des nächtlichen Tumultes Ursach. Mit Schrekken vernahm sie die unglückselige Hiobspost. halb ohnmächtig sank sie dem Ritter in die Arme, und küßte ihm in Gegenwart des Fräuleins von Beaumont den bittern Abschiedskuß.

Bestürzt sah Rosa diese Szene, bestürzt die Thräne der Herzogin und des Ritters Vertraulichkeit. Sie drehte sich ab; der Ritter empfahl sich eilends, schwang sich auf sein Roß, und Rosa's Fluch schlich ihm nach.

Hui! als trüg' ihn der Sturmwind auf dem Rükken, flog Kuno von Kyburg durch die tiefe Finsterniß hin, seinem unglücklichen Dorfe zur Hülfe. Wälder und Felsen sausten neben ihm vorüber, und der Rappe schwebte wie geflügelt.

Es schlug im Thurm des benachbarten Wellers drei Uhr. Von einer Anhöhe erkannte er die Flammen des Dorfes. Und zur selben Stunde verscharrten die Frohnen der heiligen Vehm den Leichnam seines edeln Vaters.

XVII.

(Kyburg. Gertrudis Zimmer. Morgens.)

Gertrudis Der Hausvoigt Rupert, tritt herein.

Gertrudis. Nun?

Hausvoigt. Es hat nichts zu sagen, das halbe Dorf ist durch Gottes Barmherzigkeit gerettet.

Gertrudis. Lasset die besten Anstalten treffen, daß der Brand nicht von neuem zünde.

Hausvoigt. Der Herr Doktor Matthäus sorget für alles. Bei Gott, ein menschenfreundlicher Mann, den ich in dieser Nacht dreimal mehr lieb gewonnen. Wo die größte Noth war, stand er. Dreimal sah ich ihn, wie einen Engel aus den Flammen heraussteigen, und einmal trug er ein unschuldiges Kindlein aus der halb zusammengestürzten Hütte. Ein lieber Mann!

Gertrudis (mit Thränen.) Doch das halbe Dorf in Asche?

Hausvoigt. Die Flamme schlug von Giebel zu Giebel; der Ostwind blies sie quer durchs Dorf; eh' sich einer besann, brannten zwanzig Kajütten auf, wie Pechfakkeln. Nun schrie man links und rechts;

keiner wußte, wo anzugreifen; über Bach und Born und Spring stand's Eis zollhoch; man stürzte aus Eimern und Schläuchen Wasser, so viel man's hatte; du lieber Himmel, es war, als schüttete man Oel in die Flammenbrunst. Gott bewahre uns für solche Noth!

Gertrudis. Der Bote von Tiona noch nicht zurük?

Hausvoigt. Noch nicht. Fünf Meilen fordern ihre Stunden; sie sind nicht zu fliegen.

Gertrudis. Hat noch keiner Nachricht, wo das Feuer zuerst ausbrach?

Hausvoigt. Im halben Dorfe mit einemmale schlug's aus, als wär's vom Himmel nieder geregnet. Ehe der Wächter ins Horn stieß und das Sturmglöklein gezogen wurde, fuhren schon die dunkelrothen Dampf- und Flammenstöße auf, wie aus feuerspeiendem Erdschroße, und die glimmenden Strohhalme tanzten in der Luft, wie fallende Sterne. Gott verzeih mir's, in meinen Lebtagen hab' ich dergleichen Grausspiel nie gesehn. Es erinnerte mich an den jüngsten Tag, wo nun alles vergehn wird im Feuer.

Gertrudis (ringt die Hände.)

Hausvoigt. Allen kam die Hiobspost, wie ein Donnerwetter um Weihnachten; Krüppel, Greise und Kinder krochen hervor aus den warmen Schlupf-

winkeln und wimmerten um das einstürzende Haus. Als nun aber von allen vier Enden die Flamme zusammenschlug, und an den Himmel lekte, und das ganze Firmament roth schimmerte, wie ein Nordlicht, da hättet ihr das Zeter-Mordio! von alt und jung hören sollen. Einen Stein hätt' es jammern mögen.

Gertrudis. Behüte Gott, welch' ein Lärmen beginnt von neuem! (sie lehnt sich zum Fenster hinaus.) Seht! seht hier unten, was ist das? ein schwarzes dichtes Gewimmel! ich erkenne nichts deutlich; meine alten Augen trügen.

Hausvoigt (hinausschauend.) Ja, ja. Da' steht in der Mitte der Herr Doktor, und vor ihm kniet ein Mann, und rings herum lärmen die Bauern. Ein seltsamer Auftritt! — halt, da sprengt ein Reuter durch, — ist ers? ja, ja!

Gertrudis (fröhlich.) Mein Sohn?

Hausvoigt. Freilich. Jezt reitet er langsam zum Herrn Doktor und zeigt auf den Knieenden! seht's, gnädige Frau! — Das ist mir unbegreiflich.

Gertrudis. Was ist das? (Pause.)

Hausvoigt. Seht ihr's, gnädge Frau? der Zug geht rechts herum um den Felsen; Herr Kuno voran, der Doktor beim Fremden. Sie kommen gewiß herauf.

Gertrudis. Sie kommen herauf.

Kuno. D. Matthäus, ein fremder Kerl, der bleichen Gesichts neben ihm herschlottert, und Kyburgische Knechte treten herein.

Kuno (umarmt gerührt seine Mutter.) Gertrudis!

Gertrudis (weinend.) Mein Sohn, mein Sohn, das war eine Schreckensnacht!

Kuno. Das halbe Dorf liegt verwüstet nieder.

D. Matthäus. Laßt uns Gott danken, daß noch ein Theil gerettet wurde. Hätte der barmherzige Gott nicht den Sturm abwärts gelenkt, es wäre kein Zaunpfahl übrig geblieben.

Kuno (drükt seiner Mutter die Hand.) Nur Geduld, liebe Mutter, nur Geduld! das Blättchen soll sich fürchterlich drehen; der Mordbrenner soll gräßliche Buße thun!

Der Fremde (bleicher.) Ach, — ach! allergnädigster Herr, ich hab' keinen Antheil an — an der Sünde. Ich mußte ja wohl, wenn ich — ich nicht mit Weib und Kind ins Verließ wandern woll — wollte.

Kuno. Mutter, Mutter, ich sag' euch, Rache will ich nehmen für meine armen Unterthanen; ent-

sezliche Rache. Ihr verbranntes Hab' und Gut soll ihnen der Mordbrenner zehnfach wieder bezahlen, und die, welche in den Flammen starben, mögen droben am göttlichen Tribunal ihre Sache selber mit ihm ausfechten. Das sag' ich, und es ist ein eisernes Wort.

D. Matthäus. Ein junges Weib ist im Wochenbett mit ihren neugebornen Zwillingen vom einstürzenden Balken erschlagen, und elendiglich in dem Feuer umgekommen.

Gertrudis (schreiend.) O Jesus!

Einer von den Bauern (mit lautem Geheul) Mein, — mein war das Weib! ach, Gott, es war mein Weib. Hinaus ging ich, zu schaun, wo im Dorfe das Feuer war; Heiland der Welt! da stürzte hinter mir meine Hütte zusammen! — und meine arme Christiane! und meine säugenden Kindlein! — Verbrannte, schwarze Knochen hab ich aus der Flamme gerissen —

Kuno. Still, unglücklicher Mann, dein Weib und deine Kindlein findest du im Himmel wieder! aber, du sollst versöhnt werden. Den Geringsten meiner Unterthanen lieb' ich wie meinen Bruder. Du sollst versöhnt werden. Ich will eine Rache nehmen, vor der Barbaren schaudern sollen, und du selbst, Verwittibter, sollst noch um Gnade schreien für das Schlachtopfer.

Der Bauer (heulend.) Das ſchrei ich nicht, von nun an bis in Ewigkeit nicht!

D. Matthäus (zu dem blaſſen Kerl.) Nun, Böſewicht, wird's dir nicht heiß?

Kuno (zu eben demſelben.) Sei ohne Furcht, an dir ſoll kein Haar verletzt werden. Du biſt nichts mehr und nichts weniger, als ein Werkzeug in des Gauners Hand. Du biſt ſein halbeigner Sklav geweſen, und nicht für die Verbrechen deines Herrn verantwortlich. Sei ohne Furcht!

Gertrudis. Wer iſt der Menſch?

Kuno. Antworte meiner Mutter!

Der fremde Kerl. Bin — bin der Halseigne des Herrn Wild- und Rheingrafen von Schlippenbach. Und am Montage forderte er mich zu ſich und noch zwei, und gab uns jedem ein blankes Goldſtük.

Gertrudis (erſchrellend.) Sieh da, der Schlippenbacher! hat mir's nicht geahndet!

D. Matthäus. Das Schikſal führte mich von ohngefähr am Kiefergraben vorbei, da rang dieſer Menſch im Waſſer und Eiſe. Ich ließ ihn herausziehn. Einer der Bauern kannte ihn ſogleich, als einen Schlippenbacher. Holla, dacht' ich, hier giebt's Licht! und der Menſch geſtand auch ſogleich. Todtgeſchlagen wär' er auf der Stelle von den wilden Kybürgern geworden, hätt' ich ihn nicht mit Leibesmacht geſchüzt. Erzähle weiter!

Der fremde Kerl. Ach, gütiger Herregott, wie fuhr ich zusammen, als der gestrenge Herr Graf uns dreien gebot, im Dorfe hier Feuer anzulegen. Wir muchsten etwas. „Heda!“ schrie er: „ihr Massetten, ihr wollt nicht? so werden andre wollen. Her, das Gold her! Hin er mit euch und mit Weib und Kind ins Burgverließ, da wohnt Heulen und Zähnklappen! da heulet denn bis zum jüngsten Tage, was schierts mich!“ — Ich will! rief der eine. Ich will! rief der andre. Nun ich will auch! sagt' ich, und nun gab er uns Lunte, Schwefel und Pechstrikke. — Ach! ach! wer hat's gern gethan?

Gertrudis (die Hände ringend.) Es ist Himmelschreiend!

Kuno (knirschend.) Ruhig, liebe Mutter, ruhig!

Der Fremde. Und wir schlichen uns gestern Abend, da es dunkel ward, ins Dorf hier herein, und vertheilten uns. Ich legte an, und floh in der Finsterniß; hatte kaum den Rücken gedreht, so flakkerte es schon lichterloh auf den Strohdächern, die Schindeln prasselten herum; rechts und links erhub sich ein mörderliches Zetergeschrei. Ich versteckte mich sogleich. Gegen Morgen schlüpft' ich weiter und kam an den zugefrornen Graben. Wohinaus? dacht' ich, und probirte das Eis. Es hielt. Ich frisch hinüber, Gott erbarm's, in der Mitte kracht' es unter mir! ich brach durch, der gnädge Herr dort sah mich so und rettete mich, auf daß die Sünde offenbar würde.

Kuno (zu den Knechten.) Führt den Kerl ins Burggefängniß, Hausvoigt, sorgt für ihn. Bei Leibes- und Lebensstrafe, daß ihm keiner ein Haar krümmt!

(sie führen den Kerl fort.)

D. Matthäus. Der Reichsgraf von Barr läßt euch freundlich grüßen, und melden, daß ihr durch sein Gebiet hinziehn könnt mit Roß und Mann, so viel ihr deren habt, bei Tag und bei Nacht, aber die Kriegsfehde sollt ihr nicht spielen in sein Land.

Kuno. Was hat der Schlippenbacher geantwortet?

D. Matthäus. Euer Knecht ist heimgekommen ohne Antwort, und hat der Schlippenbacher ihn todt wollen prügeln, auch seinen Brief nicht ansehn mögen.

Kuno (geht in tiefer Ueberlegung mit verschlungnen Armen durchs Zimmer. Pause.) Schikket einen Boten nach Tiona, mit Bitte an die Durchlauchte Herzogin von Berry, mir eilfertigst einige hundert Mann ihrer Bewaffneten zur Hülfe zu senden.

Gertrudis (mit Thränen ihn umhalsend.) Ach, mein Sohn, uns steht ein großes Unglück vor! Hüte dich!

Kuno. Mutter, wir sind schon im Unglük drinnen. Hier heißt die Losung: Rette sich, wer kann!

Gertrudis. Verzögre mit der Rache noch — dein Vater kehrt vielleicht bald heim; wir sehn ihn ja mit jedem Tag entgegen.

Kuno. Dann kann er ruhig wohnen in seiner Burg, und darf nicht vor dem Mordbrenner in Furcht stehn.

D. Matthäus. Was gedenkt ihr des Schlippenbachers Knecht anzuthun?

Kuno. Gnade. Er soll, sobald ich aufbreche, seinen Grafen zu züchtigen, voran eilen und seinem Herrn die Botschaft überbringen, — Und ihr, lieber Doktor, ihr tröstet indeß meine geliebte Mutter mit erquicklichen Worten. Der Himmel läßt mich, gewiß als Sieger heimkehren.

D. Matthäus. Wann soll's ins Feld gehn wider den Schlippenbacher?

Kuno. Am Ende dieser Woche; am Freitag. Den heiligen Sonntag will ich feiern vor des Schlippenbachers Burg.

D. Matthäus. (freundlich.) Lieber Junker, ihr wisset doch noch, wie ich mit euch den Curtius las und Julius Cäsars Feldzüge: Als ich euch damals die Unternehmungen der alten Feldherren entwikkelte, was sprachet ihr da?

Kuno (halblächelnd) Wenn ich ins Feld einmal zöge, solltet ihr mein Generalissimus werden.

D. Matthäus. Haltet ihr Wort?

Kuno. Ei, Herr Doktor? Es sind die Waffen schwer zu tragen, und ihr fechtet schön genug mit der Feder. Ihr seyd ein frommer, geistlicher, gelehrter Mann, wie könntet ihr den Panzerrok anthun?

D. Matthäus. Zogen nicht auch den frommen Waldenſern und Huſſiten die Prieſter vor, und führte nicht Moſes ſelber ſein Heer an wider die Amalekiter? — Ich dächte, ihr hieltet Wort. Ich bin vertraut mit Noth und Gefahren; achte nicht thörichter Menſchen Gaßungen, und möchte wohl mit euch kämpfen. Wer weiß, ob ich euch nicht Dienſte leiſten kann im Felde? Ueberdem, des Rheingrafens Land iſt mir bekannt, wie unſer Dorf.

Gertrudis. (ſtiert den Doktor an.) Hilf Himmel, hör' ich recht?

Kuno. Es gelte, lieber Lehrer. Ihr ſollt fortan Feldherr Matthäus ſeyn, nicht mehr Doktor. Konntet ihr ſo weislich über Alexander und Cäſar urtheln, ſo leget nun eine Probe ab von euerm Feldherrngeiſt. — Die Leute von Tiona ſollt ihr allein anführen. Iſts ſo recht?

D. Matthäus. (feurig) Beim Himmel, heut lohnt ihr mich zum erſtenmal herrlich. Wenn Krieger beten können, warum ſollten Beter nicht auch kriegen dürfen! — O laßt uns auch hier gemeinſam arbeiten. Muth hab' ich genug, den Satan in ſeiner Hölle zu züchtigen.

Gertrudis. Was wird Vater Gottfried ſagen, wenn er heimkehrt? —

Kuno. Vor allen Dingen ſendet einen Eilboten gen Tiona. Ich ſelbſt will an die Herzogin ſchreiben. Sie ſtellt mir dreihundert Mann unter Waffen und Wehr, Kerls, wie die Tiger.

D. Matthäus (luſtig.) Dreihundert Mann? Oho, damit treib ich den Schlippenbacher durch das Fegfeuer! —

Gertrudis. Ach, Kinder, der Wild- und Rheingraf iſt gar mächtig, und ſeine Unterthanen ſind ausgeprobte Straßenräuber! Hütet euch, Kinder!

Kuno von Kyburg.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

I.

(Im Schloſſe von Schlippenbach.)

Der Graf von Schlippenbach, Ritter Kurt von Haufingen, Ritter Haymo von Täſtern, ſizzen um einen runden Tiſch und zechen.

Der Graf. Donner und Teufel, wer hat uns gelehrt mit den Federn zu fechten? thaten dies unſre Ahnen? bei meiner Seele, hätten ſie ſtatt ihres Blutes nur Dinte verſprüzt, ſo würd' es oft um die deutſchen Kaiſer übel geſtanden haben. —

Haymo (trinkt.) Aber was iſt da zu toben? Kaiſer Max ſchreibt Edikte und wir wollens ihm nit hindern. Laßt ihn ſchreiben.

Kurt. Recht, Ritter! — Warum erboßt ſich der Graf darüber?

Der Graf. Ei, die Galle hab' ich noch nicht verſoffen, wie ihr. Denkt ihr, daß dazu ein brav

ver Ritter schweigen werde? Rechnet doch nur den Unsinn der kaiserlichen Mandate zusammen, und man soll nicht aus der Haut fahren?

Kurt (trinkt.) Wir lachen! he, he, he!

Haymo (trinkt.) Wir lachen! he, he, he, he!

Der Graf (steht auf.) Verdammt, die Deutschen sind aus der Art geschlagen, und leutseelige Pakesel worden. Die Vorwelt mit ihren Kraftmännern ist ein Mährchen für die alten Weiber; o, unsre herrlichen Väter haben sich erschlagen lassen für den Kaiser und sein Recht, damit ihre Söhne ihm dienstbare Thiere wurden! — Donner und Teufel, ich sag' euch, hätt' ich eine Stimme, die ganz Deutschland hörte, ich würde Lärm schreien Tag und Nacht, bis in den ritterlichen Faulthieren der alte Geist ihrer Vorfahren wieder aufwachte. —

Kurt. Gebt euch zufrieden, Graf!

Der Graf. Was? dienen sollen wir dem Maximilian mit Leib und Blut in Kriegsnoth wenn's über ihn hergeht, und wir, verflucht! wir sollen unsre Klagesachen mit Gänsekielen auf papiernen Schlachtfeldern beim Reichskammergericht zu Worms ausmachen? — So hätt' alle Fehde nun ein Ende? Was? schlagen soll ich mit Kaisers und des Reiches Feinden, und mit meinen Feinden nicht? — O, so schleudr' ich meine Waffen lieber in den Sumpf, und verkaufe mein altes Ritterthum für drei Heller, als hier gehorchen! (geht wild auf und nieder.)

Haymo (zu Kurt.) Laßt ihn austoben. Wir trinken.

Kurt. He, he, he! wir trinken.

Der Graf. Ach, wenn unsre Väter aus den Wolken auf ihre unwürdigen Enkel niederschauten, und sähen die moralischen Krüppel, sie würden Blut weinen. Nein, ich will lieber erstikken unter dem Schutt meines Schlosses, oder mich unter den Sturmläufern niedermezzeln lassen, als nach Worms klagen. Und wer bürgt mir dafür, daß der Kyburger durch seine Kabale und Fuchsschwänzerei der Hofschranzen Maximilians nicht auch mir das Recht wegschnappe, wie ers meinem erschlagnen Ohm stahl? — Nein, in Worms urtheln Menschen; in der Schlacht herrscht Gottesurthel!

Haymo (zu Kurt.) Er ist noch nicht bei Sinnen.

Kurt. Graf! Graf!

Der Graf. Wär' ich vor zwei Jahren schon mündig gewesen und freier, eigner Herr, beim Teufel, das Blut des erschlagnen Udo von Udenstein hätte nicht zwei lange Jahre umsonst Rache schreien sollen. Längst hätt' ich die Kyburg umgedreht, und ihr Räubergesindel mit eignen Klauen erwürgt. — Doch, verschoben ist nicht aufgehoben! Gebt mir zu trinken; ich möchte Flammen saufen, um wie ein Würgengel in das Drachennest einzuziehn.

Kurt. Das war doch endlich wieder einmal ein vernünftiger Gedanke, Graf. Sauf! sauf!

Haymo. Morgen, wann der Tag anbricht, gehts gen Kyburg. Um Mitternacht stehn wir dort. Wozu ein fruchtloses Toben? Wenn das alte Otternest in die Luft fährt, dann wollen wir, wie lebendige Teufel, einhauen.

Der Graf (setzt sich wieder.) Und dann nicht eher wieder von dannen, bis der Gypsfelsen kahl abgefegt ist, daß auch kein Stein der Kyburg mehr darauf zu finden.

Kurt. Brave!

Der Graf. Nicht eher von dannen, bis alles über die Klinge gesprungen ist, was dort vom Weibe geboren ward.

Haymo. Nicht eher!

Der Graf. Und dann wollen wir uns einen Taumel saufen über den Leichnamen und schreien, bis uns die Zung' im Halse starrt: Udo von Udenstein ist gerächt!

Kurt. Das wollen wir. Aber ein Blizstreich ists doch, daß wir Udensteins Mörder nicht selber dabei haben können. Der Gottfried von Kyburg ist noch nicht heim?

Haymo. Dem hat der Satan vielleicht längst die Lampe ausgeblasen.

Der Graf. Ei nun, er mag alsdann zurükkommen, und sein Maulloch suchen, uns, wenns ihm unter freiem Himmel nicht länger behagt, sich von den Todtenschädeln die Haare rupfen, einen Strik drehn, und erdrosseln. So endigt sich die ganze Posse wie ein Meisterstük.

Ein Leibknecht (tritt herein.)

Leibknecht. Gnädigster Herr, der Petermann hat sich wieder eingefunden; er begehrt, euch zu sprechen.

Der Graf. Was? Petermann? ich denke, die Kyburger haben ihn beim Feueranlegen gefaßt, und längst ins ewige Leben geschickt. Er soll kommen. (Leibknecht ab.)

Hayme. Ein mörderlicher Brand solls gewesen seyn.

Der Graf. Nun ja, das halbe Dorf ist weg. Es ist für den Kuno ein Vorschmack.

Petermann kömmt.

Der Graf. Nun, Bursche, in welchem Kloak hast du so lange gesteckt? deine beiden Gesellen sind längst wieder hier. Wo kömmst du her?

Petermann. Schnurgerade aus dem Hundeloche des Kyburgers.

Der Graf. Dummer Teufel, hast dich erwischen lassen?

Petermann. Blieb auf der Flucht in einem verwünschten Graben stecken, und wär' ohn Zweifel mit Haut und Haar ersoffen, wenn mich nicht einer herausgezogen hätte. Man kannte mich. Hol's der Geyer, ich mußte beichten, und da schmiß man mich ins Hundeloch. Ich empfahl meine arme Seel' schon jedem, der sie haben wollte; da fällts dem Kyburger ein, mich auf freie Füße zu stellen, und zum Botenläufer zu machen.

Kurt und Haymo (lachen aus vollem Halse.

Der Graf. (lachend) Nun weiter!

Petermann. Da schickt er mich nun mit Botschaft an euch, gnädigster Herr, und nachdem er euch eine ganze Reihe respektabler Ehrentitel beigelegt, die ich weislich überhüpfe, sprach er: „geh hin, und sage deinem Herrn, ich käme, ihn für seine Mordbrennereien vor mein Gericht zu laden.“ — Und wirklich, er ist jetzt schon mit seinen Leuten unterwegs, sich für das Feuerwerk zu bedanken, was wir ihm auf euern Befehl gemacht haben.

Der Graf. Wann gingst du fort?

Petermann. Gestern Abend im Zwielichten. Ich lief, als wenn mir die Sohlen brennten, die ganze Nacht durch, und heute. Hab noch keinen Bissen genossen.

Der Graf. Ist der Kyburger stark?

Petermann. Zweihundert zu Fuß, funfzig zu Pferd' hab ich gesehn. Morgen früh könnt' ihr ihn selber in euerm Gebiet sprechen.

Der Graf. Geh hinunter, laß dir für die Botschaft reichlich auftischen.

Leibknecht. (ab.)

Kurt (trinkt.) Zweihundert zu Fuß und funfzig zu Pferde? — Morgen Abend sind wir mit ihnen fertig.

Haymo. Der Kuno ist ein Schlaufuchs. Sollt' er nicht Hinterhalt haben?

Der Graf (geht nachdenkend im Zimmer herum)

Kurt. Ist möglich. Allein unsrer sind neunhundert. Mein' Seel' und meine Hausinger sind im Pulverdampf geboren und erzogen.

Haymo (lustig.) Ich freue mich, daß es endlich zum Tanze geht. Hab' lange genug geschlafen; und mit den Kyburgern hätt' ich gern einmal angebunden. Haben die Kerls nicht einen Ruf durchs Land, als wenn sie unter Gottes Sonne die einzigen Helden wären! Bildet man sich nicht im ganzen Reiche ein, jeder Kyburger Bauerjunge sey tapfrer, wie Scipio und Hannibal?

Der Graf. Auf, Freunde, nun laßt uns noch heut aufbrechen. Er darf nicht über meine Gränzen. Und alles bleibt übrigens dem verabredeten Plan gemäß. Halloh, zum Siege!

II.

(Kuno von Kyburgs Lager im Schlipfenbacher Walde. — Mitternacht. — Hin und wieder ein verglimmendes Wachtfeuer.)

Kuno von Kyburg (geht langsam über einen freien Plaz hin.) Seit undenklichen Zeiten glänzten unter Deutschlands Edeln die Kyburger; eine weite Grafschaft war ihr Land und Kaiser buhlten um ihre Töchter. Unser Name war den Reichsfeinden ein Schrecken; wo die Kyburger stunden, stand der Sieg. — Wie sich die Rolle verändert hat! der Enkel der grossen Kyburger liegt mit einigen hundert Getreuen in einem Busche, lauert den Verächtern seines Stam-

mes auf, und eben hier ſtand vor hundert Jahren ein Kyburg an der Spize vieler Tauſenden, und drohte mit der Armee die Eroberung der halben Welt.

Kuno ſpielt eine armſelige Rolle; aber wie? iſt ſie darum minder edel? Kann nicht auch der Bettler groß, wie ein König handeln, und der Anführer eines kleinen Haufens ein Alexander ſeyn?

Morgen iſt der erſte Tag eines neuen Jahres, des letzten in einem Jahrhundert. Ich will ihn herrlich feiern. (es kömmt jemand.)

Die Schildwacht. Wer da?

Eine Stimme. (hinter dem Buſche.) Die Loſung! — Euer Feldgeſchrei!

Schldwacht. Wer da?

Die Stimme. Euer Feldgeſchrei?

Schildwacht. Antwort, oder ich ſchieße dich übern Haufen, wie einen tollen Hund. Wer da?

Die Stimme. Aliſa!

Schildwacht. Aliſa! vorbei!

Kuno. Wer da? wer biſt du?

Ein Mann (tritt näher.) Gnädiger Herr, euer Knecht Gotthard.

Kuno. Bravo! welche Nachrichten?

Gotthard. Schlimme. Ich hab' umhergeſpürt wie ein Luchs. Eine halbe Stunde von hier haben die Schlippenbacher Poſto gefaßt im Mühlengrunde. Ihrer mögen an tauſend ſeyn. Alle Berge ſind von ihnen beſezt.

Kuno. Wo ſteht Matthäus? wird er morgen zu mir ſtoßen?

Gotthard. Ich weiß nichts von ihm. Die Feinde haben euch die Spur abgewonnen; sie scheinen Absicht zu haben, gradeswegs in den Wald einzubrechen, sobald's dämmert.

Kuno. An tausend, sagst du?

Gotthard. So hoch schäz' ich ihre Anzahl.

Kuno. Wo ist mein Flechting? holla, Flechting!

Flechting. (kömmt herbeigelaufen.) Heda!

Kuno. Hurtig aufgebrochen! die Schildwachen zusammengezogen! Kein Schuß darf geschehn, keine Trommel soll gerührt werden, alles in der Stille! — fort! fort!

Flechting. (ernst) Flüchten?

Kuno. Nein, entgegen! Ihrer sind tausend.

Flechting. (feierlich) Herr!

Schweigend weckte ein Nachbar den andern; die Zelte wurde abgerissen, das Fähnlein aufgehoben, die verlornen Wachen eingeholt.

„Tausend sind ihrer, sprach Kuno: Bergketten sind ihre Vestungen worden?" —

„Tausend sind ihrer!" murmelten die Soldaten von Kyburg und sahen auf das Fähnlein und Kuno.

„Zurück!" rief Kuno, und sie schwenkten sich gen Süd-West, und suchten die Hohlwege in der Heerstraße gen Moeringen zu erreichen. Sie wanderten hin; der Sturm lärmte durch den Wald, und allen Kriegern funkelte der Bart im Silberreif. Aber Muth und Gottesfurcht brannte in ihrem Herzen, und brannte in ihrem Auge.

Mit der Morgendämmerung standen sie an den Felsschlüften gen Mooringen. Kundschafter brachten die Botschaft, daß der Schlippenbacher auch dort einen Haufen zur Beschützung seines Dorfes Mooringen in den Hohlwegen postirt habe. Einer von Kunos Kundschaftern war gefangen genommen.

„Steht denn der Schlippenbacher mit der Hölle in Alliance? Woher nimmt er die viele Mannschaft?“ sprach Kuno.

Es wurde heller und immer heller im Walde. Der Morgen graute.

„Halt!“ rief Kuno und sammelte jene zwei wackere Helden zu sich, welche weiland unter Gottfrieds Anführung sich Lorbeern erfochten und mit ihm die zehn Raubgrafen geschlagen hatten. Es war sein grauer Hauptmann Flechting, und der ungestüme Schloßhauptmann Eberhard.

„Hier, Freunde!“ sprach er: „hier müssen wir die engen Pässe erobern, auf daß Mooringen in unsre Hände falle. Aber wer bürgt uns dafür, daß hier nicht des Schlippenbachers größte Macht steht? — Laßt die Soldaten ausruhn, wir wollen inzwischen Raths pflegen.“

Die Soldaten vernahmen den Befehl mit Lust: sie sahen bald einen Angriff voraus und keiner zitterte. Kuno ritt mit seinen Hauptleuten aus dem Busch hervor. Eine Ebne dehnte sich vor ihnen aus · grade über stiegen die Felsen von Mooringen wie Wände empor. Rechts krümmte sich die Heerstraße über die Ebne den Felsen zu; und von beiden

Seiten schloß der Wald mit beiden Flügeln sich ans Gebürge.

Bedenklich schüttelte Flechting die grauen Locken.

Kuno. Ihr schüttelt den Kopf?

Eberhard. Beinah auch ich. Junker, die Lage ist verdammt schlecht; wir können hier in die Pfanne gehauen werden, ehe wirs glauben.

Kuno (ernst) Wie so?

Eberhard. Felsen und Feinde vor uns! die Felsen sind unüberklimmbar, die Feinde unbekannt, wie stark sie seyn mögen. Schlippenbach war kein Tropf, daß er den Paß unbesetzt ließ, wodurch er Mooringen deckte. Wir haben eine schlechte Stellung erwählt. Den Rückzug schneidet uns Schlippenbachs Heer ab, das gewiß uns auf dem Fuß verfolgt, und schon den Mühlengrund verlassen haben kann.

Flechting. Aber ich folgte euch hieher, weil ich glaube, ihr suchtet den Matthäus auf. Mein Rath ist, wir ziehn links ab, die Mooringenschen Berge vorbei, und suchen eine gute Lage zwischen Mooringen und Schlippenbach; dadurch kommen wir dem Feind in den Rücken; und wir können des Schlippenbachers Schloß anfallen. Der Graf vermuthet euch gewiß dort nicht.

Eberhard. Hätten wir nur den Matthäus hier: so stürmten wir die Mooringenschen Pässe.

Flechting. Und würden so lange zurückgehalten von den Mooringen, bis Schlippenbach Zeit gewönne, ihnen zur Hülfe zu eilen.

Kuno (reitet langsam über die Ebne und sieht sich von allen Seiten um.) Gertrudis und Alisa, könntet ihr hieherschauen!

Flechting. (hinter ihm.) Seht da! seht da! dort weht ein Fähnlein hinter der Felsspitze. Da wimmeln die Mooringer hervor. Sie erkennen uns. Bliz und Dampf, sie schießen.

Eberhard. Wir sind noch ausserm Schuß.

Kuno. Mein Schluß ist gefaßt. Wir müssen die Schlüfte angreifen. Eberhard nehmt die funfzig Reuter zu euch und rückt vor die Hohlwege an. Schießt die Hunde zusammen, bis sie toll werden, dann gebt die Flucht. Verfolgen sie euch; so ists Spiel gewonnen. Ihr, Flechting, zieht euch mit hundert Mann links durch den Wald bis an die Felsen, ich thue dergleichen von der rechten Seite. Sobald das Nest leer ist, fahren wir von beiden Seiten hervor. Flechting muß ihnen den Rückweg versperren, ich dringe inzwischen in die Hohlwege.

Flechting. Brav, sehr brav, Junker! Aber wenn die Mooringer . . .

Eberhard. Ich pflicht' euch bei, Kuno; wenn alles fehl schlägt, ziehn wir uns zurück, und führen Flechtings Plan aus, begeben uns zwischen Mooringen und Schlippenbach. Da weiß ich Bescheid.

Kuno. Halloh! haltet euch brav. Gott strei-

tet mit uns. Das Feldgeschrei bleibt: Alisa! bis wir uns mit des Matthäus Centro vereinigt haben.

Eberhard. Beim Himmel, wir wollen den Bärenhäutern das Neujahr fürchterlich einläuten.

Der Plan wurde vollzogen. Flechting zog rechts, Kuno links, und als Eberhard von beiden Seiten, wo Fels und Wald sich verband, die Kyburgschen Fähnlein winken sah, brach er mit seinen Reutern, wie ein sausendes Wetter über die Ebne hin, als wollt' er die Felsen umrennen.

Die Mooringer standen fest wie ihre Felsen, und regten sich nicht. Kaum aber wollte Eberhard in die Hohlwege einbrechen; so donnert und blizt es aus den Bergschlünden hervor, und Eberhard wich nicht.

Ein fürchterlicher Streit begann; von allen Seiten waren die Klippen bald erleuchtet und bald in Dampf versteckt; Eberhard rotete mit seinen Kriegern um die Höhlen hin, drang bald vor, bald stürzte er zurük in wilder Verwirrung. Das Fähnlein der Mooringer wehte siegreich über den Felsgipfeln, und schimmerte hinter den Pulverwolken, wie von einer Glorie umgeben. Eine Viertelstunde schon dauerte das Gefecht, noch war nichts entschieden, und Kuno stampfte mit Ungeduld den Erdboden. Er sah die stürmenden vergebens gegen die Felsen anprallen und sehnte sich nach Eberhards verabredeter Flucht. Aber plötzlich erlosch das Feuer unter den Bergen; die Wolken verdampften, die Mooringer Fahne schimmerte nicht mehr hinter den Klippen

hervor und Eberhards Reuter verschwanden in die Hohlwege.

Kuno traute seinen Augen kaum: eine schreckliche Verlegenheit malte sich in seinen Gesichtszügen; er zitterte vor Eberhards Hitze, fürchtete, daß die Mooringer ihn durch die Flucht in eine Falle gelockt hätten, die er ihnen stellen sollte.

„Ich fürchte, Kameraden, wir sind verloren!" sagte er zu seinen Soldaten, die, über ihre Flinten gelehnt, dem Schauspiel zugesehn hatten. „Eberhard ist verführt!" setzte er hinzu.

„Wir wollen ihm zu Hülfe!" murmelten die Krieger.

„Nein!" entgegnete Kuno: „wir könnten alles verderben. Bleiben wir, bis Eberhard sich wieder zeigt."

Und sie standen still, und allen schlug das Herz über den Ausgang der Dinge.

Mit einemmale hörten sie von neuem im Gebürge das Knallen der Flinten dreimal wilder, als vorher. Er kam immer näher; die Pulverwolken stiegen wieder empor, wie ein falber Nebel aus den dunkeln Schlüften. Jetzt sah man wieder das Blizzen, das Getümmel der Fechtenden. Eberhards Reuter stürzten geschlagen aus den Hohlwegen heraus und strömten in gefährlicher Verwirrung über die Ebne aus einander. Die Sieger folgten ihnen in gleicher Verwirrung; zwei hundert Mooringer standen auf der Ebne; oder flogen vielmehr aus einan-

der. Das Schießen innerhalb den Bergschlünden aber dauerte unaufhörlich fort.

„Was ist das?“ rief Kuno: „hier wohnt Verrätherei! Halloh, nehmt die Flinten auf und vorwärts! Tambour: schlage deinen Wirbel; Marsch!“ —

In geschloßnen Reihen zog Kunos Haufen gegen die Ebne, die von Siegern und Besiegten überdeckt war. Von der andern Seite rückte Flechting herüber.

„Laßt Flechtingen den Eberhard retten, wir müssen den Teufel besuchen, der noch in den Hohlwegen lärmt. Vorwärts!“ schrie Gottfrieds Sohn, und seine Helden gingen auf die Hohlweg zu.

Plötzlich spieen die Felsen neue Mannschaften ihnen entgegen; Hunderte drängten sich an Hunderten; die Trommeln lärmten; die Trommeten schmetterten; die Fahnen wehten.

„Halt!“ rief Kuno, und sein Haufen stand den Hunderten gegenüber.

„Ist das nicht meine Fahne, die in den Händen der vordersten Rotte da weht?“ fragte er.

„Es ist die Kyburgische Fahne! wir wollen sie ihnen wieder abjagen! drauf los!“ schrieen die Soldaten.

„Alise! Alise!“ scholls von den Felsen her.

„Alise! Alise!“ schrieen die Kyburger.

„Das ist Matthäus mit den Tionesern!“ jauchzte Kuno von Kyburg und sprengte vor.

Matthäus flog ihm mit dem Felgeschrei entgegen.

Matthäus. Willkommen! willkommen, Junker, auf dem Schlachtfelde hier, ich vermuthete euch bei Schlippenbach!

Kuno (freudig.) Nein, braver Kriegsmann, die Pässe von Mooringen mußt' ich nehmen, denn der Schlippenbacher stand im Mühlengrunde tausend Mann stark. Woher kommt ihr?

Matthäus. Schnurgerade von Tiona. Die Herzogin wünscht euch Glück und Segen zum Neuenjahr. Es ging so rasch nicht mit Zusammenraffung der Mannschaft, wie ihr glaubtet, und Befehle hattet ihr mir nicht hinterlassen, als den, euch eiligst zu folgen. Da dacht' ich, du willst Mooringen unterwegs wegnehmen, und die Berge besetzen. Ich komme hieher; höre in der Ferne schon das Knallen; hollah, dacht' ich, da liegt Kuno dem Schlippenbacher in die Haare, und tummelte mich durch Mooringen herab. Da stürzten mir die Mooringer jenseits den Hohlwegen entgegen; ich empfing sie mit der vollen Ladung; verzweifelt drehten sie sich um und drängten ihre Verfolger von hinten wieder zurück. Ich begnügte mich vor der Hand mit dem leichten Siege und der Besetzung der Felsen.

Kuno (sieht zurük über die Ebne.) Seht da, wie sich der Flechting lustig macht in dem mörderischen Gewimmel. Die Mooringen wehren sich wie Verzweifelte, man siehts! Nun (zu seinen Leuten.) ihr seyd noch nicht zum Schuß gekommen; gebt

hin und theilt mit Eberharden und Flechtingen den Sieg. Vorwärts!

Wie Raubvögel über ein geschlagnes Thier hinfallen, stürzte die Rotte Kyburgs über die verlaßnen Mooringer her. Da wurde gnadenlos niedergesäbelt, wer die Hand zur Vertheidigung hob; wenige nur entwischten den Siegern ins Gebüsch.

III.

Rosa von Beaumont meldet ihren freundlichen Gruß an Herrn Gasto, Grafen von Crayn, izt in der Stadt Strasburg.

Liebster Graf!

Wir sind betrogen. Es ist alles sonnenklar. Ich bedaure euch recht herzlich. — Freilich, der Welt-Lauf ist so; man betrügt sich, wo man kann, und ist ehrlich, wo mans seyn muß.

Der berüchtigte Juvelenhändler, der sich am Geburtstagsmorgen meiner Herzogin in Tiona einfand, ist, — nun rathet her und hin, ich wette, ihr errathet's nicht! ist kein andrer gewesen, als euer schöner Rival, Herr Kuno von Kyburg in höchsteigner Person.

Kaum waret ihr den andern Tag abgereist: so fand sich der saubre Galan der Herzogin sogleich ein. Er ist bei ihr mit seinem Juvelenhandel nicht uns

glücklich gewesen; wer weiß, was sie ihm für sein Juwelen all verhandelt hat. Wirds euch nicht warm vor der Stirn?

Kaum also erschien euer theurer Freund, hil Himmel, welch eine Freude glühte urplötzlich in den Wangen der Herzogin auf. Sie sprang fast empor bis an die Decke. Inzwischen Weiber sind schlau; sie wußte ihr Freudenräuschchen künstlich genug zu verstecken; Kuno ward vorgelassen und ich — blieb draussen.

Wohl dem, der Ohren hat zu hören. Ich horchte am Kabinet: da flüsterten sie heimlich, wie Seeleuvertraute; ich verstand keine Sylbe, aber ein Geräusch vernahm ich wohl, wie Kußgewechsel.

Nur Geduld! zerreißt meinen Brief in der Wuth nicht; ihr habt noch wichtige Dinge zu erfahren, die euch bas die Galle kützeln werden.

Es war schon Dämmerung, als er ankam. Den ganzen Abend war er bei der Herzogin, doch ich desgleichen. Wir waren alle drei lustig und guter Dinge. Kuno wußte sich gegen meine unbedeutende Wenigkeit mit vieler Galanterie zu nehmen; ich mußte ob seiner plumpen Verstellung lachen.

Sein Schlafgemach war geändert; sein Bett neben einem Kabinet aufgeschlagen, zu welchem nur die Herzoging den Schlüssel führt und welches ich bisher nie betreten hatte. Am folgenden Tag wurd ich dem glücklichen Paare schon überlästig. Man entfernte mich bald durch dieses, bald durch jenes

Geschäft. Der Zeitvertreib des Ritters und der Herzogin ist mir unbekannt.

Es wurde Nacht. Man ging zu Bette. Plötzlich entstand Lärmen in der Nacht; man weckte den Ritter mit der Botschaft, daß sein Dorf in Flammen stände. Er stand sogleich auf. Ich war ebenfalls aufgestanden; siehe da, und auch die Herzogin ließ sich munter auf dem Platz finden. Er beurlaubte sich von ihr und — nun ich schreibs mit großen Buchstaben: sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und er küßte sie, und sie ihn, und er sie, daß mir — die Augen übergingen.

Endlich zog er ab. Die Herzogin weinte, da er sich aufs Roß schwang. Ich inzwischen gehe sein Schlafgemach vorbei. Die Thür steht offen. Weiber sind neugierig, wie ihr wißt. Ich trete hinein, sehe eine mir bisher ganz unbekannte Tapetenthüre offen. Natürlich schleich ich auf den Zehen hin, um die Erscheinung näher zu betrachten und entdeckte hier der Herzogin verborgnes Zimmer; drinnen stand ein allerliebstes Bett, und das Bettchen sah sehr verstört aus! —

Nun, was wollt ihr noch mehr wissen? soll ich euch etwa noch erzählen, daß der Kyburg und die Herzogin in der Hast die verrätherische Tapetenthür unverschlossen ließen? oder euch daran erinnern, daß eine offne Thür, ein verstörtes Ruhebett in der Nacht sehr verdächtig machen?

Ich bedaure euch, armer Graf. Die Herzogin ist versagt, wie ihr nun leicht verspüren könnet;

Kuno hat das Präreuire gespielt und uns beiden ein Näschen gedreht. — Lasset euch inzwischen ob dieser Botschaft kein greises Haar wachsen. Kunos schwarzer Engel scheint ihn für die Verrätherei zu züchtigen. Fast sein ganzes Do[illegible] eingeäschert durch den Brand. Der Wild- und [illegible]ingraf von Schlippenbach ist wider ihn mit Heereskraft ausgezogen, um die Kyburger für den Mord am Udo von Udenstein zu bestrafen. Der alte Gottfried von Kyburg ist noch nicht von seiner Fahrt nach Holland wiederkehrt; und die graue Betschwester Gertrudis singt inzwischen zum angenehmen Passetemps mit andächtiger Kehl' ihre Bußpsalmen.

Gehabt euch wohl, Herr Graf, und gebet bald von euch etwas zu hören.

Eurer Dienerin

St. Tiona,
am 28. Christm. 1499.

Rosa von Beaumont.

Der schwarze Graf von Crayn las den Brief zwei-dreimal durch, und fand immer noch zu lesen, und hatte immer etwas vergessen, oder eine Stelle sehr dunkel gefunden, oder eine andre in der Hast überhüpft, oder eine dritte wieder vergessen.

„Pest und Jammer!" schrie er, und zernagte das Papier mit den Zähnen; „das hätt' ich früher wissen sollen! — Es liegt mir eben an der Mariage nichts; Alise ist eine Pariser Kokette, die mehr auf den Untertheil, als den Obertheil ihrer Amanten reflektirt. So recht nach Weiberart! — Aber daß

sie den Pöbelhans, den Kuno, mir vorzieht — vorzieht! daß sie den Gaste Graf von Crayn hintansezt, eines armen Schluckers wegen mich hintansetzt! (er springt auf.) So wahr ich Gaste heisse, das bezahl' ich!" —

„Nun was ist sie denn? warum buhlt sie lieber mit dem Schurken, als daß sie einem Crayner Graf die Hand zur Vermählung beut? (hämisch.) Wo liegt der Herzogin Herzogthum? hi, hi, hi! im Monde? Hienieden weiß keine Landkarte davon! — O, Geduld, Geduld! Alise! Hurer und Ehebrecher wird Gott richten, und ich will des lieben Gottes Scherge werden. Geduld, Geduld!" — —

„Und Kuno? ha, wenn ihm der Schlippenbacher den Liebeskitzel nicht vertreibt: so solls mein Degen thun. Freilich, toll und rasend wär' er gewesen, wenn er nicht nasahte, wo ihm die Herzogin verbotne Früchte wies. Wer wird, wie Joseph, noch den Mantel im Stich lassen, wenn eine Dame Potiphar die Schäferglocke zieht. — Aber er wußte doch, daß Gasto von Crayn das Weib liebte? er wußte, daß ich bis zur Raserei liebte, und doch! Donner und Wetter, doch legt er seiner Glet kein Gebiß an! — das ist sein Verbrechen! — — Und wie zärtlich der junge Herr gegen mich that, wie schuldlos er sich stellte, als wenn er kein Wasser getrübt hätte, da wirs leztemal im Weiler zusammentrafen. Also das war bittre Verstellung? — O Gleißner! Gleißner! ich will dir das glatte Fell

schütteln, du sollst nie wieder einen ehrlichen Kerl beheucheln!" (er geht zum Schenktisch und trinkt.) „Was? werd' ich an aller Welt Ecken belogen's wer steht dafür, daß dieser Wein nicht" — — (er schmettert das Glas zur Erde.)

„Nein, nein, es ist zu arg! Gasto, es ist zu arg! man spielt dir mit, wie einem Windelkinde, dem man bald die Ruthe, bald die Puppe zeigt. (er zieht den Degen.) Kuno! Kuno! und deine Hure! und deine herzogliche Hure! — ich will euch lehren, mit wem ihr eure Spiele triebet! ich will euch lehren, daß ihr den Satan selbst in Harnisch jagtet! — Hekkenritter mit deiner hochadelichen Hure, du sollst fühlen, daß kein Kaisersohn sich narren läßt. Ich will euch das geile Blut abzapfen, bis ihr nüchtern werdet!" (Pause. — Er geht im Zimmer auf und ab. Seine Wuth läßt nach.)

„So! so! bin ich nicht ein Thor? was ists mit dir, Gasto? wo bleibt dein Verstand? — Hm! wozu soll ich meinen Namen öffentlich mit Menschenmord besudeln? — (Pause.) Aber ich will mich selber auf Zeit und Ewigkeit verfluchen, wenn ich nicht Rache nehme! (Pause.) Nun ja! allein dieser Degen? Gott bewahre, giebts nicht noch hie und da eine alte Vettel, die gewisse Tränkchen kocht? — Ich selber kenne eine in dieser Stadt!"

„Ach, aber macht's mich glücklich? — Glücklich? — nein, das thut's freilich nicht; elend und geschlagen bin ich doch nun mein Lebelang — Elise,

hat mich verworfen! Und meine Hoffnung war noch so lebendig, meine Liebe so brünstig!“ —

„Desto schrecklicher sey denn nun mein Grimm! glücklich sollen beide nicht lieben, das schwör' ich; glücklich auf dieser Welt nicht! Gasto von Crayn soll — — (er prallt vor einem schwarzen Gedanken zurück.) das wäre gräßlich! unerhört gräßlich! — — (grinsend.) Nun, warum? desto besser! — Gieb mir deinen Otterarm, Verzweiflung!“ (ab.)

IV.

(St. Tiona, herzogliches Zimmer.)

Alisa, (auf ein Faulbett hingeworfen.) Rosa von Beaumont neben ihr.

Alisa. (liest in einem Brief.) „Ich schreibe euch vom Schlachtfelde, wo ich, als Sieger, vom Tagswerke ausruhe. Beinah zweihundert meiner Feinde liegen in der kleinen Ebne zwischen dem Schlippenbacher Busch und den Felsen von Mooringen. Ich habe die Hohlwege besetzt, und den Grafen abgeschnitten und Mooringen; sein Dorf ist in meiner Gewalt. Ich erwarte ihn hier, und habe mich wohl postirt. Nach Aussage der Gefangenen ist er sehr stark, denn die Ritter Haymo von Tüstern und Kurt von Haufingen halten's mit ihm, und sind bei seinem Heere. Eure Tionesen

haben brav gefochten und zur Eroberung der Mooringer Felskette alles gethan.“ — — Hörst du, liebe Rosa, er hat schon gesiegt!

Rosa. (mit verstellter Lust.) Wo sollte Kuno nicht überwinden?

Alisa. (liest weiter.) „Unser Feldgeschrei war Alise; Feige werden unter diesem Namen Helden! — — Im jetzigen Augenblick bringen meine Kundschafter die Nachricht, daß der Graf von Schlippenbach sich wieder zurückgezogen habe, sobald er von den entkommnen Mooringern seinen Verlust erfahren hatte. Er ist entschlossen, das Gebürge zu umgehn, und mich und mein Dorf von der entgegengesetzten Seite anzugreifen: Vierhundert Mann liegen vor den Hohlwegen unten, im Schlippenbacher Busche, uns zu bewachen, mit sechs- bis achthundert wird er uns in den Rücken fallen. Ich will ihn erwarten.“ —

Rosa. Weh, da wird's blutige Köpfe geben!

Alisa. Mir wird doch für den schwachen Kuno bange. (liest weiter.) „Nun, theuerste Herzogin, ich empfehle mich eurer Huld. Lieb' und Rache sind die Engel, welche mich durch die Labyrinthe leiten; der Himmel wird mich nicht sinken lassen, wenn ihr mich liebet.“

„Euer Kuno von Kyburg.“

Mooringen, am 5. Jänner
1500.

Rosa. Um seiner Größe willen möchte man den Mann lieben. Er bleibt sich, umringt von den feindlichen Schaaren, so gleich, als spielt' er mit Kindern. Das hat er von seinem heldenmüthigen Vater, der in sieben und dreissig Tagen zehn Raubgrafen schlug.

Alisa. (mit Schwärmerei.) Nicht so? solch ein Mann kann nicht sinken. Er bleibt groß, und wenn er an Krücken bettelte. Sollten wir kleinen Geschöpfe nicht mit Inbegier an den großen Mann uns anhängen? man fühlt sich selbst von edlerm Stoff, wenn man mit Edeln verbunden steht. — — Ach, Rosa, fast möcht' ich einen grausamen Wunsch wünschen; ich möchte den Kyburger einmahl sehn, wenn das treulose Glück ihm die Ferse zeigte, wenn alle Menschen sich gegen ihn verschwören und die Hand des Himmels selber von ihm losließe. Meinst du, er würde sinken? Nein, er sönke nicht. Dann würde man ihn erst sehn in seiner riesenhaften Größe unter den winzigen Pygmäen; je dunkler die Nacht, je heller der Stern; je größer das Unglück, je größer der Mann!

Rosa. Das läugn' ich nicht.

Alisa. (ihre Hand an sich reissend.) Rosa, liebste, einzige Rosa, nicht wahr, daneben erscheint denn Orden, Rang und Titulatur in sehr blindem Glanze. Wer sollte nicht alles verlieren, um die Liebe eines solchen zu gewinnen! Rosa, liebste Rosa, ich verhehl's dir nicht. Du bist ja meine einzige Vertraute, meine einzige Freundin, die Thrä-

nehmerin an meinem Wohl und Weh — Rosa, ich habe schwer gegen dich und dein liebevolles, freundliches Herz gesündiget, ich habe dir ein schönes Geheimniß verschwiegen, — Rosa, liebste Rosa, zürne nicht, daß ich so deine Offenheit mit Zurückhaltung lohnte, daß ich dirs nicht längst sagte, wie sehr ich — ich dem Kyburg hold sey, wie sehr ich wieder geliebt werde von ihm.

Rosa. (bestürzt.) Nun ja. Ich hätte — ich war — ich habe — habe längst die Spuren der Liebe — wahrgenommen.

Alisa. Hast du? nun wohl, so erscheint dir mein Geständniß nicht unvorbereitet. Rosa, Kuno ist so liebenswürdig, und Liebe hier so verzeihlich. Ach, was half mein Kämpfen wider eine Leidenschaft, die im Bekämpfen selbst mächtiger wurde?

Rosa. Wer darf auch mit euch darüber rechten? Ihr seyd ja frei, seyd ja Herzogin. Ihr könnt ja wählen nach Herzens Lust, ihr dürfet ja nicht zittern, ein Schlachtopfer der Fürstenpolitik zu werden.

Alisa. Nein, nein! so nimms nicht. Mache mir Vorwürfe, wenn du kannst, aber vernimm erst meine Entschuldigung.

Rosa. Muß ein Herz noch entschuldiget werden, welches für den schönen Kyburger schlägt, für ihn, der schon so manches weibliche Herz aus dem Takt brachte?

Alise. Höre mich. Ich war ein junges, schuldloses Geschöpf, am Hofe erzogen, in den Ar-

men der Ueppigkeit. Alles lernt man an den Höfen, aber freunden und lieben lernt man nicht. Bis in mein zwölftes Jahr spielt ich mit Puppen, und als ich nachher diese vertauschen mußte mit den kriechenden, schmeichelden, flatternden Hofleuten, so behandelt' ich solche als Puppen. Die Leutchen sagten mir so viel Süßes, daß zulezt mir nichts mehr süß war; mit Gleichgültigkeit sah ich ihren Marionettenreverenzen zu, ich dachte nichts, ich fühlte nichts. — Da wurde der Herzog von Berry mein Gemahl.

Rosa. Keine Gestalt, den Zunder der Liebe anzuglimmen.

Alisa. Ich nahm ihn wieder, wie eine neue Puppe; aber nun war ich reifer, erwachsener, gebildeter. Ich sehnte mich nach mehr, als einer Puppe. Liebe hieß das Gefühl, welches in mir wach wurde. Die Natur pochte mit lautem Finger an mein Herz, aber ich verstand sie nicht ganz. — Ein weiches, reizbares, zur Liebe geschaffnes Temperament durchfloß meine Adern; ich dürstete, und wußte diesen Durst nicht zu stillen. Ich weinte oft, und wußte meinen Thränen keine Ursach zu geben. Der Rausch des Hoflebens ertödtete meine geheime Sehnsucht nicht. — Berry wurde erstochen, und ich war frei.

Rosa. Und nun?

Alisa. Nun hatte Paris keinen Reiz mehr. Ich floh hieher in dies schöne, romantische Land, in der Einsamkeit das Glück zu finden, welches mir

das Getümmel der groſſen Welt verweigerte. Und ich fands nicht. Ach, ich fühlte hier nur zehnmal lebendiger, daſſ man von der Natur nicht umſonſt ein empfindſames Herz empfieng.

Roſa. Und ſiehe, da erſchien Kuno von Kyburg.

Aliſa. Da erſchien Kuno von Kyburg, und plötzlich ſchlug alles in mir lauter. alle Räthſel waren gelöſt, meine Sehnſucht flog ihm entgegen. Und Kuno, liebe Roſa, Kuno war mir gut. O Mädchen, was iſt doch ein Königreich, was die Verehrung von einer halben Welt gegen eine einzige Stunde, die vom Glück der Liebe ſchwer iſt? Ja, Roſa, ich verachte dieſen Reichthum, dieſe Koſtbarkeiten, dieſen Pallaſt, dieſe Fürſtenwürde, wenn ich nicht mit Kuno theilen darf. Die Schmach der ganzen Welt iſt an Kunos Arm köſtlicher, denn die Gothiſche Titulatur des Königs von Frankreich; die nackte Armuth an ſeinem Arm iſt reizender, als das üppigſte Hoffeſt. — Nun her mit deinen Vorwürfen!

Roſa. Vorwürfe? das iſt euer Ernſt nicht. Wie könnt' ich da verdammen, wo ich — euch beneiden möchte, wenn nicht eure Glückſeligkeit auch immer die meinige wäre.

Aliſa (fällt Roſen um den Hals.) Roſa, liebe, einzige Roſa, fordre, was du willſt, fordre, ich gebe dir alles für deine Liebe. Wie glücklich, wie reich bin ich durch dich!

V.

(In einer Bauerhütte zu Meerirgen. Gegen Mitternacht.)

Kuno von Kyburg. Matthäus. Flechting. Eberhard, ſitzen um einen Tiſch mit Weinbechern beſtanzt, ſeitwärts lodert ein Kaminfeuer.)

Eberhard. (ſtößt mit Flechting an.) Na, Brüderſchaft, Kriegskammerad!

Flechting. (ſtößt an.) In Noth und Tod dein Bruder! (ſie trinken.)

Eberhard. In Noth und Tod! (ſie küſſen ſich.)

Matthäus (hebt ſein Glas.) Auch mich nehmt in euern Bund auf; wer ſollte nicht geizen, mit ſo braven Männern Bruder zu ſeyn.

Flechting (ſtößt mit ihm an.) Ich wagt's nicht, euch anzutragen, weil ihr doch ein geiſtlicher Herr ſeyd.

Matthäus. Ei, ſobald mir Gott und der guten Sache dienen, ſind wir alle geiſtlich; wer der Welt und dem Teufel dient, iſt weltlich. Proſit, Kammerad!

(ſie ſtoßen alle drei an, trinken und umarmen ſich.)

Eberhard. Nun tauſendmal lieber ins Feuer, meine Brüder kämpfen ja neben mir.

Kuno (hebt das Glas.) Auf, Freunde, meines lieben, guten Vaters Wohlergehn!

Alle (schreien.) Gottfried von Kyburg! hoch! (draussen ein Trompetenstoß.) hoch! ewig hoch! (sie trinken.)

Kuno (füllt die Gläser.) Alisa, Herzogin von Berry!

Alle (stoßen an.) Alise! Alise! hoch! hoch! (Trompeten draussen. — Sie trinken.)

Matthäus. Fürwahr, ein liebes, holdes Weib!

Kuno. Wohlgesprochen, ein liebes, holdes Weib, mein bestes Blut für sie!

Flechting. Unser bestes Blut für Kuno von Kyburg!

Alle. Kuno von Kyburg! hoch! hoch!

(Trompeten draussen, mit untermischtem Geschrey im Dorfe: „Kuno von Kyburg! hoch! hoch!")

Matthäus. Und Mutter Gertrudis!

Alle. Gertrudis! Mutter Gertrudis! hoch! (sie trinken.)

Kuno. Hat sichs Wetter draussen geändert?

Flechting. Behüte Gott, eine stockfinstre Nacht ists, in der man keine Hand vor den Augen sieht. Der Sturm hat schon einige Häuser abgedeckt und Bäume umgeschleudert. Man kann sich draussen nicht auf den Beinen halten.

Eberhard. Da wird sich der Schlippenbacher weidlich ärgern, wenn er unter freiem Himmel kampiren muß, indeß wir uns in seinem Dorfe gütlich thun.

Matthäus. Heut haben wir nichts von ihm zu besorgen. Aber Morgen können wir ihn vielleicht sehn.

Kuno. Habt ihr Nachricht von denen im Schlippenbacher Walde?

Flechting. Sie rühren sich nicht. Ich dachte doch, sie würden mich einmal in den Hohlwegen besuchen.

Eberhard. Und ich fürchtete, die Rotte würde nach den Gyppisfelsen ziehn, und die Kyburg stürmen.

Kuno (lächelnd.) Dies wäre mir lieber gewesen, als daß sie in unsrer Nachbarschaft verbleiben. Dort hätten sie sich an den Felsen die Schädel zerschellen, oder von der Besatzung blutige Köpfe einholen können. Für den Kyburg ist mir nicht bange. Ehe werden die steilen Gyppisfelsen zusammenstürzen, als meines Vaters Burg erobert werden wird.

Matthäus. Ihr habt dem Kaiser schon einen Boten gesandt?

Kuno. Am Tage, da ich wider den Mordbrenner Schlippenbach auszog mit gewaffneter Faust. Ich berichtete Sr. Majestät, wie ich zur Fehde gezwungen worden wäre, und um seine Gnade und seinen Schutz flehte.

Matthäus. So ists recht. Da wird endlich alles wohl gelingen.

Kuno. O, daß ich meinen Vater hier hätte!

Eberhard. Geduld! wie lange wird er noch verzögern? Mit dem Frühjahr sehn wir ihn hier.

Ja, bei Gott, ich gäbe aber doch meine rechte Hand drum, wenn der alte, traute Vater Gottfried hier in Mooringen neben uns säße. Gelt, unter ihm haben wir schon weidlich gestritten, Flechting. O, mein Lebtag vergeß' ich den heissen Sommertag nicht, da wir das Sodomitenloch Münchethal zerstörten, und die Mönche mit ihren Huren zum Teufel schickten. Brr! und da uns plötzlich die sieben hundert Bamberger umringten, die der Bischof dem Gervasius zur Hülfe schickte. Hölle und Tod! wie fuhren wir Kyburger darunter? die Bamberger stoben aus einander, wie die Gergesener Säue, da der Herr eine Legion Teufel in sie hetzte. Ich vergeß' es mein Lebtage nicht.

Flechting. (trinkt.) Spas gegen das Mordgemetzel in der Gewitternacht, da wir den Udo von Udenstein schlugen. Gottfried stand auf dem hohen Steinhügel, der Heidenaltar heißt er, und theilte von da seine Befehle aus. Hu, eine Nacht wars, beinah so pechschwarz wie die heutige, und ein Gewitter am Himmel, als sollte die Welt untergehn. Wenn's liebe Wetter denn nun aufleuchtete, und das ganze Firmament in allen Flammen stand, so übersah Vater Gottfried das Schlachtgewühl und kommandirte, und stand da, wie ein Gott, der Himmel und Erde wider den Udenstein zu Felde schickte. Ich seh ihn noch immer so vor mir, als wär's erst gestern geschehn, wie er — —

(draussen fällt ein Schuß.)

Alle (springen auf.) Was ist das? Ein Schuß! hört!

(man hört einen zweiten Schuß.)

Kuno (hängt den Degen über.) Hollah!

Eberhard. Der Teufel ist los! (sucht sein Schwerdt.)

Flechting. (ausbrechend.) Mein Pferd ist gesattelt; ich lasse eher mein Leben als die Hohlwege im Stich.

(Ein Bote kömmt herein.)

Alle. Was ist draussen? was ists?

Bote. Der Schlippenbacher ist auf der Südseite von Mooringen herangekommen in der Dunkelheit. Unsre Vorposten sind zurückgeflohen. Er scheint, sich lagern zu wollen, denn es ist dort hinten alles still worden.

Kuno. Er soll sich nicht lagern.

Bote. Man kann seine Wachtfeuer sehn.

Kuno. Ich will ihm ein größeres anzünden. Vorwärts! Flechting, vertheidiget eure Hohlwege, wenn die Feinde aus dem Walde heranziehn sollten.

Flechting. Und wenn der Teufel mit all seiner höllischen Schwadronen Sturm liefe, so soll er mir die Hohlwege nicht abjagen. Ich heisse Flechting.

Kuno. Gottfried von Kyburg ist das Feldgeschrei. Auf, sammelt eure Rotten; laßt die Trommeln Lärm schlagen, und in die Trompeten stossen!

Matthäus. Ihr werdet doch nicht in der Nacht — —

Bote. Es ist stockfinster, und der Windsturm heult erbärmlich durch die Berge.

Kuno (fest.) Ich will eine Fackel anzünden lassen, bei der wir eine halbe Meile in der Runde umherschauen können. Jeder an seinen Ort!

Flechting und Eberhard mit dem Boten (ab.)

Matthäus. Was woll't ihr beginnen, lieber Junker?

Kuno. Schlagen!

Matthäus. Es ist eine Finsterniß draussen, in der man Freund und Feind nicht von einander unterscheidet. Alle Elemente sind in Aufruhr in dieser Nacht. Sturm und Regengüsse prasseln um die Wette. Laßt uns den Morgen erwarten. Der Feind ist uns von allen Seiten überlegen; er ist zweimal so stark als wir.

Kuno. Desto besser können wir im Dunkeln treffen.

(Man hört die Trommeln und Trompeten durchs Dorf.)

Matthäus. Kuno, laßt uns noch einige Stunden zögern. Dann sehen wir wenigstens, mit wem wir uns schlagen sollen.

Kuno. Nein, wir müssen den Feind nicht sehn und seine Uebermacht, aber der Feind muß auch unsre kleine Zahl nicht gewahr werden. Im Dunkeln ficht der Schreck an unsrer Seite.

Matthäus. Wozu soll ich Worte verlieren? Kommt selber hinaus und nehmt die grausenvolle, ungestüme Nacht in Augenschein! Ich sage dann weiter nichts.

VI.

Und Kuno von Kyburg trat mit Matthäus hinaus vor die Hüttenthür. Regen und Wind strömte ihnen entgegen; man sah nichts, unterschied nicht mehr Himmel und Erde; der Grund des Moringer Felsens bidmete unterm Flügelschlag des rasenden Sturms; Eichen und Fichten stürzten zu Boden, wie ein geknicktes Rohr.

„Und ihr wollt fechten?" fragte der biederbe Matthäus.

Kuno schwieg. Die Trommeln wirbelten auf und ab, die Trompeten schmetterten mit dem Geheul des Windes ein fürchterliches Konzert. Die Rotten sammelten sich unter dieser schrecklichen Musik, hundert zu hundert traten an einander. Allen bebte das Herz unter den Rippen, nur ein Mann stand mitten in der Versammlung, der allein kalt blieb in der nächtlichen Naturempörung, und über einen großen Plan brütete. Der Mann hieß Kuno von Kyburg.

Als die Schaaren, Mann an Mann gedrängt, versammelt standen, befahl er, Fackeln herbeizubringen.

Die Fackeln wurden gebracht, und erloschen wieder. Erwartungsvoll horchte jeder Kuno's Worten entgegen, denn man sah ihn nicht.

„Kyburger, rief er endlich mit lauter Stimme, Kyburger, sollen wir den anbrechenden Tag und den Feind erwarten? Wißt ihr wohl, daß wir von al-

len Seiten eingeschlossen sind von des Schlippenbachers Heer? Von zwei Seiten sind wir von unübersteiglichen Felsen verammelt; hinter uns steht der Feind vor den Hohlwegen auf der kleinen Ebne, und vor uns auf den Moeringer Wiesen breitet sich der Schlippenbacher aus und zieht eine eiserne Kette herum. Nirgends ein Ausweg!"

„Laßt uns, mit den Schrecken dieser entsetzlichen Nacht bewaffnet, dem Schlippenbacher ein Treffen liefern! Der künftige Morgen bescheine eure jungen Lorbeern und des Feindes Leichen. Oder sollte die Furchtbarkeit dieses Unwetters euren alten Heldenmuth erkalten: Kammeraden, so will ich ihn durch ein Wort wieder aufglühen: dort vor euch stehn die Räuber, welche eure Hütten niederbrannten! Rache schreien eure Weiber und eure unschuldigen Kindlein! Rache schreit die Mutter mit den säugenden Zwillingen, welche der brennenden Hüttengiebel erschlug! — — Sprach ich mit Menschen, oder redete ich zu Tygern und Bären?"

„Zu Tygern und Bären!" schrie einer aus dem schwarzen Haufen: „Menschen haben Barmherzigkeit und Mitleid, aber wir verbannen es von unsrer Brust in dieser schrecklichen Mitternacht. Tygern und Bären streiten unter euch, tapfrer Junker, Tygern und Bären führt zum Morden! Ach, bei dem himmlischen Vergelter und seinem Rachschwerdt seys geschworen: Tod, Tod der Mordbrennerbande, oder wir wollen den künftigen Morgen nicht sehn!"

„Tod, Tod! der Mordbrennerbande!“ schrie die Schaar und der Orkan heulte seinen Jubel drein.“

„Ein jeglicher trete zu seiner Fahne, oder, weil wir diese nicht sehn, jeder zu seiner Rotte, nach dem Schall der Trommel und Trompete!“ rief Kuno.

Der Wirbel der Trommeln scholl umher, die Rotten sammelten sich.

„Vorwärts! Marsch! kommandirte der Kyburger. „Marsch!“ schrieen die Unterbefehlshaber und zum Dorfe gings hinaus, den feindlichen Wachtfeuern entgegen unter Trompetenklang.

Der Wild- und Rheingraf von Schlippenbach hörte Trommelschall und Trompetenton. Er fuhr aus halbem Schlaf neben dem Wachtfeuer empor, und rief: „Was ist das? gehn hier die Geister erschlagner Krieger irre in der schrecklichen Nacht? Mir ists beinah, als hörte ich Kriegsmusik!“

„Bei Gott! entgegnete Haymo von Türstern: „so ist mirs auch! Ich kanns nicht glauben, daß es der Kyburger sey; er wird doch in dieser Finsterniß kein Treffen beginnen.“

„Halloh! halloh!“ donnerte Kurt von Hausingen sie an, indem er herbeisprang: „der Feind rückt an! Hört ihr nichts? auf, auf zur Schlacht!“

Alles raffte sich auf. Die Befehlshaber flogen schaudernd zu ihren Haufen. Die Lunten wurden

angezündet; aber der Regen verlöschte sie; in der Dunkelheit sah man keinen Schritt weit.

„Es ist doch schrecklich!“ rief Matthäus, der zum Kuno von Kyburg geeilt war, um seine Befehle einzuholen: „die Lunten auf der Pfanne glimmen nicht; Menschen und Pferde stürzen in dem Schlackenwetter nieder; man erkennt niemanden eine Spanne vor sich!

„Wenn die Lunten nicht zünden wollen: so dreht die Flinten um;“ entgegnete der schreckenlose Kyburg: „oder werft sie über den Rücken und zieht den Degen. Düster ists, da habt ihr Recht, Matthäus. Aber dem kann wohl abgeholfen werden.“

Er rief sogleich zwanzig Kriegsknechte zu sich, und befohl ihnen, das Dorf Mooringen in Brand zu stecken, welches jetzt ohne Bewohner war, weil er die Einwohner längst hatte auswandern lassen.

Wie Pech und Schwefel loderten alsbald die Hütten auf; ein schauderliches Licht warf sich über die Gruppen der zum Morde gerüsteten Partheien. — Hie und da fiel ein einzelner Schuß. Die Trommeln und Trompeten riefen zur Schlacht; der Sturm winselte in den Felsschlüften; die Befehlshaber schrieen ihre Befehle aus. Alles war ein verworrnes, lärmendes Getümmel und von verschiednen Seiten griffen sich die einzelnen Haufen wirklich an.

„Nie, so lange Schlachten jemals geschlagen wurden, sahe man einen so gräßlichen Kampf. Verzweiflung raf'te gegen Verzweiflung auf beiden Sei-

ten. Das Geschrei der Angreifenden, der Sterbenden, der Anführer und Verwundeten; das Schmettern der Waffen gegen einander; der Donner einzelner Flintenschüsse; die dazwischen spielende Feldmusik gab ein fürchterliches Konzert, vor dem den kältesten Helden ein Grausen anwandelte.

Bald umzog ein dicker Qualm das brennende Dorf, und in schwarze Nacht vergraben, schlugen sich die Krieger umher, nur an ihrem Feldgeschrei sich kenntlich. Bald strahlten die Flammen hell und klar in die Wolken empor, und hell und klar erblickte man links und rechts und rechts und links die streitenden Gruppen, die aufgeschwungnen Flintenkolben, die schimmernden Säbel, und hin und wieder im schrecklichen Gemetzel ein Fähnlein wanken.

Zwei Stunden hatte schon das blutige Gewühl gedauert; mancher Held war gesunken; manches Weib schon zur Wittwe, manches Kindlein schon zur Waise geworden, aber noch waren die Arme der Fechtenden nicht erschlafft.

Ein dichter Regenguß brach aus den schwarzen Wolken hervor. Der Dorfbrand erlöschte halb; die tiefste Finsterniß mischte sich zwischen die Schaaren; umsonst, sie waren nicht zu trennen, sondern blieben in dem grausamen Handgemenge.

Kuno der Kyburger flog umher unter Freunden und Feinden, dort ein Trost, hier ein Würgengel. Jeder kannte seine Stimme. Wo er hintrat, verdoppelte sich die Kampfwuth.

Die dritte Stunde war vorüber. Jetzt schien erst die Massacre den wahren Anfang zu nehmen, denn der Regen hatte nachgelassen, und am Feuer der Mooringer Hütten hatte mehrere Kyburger Lunten und Pulver getrocknet. Schuß fiel auf Schuß. Die Schlippenbacher erwiederten bald hie, bald dort ein Gleiches. Ihre Uebermacht brachte die Kyburger zweimal zum Wanken: aber wanken heißt nicht fliehen.

„Wer da?"

„Gottfried von Kyburg!"

„Seyd ihrs Junker?" rief Matthäus.

„Freilich!" entgegnete Kuno: „Wo ist der Eberhard?"

Matthäus. Wer kann in der Finsterniß errathen, ob unter den Lebendigen oder Todten? — Aber in den Hohlwegen ists auch scharf hergegangen. Die Schlippenbacher haben von der kleinen Ebne angegriffen; mit ausgelaßner Wuth sind sie in die Schlüffte eingedrungen, aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Flechting ist unter den Todten. So eben erhielt ich die Nachricht.

Kuno. Flechting todt? — der brave Flechting! (nach einer Pause.) Doch die Hohlwege sind noch unser.

Matthäus. Die Feinde haben sich schon zwischen der seit einer halben Stunde mit großer Verwirrung zurückgezogen in den Busch. Flechting starb als Sieger. Seine Soldaten haben ihn nach Mooringen

getragen. Man zählt an seinem Leichnam funfzehn Wunden.

Kuno (traurig.) Flechting, so warst du der erste, der voranging! Funfzehn Wunden? —

Matthäus. Aber soll dies Gefecht ewig dauern?

Kuno. So lange noch ein Arm da ist, der schlagen kann. — Aber mir ist, als würd' es um uns herum stiller.

Matthäus. Es werden der Arme wohl nicht mehr viele zum Schlagen übrig seyn.

Kuno. Frisch dran, Matthäus, muntert eure Tionesen noch einmal auf. Flechting hatte funfzehn Wunden, und wir haben noch keine aufzuzeigen.

Die Helden gingen aus einander. Kuno fand hin und wieder einzle Haufen seiner Soldaten müßig stehn.

„Hollah! Kammeraden! wie gehts?"

„He, Junker, wir haben Feierabend!" schrieen einige ihm entgegen.

Er ging weiter, und stieß bald hie, bald da, auf ein ruhiges Corps.

„Kammeraden, wie gehts?"

„Feierabend! Feierabend!"

„Aber fechten dort hinten nicht eure Brüder noch, am linken Flügel? seht dort noch ein hölliſches Flintenfeuer. Halloh, Freunde, rechts um, den Brüdern Beiſtand!"

Sie folgten dem Anführer und ihn an der Spize fuhren sie blind unter die feindlichen Soldaten und verdoppelten die Metzelei.

Der Morgen brach endlich hervor. Die Schlippenbacher hatten sich in der Finsterniß verloren und den Kyburgern das Schlachtfeld überlassen. Der letzte Rest, gegen welchen Kuno von Kyburg noch sein Häuflein anführte, wurde zurückgetrieben, trotz aller Gegenwehr.

Die Sonne stieg trüb herauf. Ein dicker Nebel verqualmte. Ermüdet standen die Schaaren auf dem Blutfelde, und Kuno ließ zum Rückzug blasen.

Viele Jahre nachher soll man in den Feldern von Mooringen noch zur Nachtzeit fechtende Schaaren, Wiehern der Rosse, Gewimmer der Sterbenden, Frohlocken der Sieger und leise Kriegsmusik vernommen haben.

VII.

(Im Lager bei Mooringen. — Kuno's Gezelt.)

Kuno mit verbundenem Kopfe, schläft auf einem Strohbündel. Matthäus, und Eberhard, zu seinen Füßen sitzend.

Eberhard. (leise.) Aber beim Himmel, ein ganzer Held! Ohne ihn wären wir in dieser ägyptischen Nacht aufgerieben worden. Er war allgegenwärtig, und die Seele des Heers.

Matthäus. (mit Selbstgefälligkeit.) Bruder Eberhard, er ist mein Schüler! Ich kenn' ihn aus den Knabenjahren, wenn er seinen Julius Cäsar las. Himmel, welch ein Ungestüm! Ich hab' ihn nur einmal in dieser Welt weinen sehn, und da weinte er um Hannibals entnervtes Heer, das in den Feldern von Cannä die Blute des römischen Adels schlug, Rom erschütterte, und endlich im Capuanischen Wein seinen Heroismus verschlemmte. Ha, dacht' ich, Kuno wird keine Capuanische Feste feiern, wenn er aus fünf gewonnenen Feldschlachten zieht.

Eberhard. Wahrhaftig, das wird er nicht!

Matthäus. Kuno an der Spitze von hundert tausend Mann, und er eroberte Europa. Es soll mich wundern, wohin er nun zu ziehen gedenkt. Der Schlippenbacher ist total ruinirt. Er wird an Mooringen gedenken sein lebelang.

Eberhard. Aber wir haben doch sehr eingebüßt. Kaum dreihundert Mann noch von beinah sechshundert gerettet. Verfluchte Massacre!

Matthäus. (lächelnd.) Pah, jedes Leben der Unsrigen hat der Schlipperbacher zweifach oder dreifach bezahlt. Hanno von Tüstern und Kurt von Hausingen sind unter den Todten gefunden worden, sieh, da ist unser Flechting selbst. Der Wild- und Rheingraf hat dem Ende der Schlacht nicht beigewohnt. Man trug ihn schwer verwundet aus dem Gewühl zurück, wie die Gefangnen ansagen.

Eberhard. Vielleicht hat auch seine Seele der Teufel schon ergartet!

Kuno (regt sich und schlägt die Augen auf.) Guten Morgen, Freunde!

Matthäus (lächelnd.) Ihr solltet lieber sagen: guten Abend! denn es ist nach Mittag.

Kuno (betastet sein Haupt.) Was habt ihr mir da um den Kopf gewunden.

Eberhard. Salben und Tücher; ihr tragt zwei Hiebe über der Stirn.

Kuno. Zwei Hiebe? davon weiß ich nichts.

Matthäus. Ha, werdet nicht stolz, Junker. (Er reißt das Wamms von einander.) Seht hier auf meine Brust; fünf Risse neben einander!

Kuno. Wo ist der Schlippenbacher geblieben?

Eberhard. Die Botschafter sahen ihn mit den Trümmern seines Heers unweit Lallundsthal, fünf Stunden von hier.

Kuno. Wie viel Leichnam hat man unsrer Seits auf dem Schlachtfelde gezählt?

Matthäus. Hundert und vierzig. Siebzig Blessirte ringen noch zwischen Welt und Grab.

Kuno. Habt ihr Boten zu meiner Mutter gesendet und zur Herzogin gen Tiona?

Matthäus. Diesen Morgen.

Eberhard. Noch eine solche Massacre, Junker, und der Schlippenbacher schreit Amen.

Kuno. Heut und morgen sey Ruhetag. Uebermorgen brechen wir auf. Was antwortete mein Freund, der Reichsgraf von Barr?

Matthäus. Er wünscht euch Glück zum Siege, und sendet euch achtzehn volle Wagen mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen.

Kuno. Vertheilt alles unter unsre braven Soldaten; jedem gebet Brodt und Wein. Hundert Mann sollen jederzeit auf den Bergen vertheilt Wacht halten.

Matthäus. Hannibal in Capu!

Kuno (lächelnd.) Seyd unbesorgt, Matthäus, es bedroht mich kein Fabius. Alles soll sich der Freude überlassen, und das Siegesfest feiern. Geht und gebet!

Matthäus und Eberhard. (ab.)

Kuno. (allein.) Tanzt nicht immer noch das schwarze Schauspiel dieser Nacht vor meinen Augen herum? das brennende Mooringen, die kämpfenden Haufen, das Klatschen und Klirren der Waffen, das Feldgeschrei, die Kriegsmusik! — es war eine saure Nacht! bei Gott, und sie hat viel gekostet. Der arme Flechting!

Alise, wie wirds sich wohl ruhn in deinem Arm, wenn ich mein Werk vollbracht habe; wie wohl wirds thun! Aber ehe diese Ruhe erkämpft ist, wie mancher wird da noch sein Blut hergeben müssen? Eine theure Ruhe! Warum müssen sich Hunderte für die Launen zweier Menschen schlachten lassen? Ist Leben und Seele dieser erschlagnen Hundert im Auge des Himmels minder köstlich, als das Blut ihres Oberherrn, der sie zur Schlachtbank führt? — — Ein lächerlicher Einfall, der vielleicht noch keinen Sieger auf dem Schlachtfelde besuchte.

(Er steht auf.) Deutschland wird meine That hören und mich zu seinen Männern stellen. Der Lorbeer ist mir gewiß, mit dem ich den Namen der Kyburger schmücke, wer kann ihn mir entreissen? wer kann die Zeit umdrehen, und der Vergangenheit auch nur den Tausentheil einer Sekunde abplündern? Mein bleibt die That dieser Nacht! — Gottfried, Gottfried! dein Ruhm ist noch nicht gefallen. Der Wild- und Rheingraf soll noch den Fuß deines Sohnes küssen, eine Herzogin ist meine Buhlerin.

In der That, ich stehe auf einer schwindlichten Höhe. Werd' ich hinabstürzen jemals in das Thal der Vergessenheit? Wer will mich hinunterreissen, wer mich verdrängen und Hohn bieten meinen eisernen Muskeln?

Ich bin keck genug, eine Riesenthat zu gebären — und doch schaudert mir das Fall, wenn ich ihrer heimlich gedenke. Geduld, mit der Zeit reifen Träume zur Wirklichkeit!

VIII.

(Zimmer im Schloſſe von Schlippenbacher.)

Der Graf von Schlippenbach, auf einem Lehnſtuhl, mit bepflaſtertem Geſicht und den rechten Arm in einer Binde tragend. Zu ſeiner Seite ein Leibknecht.

Der Graf. (vom Schlaf erwachend.) Mir träumte . . .

Leibknecht. Ach gnädigſter Herr Graf, . . .

Der Graf (ihn anſtierend.) Was willſt du? (erſchreckend.) Horch, was bedeutet das Getümmel unten im Felde?

Leibknecht. Der Kyburger hat eure Schaar zurückgeworfen; jetzt ſengt und brennt er unten im Dorfe. Ich durft' euch von eurem wohlthätigen Schlummer nicht erwecken, der Arzt unterſagte es. Das Dorf wird bald in Aſche verwandelt ſeyn.

Der Graf. (aufſpringend.) Donner und Teufel, auf! auf! (zurückſtürzend in den Seſſel.) Oh! oh! (er fällt in Ohnmacht.)

Leibknecht. Gott ſey mir armen Sünder gnädig! er ſtirbt. (er beſchäftigt ſich lange um ihn. Der Arzt tritt zitternd herein.)

Arzt. Was macht der Graf?

Leibknecht. [illegible]ht ihn an. Er erholt ſich von einer Ohnmacht, um in die zweite zu fallen.

Arzt. Er hat zu viel Blut verloren. Wär' er nie gen Moringen gezogen. Und drunten, Gott

erbarm's! da hausen die Teufel entsetzlich. Geheul in allen Winkeln, Blut in allen Straßen, Flammen in allen Häusern.

Leibknecht. Mir dünkt, unser Stündlein ist vorhanden.

Der Graf. (wiedergenesend, wirft einen starren Blick umher.) Bin ich noch? war's mir nicht, als fühlt' ich des Kyburgers Schwerdt im Wanst?

Arzt. Gnädigster Herr . .

Der Graf. Still! wir wollen horchen! — ruft den Schloßhauptmann herauf.

Arzt. (ab.)

Der Graf. Schatten meines Oheims, Schatten des erschlagnen Udo von Udenstein, was hast du versündiget, daß sich Himmel und Erde wider deinen Rächer verschwören? Ich sehe den schwarzen Gränzstein, über welchen ich nicht schreiten soll; ich sehen meinen Genius weinend sich über den frühverglimmten Docht meiner Stunden hinneigen! — Ruhigten Docht meiner Stunden hinneigen! — Ruhig. Wem ists verwehrt, den Tod des Helden zu sterben, wenn das despotische Schicksal ihm den Stolz raubte, ein Heldenleben zu leben?

Leibknecht. Der Kyburger Buschklepper überwältigt am Ende noch dieses feste Schloß, wenn . .

Der Graf. (ernst.) Wen nennst du, Esel, einen Buschklepper? — Kuno von Kyburg ist ein Held, wie deren Deutschland wenige zeuget: ich falle nicht unter dem Schwerdte der Buschklepper! Aber große Männer müssen vom Hans Hagel nicht vergöttert werden, sonst sind sie nicht

mehr groß, und ihr Ruhm riecht nach der Bierschenke. Drolligt genug ist, daß jeder Esel, dessen Langohr kaum an die Knöchel des Riesen stößt, sogleich recensirt. — Ich sage dir, Langohr, sprich in der Zukunft mit Achtung von meinen Ueberwindern!

Der Schloßhauptmann. (tritt herein.) Herr Graf = =

Der Graf. Wie stehts? ich bin so schwach, daß ich meinen eignen Leichnam nicht vom Lehnstuhl schieben kann, auf mich und meinen Beistand rechnet also nicht.

Der Schloßhauptmann. Das Schloß ist von allen Seiten umzingelt.

Der Graf. (ruhig.) So? sind die Thore gehörig verbollwerkt, und die Mauern besetzt?

Der Schloßhauptmann. Alles aufs Beste! Aber ich fürchte, unsern Soldaten fehlts nach so vielem Verlust an Muth, mit dem Kyburger anzubinden.

Der Graf. (kalt) Sollte die Verzweiflung nicht endlich noch ein Fünkchen in den Memmen anblasen?

Der Schloßhauptmann. (zukt die Achseln) Die Weiber greinen und die Männer fallen am bleichen Furchtfieber um. Des Kyburgers Fähnlein weht siegreich über das niedergebrannte Dorf.

Der Graf. So? — geht nur! Verlaßt mich alle.

Der Arzt. Gnädigster Herr ...

Der Graf. Fort! fort! ich will allein seyn.

Ein Leibknecht. (tritt herein.) Kuno von Kyburg läßt das Schloß durch einen Trompeter zur Uebergabe auffordern.

Der Graf. Nach einer halben Stunde sollt ihr Bescheid geben; so lange loßt mich allein.

(sie gehn alle aus dem Zimmer.)

Der Graf. (allein.) So, das Trauerspiel ist vorbei; die Gardine fällt. — Der Schloßhauptmann ist feig, wie seine greinenden Weiber. Ich hab' ihn verstanden. Allenthalben Verrätherei. Aber lebendig wird sich der Schlippenbacher nicht fangen lassen, dafür steh' ich euch. Freiwillig geh ich hinüber in das stille Reich der Todten, wo mein Haymo von Tüfstern, und der wackre Kurt von Hausingen auf mich warten. — Große Seelen, deren Gesellschaft mich jenseits des Grabes für die Jammerminuten dieses leidigen Lebens erquicken wird. — —

Selbstmord? — nun was ists denn? mein Geist ist gebietender Herr in seinem baufälligen Pallast. Was thut er Böses, wenn er freiwillig eine Stelle verläßt, aus welcher ihn bald der Sieger bei Mooringen zu verjagen dräut? — Man kann nicht edler sterben, als wenn man frei stirbt; mir Siechen ist der Arm zu jeder großen That gelähmt, aber zum Riesensprung in die andre Welt nicht.

(Er reißt die Pflaster ab und die Verbände auf.)

Ich habe das Glück, mich im Tode noch selber zu beobachten! — Es thut nicht weh; das Blut sprudelt noch so warm aus seinen Quellen, als stürze es für einen Lorbeerkranz hin. —

Der Leibknecht. (eilt erschrocken herein.) Heiland der Welt! gnädigster Herr — — Hülfe! Hülfe! Hülfe! (läuft ab.)

Der Arzt. (springt nach einer Weile herein.) Es ist vorbei mit ihm und uns! (geht eiligst davon.)

Der Schloßhauptmann. (begegnet dem Arzt in der Thür.) Nun?

Arzt. Er ist todt.

Der Schloßhauptmann. (nach einer Pause) So laß' ich die Thore aufriegeln, und das weisse Fähnlein aufstecken.

IX.

„Der Sieg ward mir zu leicht!" sprach Kyburg, als er mit klingendem Spiele durch die Thore und Mauern des Schlosses Schlippenbach einzog, und der Schloßhauptmann dem Eroberer die Schlüssel überreichte: „wo ist der Wild- und Rheingraf?"

Eberhard. Entwischt kann der Vogel nicht seyn; jedes Spältlein seines Käfichts ließ ich durch hundert Augen bewachen.

Kuno. Und drinnen war er, das weiß ich.

Schloßhauptmann. Und doch iſt er euch entronnen, gnädigſter Herr, ohne dem würdet ihr dieſe Thore nicht geöffnet ſehn.

Kuno (wirft einen ſchrecklichen Blick auf Matthäus und Eberhard.) Hattet ihr mir ihn doch entwiſchen laſſen, ſo veracht' ich eure Siege und erfahren werd' ich . .

Schloßhauptmann. Gnädigſter Herr, er durchbrach die Pforten des Lebens und flüchtete in eine Freiſtatt, aus der ihn keiner zurückſchleppt. Dort oben ſchwimmt er in ſeinem Blute. Er riß die Wunden auf, die ihm eure Schwerdter bei Mooringen ſchlugen, und ſtarb.

Kuno (erſchreckend.) Wie?

Kuno ſtieg mit ſeinem Gefolge die Treppe des Schloſſes hinauf. Er ſah den unglücklichen Grafen, drehte ſich ſchweigend um, und ein heimlicher Schauder ſchlich durch ſeine Glieder. Eilends verließ er das Zimmer und begab ſich in den gräflichen Prunkſaal. Matthäus und Eberhard brachten ihm hier ihre Glückwünſche; weinend umarmte er die Helden und dankte ihnen für ihre Tapferkeit und Treue. Die ehmaligen Diener des Grafen erſchienen vor dem Sieger und flehten um ſeine Gnade. — Gnade! ſchrien die Greiſe, Weiber und Kinder des Dorfes und weinten über den Aſchenhügeln ihrer ſonſtigen Wohnungen.

Kuno von Kyburg, berauſcht von ſeinem Glücke, nahm die Huldigungen mit halber Theilnahme an. Sein Geiſt umſchwebte in dieſen Au-

genblicken die schöne Gebieterin von St. Tiona. Er fühlte sich ihrer würdig.

Inzwischen seine Krieger unten ein feierliches Te deum laudamus anstimmten, und einmal über das andre schrieen: „Es lebe der Sieger von Mooringen! Vivat Kuno der Kyburger!“ verschikte er Eilboten gen Osten und Westen, zur Mutter Gertrudis, zur Herzogin von Berry, zum Reichsgrafen von Barr, zum Wormser Kammergericht und zum Kaiser Maximilian, seine Siege zu verkünden.

Alles lebte hier mehrere Tage herrlich und in Freuden; der gemeinste Kriegsknecht berauschte sich in den köstlichen Weinen des Wildgrafen; Kuno, Matthäus und Eberhard bewohnten die prächtigsten Zimmer des Schlosses und ruhten auf seidnen Polsterbetten, oder an üppigen Tafeln von ihrer Arbeit aus.

Von allen Gegenden her erschienen Abgeordnete der Grafen, Ritter, Städte und Gauen des Landes, dem Kyburger ihre Glückwünschungen abzustatten; er ließ die Abgesandten fürstlich bewirthen; jeder Tag war ein Fest, und in dem Asiatischen Wohlleben vergaß selbst der weise Matthäus sein Warnungssprüchlein: Hannibal in Kapua!

X.

Kuno von Kyburg. Matthäus und Eberhard.

Matthäus. Sinnt nur umher, lieber Junker, was ist euer innigster Wunsch? wonach gelüstet euch am meisten?

Kuno. (verdrüßlich.) Trinkt, ich finde meinen Himmel nicht hinter den Flaschen.

Eberhard. Das kann ich nun nicht läugnen; ewiglich schlemmen möcht ich nun wohl nicht. Aber wenn ich nun Noth und Tod bestritten, durchs Kugelgepfeiffe meinen Flug geflogen habe, denn sehn' ich mich wohl nach einem weichen Ruhplätzchen. Dann ist Polsterbett und Rheinwein meine Panacee! dann quillt für mich aus der Flasche ins Gläschen Himmel, Elysium, Paradies und Eden und wie die Gelehrten all ihr Freudenreich hinterm Grabe getauft haben.

Matthäus. Junker, ich durchsehe euch. Nicht wahr, das Bärenhäuterleben behagt euch nicht mehr; Ihr wollt Thaten thun und Schlachten schlagen. Euer Trübsinn hat doch gewiß wenigstens eine Quelle.

Kuno. Vielleicht habt ihrs errathen, Matthäus. Es quält mich, es drückt mich, ich möchte wohl etwas umgreifen, und weiß nicht, was? —

Matthäus. Ha, das menschliche Herz hat nun so seine Launen. In der Stunde der Noth und Gefahr freut sichs, und weiß oft vor Freuden kaum

wohinaus? da iſt jede Sehne geſpannt, jede Nerve Feuer, da fühlt ſich der Menſch in ſeiner ganzen Selbſtmacht und das Gefühl derſelben allein ſchon macht freudig. Hingegen in der Stunde der Luſt, wann der Himmel voller Geigen hängt, da macht ein verzogenes Kopfkiſſen Hauptweh, ein Nadelſtich Krämpfe, ein trübes Lüftchen hypochondriſch. Woher? Ruhe erſchlafft; alle Poren ſind offen den ſchönen Eindrücken der Auſſenwelt, alle Nerven reizbar und empfindlich.

Eberhard. (trinkt) Da ſieht mans doch, daß du ein Doktor biſt.

Kuno. Offenherzig, Matthäus, ich haſſe das Sardanapaliſche Luſtleben; Krieg iſt das Element, in dem ich ſchweben muß, um nicht zu vergehn. Das fühl' ich. Das Mooringer Treffen war eine Lockſpeiſe, die mich lüſtern machte; ich fühle, was ich bin, was ich vermag. Mein Herz ſchlägt ungeduldig, wenn man Kriegsthaten erwähnt, denen ich nicht beiwohnte. — Matthäus, es iſt eine häßliche Empfindung, Kraft in ſich zu fühlen für die Eroberung eines Welttheils, und keinen freien Spielraum zu erſehn, dieſe Kraft erſcheinen zu laſſen.

Matthäus. (trinkt) Sagt' ichs nicht!

Kuno. Ich habe Luſt zu raſen. Ich ärgre mich, daß Kurt von Hauſingen und Haymo von Tüſtern bey Mooringen fielen. Jezt hätt' ich vielleicht noch mit ihnen einen Gang zu gehn.

Eberhard. Hagel und Wetter, das hab' ich schon tausendmal gesagt. Krieg, Krieg! das ist die Schule großer Geister, der Brunnquell der Unsterblichkeit. Aber damit ist aus. Wir sind zu spät geboren. Ein hundert Jahr hätten wir früher den Lenden unsrer Väter entspringen müssen; da schlug man sich noch um ein Bündel Stroh, und haute Tausende in die Pfanne, um sich die Langeweile zu vertreiben. Jetzt befällt unsern die schwere Noth, wenn sie die Kriegstrommel hören.

Matthäus. (lächelnd.) Da sieht mans doch, daß du ein Soldat bist! — Aber still, Junker, wir werden in diesem Capua nicht lange schwelgen. Euer Arm wird noch Arbeit finden, eh' ihrs vermuthet. Ihr kennt mich, ich bin ein alter Prophet. Zwar seh' ich nicht ein, woher das Gewitter aufziehen wird, aber denkt an mich, wenns donnert.

Kuno. Ich muß meine Soldaten kompletiren. Die Hand voll wirds nicht ausmachen.

Eberhard. Der ganze Rest unsrer Schaar, der von Todten und Verwundeten noch übrig geblieben, sind zweihundert und sechzig Mann.

Matthäus. (liebreich.) Junker, warum jetzt Werbungen, da sie nicht nothwendig sind? Erwartet die Zeit, wo sie nothwendiger werden. Gleicht nicht den jungen Spielern, die, wenn sie einmal Glück in der Karte hatten, nun fortan immer zu spielen beschliessen.

Kuno (geht auf und ab.) Wirklich? — (Pause.) Ich erinnere mich, dem Mordbrenner Schlippen-

bach fürchterliche Rache geſchworen zu haben, ich will Wort halten. Von den Schätzen des verſtorbnen Rheingrafen ſollen die niedergebrannten Dörfer wieder erbaut werden, und morgen ſoll man den Anfang machen, dieſes Schloß zu ſchleifen, daß ſeines Namens Gedächtniß von der Welt vertilget werde.

Matthäus. Lieber Junker!

Kuno. Ich habs gelobet, und meine Gelübde ſollen unzerſtörbar ſeyn, wie meines Vaters Gippisfelſen. — — — (Pauſe.) Ich gehe in den gräflichen Rittersaal. Der Abend zieht herein. Bringt Fackeln dorthin und zündet die ſilbernen Ampeln an. Im Vorſaal verſammelt meine Trompeter und des Schlippenbachers Geiger und Pfeifer. Ich will Muſik hören. (geht ab.)

Matthäus. (zu Eberhard.) Er iſt ein Jüngling!

XI.

(Hell erleuchteter Rittersaal des gräflichen Schloſſes. Muſik im anſtoßenden Zimmer.)

Kuno von Kyburg. (allein.)

Wie ſie da hängen die alten Schnurbärte, die ehmaligen Beherrſcher dieſes Schloſſes, die Ahnen des Grafen, den ich erſchlug! — So ehrwürdig, ſo ſtolz, als hätten ſie die Unſterblichkeit von den Zungen der Nachwelt allein gepachtet. (Er geht an

den Gemälden vorbei.) Wahrhaftig, einer so keck und aufgeblasen vom Selbstgefühl seiner Ewigkeit, wie der andre. (schreibt mit einem Stück Kreide unter verschiednen Gemälden:) Sic transit gloria mundi! — So geht's! Morgen läut' ich die Sterbeglocke eurer Unsterblichkeit. Das dachtet ihr Herren wohl nicht, daß ein Kyburger dermaleinst als Sieger diesen Saal beschreiten und euren Ruhm verwischen würde von der Tafel der deutschen Geschichte. (Pause.)

Morgen zieh ich gen Kyburg, und von dannen gen Tiona. Ach, Alise! Alise! (er geht durch den Saal mit verschränkten Armen.) Auch diese Graubärte hatten wohl einst jeder seine Alise, und doch dauerte ihr Himmelreich nur eine kleine Weile. Wie? werd' ich ich ein besseres Loos vom Himmel erwarten dürfen? Ha, wer weiß, wer über kurz oder lang durch den Rittersaal meiner väterlichen Burg wanken und auch unter mein Bildniß den schrecklichen Wahlspruch schreiben wird: Sic transit gloria mundi! — Wer weiß, wer Elisen mir stiehlt?

Ein schwarzer, abscheulicher Einfall! und was das abscheulichste ist, er kann erfüllt werden! Ade dann, du erquickender Traum von unverwelklichen Lorbeern! Ade, ihr prangenden Lustschlösser meiner gefälligen Einbildungskraft! —

Aber was ist das? woher die hypochondrischen Einfälle? — Ich glaube, die Musik verstimmt meine Laune, (er geht zum Nebenzimmer.) Heda,

ihr Spielleute, fein luſtige Stückchen, als gings zum Tanze!

Matthäus und Eberhard treten herein.

Kuno. Es iſt gut, daß ihr kommt. Ich fange Grillen.

Matthäus. (fröhlich.) Drauſſen iſt ein alter Kammerad angekommen, Junker, ihr ſollts wohl nicht errathen. Er kömmt von Kyburg.

Eberhard. (ſpringend.) Denkt doch, Mohr, Mohr iſt drauſſen, er will euch abholen nach Kyburg.

Kuno. (begeiſtert.) Mohr! Mohr! o verhehlt mirs nicht, mein Vater iſt auch drauſſen, verhehlt mirs nicht!

Matthäus. Mohr allein; ſollen wir ihn hereintreten laſſen?

Kuno. Bedarfs noch meiner Erlaubniß?

Matthäus. (ab.)

Eberhard. Triumph! Triumph! Vater Gottfried iſt wieder unſer. Viktoria! nun giebts wieder neue Fehden!

Kuno. (Eberharden umhalſend.) Ach, Eberhard! Eberhard! ich kenne noch eine gröſſere Seligkeit, als die Liebe des Weibes nicht, und nicht eine gewonnene Feldſchlacht giebt; es iſt der Beſiz meines lieben, guten Vaters! — Eberhard umarme mich, ich bin der glücklichſte Menſchenſohn!

Eberhard. Donner, wie wird der alte Vater ſchmunzeln, wenn wir Sieger mit fliegenden

Fahnen und klingendem Spiel in Kyburg einziehn werden.

Kuno. Geh, geh, Eberhard, versammle eiligst unsere Rotten; noch diesen Abend soll aufgebrochen werden, morgen um diese Zeit muß ich mich satt geweint haben an meines Vaters Halse. Geh, geh, alles soll sich reisefertig machen, die Pferde gesattelt, die ganze Nacht marschirt werden! — fort! fort!

Eberhard. (läuft schnell ab.) In einer Stunde solls vorwärts heissen. Viktoria! (ab.)

Kuno. (geht in starker Bewegung auf und nieder, in einem Winkel fällt er auf die Knieen.) Ach, Gott! mein Gott! du hast meinen Vater mir wiedergegeben. — Wiedergegeben! o du namenlos gütiger Gott, diese Thräne — diese Thräne sei mein erstes Dankopfer. (er springt auf und trocknet sein Auge) Ich will ein frommer Mensch werden, um die Liebe Gottes fest zu halten!

Matthäus tritt herein, an seiner Hand Mohr im Reisegewand.

Kuno. (fliegt diesem mit ausgebreiteten Armen entgegen) Mohr! Mohr! lieber, bester Mohr, willkommen, tausendmal willkommen!

Mohr. (ihn umarmend.) Liebster Junker!

Kuno. Ihr habt beide uns lang und schmerzlich auf eure Rückkehr hoffen lassen. Meine Mutter Gertrudis verzweifelte schier; ich bin selten recht gränzenlos fröhlich worden. Aber nun, o nun! (schluchzend) Ach, Mohr, mein Mohr! (er drückt ihn

inbrünſtig an ſich.) Sieh, Mohr, wie mich die Freude wirbeln macht.

Mohr. (ernſt.) Hier gehts luſtig zu; hier wohnt die Freude; — Schon in der Ferne hört' ich den Schall der Pauken und Trompeten. Es ſollte mir leid thun, wenn ich ein Stöhrer eurer Luſt würde.

Kuno. (entzückt.) Nein, ach nein, lieber Mohr, wie kannſt du das werden? Weg mit den Pauken und Trompeten, weg mit dem Silbergeſchirr und den gefüllten Weinkelchen, ſie ſind erbärmliche Waffen wider den Kummer, ſchlechte Zaubermittel, die Freude herbei zu ſchleppen. Ich bedarf ihrer nun nicht mehr; ich bin nun froh. (in Thränen ausbrechend.) ach, ich habe ja meinen Vater wieder, meinen guten Vater! — oh, laßt mich nur erſt zu mir ſelber kommen; ich weiß nicht, wie mir iſt; es dreht ſich alles mit mir um; ich bin trunken, meine Vorſtellungen durchkreuzen ſich zu wild. — (er wiſcht ſich die Augen)

Nun, Alter, ſetz dich, hier iſt ein weicher Seſſel; dort ſteht mein Becher. Trink, thue dir gütlich. Wir haben uns ja ſo lange nicht geſehn, ſo lange nicht beiſammengeſeſſen.

Mohr. Freilich, freilich, ſo lange nicht!

Matthäus. Aber nun wollen wir uns nie wieder trennen! — Was iſt drunten für ein Lärmen! (er läuft ans Fenſter. Seht, ſeht! da ſtehn die Soldaten mit brennenden Lunten.

Mohr. (geht ans Fenster) Sind dies die Sieger bei Mooringen?

Matthäus. Sie sinds freilich.

(Draussen entsteht ein Jubelgeschrei: „Vivat Gottfried von Kyburg! hoch unser Vater!“ darauf eine dreimalige Salve mit den Flinten. — Trompeten und Paukenschall.) —

Mohr. (gerührt.) So herzlich ist noch kein Herr und Vater von seinem Volke geliebet worden!

(Abermaliges Jubelgeschrei des Volks, Flintensalve und Trompetenstösse.)

Kuno. (zum Fenster hinunterschreiend.) Bravo! bravo, Kyburger! — (indem er sich umdreht.) Friede sei im Lande, Vergebung den Feinden, Freiheit denen, die im Kerker schmachten, Wonne den Weinenden und Betrübten!

(Nochmaliges Jauchzen des Volks, Flintenschüsse und Trompetenschall.)

Mohr. (trinkt.) Wonne den Weinenden und Betrübten! — — Ihr, gnädiger Herr, habt euch großen Ruhm im Lande erfochten; bei Mooringen zweimal gesiegt und des Schlippenbachers Land und Schloß erobert.

Kuno. Du hast aus dem Mundbecher des Besiegten getrunken.

Mohr. Ihr seyd noch fast jung, und schon ein so herrlicher Thatenanfang! Ist euch nicht zuweilen bange worden in der Todesgefahr?

Kuno. Spotte mein nicht, lieber Mohr.

Mohr. O, glaubet mir, auch Helden kön-

nen zittern. Der Tod ist unter allen Furchtbarkeiten der Welt noch nicht das Furchtbarste. Es liegen noch andre Geisseln im Arsenal des zürnenden Verhängnisses für das arme Menschengeschlecht. Kennt ihr sie nicht?

Kuno. Wer dem Tode ins Auge lacht, dem ist jede andre Gefahr, jede andre Noth ein Spielwerk.

Mohr. Meynt ihr?

Kuno. Aber wie kommen wir auf das alberne Gespräch?

Mohr. Ich bitte euch, Junker, laßt uns darin fortfahren. Es ist so albern nicht, wie ihr glaubt. Ihr seyd noch in der Jugendstunde; und wohlthätig ists unsern Jünglingen und Ehrdürstigen, sich mit dem tausendfältigen Jammer auf Erden vertraut zu machen.

Kuno. (befremdet, lächelnd.) Mohr, was ficht dich an?

Mohr. Ein guter Geist, Junker.

Kuno. Wie hast du des Predigens sogar große Lust, siehe, so tausche denn mit meinem Matthäus. Er ist Soldat worden aus einem geistlichen Manne, werde du ein Geistlicher, und hänge dein Kampfschwerdt am Altar auf. — Sprich, hast du die Welt gesehn, während du sie mit meinem lieben Vater durchzogest.

Mohr. (ernst) Verlaßt euch darauf, gesehn hab ich sie, daß ich euch Wunderdinge davon erzählen könnte.

Kuno. Du haſt die Welt geſehn und den Menſchen kennen gelernt, Mohr, und doch predigeſt du einem Berauſchten von den Leiden des Lebens vor! Er wird dich nicht hören, Mohr, und wenn du mit himmliſchen Zungen ihm entgegenredeteſt!

Mohr. Laßt mich doch! Es iſt nun ſo meine Grille.

Kuno. (lächelnd.) Alles hat ſeine Stunde. Dem Bräutigam, wenn er ins Brautgemach eilt, ſoll man nicht mit Troſtgründen wider die Hinfälligkeit des Irrdiſchen, ſondern mit Sang und Klang der Fröhlichkeit erbauen, und einem Sterbenden nicht — —

Mohr. Wo iſt hier der Bräutigam, der ins Brautgemach eilt?

Kuno. Hier ein Sohn, der dem lange vermißten Vater in die Arme ſpringt.

Mohr. Wo?

Kuno. (ihn zweideutig anſehend.) Na, trink noch einmal, Mohr, es iſt wahr, drauſſen iſts kalt.

Mohr. Ich verſteh euch, lieber Junker, verſteht ihr aber auch mich?

Kuno. Beſinne dich noch einmal auf deine Frage.

Mohr. Wo iſt der Sohn, der dem lange vermißten Vater in die Arme ſpringt?

Kuno. (lacht und ſieht den Matthäus mit einem aufmunternden Blick an.)

Mohr (ſchüttelt den Kopf und geht durch den Saal.

Die Gemälde mit der Unterschrift fallen ihm ins Auge:) Sic transit gloria mundi! die Unterschrift ist frisch. Wer hat sie geschrieben?

Kuno. Der Sohn, der seinem Vater in die Arme eilt. —

Mohr. Der Sohn hat seiner Lust das Todesurtheil geschrieben.

Kuno. (erblassend.) Wie?

Matthäus. (zusammenfahrend.) Habt ihr unsern gnädigen Herrn nicht wieder heimgebracht?

Kuno. (mit stockender Zunge.) Mohr! antworte doch!

Mohr. (gefaßt.) Nun, sprech ich mit den Helden bei Mooringen: deren Ruf durch die deutschen Städte fliegt? sprech ich mit Männern, deren eiserne Brust gewohnt ist, zucklos die Hiebe des unbarmherzigen Verhängnisses aufzufangen? Ich kann reden. Ich will reden.

Kuno. (schreiend.) Jesus, mein Vater ist nicht zurükgekehrt!

Mohr. (erschüttert) Wer sagt denn das?

Kuno. (ergreift schaudernd Mohrs Hand. Mit schwer lallender Zunge:) Mein lieber Mohr, lüge mir nichts vor — sprich nur, ohne Einleitung sprich! — Mein Vater = = (in fürchterlicher Angst.) ist doch — gesund? lüge nicht! — laß uns wie Männer reden, — Mohr, mein Vater ist nicht wieder = = gekehrt?

Mohr. (bebend.) Lieber Junker, ich will reden, wie ein Mann zum Mann, aber seyd ihr auch Herr über euch? — Könnt ihr euch zum Beispiel

fassen, wenn ich eine — unangenehme Botschaft mitbrächte? Kömmt ihr?

Kuno. (mit steigender Angst.) Ich will! Ich will mich fassen. Laß nur hören. Ist er nicht heimgekehrt? — ist er lebendig oder todt? — lebendig? sprich doch, lebendig? Ach, quäle meine arme Seele nicht mit der folternden Stille! — Hörst du! antworte nur ein bloßes Ja oder Nein! — lebendig?

Matthäus. (dreht sich ab.) Heiland der Welt, ich ahnde die Antwort.

Kuno. Hörst du, lieber Mohr, antworte!

Mohr. (sieht ihn eine Weile schweigend an, eine Thräne stürzt ihm vom Auge herab, er dreht sich um und geht in den Hintergrund des Saals.)

Kuno. (ihm groß nachstierend.) Wie? (er geht ihm einige Schritte nach, wendet sich dann verzweifelnd um und schreit:) Kuno! Kuno! dein Vater ist todt!

Mohr. (kömmt zurück.) Herr, seyd ihr ein Held, der nichts fürchtet, weil ihr dem Tod ins Auge lacht. Fühlt ihr, daß es noch Wunden giebt, die mehr schmerzen, als Todeswunden? — Ich bitte euch, fasset euch! Ich will euch alles haarklein erzählen. Aber erst werdet ruhiger.

Kuno. (ringt die Hände und läuft im Saal umher.) Mein Vater! mein einziger, lieber Vater! mein Alles! mein Leben! — oh, oh! warum fiel ich nicht in der Mordnacht auf dem Moringer Schlachtfelde? — — (er tritt langsam gegen den Mohr und Matthäus heran.) Mohr, ich bin dein gebietender

Herr, und befehle dir bei meinem Zorn, rede! wo ist mein Vater? (mit sanfterer Stimme.) Nein, lieber, guter Mohr, erschrick nicht! Dir soll nichts Leides wiederfahren.

Mohr. Einmal müßt und werdet ihr es doch erfahren, also sammelt euern Muth. Gottfried von Kyburg ... ihr werdet blaß, wie ein Todter!

Kuno. (seine Knieen schlottern, mit entstellter, angstvoller Geberde starrt er den Mohr an.) Sieh doch, ich bin .. ich bin ja so ruhig! ..

Mohr. Euer glorwürdiger Vater ward zu Wevelsburg in Westphalen von seinem Freunde und Bruder, dem Freigrafen Johannes, in die Hände des Vehmgerichts geliefert und dort in der Nacht des siebenten Decembers — enthauptet.

Kuno. (stürzt leblos auf den Boden nieder.)

Matthäus. (schreiend.) Enthauptet Gottfried von Kyburg!

Eberhard springt herein.

Matthäus. Zurük! es ist alles vorbei!

Eberhard. (sieht die Szene und prallt zurük.)

Matthäus. Bruder, Bruder! — Gottfried ist in Westphalen enthauptet!

Eberhard. (erstarrend.) Enthauptet!

XII.

(St. Tiona. Herzogliches Kabinet.

Alise (allein.)

(Sie mustert eine Reihe von Blumentöpfen.) Alles in Knospen; keine Blüte! der traurige Winter, er ist den Tändeleien der Liebe so unhold. — Wenn er mir nun meine Tioneser zurückbringt, und er einherzieht unter meinen Thoren, der herrliche Sieger, dann soll ein lebendiger Blumenkranz der Lorbeer seyn, den ich mit eigner Hand um seinen Scheitel schlinge. Bis dahin knospet, Blümchen, dann blühet! — —

(Sie geht mit gemessnen Tritten langsam durchs Kabinet, bleibt dann, in ihren Gedanken versunken, stehn.) Wer sagt, daß die Liebe ein Puppenspiel sei, welches reizbare Nerven und warmes Blut der Phantasie liefern, die es mit ihren Flittern ausputzt und uns zur Belustigung verschweben läßt? — Nervenkützel und Sinnenlust ist nur der Liebe irrdisches Gewand, ihr Geist ist ein heiliges Kleinod, ehrwürdig, unsterblich, Gotteshodem! — In wem die Liebe webet, in dem ist Gottes Kraft und Religion! Liebe stimmt die Saiten des Herzens sanft; kettet uns mit weicher Hand an den Glauben einer Vorsehung und einer Seelenewigkeit. Ich will lieben, um tugendhaft zu seyn. — —

Rosa. (tritt herein.) Der Graf Gasto von Crayn.

Alise. O ja. Er soll kommen.

Rosa. (ab.)

Alise. Was will Gasto? Liebe? warum gnügt ihm meine Freundschaft nicht? Gasto und mein Kyburg, gütiger Himmel, wer sollte noch in der Wahl schwankend werden zwischen beiden? — Und Kyburg ist mein Gemal!

Gasto. (tritt herein und hört die leztern Worte.) Es ist mit den Selbstgesprächen eine arge Sache, gnädigste Herzogin, die Seele giebt sich jedem Horcher durch die schwazhaften Lippen verrathen. Hütet eure Zunge für die Zukunft.

Alise. (strafend) Und ihr wohl eure Ohren.

Gasto. Diesmal hat's nichts zu sagen; ich habe nur die Kleinigkeit anhören müssen, daß die Herzogin von Berth, eine Enkelin der alten Herzoge von Zähringen, Gemahlin eines Strauchritters worden.

Alise. Von wem sagt ihr, er sei ein Strauchritter?

Gasto. (höhnisch.) Von wem denn sonst, als dem Mann, mit dem einarmigen Stammbaum. Ihr werdet ihn doch wenigstens vom Hochzeittage her kennen?

Alise. (stiert ihn mit Grimm an.) Wißt ihr, Gräfchen, zu wem ihr redet?

Gasto. El, warum denn nicht? zur weiland Herzogin von Berry, nunmehrigen (öffentlichen oder heimlichen?) Ehegattin des Inhabers der Kyburg, Herrn Kuno's. — Wahrhaftig, Sr. kaiserlichen Ma-

jestät wird über die geschmakvolle Wahl der geschmakvollen Herzogin erstaunen.

Alise. (schwärmt mit den Augen in ängstlicher Verlegenheit umher) Ist mirs doch beinah, als wolltet ihr mir Vorwürfe machen? — (geht schweigend durchs Kabinet.)

Gasto. Vorwürfe? beileibe!

Alise. (gefaßt und mit Stolz.) Wohlan denn, ja, bin ich gleich nicht die Gemahlin des Ritters von Kyburg: so ist es doch mein Wunsch, dieselbe zu werden. Schreibt dies euerm Herrn, dem Kaiser. Hört ihr? schreibet ihm, ich hätte den adlichsten Mann aus seiner ganzen Adelschaft liebgewonnen. Schreibt ihm, daß ich Grafen ohne Adel kennen gelernt habe.

Gasto. (lächelnd.) Ich werde nicht ermangeln. Und darf ich fragen, wo man des Kyburgers Adel zu suchen habe?

Alise. In den Freudenthränen seiner Unterthanen und auf dem Schlachtfelde bei Mooringen. Die beste Adelsprobe für euch wird sein tapfrer Degen seyn. Meynt ihr nicht?

Gasto. In der That sehr geistvoll gesagt.

Alise. Er schnürt seine Hoheit über die Menschen andrer Art nicht in die Leinwand seines Stammbaums ein; seine Verdienste sind nicht gemalt. Mein Herz schlägt nur für einen Adlichen wärmer, ich stamme aus dem vornehmen Blute der Zähringer! — Ein Mann vom Pöbel ist nicht fähig, ein gutes Herz zu entzücken, und ihr wißt

Herr Graf, daß man den Pöbel nicht allein unter Wasserträgern und Halseignen suchen muß.

Gasto. (beleidigt.) Ich habe diese Wahrheit seit Kurzem eingesehn.

Alise. Hinfort falle demnach unter uns, Graf, kein Wort weiter über Liebe, Vermählung, Kaisers Wünsche, und dergleichen mehr. Ich sage euch: mein Herz hat gewählt. Und was gilt mir Kaiser Maximilians Wunsch, wenn dieser den meinigen tödten will? Zwar steh ich jezt, als Unterthanin, unter dem Befehl des Monarchen, aber im Reiche des Glaubens und der Liebe herrscht kein fremder Zepter; da ist jeder, auch der Sklav, Monarch!

Gasto. So ists denn euer unverstellter Ernst?

Alise. Es ist mir eine Kleinigkeit, morgen noch dies Land zu verlassen, und Deutschland mit Frankreich zu vertauschen. Da bin ich in dreißig Stunden der Botmäßigkeit eures Herrn entgangen.

Gasto. (ungläubig.) Nein, sagt mir, gnädigste Herzogin, ihr treibet Euern Scherz?

Alise. Ich scherze nicht.

Gasto. Soll auch ich zu scherzen aufhören?

Alise. Schreit es immerhin aus, daß die Herzogin von Berry den Ritter von Kyburg liebt, meldet es dem Kaiser und allen Ohren, die es in Deutschland hören wollen. Ich erröthe nicht. Ich will den sehen, der mir zu gebieten hat, will sehn, wer mich vom Kyburger zurükstossen kann.

Gasto. (mitleidig.) Nein, bei Gott, das

wird keiner. Verlaßt euch auf mich. Eure niedrigste Magd wird euch nicht beneiden. Jeder und jede wird ihn euch gern überlassen.

Alise. Sprecht ihr doch in einem Tone, als wärs ein Unglück, mit dem Kuno im Bündniß zu stehen.

Gasto. Freilich! Es geht im Leben wunderlich her. Die Neigungen sind verschieden. Ich habe meinerseits immer einen geheimen Widerwillen gegen Menschen gehabt, denen ichs abriechen konnte, daß sie mit der Zeit ihre lorbeerreiche Laufbahn unter dem Galgen oder Henkerbeile beschließen würden.

Alise. (hohnlachend.) Gräfchen!

Gasto. Nun, ihr wollt ja, meine Theuerste, daß aller Scherz unter uns schließe. Was denkt ihr zu einem Galan, der, einen Strick um den Hals, lebendig gen Himmel fährt? — Zwar ihr versteht mich vielleicht noch nicht; Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß der glorwürdige Vater des glorwürdigen Sohnes in Westphalen für seine Kezereien und Räubereien durch das heilige heimliche Gericht den Kopf verloren hat? Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß das Deutsche Land Ach! und Weh! über die Kyburg schreit, die Wohnstatt der verfluchten Waldenser und Hussiten, das scheußliche Grab, aus welchem die Hölle längst verfaulte Ketzereien ausspeit, um das reine Christenthum zu verpesten. Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß der heilige Freistuhl zu Ifflingen schon die drei Späne aus dem Kyburger Thor hat hauen lassen, und den gotteslästerlichen

Kuno vorgeladen hat, auf Anklage des Biſchofs Theuderich von Paderborn? — Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß die Sachen ſchlimm ſtehn, und ſo ſchlimm, daß die alte Gertrudis ihr Quentlein Gehirns ſchon über die Geſchichte eingebüßt hat und wahnwitzig worden iſt? — Wie, meine Theuerſte?

Aliſe. (ernſthaft.) Ich möchte euch das Läſtermaul ſtopfen laſſen, wenn ...

Gaſto. (ſie unterbrechend.) In der That, wißt ihr noch nichts? gar nicht? Ich ſchwör' es euch, bei Leib, Leben und Ehre, ich redete Wahrheit. Freilich, die Geſchichte iſt noch ſo ziemlich neu. Ich erfuhr ſie ſelber erſt geſtern durch den Brief eines vertrauten Freundes. — Aber ich bürge für die Aechtheit.

Aliſe. So erkenn' ich euch denn endlich in eurer larvenloſen Geſtalt. Ihr ſeyd ein abſcheulicher Böſewicht — verlaſſet mich und dieſes Reviers Augenblicks. Kuno mag euer verläumderiſches Genie gebührend belohnen.

Gaſto. (höhniſch.) Hm, laßt erſt ſehn, wie viel ihm die Raben in drei Monaten übrig laſſen.

Aliſe. (mit Hoheit.) Verlaßt mich, und entweiht nie Tiona wieder. — Nun?

Gaſto. (phlegmatiſch.) O ja, es wäre mir freilich ein Kleines, dem Kyburger das Leben noch zu retten. Ich habe mächtige Freunde am kaiſerlichen Hofe, Maximilian tanzte wohl öfter nach meiner Pfeife — einige Briefe, einige Hände voll Gold ...

Alise. Ständ' ich selber auf dem Schaffot, fürwahr, an eurer Hand kehrt' ich nicht wieder ins Leben zurük. — Ich wiederhol' es, meidet Tiona!

Gaste. (wie vorher.) Nein, Herzogin, ich hätt' es nicht geglaubt, daß ihr so herzlich schlecht wählen würdet. Aber man hinterbrachte mir schon längst allerlei Geschichtchen, von geheimen Liebesverständnissen, Geschenken, Juwelenhändlern — Nun, ihr werdet ja so roth? — Als mir der Schneider in Strasburg von gewissen nächtlichen Besuchen, angenehmer Nachbarschaft verschiedner Schlafzimmer des Schlosses in Tiona, von heimlichen Tapetenthüren erzählte — ich hätte rasend werden mögen, ich preßte dem dürren Kerl die Gurgel zusammen, daß ihm das Blut aus den Augen ging! —

Alise. (in fürchterlicher Unruhe.)

Gaste. Natürlich, der Kerl log, und nicht anders. Er betheuerte zwar bei allem, was heilig ist; er wollt's aus dem Munde eures eignen Küchenjungen erfahren haben; aber wer weiß nicht, daß Schneider und Staatsräthe lügen, wenn sie die Lippen aufsperren? — So gehts!

Alise. Seyd ihr endlich mit euren Bosheiten am Ende?

Gaste. Bosheiten? du lieber Gott, da könnt' ich euch ganz andre Mährchen erzählen, worüber selbst die gefallnen Engel Zeter schreien möchten. — Bosheiten! das Wort ärgert mich. Es scheint beinah, als schleudert ihr mich mit dem Kyburg in

eine Klasse. O, beim Himmel, lernt doch endlich den ehrlichen Mann vom Heuchler unterscheiden. Zum Beispiel, aber es ist eine Sünd' und Schande, man sage nicht mehr, daß allein die Weiber nicht verschwiegen seyn können, zum Beispiel, ihr haltet doch den Kuno für einen ganz braven, ehrlichen Mann? für einen Mann, wie er alle Jahrtausend einmal vom Himmel fällt, nun seht, wie ihr euch in ihm betrogen habt! — Kuno, dieser saubre Götze eures schönen Herzens, Kuno hat in den armen der Magd seiner Mutter alles haarklein gebeichtet, was = = fragt nicht, woher ichs weiß? das arme Mensch läuft jezt schwanger und verstoßen in Strasburg herum, und erzählt jedem, der ein Ohr dazu herleiht, von des Kyburgers Schäferstunden in — euerm herzoglichen = =

Alise. (springt auf und giebt dem Grafen eine Ohrfeige.) Schurke! (geht schnell ab.)

Gasto. (ihr laut aus vollem Halse nachlachend.) Ha, ha, ha, ha! — (er sezt den Hut auf.) Ha, verdammt, Massette, wir rechnen ab! — Gasto! Gasto! Gasto! (heimlich.) Nun, was ists mehr? die Wände haben keine Zungen. Aber ich will nichts schuldig bleiben, bei meiner Seele, nein! Ich will den Kuppler machen, das sei mein Dank für die Ohrfeige! — (mit den Zähnen knirschend.) Ha, Gasto nimmt nichts umsonst, er kann bezahlen, wahrhaftig er kann! (eilends fort.)

XIII.

(Im Schlipprenbacher Schlosse. Morgens.)

Kuno. Matthäus.

Kuno. (geht melancholisch auf und ab.)

Matthäus. (traurig.) Wie ihr so entstellt seyd, in einer Nacht! — tröstet euch! Der Himmel wird euch rächen; es wohnt ein Gott droben, sein Schwerdt heißt Gerechtigkeit, sein Thron Ewigkeit, und Allwissenheit das Sündenregister der Welt.

Kuno. (seufzt tief auf)

Matthäus. Glaubet mir, gnädiger Herr, ich leide unaussprechlich mit euch. Ach, der fromme Gottfried war meinem Herzen so theuer; all mein Habe und mein Gut hätt' ich lachend für ihn, und tausendmal mein Leben für ihn in den Tod dahin gegeben. Er wars, der uns, die wir um der Wahrheit willen verfolgt wurden, väterlich aufnahm in sein Gebiet! er beschützte uns vor dem Grimm der römischen Pfaffen, den Kerkern der fanatischen Bischöffe und = = (er weint.) und wir haben ihm noch nicht danken können. Na, weg mit der weibischen Thräne! — jezt ist mir mein Leben nicht mehr lieb, ich will hinüber zu meinem Gottfried, in den Hallen der ewigen Ruh. — Sterben will ich [illegible] Märtyrertod, wie mein Gottfried, öffentlich [illegible] schreien will ich: sehet her, auch ich bin [illegible] Geistesbrüder! laßt auch mich sterben für die [illegible] heit, für welche der fromme Gottfried, der fromme

Huß und Hieronymus ſtarben! — Aber ich erwürge mit eigner Hand vorher noch zwei verruchte Pfaffen, die den Antichriſt zu Rom anbeten, und zu Hauſe huren und buben.

Kuno. (ſieht ſich nach ihm um.) Sprach Matthäus mit mir?

Matthäus. Nicht doch, Liebſter, warum ſo verzagt? weg mit den Falten von der Stirn, weg mit der melancholiſchen Todtenſtille! Was hat der zu fürchten, der den Tod nicht fürchtet. Seht, jezt haben wir in dieſer Welt wohl nichts mehr zu verlieren. Euer und mein Schaz iſt droben über den Wolken; laßt uns noch eine große That thun, und wenn ſie gleich das Leben koſtete, eine That, die uns vor dem Weltrichter ein ſchönes Zeugniß liefert, und dann mit Luſt von hinnen fahren.

Kuno. (ſtarrt ihn an.) Mir däucht, ich ſtehe früh am Ziele meines Laufes. Schwarz iſt meine Zukunft und die Gegenwart. Gottfried iſt enthauptet, mein Vater enthauptet! (mit verbißnem Schmerz) ſchändlich, wie ein Miſſethäter hingerichtet! — o dahin ſind mein Siege; meine Lorbeern verdorren — ach, ich war ein ſchwacher, übermüthiger Menſch!

Matthäus. Kuno! — großer, ſtandhafter Kuno, wohin iſt euer Felſenmuth? Nun die Gefahr einmal ihr Drachenhaupt ſchüttelt und die Noth euch umfaßt, nun ſeyd ihr ſo bald entnervt?

Kuno. Ach, Matthäus, haſt du ſchon einen Vater verloren? — blutete dein unſchuldiger Vater unterm Beil des Vehmgerichts? — Es iſt grau-

ſam himmelſchreiend! — Ach, mein Vater, wie liebt' ich dich ſo ſehr, wie hing meine Seele ſo feſt an der deinigen, o, und wie verlor ich dich! — — Du warſt ſo ſanft, wie ein Lamm, ſo unſchuldig wie der Säugling, und wardſt hingemordet! — o ſchändliches Jahrhundert, in welchem Molche auf den Thronen und Richterſtühlen unken und die Tugend Ketten ſchleift. Schändliches Jahrhundert, in welchem Schmarotzer ſich Grafſchaften zuſammenlecken, und die Redlichkeit von der Erde geſtäupt wird! — Menſchen, Menſchen, ihr ſeyd meine Brüder nicht mehr, ich ſchwöre mich von euch los, ich habe mit Wölfen und Hyänen keines Weibes Milch geſogen, keinen Bund geſchloſſen! —

Matthäus. (mitleidig.) Kuno!

Kuno. Da geht das Gezücht hin, und kniet ſich die Knochen wund und ſchreit ſich an Bußpſalmen die Kehlen heiſer, faſtet und kaſteiet ſich, hängt den Kopf zur Rechten und Linken, verdreht die Augen — und würgt mit andächtiger Fauſt ſeinen Nächſten! — Richter verkaufen die Gerechtigkeit nach Pfunden, wie der Krämer ſeine verfaulte Waare; wer gut bezahlt, hats gut! — — Höre, Matthäus, der jüngſte Tag kann nicht mehr fern ſeyn . . .

Mohr kömmt herein.

Kuno. Jammerbote, was bringſt du für Zeitungen? — — Du haſt meinen Vater ſterben geſehn! Haſt den Gerechten geſehn, als er ſein ehrwürdiges Haupt niederbog vor dem Blutrichter. O,

du darfſt auf kein Erdenglück weiter Anſprüche wagen, du haſt es durchaus erſchöpft.

Mohr. Ich ſah ihn in ſeiner lezten Noth, und habe von ihm die Sterbekunſt gelernt. Und nun, gnädigſter Herr, ich ſehe, ihr ſeyd ſchon ruhiger, und vernehmt ſeine lezten Worte über euch.

Kuno. (Freude blizt aus ſeinem bethränten Auge.) Mohr!

Mohr. Als das Vehmgericht den Stab über ihn gebrochen hatte, ließ es mich zum frommen Gottfried rufen, ſeinen lezten Willen zu vernehmen. — Ich kam und Todesangſt begleitete mich zu ihm, aber ihn fand ich ruhig, wie einen, dem ein goldnes Loos zugefallen war. Er empfieng mich mit einem ſanften Lächeln und zitterte nicht.

Kuno. (der aufmerkſam horcht.) Und zitterte nicht.

Mohr. Vielmehr, er tröſtete mich liebreich, und als ich ruhiger worden war, ſprach er: Ich hab' einen Sohn. Sag' ihm, ſeines Vaters Segen ruhe auf ihm ſein Lebelang, ſage ihm, des Vaters Segen baue den Kindern Häuſer! — ſage meinem Kuno, er ſolle Unrecht tilgen mit Mannskraft und nicht raſten, lieber ſterben. — Aber wiegle den Kuno nicht auf. Ich will vergelten, ſpricht der Herr! aber Kuno ſoll nicht Rache treiben.

Kuno. Sprach alſo mein Vater?

Mohr. Er ſprachs und ging zur Märterkammer hinab.

Kuno. Und du?

Mohr. Ich folgte ihm. — Als nun sein Haupt zur Erde fiel, hob ichs rasch empor, küßte es noch einmal, riß der silbernen Locken eine aus, und tauchte sie unter in sein Blut.

Kuno. (wehklagend.) Gott erbarme sich mein, ich habe keinen Vater! — weh mir, und er selber band mir in seiner Todesstunde die Hände so grausam; ich soll ihn nicht rächen! — ihn nicht rächen!

Verflucht sei das scheußliche Ungeheuer, welches im Finstern umherschleicht, und da den Unglücklichen überfällt und sein Blut saugt! — verflucht sei der Drache, der in seine Höhle jeden Edeln, wie einen Raub, schleppt, und aus seinen Knochen sich einen Thron flickt! Verflucht das höllische Vehmgericht, welches in allen Winkeln des verödeten Vaterlandes brütet, und mit seinem Basiliskenblick mordet. Der Kaiser und sein Reich sind mit Blindheit geschlagen — eine Hyder schlingt den schuppigten Giftschwanz um die Grundfesten des Landes, und spielt mit der Schlangenzunge am Herzen meiner Nation! — — Himmel und Hölle, auch mein Vater fiel dem Ungeheuer ins Garn, — auch mein Vater! (auffahrend) Gebt mir Waffen her, die Frucht ist reif! Aufspüren will ich die Höllenbrut in ihrem stinkenden Schlupfwinkel und ein mörderliches Schauspiel für Welt und Nachwelt aufstellen. Aufspüren will ich sie; baden will ich mich in ihrem Drachenblute und damit vor den Richter der Welt fliegen. Wer mich

ſah bei Mooringen, ſage, dort trieb er Knabenſpiel!

Matthäus und Mohr erſchracken über das frevelhafte Wort. Sie ſahen um ſich her, ob kein Lauſcher der heiligen Vehm ſein Ohr ans Spältchen lehnte; aber ihr Herz jubelte ſeinem Rieſeneinfall ſchaudernd Beifall.

Mohr zog die blutige Haarlocke aus einer Kapſel hervor, und trat zu dem Wüthigen hin, in der ſchreklichen Kataſtrophe ſeiner Schikſale; reichte ihm das heilige Kleinod mit zitternder Hand hinüber und ließ eine Thräne fallen.

Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten, und ward Zerſtöhrer des heimlichen Vehmgerichts!

XIV.

Am folgenden Tage brach er auf zum Rükzuge zur väterlichen Burg. Es war ein düſtrer, melancholiſcher Tag, ganz für die Schwermuth geboren. Weißgraue Wolken ſtreiften über die Haide hin; ein einförmiges Weiß überſilberte Hügel und Strauch. Düſter in ſich gekehrt zogen die Krieger aus; allen war ein Vater geraubt durch des heiligen Gerichtes Grauſamkeit.

„Legt Feuer an!“ rief der Kyburger, und hundert Mann traten zurük mit brennenden Lunten und

Pechkränzen. Sie eilten ins wüste Schloß von Schlippenbach, und die Flammen wehten in eben dem Augenblick aus allen Fenstern, Luken und Sparren.

Matthäus und Mohr eilten vergebens zum Kuno, baten vergebens für die Burg — ernst wies er die Flehenden zurük; Mitleid und Liebe schienen in ihm erstorben zu seyn. „Ich will ein Denkmal hinterlassen von meiner Anwesenheit," sprach er: „ich löse meinen Schwur, den ich gab, als ich Schlippenbachs Mordbrennerei erfuhr; zeigen will ich hier, wie man künftig meine Schwüre zu deuten habe! — Großmuth gegen die entartete Menschheit ist unverzeihlicher, als Buhlerei mit dem Teufel."

Matthäus und Mohr schwiegen. Der Zug ging fort. Kuno trabte auf seinem Dänenhengst einsam voran; von seinem Federhut wehte ein schwarzer Flor. Zuweilen flog er pfeilschnell davon in die dichteste Waldung; und kam er dann zurük, so bemerkte man wunkgeweinte Augen.

Es redete ihn keiner an; denn jeder fürchtete seinen Blick. Die Trompeter und Pfeiffenspieler mußten auf seinen Befehl Trauergesänge blasen, dem enthaupteten Gottfried zu Ehre; der stille Schmerz wurde allgemeiner.

Gegen Abend rükten sie in das Dörflein Grauenborn ein, anderthalb Meilen südwärts vom Städtchen Ifflingen. Man nahm die Sieger von Mooringen mit lautem Jubel auf. Kuno und den

Befehlshabern ward das beste Haus eingeräumt und der beste Wein zugeführt, auf Befehl des Herrn Reichsgrafen von Barr, Kuno's Freundes.

Kaum saßen die Edeln an der Kaminflamme beisammen, um die erfrornen Glieder aufzuthauen; kaum war der Weinbecher einmal herumgegangen, als angepocht ward an die Hausthür.

Mohr öffnete die Thür. Ein Bote von Tiona trat herein und überreichte dem Ritter von Kyburg ein Briefchen von Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Berry.

Gottfrieds gebeugter Sohn las mit ungestümer Begier das Schreiben. Matthäus und Mohr sprachen leise mit einander, nur der ehrliche, ungestüme Eberhard hakte mit seinem Schwerdte in die Flamme des Kamins, als hätt' er drinnen das furchtbare, stille Gericht.

Plözlich sprang der Kyburger auf. „Freunde," sagte er: „das tückische Glück dreht sich von mir. Ich leide in allen meinen Theilen. Ich sehe ein weites Grab den Rachen mir entgegensperren; ich sehe mich im Gedränge verzweiflungsreicher Begebenheiten; unvermeidlich ist von dieser Zeit an mein Untergang. Darum laßt ab von mir; Freunde; ich allein will das Opfer werden; keiner hänge sich an mich, damit ich ihn nicht mit hinunterreisse in das Grab meines Verderbens. — Könnt' ich nur mein Kyburg retten, nur den Namen meiner edeln Familie glänzend erhalten, jauchzend wollt' ich mich

ein zweiter Curtius, in den peſtilenzialiſchen Abgrund hineinwerfen!“

Matthäus. Wo hat denn ſchon wieder der Belial geſpukt?

Kuno. (reicht ihm den Brief.) Lies einmal, lieber Matthäus.

Matthäus. (lieſt.) „Liebſter Kuno, wir ſind verrathen und verkauft. Man hat mir von dir und deinen Eltern entſezliche Botſchaften hinterbracht, was ſoll ich davon glauben? die Hölle muß unſre Seligkeit beneiden, denn ſie droht derſelben Ende. Der Baſtard Gaſto von Cravn offenbarte mir Dinge, die wir beide allein nur wiſſen konnten; er behandelte mich wie eine Metze und floh von St. Iona mit abſcheulichen Drohungen. Aerger und Zorn und Schrek haben meine Geſundheit verwüſtet; denn denke dir, auch Roſa von Beaumont iſt Verrätherin an mir geworden — ſie muß was Schrekliches wider mich ausgeübt haben, geſtern iſt ſie unſichtbar geworden. Gaſto der Schwarze iſt der Stifter alles Uebels. Eile, wenn du mich noch lebendig finden willſt, deine bis in den Tod getreue Aliſe.“ Nachſchrift: „Seit drei Tagen hüt' ich ſchon das Bette.“

Eberhard. (die Zähne fletſchend.) Der dürren Kanaille hab' ich in meinem Leben nicht viel Guts zugetraut; aber gnade ihm Gott, wenn er mir einmal in den Schuß läuft, ich will ihm ſein ſpizbübiſches Genie nach Würden belohnen.

Kuno. Troz der nahen Verwandtschaft mit Maximilianen will ich den Galgenvogel würgen, wo ich ihn finde, und läg' er seinem kaiserlichen Vater im Arm. Was kann mir der Kaiser mehr thun, als das Leben rauben? — Brüder, laßt ab von mir, ich kündige nun der Welt den Krieg an! Ihr werdet eine elende Rolle dabei spielen; Euch ist kein Vater enthauptet, keine — Alise beschimpft. —

Eberhard. Was sagt ihr? loslassen? und wenn ihr mit lebendigem Leibe zur Hölle führet, ich gehe mit. Braucht ihr keinen Arm, der sonst in Gottes Welt zu weiter nichts taugt, als zu schlagen? Das heilige Gericht kann Armern entwaffnen, und ihr so mutterselig allein?

Kuno. Gedenket an das Wort des Kuno von Kyburg zu Grauenborn: Ich will aus meiner Brust jede Empfindung reissen, welche zur Menschlichkeit lockt; ich will mit einem stählernen Arm durchs Land ziehen, und schlagen die Mörder der Gerechtigkeit, die Entweiher himmlischer Heiligthümer; ich will mein Gesicht schminken, wie ein verbuhltes Weib, um Bischöfe und Fürsten zu verführen; ich will einen Syrenengesang singen, der soll die Häupter der Nation in meine Schlingen heren; das Blut der Landesmolche sei mein Labetrank, und an den Knochen der Himmelsspötter will ich mich satt nagen.

Eberhard. (vor ihm aufs Knie fallend.) Kuno, Kuno, ich erkenne euch, ihr seyd des wackern Gottfrieds Sohn, seine Stimme geht aus euerm Munde. Kuno, heiliget mich zu eurer Handthierung ein, ich beschwöre euch, denn ich habe auf Erden noch nichts gethan; machet mich zu euerm Gesellen, auf daß ich auch vor dem Weltrichter einmal ein Lob davon trage.

Kuno. Eberhard, hättest du mich verstanden, so würdest du nicht vor mir auf den Knieen liegen, sondern ein Kreuz vor mir schlagen! — Matthäus, Mohr, ihr sollt mich jezt gen Kyburg geleiten, ich will mein Kyburg noch einmal sehn und meine tiefgebeugte Mutter. Eberhard, morgen mit anbrechendem Tage führst du unsre braven Kriegsleute zu Hause.

Eberhard. (steht auf und geht unwillig durchs Gemach auf und nieder.)

Kuno. (tritt zu ihm.) Lieber Eberhard, dein Wille soll geschehn, wenn — du mich verstanden hast. Ich kenne deine Wackerheit und Treue, ich will sie nicht unbelohnt lassen. Morgen sehn wir uns in der Kyburg; ich eile voran.

(Kuno, Mohr und Matthäus ab.)

Eberhard. (bleibt eine halbe Stunde lang unbeweglich vor dem Kaminfeuer sitzen. In seiner Seele gehn große Bewegungen vor. Endlich springt er auf.) Was? ich ihn nicht verstanden? Donner, ich ihn nicht verstanden? ich bin doch ein geborner Deut-

scher! Geduld, Kuno, ich werde deine Worte mit dem Schwerdte auslegen, laß nur die Zeit der Rache anbrechen! — Er will mich nicht haben. Meynt er, ich sei zu feig, mit ihm der ganzen Welt Fehde zu bieten? — (Er sezt sich wieder. Draussen wird gepocht. Er macht auf. Zu dem Hereintretenden.) Wer bist du?

Der Fremde. Ein Frohn der heiligen Vehm, die da richtet über Ehre, Leib und Leben.

Eberhard. (bei sich.) Du kömmst mir recht! — Was willst du bei mir?

Der Fremde. Ich suche den edeln, vesten Ritter Kuno von Kyburg.

Eberhard. Kennst du ihn?

Der Fremde. Nur aus dem Gerüchte seiner Thaten; von Antlitz zu Antlitz hätt' ich ihn nie. Hier soll er aber seyn.

Eberhard. (sich ihm präsentirend.) Da hast du ihn.

Der Fremde. Ich komme als ein Gesandter des heimlichen Dings zu Isslingen, euch, Kuno von Kyburg, auf geschehene Anklage vorzuladen, binnen drei Wochen und sieben Tagen vor dem Freistuhl zu Isslingen zu erscheinen, alldort von euch zu thun die Anklagen, oder euch zu gewärtigen was Rechtens ist.

Eberhard. Wo find' ich das Gericht? Iſt es auch in dieſer Nacht verſammelt?

Der Fremde. Auch in dieſer Nacht. Ihr werdet wohl thun, euch bald zu ſtellen, geſtrenger Herr; Ihr findet auf allen Kreuz- und Scheidewegen in den Nächten zwiſchen Freitag und Sonnabend, Montag und Dienſtag einen Führer um Iſſlingen.

Eberhard. Gut, ich will noch in dieſer Nacht dahin. Führe du mich zum Freiſtuhl.

Der Fremde. Ich will, wenn ihr wollet.

Eberhard. Sogleich ſoll mein Roß geſattelt ſeyn. Tritt nur inzwiſchen hinüber in jenes Zimmer; da ſitzen auch ehrliche Kerls und laß dir Wein und Speiſe reichen auf meinen Befehl.

Der Fremde. (verläßt ihn.)

Eberhard. (ruft zur Thür hinaus.) Heda, Daniel! Daniel!

(Ein Knecht tritt herein.)

Eberhard. (vertraulich zu ihm.) Höre, Kammerad! (er geht hin und ſchließt die Thüre zu.) Sattle mein Pferd! — höre, und in aller Stille ſollen auch meine hundert Reuter aufſitzen, und mir und dem Fremden in einger Ferne folgen. Ich habe einen Spas vor; die Mooringer Hohlwege ſind Spiel dagegen. Hörſt du? aber in aller Stille!

Daniel. (luſtig.) Hagel, ſo giebts doch noch einmal ein Freſſen. Ich dachte ſchon, es würd' Amen ſeyn mit unſern Fehden.

Eberhard. Aber in aller Stille! Hörſt du?

XV.

(Verſammlung des heimlichen Gerichts zu Iſflingen. Gewölbe. Nachts.)

Der Stuhlherr. (zu den anweſenden Freiſchöppen.) Still! mir iſts, als hört' ich drauſſen Lärmen!

Einer der Schöppen. Die Frohnen werden den dicken Nürnberger bringen, der ſeine Frau todtgeprügelt hat, und entwiſcht iſt. Man war ihm geſtern auf der Spur.

Ein andrer. Hört, das ſind Waffen!

Ein Frohn. (ſtürzt herein.) Unerhört, wir ſind überfallen.

Eberhards Stimme. (draußen.) Maſſacrirt die Hunde! ſchlagt todt, wenn ſie bellen!

Stuhlherr. (unruhig.) Schöppen!

Die Schöppen. (ſtehn alle auf.)

Eberhard. (tritt herein und ſeine Leute bewaffnet hinter ihm.)

Stuhlherr. (ihm entgegenschreitend.) Wer bist du, Vermeßner, der du mit gewaffneter Faust in dies Heiligthum einbrichst, und göttliche und kaiserliche Ordnung unter deine Füße rollst?

Eberhard. (mit funkelndem Auge.) Wer bist du, Fettwanst, der in diesem Unkenneste den ungebetnen Redner spielt?

Stuhlherr. (mit Hoheit.) Ich bin der Freigraf Hugo von Walde, Stuhlherr des heiligen heimlichen Gerichts von Isflingen, welches das Richtschwerdt führt über Ehre, Leib und Leben, an Gottes und Kaisers Statt.

Eberhard. Und ich heisse Eberhard, der da kömmt im Namen und anstatt Kuno's von Kyburg, der hier vor euch auf Ehre, Leib und Leben angeklagt ward von einem Schuken. Das will ich euch beweisen. Und nun frag' ich euch, worin die Anklage besteht. Ich bin verantwortlich für den edeln Kuno von Kyburg, für welchen ich Leib und Leben lasse. Ich bin sein Anwald!

Stuhlherr. Er bedarf des Anwalds nicht. Und so erscheint kein Beklagter vor dem heimlichen Gericht.

Eberhard. Ich versteh mich auf eure Sitte nicht, so wenig als weiland Prokopius Rasa, da er vor die Basler Kirchenversammlung trat. Also, wes ist mein Herr beklagt.

Stuhlherr. Entferne deine Leute, ſo will ich Red' und Antwort geben.

Eberhard. Daraus wird nichts!

Schöppen. (durch einander.) Gewalt! Gewalt!

Eberhard. (mit dem Degen drohend.) Still da, ihr Herrn! an euch ſoll auch die Reihe kommen. Wes iſt mein Herr beklagt?

Stuhlherr. Wenn du es denn wiſſen willſt: der Räuberei und Ketzerei.

Eberhard. Wer iſt ſein Ankläger?

Stuhlherr. Theuderich von Paderborn, im Namen des Weſtphäliſchen Blutgerichts.

Eberhard. Iſt der Schurke hier unter euch?

Stuhlherr. (wild.) Frevler, wo ſtehſt du?

Eberhard. In der Drachenhöhle, die ich ausmiſten werde; den Theuderich will ſchon zu ſeiner Zeit beſuchen. Und nun ſprech' ich, Eberhard iſt mein Name! Ich ziehe euch hiemit vors Gericht meines Herrn, des Kuno von Kyburg, und frage: wie viel Gerechte haſt du, Hugo von Walde, ſchon verdammt?

Stuhlherr. (raſend.) Menſch, juckt dir dein Hals ſo ſehr, daß du ſchlechterdings das Beil der heiligen Vehm oder den Strick verlangſt?

Eberhard. (ſtolz) Meine Fauſt juckt mir,

dich, Fettmolch, zu zerquetschen. Siehe, wie wir alle hier stehn, wir sind Brüder des freien Geistes, und kommen, die Sünden der Väter an ihren Kindern zu rügen. Keiner von euch, das schwör' ich, soll dies Drachennest lebendig verlassen. Ich will den Tod des frommen Gottfried von Kyburg rächen, den eure Bande in Westphalen hinrichtete. Seht mich an, denn euer Todesengel redet mit euch. —

Einige Schöppen. Wir stehn im Namen des Kaisers hier!

Eberhard. Der Kaiser hat Ottern in Sold genommen, die sein Land zerstören, ich gehorche Gott mehr, denn dem Kaiser. — Seht, ihr furchtbaren Richter, vor deren Gewalt das deutsche Land seit Jahrhunderten bebt, seht, ihr Richter über Leben und Tod, hier steht der eure!

Stuhlherr. Verflucht sei, der Hand an uns legt! verflucht sei, wer diesem Rebellen getreu bleibt! Legt die Waffen nieder, ihr, die ihr mit ihm hereinbrachet, und eure Verbrechen sollen vergessen seyn. Seyd unterthan eurer Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Seyd unterthan euerm Herrn, dem Kaiser, an dessen Statt wir richten. — Meynt ihr, eure verruchte That werde unverspürt vollzogen werden, und diese Finsterniß eure Namen verdecken? O, ihr Thoren, irret euch nicht. Die verschwiegne Nacht wird beredt werden, und diese Finsterniß euer Ankläger seyn. Morgen hängen

eure Namen an allen Galgen und Schandpfählen, und auf allen Scheidewegen werdet ihr euch rufen hören. Wißt ihr nicht, mit wem ihrs aufnehmt? das tausendarmigte Vehmgericht iſts, dem ihr eines ſeiner unbedeutendſten Glieder rauben wollet; das tausendarmigte Vehmgericht iſts, dem ihr Rasenden Hohn ſprechet. — Legt die Waffen nieder, im Namen des Kaiſers befehl ich's euch!

Eberhard. Mir ſoll die Hand aus dem Grabe wachſen, Molch, wenn ich dir nicht gleich deinen quakenden Schlund ſtopfe! (er ſchwingt den Degen.)

Stuhlherr. (mit Stolz.) O, Narr, meinſt du, ich werde vor deinem Eiſen zittern? du betrügſt dich. Sieh, hier haſt du meinen kahlen Schädel, (er reißt das Baret ab.) Hau' ein! Was zauderſt du? Bilde dir nicht ein, du habeſt einen feigen Tyrannen vor dir, der im Dunkeln richtet und vor dem Rächer zittert. Nein, die Männer des heiligen Gerichts ſind nicht gewohnt zu zittern, dieweil ihr Spruch Gerechtigkeit iſt, und Wahrheit.

Eberhard. (läßt den gehobnen Arm ſinken.) Iſt auch der fromme Gottfried gerichtet worden nach Gerechtigkeit und Wahrheit?

Stuhlherr. Er iſts, von unſern Brüdern in Weſtphalen.

Eberhard. Gedenket ihr meinen Herrn gleichermaßen zu richten?

Stuhlherr. (feſt.) Wir richten, als ihm gebürt.

Eberhard. Wohlan, Kuno, verſteh' ich deine Worte nun? ich will ſie auslegen, mit dem Schwerdte! — Halloh! Rache für Gottfried! Rache für Kuno; (Er ſtrekt den Stuhlherrn zu Boden. Die Soldaten geben Feuer auf die Schöppen und fallen mit dem Degen in der Fauſt über ſie her.)

XVI.

(St. Tiona, ſieben Tage nachher.)

Die Herzogin Aliſe, (im Krankenbette, vor demſelben ihr Beichtvater,) Pater Antonius.

Pater Antonius. (ſchlägt die Hände zuſammen) Ei! ei! ihr liebtet ihn!

Aliſe. (eine ſanfte Schwärmerei ſchimmert über ihr blaſſes Geſicht.) Ach ja, und liebe ihn noch. Ich will es noch vor meinem Tode geſtehn, er iſt mein Gemahl!

Pater. (außer ſich.) Ei, ei!

Aliſe. Vermählt haben wir uns im Angeſichte des allſehenden Gottes; ſtatt der Ringe wechſelten wir unſre Herzen. Ich habe einen dritten Boten gen Kyburg geſandt, er ſoll hieher kommen; ihr ſollt mich mit ihm zuſammengeben.

Pater. Aber er iſt vervehmt!

Aliſe. Und ich liege auf dem Sterbebette — deſto beſſer! Weiter hab' ich euch keine Sünde zu bekennen; ich hab' ein reines Gewiſſen; ich gehe getroſt zum Grabe. Ach, nur noch einmal möcht' ich den unglücklichen Kuno ſprechen, ihn nur noch einmal vor meinem Hinſcheiden ſehn. Er iſt ein guter Mann, wenn gleich das heimliche Vehmgericht ihn verdammen will. — Ich liebe ihn doch noch.

Pater. Es ſollen ſich ſeltſame Dinge auf dem Kyburger Schloſſe ereignet haben!

Aliſe. Es iſt möglich; dies Leben iſt wunderbar reich an Seltſamkeiten. Ach, wer hätte geglaubt, daß meine Roſa mich ſo betrügen würde! ich war ja dem Mädchen ſo herzlich gut, und ſie ließ ſich doch in ein Komplott wider mich ein.

Pater. Man ſpricht, das Fräulein ſei vor einigen Tagen noch in Strasburg geſehn worden, mit dem ſchwarzen Graf von Crayn.

Aliſe. Nennt mir den Namen nicht; ich will ſogern mit Träumen von meinem Kuno einſchlafen. Ich habe meinen Feinden vergeben; mögen ſie glüklich ſeyn, wenn ich nicht mehr bin, ſo glüklich, als ich und mein Kuno unglüklich wurden.

Pater. Ihr werdet dieſe Welt noch nicht verlaſſen, liebſte Herzogin, eure Natur hilft euch diesmal über den Tod ſiegen.

Aliſe. Ich verlange nicht, zu leben, wo man mich haßt und meinen Gemahl verfolgt. Der Tod

ist nicht schrecklich; ich stelle mir ihn vor, wie meinen Kuno. Es ist ein schöner, blühender Jüngling, der mir den gefälligen Arm zur Flucht in die bessere Welt beut. — — Aber ist Kuno noch nicht da?

Pater. Gewiß wird er unterwegs seyn.

Alise. Was würd' er sagen, wenn er mich todt fände? — würd' er wohl Alisen eine Thräne opfern? ich glaube. Aber es ist doch grausam; er weiß, daß ich auf dem Sterbebette liege, ich hab' ihm so viel Boten zugesandt, und er kömmt nicht einmal. Ich habe für ihn alles hingegeben, ich bin so arm an allem, ach, und er kömmt nicht einmal zu seiner sterbenden Freundin. Nicht so, Pater, es ist grausam?

Pater. (zukt die Achseln.) Wenn ihr wüßtet, welche Geschichten sich in Kyburg zugetragen haben . . . ihr würdet ihm verzehen.

Alise. (schmeichelnd.) O ja, Kuno, ich verzeihe dir. Alise kann ja nicht zürnen. — Guter Junge, aber ich möchte doch wohl nur noch einmal dich sehn; ich möchte nur noch einmal neben dir weinen; nur noch einmal deine Hand an meine Lippen drücken. Es ist so wenig, was ich wünsche, und werde doch nicht erhört werden. Es ist hart! (sie stottert die lezten Worte; ihre Augen irren gedankenlos umher; Krämpfe zucken in ihr auf; ihr Röchelnd erschrekt den Pater. Er springt auf; sie sieht ihn an und lächelt. Eine lange Pause. Dem Pater stürzen Thränen

in die Augen. Sie winkt ihm. Er sezt sich, und da er die Vorspuren des Todes erblikt, faltet er zitternd die Hände.)

Pater. Wendet euer Auge auf den allbarmherzigen Gott, vor dem ihr vielleicht bald erscheinen müsset. Bedenket, daß vor dem Allerheiligsten wir nie sündenrein auftreten. Ergreifet das Verdienst eures Heilandes, der für euch am Stamm des Kreuzes starb.

Alise. (leise) Kuno! Kuno!

Pater. (feierlich.) Und dann schließet voll Glauben und Muth euch im Geiste an euern Erlöser an. Er ist ja droben auch euer Stellvertreter, wo nicht gilt das Ansehen der Person. Er nimmt eure Sünden auf sich, sein Blut heiliget euch. Kommt zu mir, ruft er, alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!

Alise. (ohnmächtig stammelnd.) Kuno!

Pater. Wir sind zur Seligkeit erkoren; darum getrost, wenns Herz auch bricht; wir sind auf ewig nicht verloren, denn Jesus ist uns Hort und Licht! Laßt uns getrost das Thal des Todes durchwandern, hin, vor das Gericht, wo Gottes Lamm uns voll Erbarmen ein sanftes Gnadenurtheil spricht! (er betrachtet die Herzogin.) Wie? — Sei ihrer himmlischen Seele gnädig, Erbarmer, Gott! — sie ist entschlafen! (er fällt neben dem Bette aufs Knie.) Gnade, Gnade ihrer Seele, Gott! Gott, dein Knecht betet! Nie fleht' ich mit so heisser Inbrunst

zu dir, mein Vater im Himmel, als neben dem Todtenlager dieſer Gerechten. Sie war ſo gut, ſo fromm, ſo duldend —— —— (er ſchluchzt laut.) Ach, Vater im Himmel, ſie hat ſo vielen wohlgethan, ſie hat ſo manche Thräne abgetrokuet, ſo manchen Leidenden aufgerichtet — ach, Vergelter, vergelte droben, unſre Thränen ſieht ſie nicht mehr!

Der Arzt (tritt herein mit Eil.)

Pater. (wiſcht ſich die Augen.) Freund, der Heiligen werden immer weniger.

Arzt. (erblaſſend.) Gott erbarms ſich! (er geht zum Leichnam, befühlt den Puls u. ſ. w.; Ehrwürdiger Herr! (er knieet vor dem Bette nieder und küßt weinend Alienens Hand.) Ach, Herzogin! Herzogin! dein iſt die unverwelkliche Krone des Lebens — aber wir, — wir haben einen Engel verloren!

Einige Kammerfrauen treten herein.

Kammerfrau. (weinend.) Wie befindet ſich unſre gnädigſte Frau Herzogin?

Arzt. (laut weinend.) Wohl, ſehr wohl! ſeht doch, ihr Leichnam iſt uns geblieben, ihr ſchöner Geiſt ſchwebt über den Wolken. —

Die Kammerfrauen. (werfen ſich vor dem Bette nieder.) Oh! oh! Mutter! Mutter! Wohlthäterin! erwache! verlaß ſo früh uns nicht! — o Jeſus! ſo früh!

Das Geſchrei und der Jammer ſcholl von Zimmer zu Zimmer durch den Pallaſt. Alles ſtürzte

odemlos und mit bleichem Schrek herbei zum Sterbegemach; ein allgemeines Wehklagen verbreitete ſich über die beſtürzte Menge; tauſend Thränen, tauſend heiſſe Thränen wurden geweint, unzählige Seufzer hingeſeufzt zu Gott. Aber Aliſe, die ſchöne frühverwelkte Blume, blühte nicht wieder unter den Thränengüſſen auf.

Wie von einem und demſelben Geiſt regiert, ſanken alle Schloßbedienten betend vor dem Sterbelager nieder; ſchluchzend betete jeder in der Stille, und Gott hörte ſie.

„Wo iſt meine Herzogin!“ ſchrie plözlich eine Stimme, und die Thüren ſprangen auf. Kuno von Kyburg trat herein. Bleich und entſtellt war ſein Antliz, verworren flog ſein Haar ihm um die Stirn hin; ſein Auge rollte wild und düſter umher. Ein ſchlechter Kittel war ſein Gewand, an ſeiner Seite hing ein Schwerdt mit ſchwarzem Flor geziert.

„Wo iſt ſie, wo iſt meine Herzogin?“ rief er.

Ende.

— Kuno von Kyburg

nahm die Silberlocke des Enthaupteten,

und ward Zerſtörer

des heimlichen Vehm-Gerichts.

Eine

Kunde der Väter

erzählt

vom

Verfaſſer der ſchwarzen Brüder.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Zweiter Band.

Dritter und vierter Theil.

Berlin, 1799.

Vorrede.

Das Publikum erhält hier den zweiten Theil eines Romans, für den es bereits entschieden hat. Dem Wunsche: „in einem Bande die Geschichte zu enden, die, nach dem ersten Plane, durch mehrere Bände spielen sollte, und nach der bereits gemachten Anlage spielen mußte; war immer nur schwer Genüge zu leisten; ohne

die Sprünge zu wagen, auf denen man den Verfasser ertappen wird; ohne auf eine Menge anderer, mehr oder weniger beträchtlicher Inconvenienzien zu stossen, und für beide vom Publiko Verzeihung erwarten zu dürfen."

Für den Recensenten muß ich hinzufügen: daß das Urtheil über den ersten Band, (so ungereimt auch dies Verfahren wäre) auf diesen ausgedehnt werden möge. Die Recensionen der Ritterbücher ꝛc. sind herzlich langweilig, und verdienen selten den Platz, den sie zum Nachtheil wissenschaftlicher Werke oder wahrer Kunstprodukte einnehmen; ohne den Nutzen einmal

zu leiſten, den ſie beabſichtigen wollen, und der für ſich ſehr beſchränkt iſt.

Aber es läßt ſich bei Recenſionen ſolcher Bücherchen eine Menge trivialer Sachen auf witzelnde Weiſe ſagen; und man kann mit den Alltagsanſichten des gemeinen geſunden Menſchenverſtandes ſehr leicht einen halben Bogen füllen. Deshalb auch dieſes Fach bei ſolchen Recenſions-Anſtalten die meiſten Mitarbeiter findet.

Endlich darf ich nicht vergeſſen, beim Publikum eine Vorbitte einzulegen, wenn durch die mehrmalige, aber nothwendige Veränderung der Correctoren, Schreibung und

Or-

Orthographie ſich nicht immer conſequent bleiben ſollten; das Syſtem des Verfaſſers wird indeß immer vorwalten, und die Abweichung ſich leicht darauf zurückführen laſſen.

Kuno von Kyburg.

Dritter Theil.

Viertes Buch.

I.

Sterbeglocken hallten von St. Iona über die Berge — Sterbeglocken hallten von den Felsen der Kyburg herab; die Herzogin Adelheid von Berry und die Rittersfrau Gertrude von Kyburg wurden an einem Tage begraben. Kuno ritt langsam und in sich versunken von der Leiche seiner Gattin zur Leiche seiner Mutter. — Die Stille eines heitern Winterabends hatte sich über die Natur gelagert, kein mitleidiger Sturm schlug an Kuno's Brust und weckte darin die schlafenden Stürme. Von dem Einsamen war auch die Natur gewichen, und lag brütend und abgestorben — eine Leiche — unter den Trauertönen, die von den Gypplsfelsen und St. Iona schallten. Kuno ritt langsam auf die Höhe gen Kyburg, Matthäus, sein Lehrer, schweigend neben ihm. Die Trauertöne von Iona verhallten, ach, auf immer.

Die Sonne schlich matt und trübe über die Eisfelder und tauchte sich in den Nebel der Nacht. Die Hügel und das Thal von Tiona und die Heide versanken in die wallenden Dämpfe, wie in ihr weites Grab; die Trauertöne zitterten darin wie leise verschwebende Klage und der Mond hing schmerzhaft und weinend — wie Adelheid's letztes Lächeln — über der stillen weiten Gruft. — —

Sieh' noch einmal nach jenen Höhen zurück, Unglücklicher, du wirst sie nie wiedersehen! — Matthäus weinte, Kuno sprengte von der Höhe ins Thal nach Kyburg unter dem Trauergeläute von der Burg und den Dörfern umher. Von den Gisypsfelsen wehte der düstre Flor, das Panier des Todes, der siegend in die Burg eingezogen war. Die Dörfner klagten über ihre Mutter, das Burggesinde lief weinend seinem Herren entgegen; dieser ritt gedankenlos durch die klagende Menge, die sich um ihn drängte.

Kuno stand im Zimmer seiner Mutter einsam und allein, und starrte am Fenster gelehnt in die Nacht, als Matthäus zu ihm trat, ihn rief, wieder rief, und trostlos die Hand des Lieblings hielt, der den Druck der Freundschaft nicht fühlte, die Stimme nicht hörte, die ihn ängstlich aus dem Abgrund forderte, in den er versunken war. — Seit ihn Matthäus vom Sarge der Herzogin gerissen, hatte der Jüngling keine Empfindung

geäußert, eine unfruchtbare Verzweiflung hielt die Quellen innerer Regungen krampfhaft verschlossen, seine Thränen waren auf immer versiegt, in seinem Gehirne schien jede Vorstellung der Vergangenheit und Zukunft verwischt. — Matthäus sah dringend und mit wachsender Besorgniß die fürchterliche Stimmung Kuno's. — So allgemein auch der Anspruch auf Trost in der Burg war, so vergaß er doch über die Lage seines Zöglings Alles was ihn umgab, auch seinen eigenen Schmerz. Hätte er Thränen gesehen, das Toben eines fürchterlich erschütterten Herzens gehört, ja die Wuth der Verzweiflung: sie würde ihm willkommener gewesen seyn, als diese starre Leblosigkeit. Kuno's Bewußtseyn war unter den Stürmen verloren gegangen; meine Herzbegier waren seine lezten Worte, mit denen sein lebhafter Geist tief in dem innern Aufruhr seiner Empfindungen versank. Was sollte, was konnte ihn wecken? auf seinem gefährlichen Standpunkt, auf den ihn der Wechsel des Schikſals gejagt hatte, vor einem tiefen Abgrund bewußtlos zaudernd? Wer durfte ihn rufen und aufschrecken, ohne zu fürchten, daß er nicht plözlich hinabstürzte? — Matthäus mußte auch das härteste Mittel aufsuchen, um nur den Jüngling wieder zu haben, der früh im Gedränge stürmender Leiden verloren gegangen und für immer erschöpft schien.

Ruprecht trat herein und sank weinend vor Kuno hin. „Wir haben nur Thränen für Euch, gnädiger Herr, rief er, aber ich überbring' Euch einen lezten Willen und die lezten Worte einer sterbenden Heiligen. In meinen Armen starb sie, die Augen haben meine Hände auf immer geschlossen. Als sie schwächer ward, sah sie sich nach Euch um und fragte nach Euch; aber niemand kam als der weinende Mohr, der an ihr Lager trat. Da sie ihn sahe, hielt sie ihn fest, ihr Auge schwebte wieder irre umher, „mein Gemahl hat dir den Todeskuß geküßt, ich will, rief sie, ihn dir auch küssen," und richtete sich starr im Bette auf, der Todesschweiß lag auf ihrer Stirne, aber sie konnte nicht weinen. „Wenn Kuno kommt, wird er seine Mutter nicht finden in der Burg überall, denn sie ist zu ihrem Gottfried gegangen; Kuno wird über Vater und Mutter weinen, aber er wird uns folgen, und die Burg über unsere Gräber einfallen, kein Mensch wird darin verweilen wollen, kein Enkel darin wohnen." Immer schwächer ward sie und flüsterte noch Vieles und sank auf ihr Lager zurück.

Kuno lächelte verstört wie ein Träumender, dessen Bewußtseyn auf einen Augenblick, — den schrecklichsten der Gefahr — wie ein Funke über die chaotische Nacht seiner verworrenen Traumbilder aufglimmt. —

Ruprecht. Nie will ich es vergessen, wie sie sich wieder aufrichtete und meine Hand fest und krampfhaft hielt und rief: „Blut seh' ich strömen, Flammen aufschlagen, Leichen schwimmen umher — die Nacht geht mit schwarzen Dingen schwanger — Der Fluch des Himmels wird nicht rein gewaschen mit Blut und Thränen." — Sie ward wieder still und wir knieten um ihr Lager. Da rief sie die sterbenden Worte: „Fremde Menschen weinen an meinem Bette, ich bin allein geblieben, Kuno, Kuno! du hast deine Mutter verlassen." — —

Kuno. Hat mich meine Mutter gerufen? — Gottfried, Gertrud, sind sie nicht hier? — —

(Matthäus weinte und Ruprecht sank schluchzend zur Erde.)

Kuno. Meine Mutter ist allein geblieben. Vater und Mutter warten auf mich, sie wollen mich sehen, bevor ich gehe — — mein Weg ist weit.

Matthäus. O weh! es ist aus mit ihm. Das Unglück hat ihn wahnsinnig gemacht. Giebt es noch einen, den lezten, den fürchterlichsten Schlag? Kuno soll auch dein Tod —

Kuno. (erwachend) Tod? Tod? sprach nicht jemand. Wer ist todt, ist's Gottfried, ist's Gertrude? — sagt mir's: ist Kuno gestorben? Haben sie ihm Vater und Mutter und Welt ermordet und ihn allein gelassen am Grabe? —

Eine lange Pause. — Kuno ſtand noch vor dem Treuen Burgvogt, und griff nach ſeiner Hand als wollte er ihn aufrichten. Matthäus trocknete ſeine Thränen: ich muß ihn wecken, izt bewegt ſich ſein Inneres, heftig, ſprach er, und trat zu ihm.

Matthäus. Nun haben ſie auch Eure Mutter begraben, ſie iſt einſam geſtorben, Ihr habt ſie verlaſſen in ihrer lezten Noth.

Kuno. (eilend) Meine Mutter will mit mir ſprechen! — raſch! ich muß zu ihr eilen. He, Matthäus! die Nacht bricht an — fort, fort! Gertrude wartet!

Matthäus nahm ſeines Freundes Hand und führte ihn hinab, das Lezte mit ihm zu wagen. Sie gingen ſchweigend fort, durch die verödete Halle und Höfe; durch die Schloßkirche mit ihren Betern und Weinenden und ſtiegen in die Gruft der Kyburger. Die Leiche der Mutter lag noch offen im Sarge und über ihr hallte die weinende Klage der Seelenmeſſe, und um ſie ſtanden die Särge der Ahnherren im zitternden Schimmer der Trauerkerzen, und neben ihr zwei offene Särge, die Gottfried in den Tagen der Freude bauen ließ, um einſt darin auszuruhen an der Seite ſeiner Gertrud und ſeines Sohnes. Die Särge waren leer, Gertrude ſchlief einſam; im ſchmerzlichen Krampfe war ihre Seele geſchieden, in der ſchmerz-

lichen Empfindung: daß ſie einſam und hülflos ſterbe, war ſie erſtarrt.

Kuno ſtand vor dem Sarge: „Auch Gertrude ſchläft!“ — mehr ſprach er nicht und ſetzte ſich zu den Füßen der Leiche, wo Mohr verzweifelnd lag. Plötzlich ſtand er auf, ging in den Hintergrund des Gewölbes auf und nieder, kehrte wieder und hielt vor den leeren Särgen. — Wo haben ſie meines Vaters Leiche gelaſſen? Niemand antwortete ihm. — Lange ſtand er, ſetzte ſich auf den letzten Sarg Gottfrieds und wiſchte gedankenlos den Staub vom Rande deſſelben. — Dies iſt Alfonſs Sarg, rief er, ſprang auf, eilte zum zweiten leeren Sarge, in ſeinen Augen glimmte ein halb erlöſchender Funke. — Der Sarg war leer, er ſchauderte zurück. — Es iſt mein Sarg, rief er, und ſank leblos nieder.

II.

(Morgen darauf. — Dämmerung.)

Matthäus und Ruprecht an Kuno's Lager.

Matthäus. Der Morgen zieht herauf, wir hätten nun wieder die fürchterliche Nacht glücklich überſtanden. —

Ruprecht. Er regt ſich — ſtille! — (indem er ihn wieder leiſe zudeckt) wie er ſo oft die

Decke von sich wegstößt! seit der vierten Nachtwache scheint er mit Träumen zu kämpfen, er wirft sich umher und ruft Gottfried's und der Herzogin Namen.

Matthäus. Die schlafenden Bilder treten vor seine Seele, die Jünglingsnatur siegt. Fünf Tage voll Stürme, Stoß auf Stoß, um die festeste Seele aus ihren Angeln zu heben. Die menschliche Natur ist unterschöpflich — doch noch ein Tag — und wir hätten ihn wie Gertrude begraben.

Ruprecht. Die Dörfner und die Knechte sind froh und beruhigt weggegangen und schlafen im Elend aus, seit sie wissen, wie es um ihren Herrn steht. —

Matthäus. Wohin ist Eberhard mit seinen Reutern? die Burg ist in den Stunden der Gefahr fast ohne Bedeckung. Hat die Vehme nichts von sich hören lassen?

Ruprecht. Die Schlachtopfer und unser Elend werden sie aussöhnen.

Matthäus. Sie kennt keine Versöhnung, nur Unbarmherzigkeit und Mord.

Ruprecht. Ging Eberhard nicht mit Euch nach Tiona? ein Bube sagt mir, man hab' ihn bei Barr vorüber nach Ifflingen mit seinem Zuge sehen wollen. —

Matthäus. Ein kleiner Zug Tioneser begleitete uns in seine Heimath; dort habe ich niemand gesehn. — — Er regt sich wieder.

Ruprecht. Seht, wie er die Augenbrauen zuſammenzieht, — muß in Ilona vieles gelitten haben.

Matthäus. Wir hatten Noth, der Alte und ich, ihn vom Leichnam wegzureißen, die Frauen konnten die Leiche nicht ankleiden, ſie zürnten faſt auf ihn, wir fürchteten, er wolle ſie nicht laſſen. —

Ruprecht. Die Sage geht draußen bei den Knechten, ſie habe Gift getrunken, als ſie das Schickſal des Kyburgers erfuhr. Gott laſſe die gute Fürſtin ein weiches ruhiges Bette finden.

Matthäus. Ein ſchwarzes Dunkel deckt vielleicht eine noch ſchwärzere Schandthat. —

(Trommetenſtoß vor der Burg.)

Matthäus. Was giebt's? — (am's Fenſter eilend) Reiſiges Zeug, wenn ich deutlich ſehe. Sollte vielleicht — —

Ruprecht. Ich will nachſchauen.

Matthäus. (horchend) Eberhard mit ſeinen Reitern. (vor Kuno's Lager) Dürft ich dich nie wieder aus deinen ängſtlichen Träumen zur ſchrecklichen Wirklichkeit aufwecken! Er athmet ſtark und fieberhaft. — Unerbittliches Geſchick! wirſt du dich nicht müde ſchaffen am Elend dieſes Jünglings?

Kuno. (im Schlafe) Vater Gottfried!

Matthäus. Warum habe ich das weiche Herz des Knaben weicher, und ſorgſam den Empfänglichen empfänglicher gebildet? Warum pflegte ich den regen quillenden Keim des Mitgefühls für

Andrer Elend und Andrer Liebe in ihm, um ihn dem wilden Spiele des Zufalls preiß zu geben? — In der reinen Liebe für die Eltern, in dem schönen sicher führenden Sinn für's Heimische, für's Häusliche, hofft' ich den Bürgen mir für seine Tugend zu erziehn; hofft' ich ihn sanft durch den Sturm des Lebens zum froheren Genusse zu führen. Nun wird er ein Opfer dieses Sinnes, nun steht er verwaist der Verwais'te, und seine Welt ist von ihm abgestorben?

Kuno. (träumend) Hinauf! hinauf ist's steil! ha! — —

Matthäus. Das vollendete Bild der Männergröße, wie es durch die Jahrhunderte der Vorzeit in wenigen erhabenen Menschen sich formte, darstellte, reiner, fester wollt ich tief in sein Herz abdrücken und seine Brust zum Tempel dieses Götterbildes machen, daß es ihn mit starkem Zauber halte, überall in seinem Thun und Lassen sich bezeichne, daß sein besseres Selbst unsichtbar ihn beherrsche. Ich habe nicht wohl gethan. Den großen Mann voll kühnen Strebens hab ich an das Gängelband kindisch kindlicher Gefühle gebunden. — Nun ihn das Schicksal losreißt, steht er verlassen, hat, dem Kinde gleich, sich selbst verloren.

Kuno. (im Traume) Ach nein! — tief dort unten, bei der Herzogin! — Alise!

Matthäus. Eine frühe, weiche, überzeitigte Pflanze für den Frühlingsmorgen einer beſſern Nachwelt, vom ungeſchickten Gärtner in die Herbſtnacht hinausgeſtellt, verkünſtelt um ſeine Kunſt zu adeln. — O, weh mir, daß ich nicht früher erwachte!! —

Kuno. (träumend) Weh! Weg, mein Schwert! komme! —

Matthäus. In Mooringen, auf den Leinfeldern, in jener ſchauerlichen Nacht ſah' ich ihn, wie er nie war, nie ſeyn konnte. Wuth und Stolz riſſen ſich plötzlich von den Feſſeln los, an die ich ſie gelegt hatte, und raſten mit ihm im Schlachtgetümmel und auf Schlippenbach. — Als er den Brief der Herzogin geleſen, der ihren nahen Tod verkündete, ſah' ich die Verwandlung ſich vollenden, ſein Auge flammte vernichtend, jede Muskel zuckte fürchterlich, da ſchwebten nur ſchreckliche doch keine große Thaten vor ſeiner Seele. — Sein Schwur — —

Ruprecht. (kommt) Eberhard wird bald eintreffen, er ſchickt uns einen Theil ſeiner Mannſchaft voraus, falls wir ſie gebrauchten. Die Buben ſind wild und übermüthig durch ihre Mooringer-Siege geworden, ſie läſtern die Welt, die Pfaffen, Gott und die Vehme, und jauchzeten laut, als ſie die Spähne am Burgthore ausgehauen ſahen. Sie ſind ſchier nicht mehr die alten.

Matthäus. Ein gemeiner Knecht wird übermüthig, wenn er geltend wird. Eberhard sieht ihnen vieles nach, sie haben die Burg des Schlippenbachers ausgeplündert und verbrannt, und übertönen izt durch Wildheit das Bewußtseyn ihrer Grausamkeit.

(Kuno erwacht und sieht sich befremdend um.)

Matthäus. (über ihm geneigt) Wie ist's Euch, theurer Kuno?

Kuno. Mir ist wohl, bin ich auf der Kyburg?

Ruprecht. In der Mitte Eures treuen Volkes.

Matthäus. Ihr habt lange geschlafen.

Kuno. Ja, ich fühle es, ich habe sehr lange geschlafen und vieles geträumt. — Laßt mich allein. —

Eberhard sprengte in die Kyburg ein, wild, verstört, mit Blut und Staub bedeckt; seine Schaar ihm jauchzend nach. Vergebens hielt Matthäus den Ungestümen von Kuno's Zimmer zurück, schützte seinen Befehl und seine Krankheit vor. „Ich muß zu ihm, rief er, wenn er mit dem Tode ränge, ich würde ihn wecken und neues nie gefühltes Leben in seine Adern strömen!" — Kuno stand vor dem Bilde seiner Mutter als beide eintraten.

Eberhard. (auf ihn zueilend) Willkommen, Kuno! Seh' ich Euch glücklich und unbefährdet?

— Recht, mir recht. — Krank? pah! Ihr müßt leben! —

Er legte in wilder Bewegung ein Buch, einen Dolch und einen Strick auf den Tisch. — —

Mein Handgeld, mein Lohn für das Versprechen in jener Nacht. — Begreifst du mich nicht? ist's denn so schwer? ist's denn so groß? Denkst du jenes Abends noch, als du dich auf einmal fürchterlich allein fühltest, die Arme, die dich lange umschlungen hielten, dich noch einmal heftig drückten und von dir abfielen, dein Vater ermordet war, Mutter und Geliebte in Todeskämpfen lagen? Denkst du des Augenblicks, da du die Freunde von dir wegstießest, kalt, fürchterlich, um einen kühnen Weg allein zu gehen, und mitleidig mir versprachst: ich sollte bei dir bleiben, Theil nehmen, wenn ich dich verstände. Da war's, wo wie ein Blitzstrahl mir die Zukunft aufging, über große schwarze Thaten lag sie brütend, wir standen Hand in Hand, zwei Würgengel, und unter unsern Füßen krümmte sich das Ungeheuer, das im Dunkel dir Alles würgte. Ja ich habe dich verstanden. — Du starrst mich wild an, du bebst, daß ich dir vorgegriffen. — — Das heimliche Gericht von Ifflingen hat dich vorgeladen, dein Freund dich ausgelöst. Hier zum Unterpfand Blutbuch, Dolch, Strick für dich bestimmt, das Rüstzeug der Hölle. Die Richter

liegen erſchlagen, die Loſung fiel zum Kampfe, zu einer langen Mördernacht. — Du ſtaunſt?

Kuno. (in fliegender Glut) Mir vorgegriffen? — wer? Kühner! hab ich nicht das Werk der Rache beſchworen? beſchworen, nicht zu ruhen, bis ich tief die Hand in's Blut der Mörder meines Vaters getaucht? Hab ich der Menſchheit und der Menſchlichkeit nicht abgeſchworen, für immer nur mit Blut und Gräuel die Wege zu bezeichnen, die ich ging?

(Eberhard lachte laut. Kuno in wilder Bewegung.)

Du haſt mir vorgegriffen, ich ſchlief in kindiſcher Ohnmacht. Nun iſt der Strom der Rache in mir aufgeregt, er wallt zum Herzen, in ſeinen Wellen ertrinken die Bilder früher Frömmelei. Er wogte im Herzen lange ſchon, doch ſeine Tiefen durchwühlt er; nun iſt der Damm verſunken, hinweggedrängt was langer Wahn zuſammenhielt. — Meine Waffen! (wilder) Ich hab dich nicht verkannt, in deiner Mordluſt ſah' ich den Teufel ſchlummern, der nun aus ſeinem Hinterhalte hervortritt. — Rache! Vernichtung! ſey unſer Loſungswort, der Stempel jeder unſerer Thaten. —

Eberhard. (ihn umſchlingend) Hat die Rachſucht uns vereint, dann ſind wir ewig Brüder.

Kuno. Ja, ewig unzertrennlich. Ich will dir Liebe ſchwören, Bruderliebe, Kindesliebe, ich will an dich mich halten, wenn ich wanke. Bei meinem Vater ſchwör ich, beim Schatten meines

Weibes; nein! bei meiner Rachſucht, die ſtärker und dauernder iſt, als kindiſch lieben, und des Schwächlings Klage am Grabe ſeiner — — Buhlerin! ha! (er ſchauderte)

Matthäus. (ihm in die Arme fallend) Kuno, mein Zögling, halt ein!

Kuno. Fort! fort! wer will ſich zwiſchen mich und meine Schwüre ſtellen? willſt du mich ſtrafen, alter Zuchtmeiſter, daß die Liebe zum leztenmal ſich regte, im Kampfe mit der Rachſucht überwunden? — Des Mannes Leidenſchaft iſt Kraft! fort! willſt du mich ſtrafen, daß mich die alte Sünde noch einmal überſchlich, dem raſchen Strom zu wehren, daß er des Weibes Bild nicht ganz vernichte; doch fortgeriſſen iſt's, nur im Gedächtniß brennt es noch mit ſcharfer Schrift, um zum ſchrecklichen Wahnſinn mich hinzureiſſen. — —

Matthäus. Dein Vater, ſeine lezte Bitte ihn nicht zu rächen, laß ab, laß ab! —

Kuno. Mein Vater? Haben ſie ihn nicht erwürgt? haben ſie ihm Barmherzigkeit geſchenkt? Im Tode iſt jeder auf ſeine Rechnung nur bedacht, ob er das Recht verletze und in ſeinem Teſtamente der Natur zu nahe trete. Allen Alles ſterbend zu vergeben, iſt der Schwäche kluge Regel, damit ihr droben auch vergeben werde! — Ich hab' das blut'ge Unterpfand ſeines Todes, ich will ihn rächen. Die Locke ſoll nicht aus Ziel-

nen Händen kommen; wenn ich auf Rache und Verderben brüte, soll mich ihr Anblick und der Gedanke: daß er's verboten hat, noch mehr entflammen, und die abscheuliche Zerrüttung meines Innern vollenden. — (Pause.)

Eberhard, ich bestelle dich zum Richter über mich, bewache mich, lausche auf jede Regung meines Herzens, sieh' jeden Gedanken in mir entstehn und zur That reifen, damit ich mich selbst nicht in meinem Vorsatz stören kann, nicht hin und her schwanke. Ertappst du mich auf ein Gefühl, das fremden Ursprungs, die Rache nicht angeregt, reiß mich von ihm los, und wenn das Herz auch zuckt, auch blutet. Umfaßt mich des Mitleids zweideutige Tugend, die auch mit Teufeln buhlt, will sie mich in ihren Armen halten, reiß mich fort, wecke mich oder erwürge mich in ihrem Arm. Darum bitte ich dich, das befehl ich dir. Nein! du sollst es mir schwören, bei meines Vaters Locke sollst du schwören. (er nimmt sie aus der Kapsel, plötzlich wird er ernster.)

O seht! mit dieser Locke stand er vor seinen Richtern, gebeugt, gefesselt, mit Stricken gebunden, der Todesschweiß und die Tropfen Bluts hangen noch an ihrem Silber. Als die Henker ihn niederdrückten und das Mordbeil über ihn hoben, rollten die Locken auf den Blutbock hinab, — — das Beil schwebt länger, die Henker beben, es sinkt, sein Auge schließt sich auf ewig

die Bruſt hebt ſich unter dem ſchlagenden Herzen, die Locke ſchwimmt im Blute, ſeht! —

Matthäus. Kuno, Kuno, ach!

Kuno. Eberhard, ſey du der Zeuge, ſey der Bürge meines Schwurs: So ſoll mir ſein Mörder fallen, ich ſchwör es! nicht in der Feldſchlacht will ich ihn erwürgen, nicht in ſeiner dunkeln Kammer, an das Tageslicht will ich ihn reiſſen, hervor aus ſeiner Mörderhöle, das Bewußtſeyn ſeiner Schuld ſoll ihn foltern, ſeinen Todeskampf will ich verzögern, daß er ſiebenfach ſterbe. Wenn ſein Haupt des Alters ehrwürdige Zierde trägt, ſoll ſeine blutige Locke, die Locke meines Vaters und meine Schwüre löſen. — Wenn Vater, Weiber, Mütter, Kinder weinend um mich hangen und ſein Alter um Gnade fleht; wenn ich wanke, dann wecke mich und rufe mir meinen Schwur zurück, daß ich mit ſtarrer Feſtigkeit ihn würge und meiner Rachſucht Triumph mir heiliger, als die Forderung der Menſchheit werde.

Matthäus. Wehe! regt ſich dein edles Herz bei dieſem Schwur nicht auf — —

Kuno. Eberhard berühre dieſe Locke — — O mein Vater! — wenn er unter uns junge Ritter des Gaues trat, groß und gebietend wie er war, ſchlug Ehrfurcht jedes Herz, mein Herz am ſtärkſten; wir ſtanden und lauſchten, ſeine Rede war ſo ſanft, ſo gut, aber unter dem Schnee des Alters, der von ſeiner Stirne flatterte,

glimmte, flammte sein Feuerblick, vernichtend, wenn er zürnte, ein Götterblick aus einer fernen Welt, wenn er von Tugend und Freiheit und einer bessern Zukunft sprach. Ich kann das theure Kleinod nicht lassen. — Bei dieser blutigen Stelle berühre sie. Als Knabe habe ich mit dieser Locke gespielt, wenn sie die glühende Stirne umschattete, dann zaus'te ich sie hin und her, mein Vater lächelte und wiegte mich auf den Knien auf und nieder, und die Mutter zürnte: „mit deines Vaters Locken sollst du nicht spielen!" — Mit meines Vaters Locke will ich nicht spielen!! Haben seine Mörder keine Kinder, die mit Locken spielend auf der Väter Knien saßen? — Wenn ich sie finde! Wewelsburg, hast du keinen Sohn? — ich muß ihn haben! — Das Geschlecht will ich zerstören, vernichten im Kinde, im Enkel. Zerstören will ich die Mörderhöle, in die mein Vater sicher einging, in der er kämpfte, blutete. Bei dieser Locke schwör ich, das Weib, das Kind will ich nicht schonen; wär's ein Knabe noch früh, noch unentfaltet, auf Wewelsburgs Knien sollt er sterben und über ihm der Greis verzweifelnd; wär's ein Mädchen, unschuldig, froh, still, gut, des Vaters Stolz, die Freude seiner Freunde, des schwachen Alters einzige Stütze; von seiner Brust will ich es reißen! Eberhard schwöre mir: daß du die Bürgschaft meiner Schwüre übernimmst, mich überall verfolgen mit dem Bilde meines Elend's, mit

meinen Schwüren, mit meiner Rachsucht mich verfolgen willst, daß ich von wüthender Verzweiflung unaufhaltsam fortgetrieben vollende, bis die Rotte danieder liegt, kein Wewelsburg, und was mit seinem Herzen verwandt, mehr ist, und mich allein verwaist und abgestorben, Vergessenheit und Nacht begräbt, wenn die Völker meinem Siege schaudernd triumphiren. Ganz will ich das Ungeheuer zerstören, das mir den Vater — —

Matthäus. Ach! das dir dich selbst gekostet.

Kuno. Und alles was mir theuer erwürgte, das auch mich zu seiner Beute ausersehen hat. Eberhard, nimm diesen Dolch und stelle dich wie Satan zwischen mich und meines Herzens Schwäche, und laß nicht nach, mich zu belauschen, mich auszuspüren. Ich traue mir selbst nicht. Es wirft das Mitleid sich in tausend täuschende Gestalten, umfängt uns und beherrscht uns unsichtbar. Mit diesem Dolche will ich meine Feinde strafen, ihn will ich über meine Schwäche weihen, ich fühl es wohl, sie ist die mächtigste von meinen Feinden. Das Schicksal hat diesen Dolch für mich geschliffen, mich tausendfach zu morden, im Innern mich zu morden. — O! Kuno! Kuno! (Er wirft sich auf sein Lager.)

Matthäus. Wehe! wehe! Unmenschlicher! hättest du ihn nie gesehn, in seiner Seele die vernichtende Glut nie angefacht, die ihn verzehrt.

Der Wüterich, den du geweckt haſt, ringt mit ſeinem innern Engel um die Herrſchaft eines guten edlen Herzens. Fort aus meinem Anblick!

Kuno. (richtet ſich auf, gelaſſener aber finſter) Das große Gute, wird wie das große Böſe unter Schmerzen in uns geboren, und löſet ſich wieder unter Schmerzen, zu eng in das Gewebe unſers Weſens eingewebt. Sich ſelbſt ein Fremdling, trete ſchüchtern der Menſch aus ſeiner Vergangenheit Aſche und zitterte vor dem Bilde eigner Größe. Wir ziehen nach Weſtphalen, bald, morgen. Gieb mir das Bluthuch, daß ich meine und meines Vaters Kläger leſe. — (ſchlägt es auf)

Was ſoll das? — — Spiel der Hölle! — dieſe Namen neben den meinigen. „Gaſto, genannt Graf von Krayn, angeklagt von Roderich, Arzt der Herzogin von Berry, dem Wiſſenden des Freiſtuhls zu Iſflingen, wegen der Theilnahme an der Vergiftung der Herzogin Adelheid, durch Roſa von Beaumont; — geladen, — zwei Frohnen auf ſeiner Flucht übergeben!“ — — Leſet, hier die ſchreckliche Wahrheit. — Meine Herzogin vergiftet. — Roſa von Beaumont. — Ha! Gaſto, Gaſto von Krayn ſeinem Richter überantwortet, beſtraft, meiner Rache entzogen, mit mir vor einem Richter. — Eberhard! Eberhard, meine Waffen, Meiner Rache entzogen! — Die Vehme hat die Herzogin gerächt. — Ha! warum haſt du ſie erſchlagen? — Nein, nein! ſo Recht. —

Dennoch, dennoch! Nach Westphalen sag ich Euch. O, der ewigen Verkettung der Dinge! Bewahre mir das Buch auf, die Namen sollen immer neben einander stehen, nur zusammen will ich lesen: Gasto, Rosa, Kuno! Sagt mir's, bin ich noch derselbe, nun, da alles sich verändert, hat der Zufall meinen Namen zu dieser Ungeheuer Namen gesellt, oder ist der Zufall eine höher waltende Vernunft? —

Eberhard. Der Hölle Tücke ist's, ihn hatt' ich mir ausersehn, ihn wollt ich bis in des Kayſers Arm verfolgen — nun!

Kuno. (geht heftig auf und ab, wirft endlich das Buch zu. —) Nach Westphalen, nach Wewelsburg! hier bleibt uns nichts mehr, dort, dort! ich lerne das Schicksal verstehen. —

III.

(Wohnung des Grafen Gasto von Krayn in Straßburg. — Vier Wochen später.)

Gasto. (eilt an's Fenster.) Vielleicht schon da, ja! er selbst. Die rasche Thätigkeit gewinnsichtiger Höflinge überflügelt die Winde und die Zeit, was Wunder, wenn der kalte festauftretende Verstand immer zurückbleibt.

Konrad, des Grafen Knappe. (eintretend) Ritter Heinrich von Zabern, ein Bote Sr. Majestät des Kayſers.

Gasto. Mir herzlich willkommen! (eilt dem Ritter entgegen) Seyd mir gegrüßt in meinem Exil, Ihr verſteht mit der Zeit und des Freundes Verlegenheit hauszuhalten. —

Heinrich von Zabern. Einen freundlichen Gruß, viel Liebes und Gutes von Sr. Majeſtät dem edlen Grafen von Krayn.

Gasto. Den Dank leſet Ihr in meiner frohen Ueberraſchung, bringt Ihr mir angenehme Botſchaft?

Heinrich. Se. Majeſtät wünſcht ſeinen Liebling zu umarmen und hat ihm mit eigener Hand das ſichere Geleit und einen freundlichen Brief geſchrieben.

(Giebt ihm beides.)

Gasto. Freundlich? kennt Ihr des Briefes Inhalt?

Heinrich. Nein, aber der Kayſer lächelte heiter, da er ihn mir gab, ſo eben hatte er ihn geendet. — Ich verſteh' mich auf des Kayſers Mienen!

(Konrad bringt gefüllte Becher.)

Gasto. (die Briefe erbrechend) Laßt es Euch gefallen, Ihr müßt mir einen Raſttag ſchenken. — (die Briefe leſend) Beim Heere? — wie ſteht's? —

Heinrich. Wir haben Ruhetage, vielleicht Feierabend. Die Schweitzer ſind nicht zu beſiegen, wie ihre Berge unerſchütterlich. Wir werden überall gehemmt, geneckt, der Dienſt iſt be-

schwerlich, der Lohn schlecht. Der Feind liegt ruhig auf seinen Bergen, während wir uns an den Felsmassen die Köpfe einlaufen. Im Lager schmale Bissen, im Feindes Lande Mangel. — Der Kaiser und die Fürsten sind des Krieges müde, der gemeine Krieger spricht nur vom Frieden. Da habt ihr Alles.

Gasto. (die Briefe weglegend) — Gut, gut! — Ich bleibe Euch meinen Dank schuldig. Der Kayser erwähnt sehr herzlich Eurer Theilnahme an meinem Schicksal; möchte mir der Zufall die Würde verleihen, Euch bald recht nützlich zu werden, mir konnte kein besserer Geleitsmann ausgewählt werden, diese Aufmerksamkeit Sr. Majestät rührt mich tief.

Heinrich. Ihr seyd sehr gütig, Herr Graf. Euer Schreiben war mir eine Aufforderung, mich dem Kayser zu Eurem Sachwalter und Euch zum Freunde aufzudringen. — Mein Vater — —

Gasto. Ich bitte Euch. Freunde dürfen, können nicht abrechnen, sie haben gar keine, weil sie eine unendliche Rechnung haben; überlassen wir jenes Maximilians Höflingen, die wechselsweise bei einander im Solde stehen. Trinkt! trinkt! Ihr habt eine starke Reise gemacht, und werdet Zabern noch besuchen; mir bleibt noch manche Einrichtung, bevor ich in die Arme meines Kayserś eilen darf. — Habt Ihr nichts Be-

ſtimmteres gehört, wie ſich Maximilian und die Fürſten über meine Angelegenheit äußerten?

Heinrich. Se. Majeſtät, der Hof und die Fürſten waren erſtaunt und aufgebracht über die Kühnheit der Freiſtühle; die Fürſten haben lange und laute Klagen geführt, ihre Freibriefe zum Landtage hatten keine Wirkung; die Vehme hier und die Geiſtlichkeit dort, theilen ſich in der Herrſchaft über Vaſallen und Leibeigene. Gräuel folgen auf Gräuel, die Befehle und Einſchränkungen der Kayſer werden nicht geachtet. Vielleicht würden Maximilian durch eine raſche That die geheimen Wünſche ſeines Herzens offenbaret und die Vehme mit einem Streiche vernichtet haben; aber — die Fürſten ſind uneins, die Herren ohne Land halten es mit der Vehme und ſtehen ſich wohl in ihren heiligen Aemtern, — das Vorurtheil, — — die Wiſſenden behaupten endlich gar: es werde das Reich zuſammengehalten durch die heiligen Stühle, ſie ſchrecken die kleinen Herren wie ihre Leibeigene, dieſe flüchten zu den Landſtänden der Höhern; die Großen müſſen ſich an Kayſerl. Majeſtät ſchließen, um wieder ihren Gerichten Gewicht und Nachdruck zu geben, und ſich vor der fürchterlichen Acht zu ſchützen.

Gaſto. Im Namen des Kayſers wird die heilige Vehme endlich den Kayſer ſelbſt erwürgen. Meine Verbindung mit Maximilian iſt bekannt. — Ihr habt das trotzige Schreiben geleſen, es

iſt ein Beiſpiel des höchſten Uebermuths. — Der Stuhlherr von Iſflingen war mein Feind.

Heinrich. Die Rache folgte raſch nach der That. — —

Gaſto. Wie meint Ihr?

Heinrich. Ihr wiſſet nicht? Kennt Ihr den Kuno von Kyburg?

Gaſto. (ihn fixirend) Den Alexander aus dem Stegereif? —

Heinrich. (raſch einfallend) Ihr kennt ihn genau, nun — er hat den Freiſtuhl von Iſflingen zerſtört! —

Gaſto. Wie? was ſagt Ihr? — der Kyburger?? —

Heinrich. Die Geſchichte iſt dunkel, in Freiburg erzählte ſie mir ein Rath der Stadt. — Der Kyburger fiel am erſten Tage nach dem Tode der Herzogin das Gericht von Iſflingen an, von dem er geladen und vervehmt worden. Der Freigraf und die Schöppen wurden erſchlagen, wenige rettete die Flucht. — Der Rath wußte Vieles genau, ſein Bruder war unter den Erſchlagenen. Aber die Geſchichte iſt landkundig, und Ihr allein? — —

Gaſto. Ihr kennt die überfeine Behutſamkeit der Höflinge. Beim Biſchof vermied man jede Gelegenheit, einen Gegenſtand zu berühren, der mir vielleicht unangenehm ſeyn könnte. Seit die Vehme mich lud, komm ich wenig aus, und

wenn Straßburg gleich frei von ihrem Gerichte iſt, ſo will man doch bemerkt haben, daß mich zwei Verkappte anfänglich verfolgten. — Des Pöbels Aberglaube — ich habe manche unangenehme Stunde hier verlebt. — Was wird nun aus dem Kyburg werden?

Heinrich. Seine Burg iſt leer, Geiſter ſollen darin hauſen, der Graf von Baar will das Land gekauft haben, und hat es in Beſitz genommen; Kuno iſt fort, wohin weiß niemand; er ſoll den Rhein hinab nach den Voßgauen mit ſeinen Schaaren gezogen ſeyn. Sein Vater fiel in Weſtphalen; den Kayſer wird die Nachricht erbittern, er hatte ihn frei von aller Verantwortung geſprochen. In Weſtphalen kennt der Uebermuth keine Gränzen; der Kayſer hat die Stühle oft ernſtlich vor dem Köllner Erzbiſchof getadelt, der Klagen werden täglich neue, der Kayſer bereuet's ein Wiſſender zu ſeyn, ein heiliges Gelübde bindet ihn, — ſonſt — — Die Vehme wird den Kuno ſchnell meiſen, ſeine That iſt bekannt, iſt unerhört, er ladet den Grimm des ganzen Bundes, mit ſeinen hunderttauſend Armen und ſeinen vielen hunderttauſend Augen auf ſich. — Der Kayſer würde es nicht gewagt haben, mindeſtens nicht auf dem Wege der Gewalt. —

Gaſto. Unbegreiflich. — Hem! der Kayſer ſollte Menſchen ſolcher Art, wenn ſie auch endlich ein Opfer der allgemeinen Wohlfahrt würden, wenn

nicht öffentlich, doch heimlich unterſtützen? Die Zeit war glücklich gewählt. Der Clerus ringt mit ihnen um den Vorrang, die Ketzerjagd bringt Vortheil, theilen wollen ſie nicht. — — —

Heinrich. Die Ketzerei wächſt unter ihren Händen auf. Von Holland verbreitet ſie ſich über Deutſchland; Klagen laufen von allen Punkten, aus dem Weſt und Nord ein: daß der Frevel überhand nehme; die Vehme würgt nur im Dunkel den Einzelnen — — —

Gaſto. Nie war ich ihm abgeneigt, er iſt ein muthiger, kühner, ſchlauer Wagling; Schlippenbach hat ſeine Neckerei gebüßt. — Glaubt ihr nicht, daß ihm noch manche kühne That gelänge? Anhang findet er überall, das Laſter wie die Tugend wird ihm hier im Geheim, dort öffentlich die Hände bieten. Seine Verbindung mit den Ketzern — — Mir iſt die Nachricht kaum glaublich. — Wißt ihr, wie ich ehmals mit ihm geſtanden? Er hat an mir nicht wohlgethan, in Freundſchaft und Liebe iſt er leichten Sinnes, über Gebühr ſtolz, hochfährtig, voll fliegender Hitze, mich hat er getäuſcht; doch hat uns der Tod der Herzogin ausgeſöhnt, ihr bin ich's ſchuldig; die Beaumont hat freilich — —

Heinrich. Ihr ſprecht den Namen des Fräuleins aus Frankreich.

Gaſto. Eben der Franzöſin, die der Vergiftung ihrer Herzogin angeklagt ward.

Heinrich der Kayſer wünſcht — —

Gaſto. Daß ich ſie von mir entfernen möge, weil ſie einmal die Urſache des abſcheulichen Verdachtes geweſen, der meinen Namen beſudeln ſoll. Die Bekanntſchaft mit dem Mädchen iſt höchſt unſchuldig, ich ſah' ſie bei der Herzogin, ſie hat mir bei ihrer Gebieterin manchen Dienſt gethan, heimliche Briefe trug ſie herüber und hinüber. Sie liebte den Kyburg, er ſie; ich hatte mir das Glück beider vorgeſetzt, wenn ich meine Herzogin beſitzen würde. Oft in ihrer Nähe täuſchte endlich Kyburg die Herzogin und ſie mich. Weiber lieben den Unbändigen mehr als den Feſten, den flüchtigen Sinn mehr als Ernſt. Das eiferſüchtige Mädchen giebt mir Winke, mein argloſes Herz deutet ſie nicht, mein Stolz will ſie nicht deuten. Ich eile hin, um dem Wunſche des Kayſers gemäß ihr meine Hand zu bieten; Tiona iſt in Aufruhr, in Aufruhr die Fürſtin, der Widerſtand reißt ſie fort, der Vervehmte iſt ihr theuer, ihr Buhle, ihr Gemahl. Meiner Ehre war ich es ſchuldig; mindeſtens zu brechen, nicht ohne Schmerz; ſie hatte mich geliebt, doch brach ich. Die Beaumont wirft ſich vor mich hin, von Kuno verrathen, von der Eiferſucht der Herzogin verſtoßen, verfolgt, bittet ſie um Hülfe. Gleiches Schickſal, gleicher Schmerz, ich geſtehe es, derſelbe Haß auf denſelben Verräther an mir, an ihr; dies machte mich geneigt. Ihr Verbrechen bleibt mir dunkel, doch izt noch zweifelhaft, da

eben jener Brief auch mich der Theilnahme an der schwarzen That beschuldigt. Sie konnte leicht so schuldlos wie ich selbst seyn. Sey das Auge der Wehme gleich überall, sieht es darum immer richtig? auch hielt mich Stolz zurück, mehr noch eine Schwäche meines Wesens, Herzensgüte mögt ihr sie nennen, ein Mädchen zu beschützen, dem ich so manchen glücklichen Augenblick, so manche Schäferstunde an der Seite meiner verewigten Herzogin verdankte. Ihr wißt es, daß der Jüngling in keiner Tugend mehr übertreibt, als in der Dankbarkeit, die uns, — ich weiß nicht wodurch, — nur zu oft tyrannisirt. — Trinkt doch, mundet der vaterländische Wein nicht mehr? Seit ich des Kayfers Befehl kenne, soll es mein dringendstes Anliegen seyn, sie von mir zu entfernen. — Nur trage ich Bedenken, — unschuldig verdient sie Schutz, schuldig Strafe und — Behutsamkeit von meiner Seite. Was müßt' ich nicht von einem Mädchen befürchten, das so mich täuschen und sich selbst in die Arme des Mannes werfen konnte, den seine That am tiefsten verletzt. Noch habe ich sie in meiner Hand, um die Mörderin zum Bekenntnisse zu zwingen. Verbürgt ihr's, daß sie nicht auftritt, und ihre Schuld zu decken mir einen Theil derselben zuschiebt? Die Entfernung meiner Güter macht mich verlegen. — — —

Heinrich. Gebt sie mir auf die Burg meines Vaters, sie wird auf jeden Fall in Zabern gut aufgehoben seyn.

Gasto. Soll ich noch mehr bei Euch in Schuld kommen?

Heinrich. Freunde halten unter sich keine Rechnung, spricht Graf Gasto. — Ihr kennt meinen Vater.

Gasto. Man darf mit ihr durchaus keine Umstände machen, ich wünschte strengen Verwahr, auch dürfte niemand von ihrem Aufenthalte wissen, um so sicherer wäre sie selbst vor der Verfolgung; denn wenn gleich die heilige Vehme der Weiber schonet, könnte doch in einem solchen Falle — eine Herzogin —

Heinrich. Entdeckten sich genauere Umstände über ihr vermeintliches Verbrechen, dürfte ein nicht zu strenges Verließ — —

Gasto. Allerdings. — Nichts liegt mir an ihrer Person, Alles daran, daß sie nicht ungerufen an das Tageslicht trete. — Wir werden uns verständigen. (aufstehend)

Euer Vater hat mit den Bürgern von Zabern Streit wegen der Herrschaftsrechte über die Stadt. Die Meinungen der Brüderschaften für Geistesfreiheit greifen überall um sich, die Städte reißen sich immer mehr von Band und Verbindlichkeiten los. Wir müssen suchen, der Sache bei Sr. Majestät eine entscheidende Wendung zu geben. — Wenn werdet ihr nach Zabern aufbrechen?

Heinrich. Noch heute, bald, wenn es seyn kann.

Gasto. Gönnet mir Eure Gegenwart bis zur Nacht, dann werden wir die Beaumont leichter und unbemerkter fortschaffen, nicht so willig wird sie gehen. Hütet Euch jedoch, daß Ihr nicht selbst der Gefangene Eurer Gefangenen werdet. Habt Ihr viele Aufträge vom Heere für die Stadt, viel Liebes für die Städterinnen?

Heinrich. In Straßburg wohnt die Liebe in jedes Mädchens Brust. — Sollt Ihr allein die Wahrheit nicht erkannt haben? (Heinrich geht.)

Gasto. (allein, froh auf und abgehend, vor sich hin) Wer sagt es, daß ich nicht dankbar seyn könne? In meiner Macht hab ich das Gute wie das Böse. — Wenn er an einen Theil sich wagt, kann ich das große furchtbare Ganze nicht untergraben, ihn nicht schützen? So nur bin ich größer als er; — — so nur kann ich mich rächen und über ihn triumphiren. Es gilt! der Kayser ist in meiner Gewalt. Oft hing ich Ränken an dem Bilde, den Feind durch eine große That zu strafen, nur die Leidenschaft riß mich auf dem gemeinen Wege hin. Wenn die Rechte ihn in Verzweiflung stürzte, dann ihn die Linke rettet, wenn der gehaßte verfluchte Mörder seines Glücks dann wieder wie ein Gott ihn liebreich aufhebt, und mit der Tugend, dem Bewußtseyn und dem Ruhme einer schönen That davon geht. — Ha, dort steht er gerettet, mit tausend schmerzenden Gefühlen im innern Aufruhr, mit Fluch, mit Gebet, mit Dank, mit Verachtung in

Herzen, haßt den Abgrund hier, die freie Aussicht dort — — Wer hat's ersonnen? das Schrecklichste? — auf dem Wege kalter Pflicht unaufhaltsam dem Triumphe glühender Rachsucht nachzugehen; um tief und tiefer den Gegner in seinem Innersten zu treffen. — Es gilt, es gilt. Wo Kraft gegen Kraft wirkt, gewinnt Besonnenheit im Spiele des Lebens. — Kuno ich biete dir die Hand. Doch dein Triumph sey mein Triumph und deine Niederlage — He Konrad! — Das Fräulein von Beaumont, sie soll mich hier erwarten. (Beide gehen ab.)

Rosa. (tritt aus einem Seitengemach, glühend.) So nah' dem Ziele, daß ich mich rasch entscheiden muß. Fort, fort; hier droht Gefahr! — was konnt' ich auch von ihm erwarten? — Dir nach, dir nach, wo ich dich finde, fasse, halte. — Welt? — allein? — Ach hier ist's weit von ihm, hier steh' ich allein, — fort! — fort! —

IV.

(Schloß Lohe in der Wetterau. Zimmer in der Burg Lohe.)

Kuno Steineck, Lebrecht Scharffenberg, Otto und Friedrich Thümeln am Tische mit Bechern. Hugo Seelbach von der Lohe ſitzt bleich unter ihnen, geht im Zimmer oft auf und ab, verläßt es bald und kehrt bald wieder zurück. —

Lebrecht. Fein wohlgemuthet ihr Herren, ehe Siegen nicht zerſtört iſt, trifft uns die Reihe nicht. Drei Spähne mehr oder weniger im Burgthore. Die Spähne geben dem Arnsberger nie ein Anſpruchsrecht auf Hab und Gut, dem Beſitzer bleibts bei Lebzeiten, nach ſeinem Tode haben die Kinder allein das Nachſehen. Auch meinem Vater ging's ſo, der hat das Ding klug angegriffen, keinen Schritt that er aus ſeinem Felſenneſte und räumte darin auf nach Herzensluſt.

Friedrich. Wie lange blieb Euer Vater vervehmt?

Lebrecht. Zwei Monden, dann ſtarb er. Er hatte nicht lange zu leben; darum lebt' er viel, ſtarb ſeelig, mit Gott und der Welt quitt. Seine feſte Habe verſchrieb er den Kapuzinern von Freudenberg, bekam bei Lebzeiten Wein und nach dem Tode Abſolution dafür. Die heilige

Vehme und der heilige Prior ſtritten um Land und Mauern, mein Vater aber ſaß darauf und dahinter ſtill und verzehrte. Sterbend begehrte er noch einen Becher Weins, wir liefen in allen Kellern umher, klopften an alle Fäſſer und füllten ihn glücklich mit den lezten übrig gebliebenen Tropfen. Er trank, der Tod überraſchte ihn, daß er die Hälfte ſeinen Erben ließ. Ich leerte den Becher, warf mich auf meines Vaters dürren Gaul, ſchleppte mit mir was nicht nagelfeſt war, und ließ die Pfaffen und die Vehme um den Leichnam und das Sterbebett ſtreiten.

Kuno Steineck. Die Vehme greift die edelſten Familien an.

Lebrecht. Die reichſten willſt du ſagen. Es iſt ein gutes Handwerk, wohin du kömmſt im Namen der heiligen rechtwiſſenden Acht, kannſt du wegnehmen was du willſt, und läßt doch den nakten Leib und das liebe Leben als ein theures Geſchenk zurück.

Kuno Steineck. In Nacht und Dunkel brüten die Böſewichte, löſen die Bande, die heiligſten der Menſchheit, und überfallen aus ihrem ſichern Hinterhalte den wehrloſen Mann.

Lebrecht. (trinkt) Ehrliche Leute vor Gott und der Welt, mit ſcharfem Aug' und langem Strick! — Ein Freiſtuhl beſſer als ein Fürſtenſtuhl für nachgeborne Grafen, ein weicher Sitz darauf über Könige, Fürſten und Herren ein hei-

lig, schrecklich Wort zu sprechen. — Gebt mir Freunde, die mich einen ehrlichen Mann, nur zum Spaße, nennen, daß mich ein heil'ger Stuhl zum Frohn erkieſt, dann führ' ich Euch gegen alle Krämer des heiligen Römiſchen Reichs, und ſie ſeegnen uns, daß wir ihnen nur die Habe und nicht dazu das Leben nehmen.

Otto. Vergeßt nicht, Ritter, daß die Vehme mit tauſend Augen in allen Winkeln lauert. —

(Trommetenſtoß vor der Burg.)

Hugo. (kommt zurück.) Ich hörte Trommeten, es iſt ſpät, ſollten die Boten von Siegen ſchon zurück ſeyn?

Knecht. Ein Ritter fordert den Einlaß, ich habe ihn ſcharf gefragt, was ſein Begehr ſey? Er will den Herrn der Burg ſprechen, ſagt er. Furchtbare Schaaren Reiter haben ſich um den Berg gelagert, ihre Wachtfeuer umgeben rings die Burg.

Kuno Steineck. Dort ziehen ſich die Feuer in die Schluft hinab.

Lebrecht. Schlagt die Schurken todt.

Otto. Sagt ihm, daß Ihr an den Kayſer appellirt.

Friedrich. Ich will dem Kayſer ſelbſt die Appellation überbringen.

Knecht. Er ſey ein angenehmer Bote, bringe Euch ein geſtohlenes Eigenthum zurück, ſprach er.

Kuno Steineck. Bruder ich will hinab, — wär' er ein Bote der Vehme, was wollt Ihr Ritter daß ich sage? — Otto werdet Ihr bei uns bleiben?

Otto. Weib und Kind hab' ich daheim, der Feind ist übermächtig, meine Kraft geringe-

Friedrich. Morgen reit' ich zum Kayser, in Monden-Frist kehr ich zurück; Ihr wißt wie gerne ich meinen Freunden einen Dienst thue.

Lebrecht. An unsere Schwerte appelliren wir, ich bleibe, so lange — — noch Wein in deine Becher fließt.

Kuno Steineck. Und du Hugo. — (ihn umfassend) Bruder getrost.

Hugo. Die Trümmern meiner Burg werde ich zu meinem Grabe machen, meinen Fürsten nicht verlassen, der bedrängten Stadt Hülfe leisten, wenn und wo ich kann.

Kuno Steineck. Dein fester Entschluß? —

Hugo. Mein fester Entschluß Bruder!

Kuno Steineck. (ihn umarmend) So wünscht' ich dich. (er eilt hinab)

Hugo. Es gelte der Kampf für Weib und Kind. Recht und Pflicht hab' ich werth gehalten; wo die Tugend als eine Sünde verfolgt wird, darf der Mann nicht müßig sich der Unterdrükkung übergeben.

Lebrecht. (zu ihm taumelnd) Verlaßt Euch auf mich, ich werde bei Euch bleiben.

Friedrich. (zu Otto) Vetter, wenn uns die heilige Vehme hier überraſcht!

Otto. Meiner Haut wehre ich mich, aber Weib und Kind daheim hülflos.

Friedrich. Ich eile zum Kayſer. Der Arnsberger Freiſtuhl thut nicht recht.

Otto. Stille! — wer kann ihm widerſtehen?

Friedrich. Wer kann ihm widerſtehen?

Hugo. Sie kommen.

Friedrich. } Hierher? zu uns?
Otto. }

Lebrecht. Ich will ihn empfangen. (Kuno und Eberhard treten ein) Der Kerl ſieht aus wie die heilige Vehme in eigner Perſon.

Eberhard. Welcher unter Euch iſt Hugo von der Lohe? —

Lebrecht. Dieſer — ich rath' Euch fein glimpflich mit ihm zu ſprechen, von der Vehme ſchweigt Ihr, ſonſt wird man Euch das Maul ſtopfen. —

Eberhard. (zu Hugo) Ich bring' Etwas, das zu Eurer Burg gehört. (legt drei Spähne auf den Tiſch) Dieſe nahm ich einem Frohn der Vehme ab. Du biſt geladen, weil du der verfehmten Stadt Siegen Lebensmittel zugeführt haſt.

Hugo. Meine Pflicht hab' ich gethan. So war's der Wille meines Fürſten.

Eberhard. Der Frohn liegt in meinen Feſſeln, willſt du ihn, ſo ſchicke in's Thal hinab, wenn nicht, ſo laſſe ich ihn morgen an dein Burgthor erhenken. Brauchſt du Hülfe, ſo komme zu mir in's Thal, ich werde auf deinem Boden einen Rasttag halten. Nun weißt du Alles. (will gehen) Noch eines. Will künftig ein Ritter mit dir ſprechen, laß ihn nicht ſo lange vor der Thüre ſtehen und ausfragen.

Hugo. Diesmal erforderte es die Vorſicht.

Eberhard. Deinen wärmſten Freund kannſt du ſo von dir ſtoßen, auch empfängt man einen Ritter nach Gebühr.

Kuno. Mit einem vollen Becher. (reicht ihm denſelben.)

Eberhard. Ihn ſchlage ich nicht aus. — In dir glaubte ich den Herrn der Burg.

Kuno. Seelbachs Bruder und Freund bis in den Tod.

Eberhard. (trinkt) Und dieſer, der mich ſo trotzig empfing?

Lebrecht. (nimmt einen Becher) Eine Blume deutſcher Ritterſchaft — Ritter Lebrecht von Scharffenberg, ein Mann von ächtem Schrot und Korn.

Eberhard. Lebt wohl!

Hugo. Wollt Ihr nicht in meiner Burg Euren Rasttag halten, Fremdling?

Eberhard. Werdet Ihr der Vehme Trotz bieten?

Hugo. Ja!

Eberhard. Auch in offener Fehde?

Hugo. Wenn es seyn müßte, warum nicht? Gern wünscht' ich der Stadt Siegen beizustehn. Trotz ist Trotz, ob auf dem Schlachtfelde oder hinter seinen Mauern sterben.

Eberhard. Wie stark ist die Vehme vor Siegen?

Hugo. Zehn Fahnen stark.

Eberhard. Doch Ihr? —

Kuno. Eure Fragen gehen über Gebühr; Ihr seyd ein Fremdling, sagt aus, von wannen? wohin?

Eberhard. Der Hauptmann Eberhard bin ich, die Schaaren im Thale führe ich, und diene einem Ritter, der aus dem tiefen Deutschland herzog, über Berg und Thal, durch Heide und Sumpf, rastlos, dem Laufe der Gebirge nach. Der Vehme Krieg! ist unsere Losung, wir schliessen einen Bund mit denen, die ihr trotzen; geben Hülfe allen, die sie verfolgt.

Hugo. Hier findet Ihr, Verfolgung und Siegen bedarf der Hülfe; bleibt, die Nacht ist rauh und unfreundlich.

Eberhard. Der Witterung und ihres Wechsels bin ich gewohnt geworden in den Voßgauen und in Eurer Wetterau herauf; wenn mein Herr will — —

Kuno. Dein Herr?

Eberhard. Wird mit der zweiten Hälfte unſeres Zuges nachkommen.

(Unten am Berge hört man Freudengeſchrei und Musketenfeuer.)

Eberhard. Ich muß fort, mein Herr zieht den Hohlweg herauf.

Kuno. Sagt mir ſeinen Namen.

Eberhard. Kuno von Kyburg.

Kuno. Iſt er der Sohn Gottfrieds von Kyburg aus dem Breisgaue?

Eberhard. Er iſt's!

Kuno. Er? ſo weit? iſt ſein Vater bei ihm?

Eberhard. Den hat der Freiſtuhl von Wevelsburg ermordet.

Kuno. Ihn? ihn? wehe! — den edlen deutſchen Mann! Ich will mit Euch hinab, den Sohn des edlen Vaters will ich empfangen. Hugo überlaß mir die Sorge. Wir haben vielleicht einen köſtlichen Fund gethan. Doch — laß' die Brücken hinter uns aufziehen; kehr' ich nicht wieder, ſo haſt du's zu deuten.

(Eberhard und Steineck ab.)

Hugo. Ein rauher ſonderbarer Mann. Kaum wagt' ich's ihn genauer auszufragen, und dennoch traue ich ihm. Die Spähne — der gefeſſelte Freifrohn — — —

Otto. Hütet Euch vor arger Liſt.

Friedrich. So rauh und trotzig wie ein geborner Freigraf.

Otto. Aus einem Winkel Deutschlands soll ein kleiner Haufe sich aufmachen, gleichsam durch die Lüfte den weiten Raum überspringen, um hier der Vehme Trotz zu bieten, warum nicht dort? warum nicht überall auf seinem Zuge? ist sie da weniger? Hütet Euch, ich bitt' Euch sehr.

Hugo. Könnte die kühne That nicht in eines Menschen Kopf reifen, dem Ungeheuer Krieg zu schwören, das ihn verschlingen will, ob er sich willig hingiebt, oder sträubt? Thümeln, denkt Ihr noch des stolzen festen Deutschen, der einst in unserer Mitte zechte, er versprach wieder zu kommen, er ging nach Soest, nach Wewelsburg, der war sein Vater.

Friedrich. Hört, wie sie im Thale hausen und jubeln.

Hugo. Als sey die That geschehen.

Lebrecht. Mag mir ein lustiges Gesindel seyn! der Hauptmann sah' wie ein Kreuzfahrer aus.

Hugo. Zerfetzt, verwildert, mit Staub bedeckt, als käm' er aus einer blut'gen Schlacht.

Lebrecht. Oder hinter einem Strauch hervor.

Otto. Mit geheimem Grauen erfüllte mich sein Anblick und seine Rede.

Hugo. In seinen Zügen, im Zucken seiner Muskeln, im Blitze seiner Augen, überall Zer-

ſtörung. Könnten nicht tauſend ſolche Männer die Welt aus ihrer alten feſten Form erſchüttern?

Lebrecht. Seine Sprache klang, als wiſſe er's, daß ihn die Hölle fürchte.

Friedrich. Der Jubel kömmt näher, Fackeln ziehen den Burgberg herauf.

Hugo. Wie wird es werden? (aus dem Fenſter) Erkennet Ihr den Bruder Hugo Steineck, ſo laßt ſie ein, haltet Euch unter den Waffen, um auf den Fall der Noth bereit zu ſeyn. Sie ziehen ein, Kuno führt ſie.

Otto. An dem Hügel und unten lodern neue Feuer auf.

Friedrich. Die Reiter tummeln ſich wild daher.

Lebrecht. Als hätten ſie die Burg erobert und wollten uns ausreuten.

Hugo. Der Große neben Kuno muß der fremde Ritter ſeyn.

Knappe. (kömmt) Kuno mit den fremden Rittern.

Hugo. Führt ſie in den großen Saal; ſchürt Feuer an, bringt Wein, vom beſten, ſeyd des Dienſtes gewärtig, die Knechte ſollen es mit den gemeinen Reitern halten. Ritter kommt, damit wir erfahren, was wir zu hoffen, was zu fürchten haben. Kuno von Kyburg iſt ſein Name.

V.

(Morgen darauf. Innerer Hofraum der Burg Lohe.)

Die Knechte laufen geſchäftig umher, ſingen und lärmen; ein Theil ſchirrt die Pferde an, ein anderer kömmt mit einer Koppel von der Tränke zurück, viele ordnen die Waffen, andere beſchäftigen ſich mit ihrer eigenen Rüſtung; Büchſen reinigen dieſe, jene drehen und binden die Lunten. Ueberall Merkmahle eilender Thätigkeit.

Hirth. (den Kasper faſſend) Kömmſt du von der Tränke, weißt du wohin es gehe?

Kasper. Sag' an.

Hirth. Gen Siegen, der heiligen Vehme auf den Hals.

Kasper. Daß uns Gott bewahre! Wer wird mit uns gehen? —

Hirth. Alle gehen, niemand bleibt! und du mit deinen Brüdern? —

Kasper. Und du mit deiner Rotte?

Hirth. Ich gehe, meine Rotte auch. Narr! dem gemeinen Manne geht's immer hin, — muß' er nicht? In den lezten Stunden wird ihm Freiheit verſprochen, keine Strafe ſoll er haben, Abſolution vor Gott und der Welt, den Seegen des Himmels dazu. Darauf wag' ich's eine Zeit lang.

wenn's drunter und drüber geht, kann's Gewiſſen erwachen zur rechten Zeit. Volle Beutel wird es geben, auf Händen tragen ſie uns, ſo lange es gut mit uns ſtehet.

Kasper. Kasper geht und ſeine Brüder; eine Baaſe haben wir in der Stadt, ſie muß ſchier erhungern.

Hirth. Ihr zur Hülfe, tummle dich! unten im Thale ſind die Ritter, eine Schaar der Fremdem zieht ſchon vorauf. (geht)

Kasper. Dem Holm will ich's ſagen. He, Holm! (Holm kömmt) weißt du wohin wir ziehen?

Holm. Den Siegern zur Hülfe. Begreifſt du nichts? Geſtern Nacht im Thale, als Hugo den Wein ſpendete, tranken die fremden Knechte auf den Untergang der Vehme, die Ritter lachten und Kuno ließ Spielleute kommen. Da dacht' ich's mir.

Kasper. Ein wilder unbändiger Troß, fluchten und tobten, daß mir die Haut ſchauderte, ſehen zerfetzt und zerlumpt aus, abgeritten ſind ihre Gäule.

Holm. Auf den Gäulen ſitzen ſie mit Büchſen und können ſchießen vom Pferde hinab.

Kasper. Geſchichtchen erzählen ſie von ihrer Fahrt, die Haare ſträuben ſich. —

Holm. Fort, die Ritter kommen vom Thale zurück.

(Eberhard und Kuno Steineck reiten ein.)

Kuno Steineck. Unsere Knechte sind angesteckt, hört das Wiehern und Lärmen in den Ställen.

Eberhard. Lustig mach' ich es dem gemeinen Mann, er muß viel leiden und hat nur wenig Freude, bei Spiel und Trunk vergißt er Gott, die Heiligen und seine Noth.

Kuno Steineck. Rasch, ihr Knechte, macht vorwärts, habt ihr den Rausch nicht ausgeschlafen? in drei Stunden sitzen wir auf. Hirth! (Hirth kömmt) gethan wie ich befahl?

Hirth. Alle gut gestimmt, nur wenige bedenklich; der fromme Kasper zieht mit seinen Brüdern, wir ziehen alle. Die Zagenden trifft Spott und Neckerei. Die fremden Knechte geben ein Exempel. Viele taumeln halb berauscht von der gestrigen Nacht.

Steineck. Versprich ihnen ein Faß neuen Wein, wenn Siegen frei ist. Wo ist Holm?

Hirth. Im Stalle dort, unter dem Satteln erzählt er die gottlosen Streiche des Freistuhls von Arensberg.

Hugo. (am Fenster) Ihr seyd früh auf dem Sattel, kommt herauf, der Frühlingsmorgen ist auf den Höhen noch sehr kalt, ein frischer Morgentrunk erwartet euch; der Bote von Siegen ist zurückgekehrt. —

VI.

(Rittersaal.)

Die Tiſche und Seſſel ſtehen zerſtreut im Saale, die leeren Becher liegen umgeworfen, überall die Spuren des geſtrigen Trinkgelages; Lebrecht erwacht auf dem Seſſel, auf dem er trunken eingeſchlafen und bei der Zerſtreuung zurückgelaſſen war, und ſieht ſich befremdend um; in einem Winkel ſitzen an einem kleinen Tiſche Eberhard, Hugo und Kuno Steineck bei'm Morgentrunk im Geſpräch begriffen. Lebrecht ſchleicht wißmüthig zu ihnen.

Hugo. Als er in die Burg einritt, und in dieſen Saal trat, verſchloß ein heimlicher Schauder mir den Mund, ich ſtand ihm ſchweigend gegenüber. — Unſere Freude weckte ihn nicht, er iſt zu ernſt, zu ſehr in ſich verſchloſſen, mit groſſen Dingen geht er um, jeder bemerkt es, eine Gewitterſtille liegt brütend über ihm und verbreitet Beklommenheit um ſich her, die Blitze drohen in jedem Augenblick hervorzubrechen. Wenn er die Lippen nur bewegte, herrſcht tiefe Stille, und eine bange Erwartung hielt die Jubelnden zurück. Dann waren es immer nur einzelne Worte, die er ſprach. Mit Achtung bin ich für ihn erfüllt, doch wünſcht' ich ihn näher unſern Herzen. Den Glücklichen kann ich nicht einſam in ſeiner Freude

ſehn, mich ſchmerzt es, daß er nun freudenloſer wird, da niemand ſeine Freude theilt; doch dem Unglücklichen biet' ich mich dar, dring' ich mich auf. Ich weiß es wohl, der Große ſteht im Ungewitter gern allein, in ſich gegründet, doch reißt's mich immer und unaufhaltſam zu ihm hin, wenn ich ihn einſam finde. —

Eberhard. In der Schlacht und nach der Schlacht erwacht er, nur der Sturm der Waffen weckt ihn; wenn ſich Gefahren auf Gefahren häufen, wird er beſonnener und heiter, ſieht nur da umher, wo die Vernichtung ſich gelagert hat. — (ſie trinken)

Kuno Steineck. Erzählt mir mehr von ihm, auch Ihr ſeyd heut' geſprächiger, als geſtern.

Eberhard. Es geht ja heut' zu Schlachten. — Nun ſind's vierzehn Tage, als wir noch im Gebirge der Voßgauen umher irrten, wir vermieden auf unſerm Zuge gern die Städte. Nach einem ſtarken Marſch lagerten wir uns unter die Trümmern einer Burg. Kuno ſetzte ſich ſtill unter einen halb eingeſtürzten Bogen, die Knechte lärmten um ihn her, ich ſandte Schaaren aus, hier einzukaufen, dort gewaltſam aufzutreiben, was wir bedurften. Da umzog ſich der Himmel zu einer fürchterlichen Ungewitternacht, über die Bergwipfel raſ'ten Stürme, Wolken brachen ſich, Ströme ſtürzten herab, die Erde bebte unter dem wilden Aufruhr, die halb eingefallenen Pfeiler der

Burg fielen nach, die Knechte schwiegen und verkrochen sich in die Höhlen, die ausgestellten Wachen zogen sich zurück, die Feuer erloschen. Kuno saß neben mir beim wehenden Feuer, und schauete ruhig in die Nacht hinaus, ein Strom stürzte über unsere Flamme hin und erstickte sie, der Bogen über uns knackte, die Knechte neben uns schrieen laut — das Gemäuer brach krachend ein, mich traf ein Stein. — Eine fürchterliche Stille herrschte, Sturm und Regen schwiegen, ich sah' ihn nicht, ich hörte ihn nicht. Kuno! rief ich, Kuno! Ich wähnte ihn erschlagen. Da faßte er freundlich meine Hand, und sprach nach vier Wochen zum erstenmahle freundlich zu mir: „Still! störe die Natur nicht, du hörst sie hier in ihrer Werkstatt. Das war das Vorspiel zu meinem Leben!" — Der Himmel erhellte sich, die Wolken trieb der Wind am Monde vorüber. Heiter stand er, und sah die Trümmern und die niedergestürzten Bäume im wankenden Lichte, sein Geist gefiel sich unter den Bildern der Zerstörung. — Noch zwei Tage nachher blieb er heiter, und hörte gern die Knechte von den Schrecknissen der Nacht unter der alten Burg sprechen. — Laß uns wieder schlagen und kämpfen, und Ihr sollt ihn sehen wie er ist.

Kuno Steineck. Wilde Lust beseelte Eure Knechte, als Ihr ihnen die Botschaft von nahen

Schlachten brachtet, alle von Rachſucht und Haß entbrannt, von ihm bis zum Gemeinſten.

(Kuno von Kyburg tritt in voller Rüſtung ein.)

Kuno Steineck. Unſer Feldherr!

Alle. Guten Morgen, Kuno! Guten Morgen, Feldherr!

Kuno von Kyburg. Guten Tag, Ritter! ſeyd Ihr gerüſtet? die Boten abgeſandt? der Freifrohn entlaſſen? —

Eberhard. Seine Ohren hat er für die Spähne zurückgelaſſen, blutend ward er vorauf gejagt. Bernhard iſt aufgebrochen und beſetzt die Höhe vor Siegen.

Hugo. Die Boten ſind aus der Stadt zurückgekehrt. Emmerich Stade, Freigraf von Arnsberg, will morgen die Stadt berennen. Einer der Räthe iſt verrätheriſch zu dem Feinde übergegangen.

Kuno Steineck. Friedrich von Thümeln hat die Botſchaft an den Kayſer übernommen, Otto die Burg verlaſſen. Ungern habe ich ihn aufgegeben, er iſt tapfer und treu, aber gottesfürchtig und ängſtlich beim Ungewöhnlichen.

Hugo. Die Armuth und die Sorge für die Seinen drückt ihn nieder.

Kuno von Kyburg. Seyd Ihr der Wege kundig?

Kuno Steineck. Jeden Fußpfad kenn' ich; auf der Höhe vor Siegen will ich Euch

meinen Plan zur Befreiung der Stadt vorlegen.

Kuno von Kyburg. Von dort laßt uns mit schnellen Schritten auf Arensberg eilen; in seiner Höle wollen wir den Feind überfallen. —

VII.

Der Freistuhl von Arensberg im Herzogthume Westphalen war einer der furchtbarsten im fünfzehnten Jahrhundert, und wetteiferte mit denen zu Soest, Unna, Detmold und Wewelsburg. Weithin erstreckte sich seine Macht; unter dem Kriegsbanne beherrschte er das Herzogthum und die Länder der benachbarten Fürsten. Vergebens setzte der Fürst von Nassau-Siegen in der Wetterau Landgerichte nieder, und pflegte selber das Recht mit aller Strenge in seinen Landen; — vergebens trat er dem großen Westphälischen Vertrage bei, der sich unter dem Schutze mächtiger Reichsstände, mit der Genehmigung des Kayserś, gegen den Druck der heimlichen Gerichte erhoben hatte. Unaufhörlich ward die Stadt geneckt. — Erbittert erschlugen die Bürger von Siegen endlich einen Freifrohn, der höhnend in die Stadt zog, am hellen Tage einem Rathe den Ladungsbrief übergab, und drei Spähne vom Rathhause zu nehmen drohte. Siegen fiel in die heilige heimliche Acht. — Der Fürst

befand sich beim Heere des Kayserś. Boten gingen über Boten ab, ihn zum Beistand aufzufordern, die Städter trotzten beharrlich. Da rückte ein Heer gegen die Stadt und drohte, mit Feuer und Zerstörung um sich her zu verwüsten, wenn nicht stracks die Räthe der Stadt vor das Gericht von Arensberg als Büßende mit dem grünen Kreuze erschienen, und vor demselben vernähmen was Rechtens sey. Die Stadt ward ringsum eingeschlossen, nur heimlich schlichen Boten hinein und heraus. Hungersnoth, in dem Gefolge ihrer Plagen, Furcht und Verzweiflung, trieb die Stadt auf's Höchste; vergebens baten und drohten selbst der Klerus, die Pfaffen in ihr. Die Tage, die der Stadt zur Ergebung zugestanden waren, verstrichen bald; die Belagerer hauseten in der Gegend übermüthig, schwelgerisch; sie verpraßten in den Dörfern und Weilern die Güter der Belagerten, die kaum ihr Leben fristen konnten, und immer noch vergebens auf den Richterspruch des Kayserś warteten. Hugo Seelbach von der Lohe sprang der bedrängten Stadt bei. Er hieß die Städter einen Ausfall machen, die Belagerer täuschen, und zu derselben Zeit warfen sich mehrere Wagen, mit Wein und Früchten bepackt, in die Stadt. — Zu spät entdeckte Emmerich von Stade, Freigraf des Freistuhls zu Arensberg, und Hauptmann der heiligen Fahnen vor Siegen, den Betrug. — Hugo von der Lohe fiel in die heimliche

Acht, ward geladen und vervehmt an einem Tage.

Im Lager Emmerichs arbeiteten die Knechte schon an den Werkzeugen des Sturms auf den folgenden Tag; tauchten Kränze in Pech, flochten Sturmleitern, und gaben den Städtern kleine Vorspiele von dem, was ihrer wartete; da eilte ein Freifrohn blutend in des Hauptmanns Zelt. — — Wenige Augenblicke nur sprach er mit ihm, da stürzte Emmerich aus seinem Zelte hervor, das Lager kam in Aufruhr, die Zeichen des Aufbruchs schmetterten durch die Ebene, die Ritter sammelten sich um den Hauptmann, seine Befehle zu vernehmen. „Auf, auf! noch heute stehe Lohe in Flammen! ich schwör' es, einmal will ich es zum Schrecken der Welt ahnen, fürchterlich! von dort kehren wir zum Sturme gegen die Stadt." — — Nur zwei hundert Mann blieben im Lager, mit dem größten Theile zog sich der Freigraf gegen die Höhe nach Lohe hin.

Bernhard, Eberhards Rottenmeister, stand auf der Höhe, als Emmerichs Heer in wilder Unordnung gegen sie herauf drang. — Bernhard schickte einen Reiter gen Lohe, um die Ritter zur Eile aufzufordern, und erwartete ruhig und entschlossen den Angriff. Bernhard konnte den vordringenden Feind nicht aufhalten, er wich und ward zurück geworfen; als die ersten Züge der Kyburger ihm zur Hülfe sprengten, und bald das

ganze Heer der Verbündeten ihnen folgte. Nun ſtürmte er wieder auf die Höhe zurück, aber Emmerich nahm eine feſte Stellung, er konnte ſich ſo nur gegen den überlegenen Feind behaupten. Ritter Steineck, ließ die Erbitterten im Kampfe vor der Höhe, umging den Berg, um der Stadt zur Hülfe zu eilen und dem Freigrafen in den Rücken zu fallen. Der Streich gelang, er kam auf die Ebene und konnte ſich entwickeln; ſchwach war das Lager nur beſetzt; Steineck wagte den Angriff. Emmerich ſah ſich eingeſchloſſen und zog ſich raſch von der Höhe in die Ebene, um ſich an die Belagerer anzuſchließen und das Lager zu decken. Aber dicht hinter ihm drangen die Verbündeten, Steineck ſah ſich umzingelt — war aber der Feind nicht auch umringt? — Vor allen focht Emmerich Stade und Kuno von Kyburg, ſie trafen ſelbſt auf einander, der Kampf war hitzig. Emmerich erlag, und ließ das Zeichen zum Rückzuge geben. Aus Siegen brach zugleich eine Schaar bewaffneter Bürger und erſchwerte den Arensbergern die Flucht. Die Ebene war mit Leichen bedeckt, in größter Verwirrung warf ſich Emmerich auf den Weg nach Arensberg, um die friſchen Züge, die er ſchon lange erwartete, an ſich zu ziehen. Das Lager fiel mit ſeinen reichen Vorräthen in die Hände der Verbündeten. —

So leicht ward Kuno von Kyburg der erſte Sieg auf dem Schauplatz aller ſeiner kriegeri-

ſchen Unternehmungen und Thaten, die in der Folge die Aufmerkſamkeit und Bewunderung Deutſchlands erregten. Die Bürger von Siegen lagen dankbar zu den Füßen ihrer Retter; ein Theil der jungen Mannſchaft in der Stadt, durch den lezten glücklichen Erfolg des Ausfalls muthig gemacht, trat zu den Verbündeten über, die im eroberten Lager das Siegesfeſt feierten. Die Verwundeten wurden von den frommen Mönchen der Stadt gepflegt. —

Eberhard verfolgte den fliehenden Feind. Am Morgen des andern Tages ließ Kuno aufbrechen, Steineck theilte die Züge ein, und ſie drangen raſch hinter Emmerich auf Arensberg vor.

Das Gerücht der außerordentlichen Vorfälle vor Siegen verbreitete ſich um ſo ſchneller in die benachbarten Gegenden, je größer die Theilnahme war, die man an dem Schickſale der unglücklichen Stadt genommen hatte. Von allen Seiten her ſtrömten Neugierige nach dem befreiten Siegen; jeder wollte die Stadt, das Lager, die Pechkränze, u. ſ. w. ſehen. Das Gefühl der Sicherheit ließ die Städter mit froher Neugier die Werkzeuge im Lager aufſpüren und andern vorzeigen, die man zu ihrem Untergange bereitet hatte. Die Erwartung war auf den Ausgang der kühnen That der Verbündeten geſpannt, nur die Städter von Siegen hofften; — ſonſt fürchtete und weiſſagte jeder ihre Niederlage. Die Kraft der [illegible]

Vehme, wie sie im Süderlande der Mark ruhete, durfte sich im äußersten Falle nur regen — und — die kühnen Abentheurer und alle die ihnen anhingen, wären auf einmal erdrückt und in ihr Nichts zurück gescheucht.

VIII.

(Sundern an der Ruhr. Herberge. Abends.)

Kuno Steineck. (zu den scheidenden Räthen der Stadt Siegen) Die Knechte sitzen auf, die Euch zurückbegleiten sollen. — Versäumt es nicht, den ganzen Verlauf der Sache an den Kayser zu berichten, und sendet unverzüglich einen aus Eurer Mitte, der Eure Sache glücklicher zu führen weiß. Laßt mir von Euren Schreibern die Erklärung oft abschreiben, und verschickt sie überall im Namen des Kyburgers. Hier — (er giebt ihnen ein Blatt) ich habe meine Meinung niedergeschrieben, setzet die Sache fein aus einander. Ihr seyd gelehrte Herren, und müßt es wohl verstehen. — Nehmt an den Kayser viele Kopeien mit, und laßt sie unter den Reichsfürsten austheilen. — Versorgt unsere Kranken wohl, damit wir sie bald wieder haben. Der Freigraf steht bei Freyenöhl, und erhält immer neuen Zuwachs; in Arensberg ist der Oberstuhlherr von Westphalen, ein Gesandter des Erzbischofs, seinem Befehle müssen die Ritter Ge-

horſam leiſten, er kann uns ein furchtbare Macht über den Hals ſchicken; darum bedürfen wir unſerer Knechte und des Anhanges. Vergeßt nicht für uns zu ſprechen und zu werben, wohin Ihr kommt; unſer Schickſal wird das Eurige beſtimmen. Gott befohlen! ich höre den Zug des Feldherrn einreiten.

Räthe. Gott mit Euch, edler Ritter! Seegen Eurem Unternehmen! (ſie gehen)

Kuno Steineck. Hirth! (Hirth kommt) Schont der Bürger, betragt euch ehrbar, wie es rechtlichen Leuten zuſteht; laßt euch nicht vom Beiſpiele der Kyburger hinreißen, ſie ſind verwildert und ſchonen des Freundes ſo wenig wie des Feindes. Stelle die Wachen aus, dann nimm fünf Reiter und forſche auf der Straße nach Freyenbühl, ob du den Feind auskundſchaften kannſt. — Wo ſteht Seelbach mit den Unſrigen?

Hirth. Vor der Stadt nach dem Strome hin. Der Feldherr iſt eingeritten und hält mit ſeinem Zuge auf dem Markte. (Steineck ab) Da müßt' ich ein Narr ſeyn, wenn ich nicht nehmen wollte, wo ich's bekommen kann, und den wilden Kyburgern kein Alles überließe, damit wir das leere Nachſehen hätten. — Dem reichen Müller im Weiler über der Stadt will ich zuſprechen, und die fünf Knechte heimlaſſen.

Kuno von Kyburg. (mit Steineck) Du haſt einen ſcharfen Ritt gehabt, dem Feinde dicht auf der Ferſe. —

Steineck. Der Feind iſt muthlg. Jeden Schritt hab' ich im Kampf gewinnen und behaupten müſſen. Wenn er Verſtärkung aus der Stadt erhält, haben wir morgen einen harten Stand zwiſchen den Bergen vor Freyenöhl. — Eberhard müßte ſchon da ſeyn, wo bleibt er?

Eberhard. (kömmt) In den Bergen bin ich ſtecken geblieben, die Ströme ſind übergetreten. Steineck hat mir einen böſen Weg gewieſen, doch hab' ich einen köſtlichen Fang gethan, in dreißig wohlberittenen Buben, dem Schrecken der Gegend und der vorüberziehenden Krämer und Pilger; ſie handthieren in den Bergen und machten einen Verſuch auf uns. Wir ſchlugen und fingen ſie; ich habe ſie meinem Zuge einverleibt; Lozen heißt ihr Hauptmann. —

Steineck. Ueberall ſtoßen Ueberläufer zu uns. Das Gerücht unſeres Sieges verbreiten thöricht die erſchrockenen Arensberger vor ſich her, und werben uns ſelbſt den Anhang. — Die Schrift, von der ich Euch geſagt, hab' ich den Räthen übergeben; auch wird einer aus ihrer Mitte die Botſchaft an den Kayſer für die Stadt und uns übernehmen.

Eberhard. Was bedarf es der Boten?

Steineck. Nicht Muth allein, die Klugheit und Vorsicht muß das Unternehmen leiten.

Kuno von Kyburg. Ich traue deiner Klugheit, von deinem Muthe zeugt das Schlachtfeld an der Sieg.

(Tumult vor der Herberge.)

Eberhard. Meine Knechte machen mit dem Lozen Kammeradschaft, da geht's wild her, ich habe versprochen ihnen den Feldherrn zu zeigen. Kuno, du mußt sie sehn.

Steineck. Nur traue dem Gesindel nicht zu viel, das sich jezt uns in die Arme wirft, und die Beute, nicht die Unternehmung liebt; es kann zu leicht den bessern Mann von uns zurückscheuchen.

Fünftes Buch.

I.

(Arensberg. Sechs Tage darauf. Großer Saal im Bergſchloſſe.)

Viele Freiſchöppen ſitzen an den Tiſchen umher und ſchreiben Briefe an die benachbarten Stühle der Vehme. Boten treten ein und werden abgefertigt. — Des Grafen Geheimſchreiber nimmt und verſiegelt die Briefe, und geht geſchäftig und anweiſend unter den Schreibenden umher. An den Fenſtern ſtehen Ritter und ſehen nach dem Strome hinab.

Graf Siegesmund von Waldern. (den Ritter von Brenken an der Hand.)

Lebt wohl! vergeßt nicht über Wevelsburg zu gehen; bringt dem Grafen einen freundlichen Gruß, ich würde bei ihm einſprechen, wenn ich die Soeſter Stühle heimſuchte. Sagt ihm wie es hier ſtehe, und daß ich nicht wohl zufrieden mit den Arensberger Gerichten ſey. Eilt, daß Ihr gegen Erwite kommt; die Wege werden unſicher; mir ſind zwei Boten auf der Straße nach Unna aufgefangen. Dieſer Brief übergebt meiner guten Schwäherin, der Gräfin Beata, heimlich; — ſagt ihr: ich wür-

de ihr viel Neues und Wichtiges ſagen, was ich dem Papiere nicht anvertrauen könnte. Thut mir das, Brenken. Lebt wohl! (Brenken ab)

Des Grafen Geheimſchreiber. Die Boten nach Neheim, Werl, Unna, und an die Stühle der rothen Ede ſind abgegangen. Von Werl iſt Antwort, die Freigrafen und Freiſchöppen rüſten ſich, — das Aufgebot an die Wiſſenden längs der Sorbek ſcheint ohne Erfolg. Von Unna läuft über Werl die Nachricht ein, daß ſich Wilhelm von der Sungar, Freigraf zu Dortmund und Waltdorf, dem Unnaer Gerichte, zum Anführer angeboten, und verſprochen habe, mit ſeiner ganzen Macht zur Hülfe aufzubrechen.

Siegesmund. Der alte Verfechter der Vehme!

Geheimſchreiber. Er war in Unna, als unſer erſtes Schreiben ankam. — Die Stühle von Belike und Mühlheim haben ſich zweideutig erklärt; ſie liegen mit den Benedictinern und dem Stuhle von Erwite im Streite.

Siegesmund. Dieſe Zänkereien — —

Geheimſchreiber. (zuckt die Achſeln) Haben ſich überall eingeſchlichen und löſen allmählig das feſte Band des Ganzen. —

Siegesmund. Entlaßt die Schöppen, ſie ſollen am Strome den Freigrafen Emmerich empfangen, und bei der Ueberſchiffung hülfreiche Hand leiſten. Stade ſoll ſogleich zu mir kommen. —

(Die Freiſchöppen und der Geheimſchreiber gehen ab.)

Siegesmund. (in Gedanken vor ſich hin.) So nur kann ich ihn und meine Pflicht retten! —

Ein Ritter. Emmerich Stade geht über den Strom, die Feinde verfolgen ihn.

Siegesmund. (am Fenſter) Der Strom iſt gewaltig geſchwollen. Sie können ertrinken, ehe ſie zu ihm gelangen.

Ritter. Seht! die Büchſenreiter ſetzen ihnen nach.

Siegesmund. Sie geben dem Feinde groſſen Vortheil. — Der Strom treibt ſtark; die Reiter können kaum durchkommen. — Eilet in die Stadt: die Bürger ſollen mit mehreren Kähnen ihnen zur Hülfe kommen. — (Einige Ritter gehen hinab.)

Ritter. Emmerichs Pferd hält ſich kaum.

Siegesmund. Immer noch thätig und auf ſeine Pflicht bedacht. —

Ritter. Um Gottes und aller Heiligen willen! da reißt der Strom die lezten Trümmern der Brücke nieder; wenn die Balken den vollen Kahn dort ergreifen, iſt er verloren. —

Siegesmund. Sie arbeiten zurück, gerade auf den Feind zu. — Gerettet, aber gefangen! — Wer iſt der wilde Menſch, der ſich dort an der Spitze der Reiter in den Strom wirft? —

Ritter. Sie nehmen den zweiten Kahn weg! — Bei Gott! sie kämpfen im treibenden Waſſer!

Siegesmund. Wie weit wird ſie die Verzweiflung treiben? Ritter, auf! rafft zuſammen was Ihr in der Stadt findet, nehmt meine Leute, wehrt den Feind im Uebergange! — Der Strom treibt wieder Fahrzeuge fort. —

Ritter. Der Freigraf eilt an's Land, er ſammlet die Seinigen, hinab, hinab!

(Sie eilen ab.)

II.

Nur einen kleinen Theil der Mannſchaft rettete Emmerich von Stade im Uebergange über die Ruhr Des Stromes Gewalt riß die Fahrzeuge mit ſich fort, die Feinde drängten dicht hinter ihnen. Emmerich ordnete am Ufer Reiter und Schützen, um dem nachdrängenden Feinde das Landen zu verwehren; denn Eberhard und Lozen mit den Ihrigen waren in den Strom nachgeſtürzt, und verfolgten kämpfend und tödtend den fliehenden Feind. Wie Todesengel ſchwebten ſie auf den tobenden Fluthen, die Leichen auf Leichen trieben. Wildes Geſchrei, — Knallen der Büchſen, — Jammern der Verwundeten und der Hülfloſen, die die Fluth wegtrieb, — Rauſchen der

Wellen, — der Fliehenden Angſtgeſchrei am Ufer der Stadt, — der Sieger Jubel jenſeits — und der Kämpfer Erbitterung in der Mitte des Stromes. — Emmerich fordert Hülfe von der Stadt. Die Freiſchöppen mit ihren Knechten, vom Grafen Siegesmund abgeſchickt, eilen herbei; ihre Anzahl iſt gering; — die Städter weigern ſich furchtſam, und ſehen müßig vom Berge hinab den Schreckensſcenen zu. — Emmerich wirft ſich verzweifelnd dem landenden Eberhard entgegen. Der Kampf beginnt von neuem. Dieſer will nicht weichen, jener ihm den Boden nicht laſſen. Eberhard bricht vor, die Fliehenden ſammeln ſich und drängen heftiger auf ihn ein. In ſinnloſer Wuth ſtürzt er mit wenigen Reitern auf Emmerich, und wird umringt, vom Ufer abgeſchnitten und die Reiter zurückgeworfen.

Vom jenſeitigen Ufer bricht Kuno von Kyburg in die Fluth, das Zeichen zum allgemeinen Uebergange der Verbündeten. Steineck beſetzt die eroberten Fahrzeuge mit ſeinen Truppen. Der Strom brauſt wüthender, ſeine Fluthen lagern ſich um den Feldherrn; dem trotzenden Manne, wenn ihn nichts zurückhält, ſetzt endlich trotzend die Natur das Ziel. Sein Pferd kämpft kraftlos in dem Gedränge, der Strudel faßt es, es ſinkt — „Der Feldherr“!! tönt es an den Ufern diesſeits und jenſeits. Furcht und Erwartung feſſelt die Kämpfer am Rande dort, wie hier in

der Mitte des Stromes. Doch mit kalter Entſchloſſenheit wirft ſich ein Mann in das Gewühl der Wellen; vergebens faßt ihn der Strudel, hält und drängt ihn; raſch taucht er unter und faßt den ſinkenden Feldherrn, und ringt ihn haltend, dem nahen Fahrzeug zu. Kuno Steineck war's! — Ueberwunden und erbittert wirft der Strom das Fahrzeug und den Reiter an das jenſeitige Ufer. Nun iſt die Landung allgemein, mit neuer Kraft dringen die Reiter an den Rand hinauf, und retten ihren Hauptmann. Der Freigraf zieht ſich auf die Höhe zurück, und wirft ſich in die Stadt. Am Thore von Arensberg empfing Graf Siegesmund die Flüchtigen. „Ihr ſeht mich beſiegt!" rief ihm Freigraf Emmerich Stade entgegen. — „Ich ſah' Euch kämpfen," antwortete der Greis, und ſchloß ihn in die Arme.

III.

(Arensberg. Bergſchloß.)

Graf Siegesmund von Waldern, und Emmerich Stade.

Emmerich. Des Grafen von Sudenburg Schickſal ſchmerzt mich am tiefſten; als ich ihn aufforderte, mir Beiſtand zu leiſten, wenn er gleich kein Wiſſender ſey, kam er zu mir mit ſeiner gan-

zen Kraft. Ich lehnte mich an ſein Schloß, als die Feinde über Freyenöhl daher ſtürmten. Die Schlacht ging verloren. Der Kyburg fing den Sudenburg, grauſam hat er ihn binden laſſen, ſein Schloß vor ſeinen Augen verbrannt. Wer wird es wagen, uns ferner anzuhängen, wenn ihn nicht die ſtrengſte heiligſte Verpflichtung zwingt? — Acht Tage hab' ich gekämpft; Erbitterung, Schadenfreude und heimlicher Verrath empfing uns auf der Flucht. Doch wird der Abentheurer nicht lange mehr der Menge Liebling ſeyn; wohin ſein Heer kommt, ſchont es kein Eigenthum, nicht das Heiligſte, — Verheerung iſt in ſeinem Gefolge. Ich habe mir empörende Dinge von dem Geſindel erzählen laſſen. — Es war mir ſchädlich, daß ich nach ſtrenger Pflicht den Einzelnen ſchonte, mich leicht durch Bitten und Jammern bewegen ließ, das Eigenthum nicht zu verletzen, und das ſchreiende Unglück zu vermehren; doch ohne Schonung griffen ſie um ſich, und gewannen mir den Vorſprung ab, knüpften Vortheil an Vortheil, nicht das Heiligſte achtend.

Siegesmund. Der Feldherr, dem Menſchlichkeit und das Gefühl für Andrer Recht den Vortheil aus den Händen wand, iſt edler, gröſſer, als der Wilde, Unbändige, in dem der Krieger den Menſchen unterdrückt.

Emmerich. In jedem Augenblick fürcht' ich den Sturm gegen die Stadt; ich weiß nicht,

was sie zurückhält, so lange unser zu schonen; wir sind eingeschlossen. Der Rausch über ihre Siege scheint sie im Laufe ihrer Unternehmung zu hemmen.

Siegesmund. Trauet den Städtern nicht. —

Emmerich. Ich traue ihnen nicht. Sie müssen vieles leiden, darum gestehe ich ihnen gerne manches zu. Der Strom hat schon früh die Zufuhr abgeschnitten, jezt schließt uns der Feind ein, und verheert die Gegend rings um, wir werden vom Mangel bedroht; dem leckern Städter fehlt Fleisch und Frucht, und wir müssen uns ergeben, wenn die Hülfe von Werl und Neheim nicht rasch herbeieilt. Vergebens hab' ich Euch gebeten, Herr Graf! uns gleich zu verlassen; als der Weg noch offen war; Ihr wißt, Euch darf der Feind nicht hier finden, Ihr seyd zu wichtig für uns. —

Siegesmund. Dennoch hoff ich, hier dem Bunde einen größern Dienst zu thun, als in Unna und Dortmund.

Emmerich. Eure Rede war über diesen Punkt mir immer dunkel; Ihr scheint ein wichtiges Vorhaben zu verheimlichen. —

Siegesmund. Emmerich, der Bund ist seinem Falle näher als Ihr glaubt. Schon lange zogen sich trübe unglücksschwangere Wolken über ihn zusammen; nun droht das Ungewitter loszubrechen, das schwül und brütend an unserm Himmel lag, so lange schon, als wir die ebene Straße

des Rechts verloren, nach Macht, nach Willkühr und Herrschaft strebten. Der Bund der Väter für Recht und Frieden, der das Eigenthum und die verfolgte Unschuld schützte, der heimlich das Böse aufspürte, es öffentlich zu strafen, vor dem das Laster nicht sicher war, ob es dem Fürsten diente, oder den Gemeinen beherrschte: der Bund war des Landes Seegen, Deutschlands Stütze, der Achtung werth; und ehrenvoll war der Beruf, sich ihm und in ihm dem allgemeinen Wohl zu weihen. Vergebens drängte sich gegen ihn die Macht, die Fürsten des Reichs zitterten vor ihm, die Kayser mußten selbst dem Recht Gehorsam leisten, das ihnen unter ihrem Schutze der heilige Bund zum strengen Richter aufdrang. — Wir standen in den Stürmen der Jahrhunderte unerschütterlich, zwar einsam, wie ein freies Gericht der Sitten in der sittenlosen Menge; doch hielt uns das Recht, die ewige Wahrheit, die wir beschirmten, und um unsre Stühle lagerte sich der Seegen aller Völker. — Emmerich! wie anders ist der Bund jezt? — Eine Freistatt der Böswichter, eine Rotte verworfner Menschen suchte in unsern Höhlen Sicherheit vor der Verfolgung ihrer Laster. Ein Bund des Frevels ist er geworden, in der Zerstörung bürgerlicher Tugenden furchtbar, groß, scheußlich groß in der Vernichtung des Heiligsten, des Menschlichsten. Freche Willkühr ist des Ganzen Geist, auflauernd hat er sich an jeden Altar, an jeden Heerd gelagert.

belauſchend Alles was ſeinem Vortheil widerſpricht, ſey's auch das Edelſte, gebiet' es auch ein höheres Geſetz. Von uns abgefallen iſt die Meinung, als die Tugend von uns wich; wir ſtehen jezt abgeſondert, nur der Tugend und dem Frieden der Palläſte, wie der Hütten zum Schrecken; ſind ein Spielzeug der Verſchlagenheit und Bosheit, und mit der Menſchlichkeit, die wir ſonſt gegen die Gewalt beſchirmet, ſind wir zerfallen; laut ſpricht ihre Stimme in ganz Deutſchland gegen uns. Emmerich, als Stellvertreter der Menſchheit ſiegten unſere Väter; ſie ſiegte durch uns, denn was kann ihr widerſtehen, welche Macht, welcher Stand ihr trotzen? unaufhaltſam dringt ſie vor, zerſtört den Damm der alten Ordnung, fluthet das Gebäude der Vorurtheile leicht hinweg. Im Kampfe mit dem Menſchen erliegt der Ritter, der Fürſt; und was ſie lange ſchirmte, ſtürzt und begräbt ſie unter ſeine Trümmer. — Und eben dieſe Macht hat jezt — —

Emmerich. Graf, Ihr ſeyd zu beſorgt, zu ſtrenge.

Siegesmund. Nicht daß mein eigenes Herz getroffen ward, die Zeit hat meine Wunde zwar noch nicht vernarbt, doch weiß ich mich ſelbſt zu beſiegen, wenn es das allgemeine Beſte gilt. Sagt mir, wie fand ich's überall? und konntet Ihr mit Eurer Strenge ſelbſt dem Frevel wehren, der ſein übermüthiges Spiel in Arens-

berg, wie auf allen Stühlen treibt? Emmerich, der Glaube an unsere Unbesiegbarkeit ist nun erschüttert, er hielt uns noch allein. Mein Entschluß ist reif; ich will hinab, Frieden will ich mit ihm schließen, verzeihen will ich ihm die That, wenn er Westphalen verläßt, und in seine Heimath zurück geht.

Emmerich. Ihr? — unterhandeln mit den Geächteten? — nachgeben? — ihren Trotz bestärken? — selbst sie rechtlich behandeln? — Graf, ich versteh' Euch nicht, wollt Ihr dem Feinde die sicherste Waffen in die Hände liefern?

Siegesmund. Schreiendes Unrecht hat ihn bewaffnet, laß uns — denn noch steht's in unsrer Gewalt — der Billigkeit nachgeben, und ihm Gerechtigkeit gewähren. Noch erscheinen wir nicht schwach; ja, mit dem Scheine der Gerechtigkeitsliebe können wir die Handlung der Noth beschönigen. Auch muß es endlich anders mit dem Bunde werden, sonst — — Wer steht Euch dafür, daß nicht ein großer Plan der Fürsten mit diesen Abentheurern in Verbindung stehe? Längs dem Rheine herauf sind die Gemüther in Gährung, die Unzufriedenen regen sich in jeder Stadt, an jedem Orte, und alles strebt, sich von den Fesseln alter Vorurtheile loszureißen. Das Heiligste, woran der Geist sich schüchtern wagt, der Glaube ist erschüttert, untergraben. Neue Leidenschaften regen sich, die alten sind losgebunden, und ein

dunkles Gefühl der Freiheit reißt die Menge zu Zügelloſigkeiten hin. An der Lippe rotten ſich aus allen Ländern Menſchen zuſammen, folgen taumelnd einem Traume der Freiheit, und ſuchen ſie im Kampfe gegen Ordnung, die ihre Willkühr feſſelt. Bei Recklingshauſen, Eſſen, Hamm ſind ihre Sammelplätze, ſie ſtrömen nach Dortmund; — dem Bunde drohen ſie Vernichtung, der ſie vernichten will. Dieſe Ketzer ſind nicht die alten; — wenn ſich ein kühner muthiger Geiſt an ihre Spitze ſtellte, — wenn dieſer Kuno —

Emmerich. Er hat mich geſchlagen, doch achte ich ihn darum nicht höher, — er iſt nur tollkühn, nicht furchtbar.

Siegesmund. Kennt Ihr ihn? ſahet Ihr ihn? — —

Emmerich. Ich kämpfte mit ihm, und unvergeßlich ſoll mir die Stunde bleiben. Bei Sudenburg, zwiſchen den Freyenöhler Höhen hatte ich mich geſetzt, den Feind erwartend. Durch eine Enge mußt' er ſich ziehen, doch vor der Enge ſtand ich; dreimal ſchlug ich die vordringenden Schaaren zurück, und warf mich, ſie zu verfolgen, in die Enge. Da drängte ſich durch die Fliehenden ein Mann, ein einziger; wild befahl ſeine Stimme über die Menge, ſie hielt. Ich war voran im Treffen, er wüthete verzweifelnd um ſich her, griff nach einer der heiligen Fahnen, ich ſprengte hinzu, der Fähndrich ſank, ich nahm ſie, und

drang auf den Kühnen ein. Die Knechte wichen von beiden Seiten, als wage keiner mit ihm den Kampf. Er faßte mich, ich ihn. Freigraf Emmerich! rief er; Kuno von Kyburg! rief ich: Schwertschlag auf Schwertschlag, laut klang's in der Enge. Nur leichthin schien er mich zu nehmen, und hieb noch neben mir nach meinen Knechten. Nie hat mich die Wuth so hoch gespannt; denn alles verträgt der Krieger vom Feinde, mit dem er gleiches Recht und gleiche Absicht hat, nur nicht Geringhaltung, nicht Verachtung, die ihn erbittert, und an sich selbst verzweifeln macht. Ich sah' ihn bluten, und immer focht' er kalt. Ist nur der Eber angeschossen, regt sich der Hunde Muth; sie sehn ihn wanken, und alle fallen über ihn: so meine Knechte, sie drangen auf den Blutenden, Wankenden. Mir jubelte das Herz, als ich ihn nach Hülfe rufen hörte, ihn den Rückweg suchen sah. Ein Zug Reiter drang durch, „nach der Ebene!" schrie plötzlich Kyburg, und mit junger Kraft drang er auf mich; diese Wunde empfing ich, er entriß uns die Fahne, ich wich, ich floh, und die Menge ergoß sich über die Ebene hin. — Darauf ward ich bei Sudenburg geschlagen, und der Graf von ihm gefangen. — —

Siegesmund. Wer will dem den Namen eines Helden streitig machen, der Euch besiegt? Ja! ich will zu ihm, fest beschlossen ist's, ich muß

den Kampf enden, ich — muß ihn in seiner Heimath wissen.

Geheimschreiber des Grafen. (tritt mit einer Schrift ein) Eine wichtige Schrift wird uns heimlich zugesandt, hier ist mehr als der Uebermuth im Spiel; einen langaussehenden Plan verräth mir diese Schrift. Im Namen des Kayſers tritt der Kühne auf, vor ganz Deutschland will er Gericht halten. Er klagt uns an, vor Gott, der Welt, vor allen Menschen. Den Tod seines Vaters erzählt er, den der Kayser freisprach, rühmt sich der Zerstörung des Ifflinger Gerichts, Vertrauen zu erwecken; verkündet den Sturz des Stuhls von Arnsberg, beschuldigt uns der ungeheuersten Verbrechen, will die Sache Gottes, der Kirche, des Kayſers, des Reichs, der Fürsten und der Menschen führen, droht Verfolgung allem, was uns anhängt, uns hegt. sey's geheim oder öffentlich; verweiset das Weltliche an der Fürsten Landgerichte und des Kayſers Kammergericht, das Geistliche an die Geistlichkeit und den heiligen Vater; scheint jedem Glauben, jeder Meinung das Wort zu sprechen, und weiß mit schlauer Kunst Fürsten und Geistlichkeit für seine Absicht zu gewinnen. Anhang fordert er. — Die Drohungen sind abscheulich. Leſet Herr Graf, die Schrift ist groß; eine Menge Ritter von unbekanntem Geschlechte stehn unterschrieben, voraus Kuno von Kyburg und die Seelbachs. Der Brief dabey sagt,

daß dieſe Schriften überall in großer Menge ausgeſtreut, daß die Pfaffen von Siegen Tag und Nacht mit den Räthen der Stadt daran geſchrieben hätten. Schon ſollen Freifrohne aufgefangen und gehenkt, und die Hehler hart beſtraft ſeyn.

Emmerich. Graf Sudenburg iſt doch nicht — — —

Siegesmund. (leſend) Du haſt Recht, Erdmund, hier liegt ein Plan verſteckt, und eine höhere Abſicht als die Rache des gereizten Jünglings. Der die Schrift ſchrieb, kennt unſere Schwäche, und hat den Saamen auf die fruchttragendſten Stellen geworfen. — (Der Geheimſchreiber geht ab.) Freigraf, ich fürchte, daß ich zu ſpät komme.

Emmerich. Nein! bei Gott! ich kann Euch nicht laſſen; einen Herold ſollt' ich den geächteten, den verlaufenen Straßenräubern ſchicken? dem Schimpfe meiner verlornen Schlachten das lezte Brandmahl vor meinen Brüdern und vor Deutſchland aufdrücken? — Nein! nein! ich kenne meine Pflicht, und wo die Pflicht ſchweigt, tritt ein wacher Ehrgeiz ein, der mir verbietet, dieſen Hetkenreitern, die das Schickſal zu einem Streiche herruft, die Hand zu bieten.

Siegesmund. Allein werd' ich gehen, niemand ſoll's erfahren, mit ihm will ich mich einverſtändigen; ich gebe ihm Freiheit, ſicheres Geleit. Vor dem Erzbiſchof will ich's verantworten, in ſeinem Namen ſteh' ich hier; ich darf beſtimmen,

wie weit die Pflicht gehe, weiter kann ich ihre Gränzen ſchieben, ſie enger ziehen. — Ja, der Bund leidet Gefahr. — Nicht weiſe wär's, die wilde Rotte von Freveln zu Freveln hinzureißen, ſie zu zwingen, unaufhaltſam auf der einmal betretenen Bahn fortzuſtreben, jeden Ausweg ihr zu ſperren, damit ſie zu ihrer ganzen Kraft ſich entwickele, indeß uns Verrath von allen Seiten umlauert. Glaubt Ihr, ich traute dem Greiſe Sungar in ſeiner Wildheit mehr glücklichen Erfolg zu, als Eurer beſonnenen Kraft? Wenn er auch ihn beſiegen ſollte! —

Erdmund. Auf die Großmuth dieſer Menſchen wollt Ihr es wagen, indeß ſie ohne Scheu in ihrem Lager Laſter auf Laſter üben, jede Sitte verhöhnen, jede Ordnung überſchreiten? Siegesmund, wohin treibt Euch Euer Vertrauen!

Siegesmund. Er iſt Gottfrieds Sohn; o! hättet Ihr den Mann gekannt! — — In dieſer Unternehmung finde ich den Sohn des edlen Deutſchen, der ſich der Unterdrückung, und käm' ſie auch vom Himmel, entgegenwarf. Freigraf! der Mann von kühnem freien Geiſte kann ſich auf fremde Bahn verirren, und vom falſchen Schimmer der Größe zum Böſen hingezogen werden. Sein innerer Beruf treibt ihn hin, allmächtig reißt's ihn fort; nur Thaten will er, große Thaten. Sein Weſen giebt ihm ein Recht, ſein geltend Recht, durch Trümmern ſich einen Weg zu bahnen, wo-

hin? iſt ihm ein Räthſel; vernichtend ſtürmt er zum Vernichten. — Ein ſolcher Mann will nur das Ungewöhnliche, ſeines Weſens Freiheit will er; doch das Gemeine, das Niedrige haßt er wie wir. Ihr verkennt den Menſchen, Euer blutiges Geſchäft hat ſeine ſchwarze Seite Euch gezeigt.

Emmerich. Stuhlherr! auch Ihr wollt mich falſchdeuten?

Siegesmund. Nein! nein! doch gehet überall von Eurem reinen guten Herzen aus. Ach! es verbreitet ſich das Gute raſch, und mit himmliſcher Gewalt umfaßt es des Andern Herz, und in ihm klingt plötzlich die gleichgeſtimmte Saite an; denn nur der Zufall und des Menſchen Lage ließ ſie lange unberührt. Nimm jeden beſſer, daß er beſſer werde; wie du ihn nimmſt, ſo wird er. Es ehrt der Menſch das Gute; halt ihn feſt, und gieb ihm Freiheit es zu wollen. — Der Bund thut nicht wohl, daß er den Frevler ſchnell auf der That erwürgt, und ſo dem Schickſal gebietend vorgreift, das auch des Laſters Krümmen dicht an den lichten Pfad des Rechts geleitet. — Der Bund thut nicht wohl, daß er in ſeiner Warnung dem Irrenden ein unauslöſchliches Brandmahl aufdrückt, ihn in ſeiner Brüder Mitte einſam und abgeſondert ſtellt, die Rückkehr ihm verſperrend. Ja Maximilian — — — doch ich muß fort!

Emmerich. (ihn haltend) Nehmt mich mit Euch, edler Greis!

Siegesmund. (im innern Kampfe) Freigraf! (ihn fixirend) ich hab' Euch ein Geheimniß zu vertrauen. —

IV.

(Freier Platz vor der Mühle am Arensbach.)

Die Ritter sind versammelt, nur Kuno von Kyburg fehlt. —

Steineck. Eure Rache scheint mir verzeihlich, doch vergeßt nie des Allgemeinen Beste; nur zu ihm reiße Euch Eure Leidenschaft hin!

Lebrecht. Streite nicht mehr mit ihm, Hauptmann; ich sehe dich lieber handeln, lieber trinken. Ein spitzig Ding ist's um Steinecks Verstand, immer soll er fein stechen und tief, und seine Zunge seyn, wie sein Verstand. Der deine, Hauptmann, liegt in deiner Hand, festhaltend ist er und breit; dein Räuber Lozen ist nicht viel besser. (Er trinkt) Was hilft es zu wissen, was uns zusammenbringt; ob Rachsucht den, den Seelbach die Noth, den Benno Müßiggang, die Freiheit zum Stehlen jenen, die Neuheit diesen, die Abentheuer meinen Nachbar? Genug, wir sind beisammen, und immer größer wird unsre Zahl, und immer lustiger wird's im Lager. Der Steineck hat Recht, er will des Ganzen Vortheil, denn keiner

sorgt wie er, daß immer Brod und Wein im Vorrath da sey. — Ich — —

Hugo von der Lohe. Dich hält der Wein an uns, und giebt zur rechten Zeit dir Muth. —

Lebrecht. Lacht nur, ich sag' es gern, ein freies lustiges Leben lieb' ich. Der Wein macht Muth, und Muth den Mann. Wenn ich nicht trinke, bin ich nüchtern an Leib und Seele, — bin ich nüchtern, bin ich bedächtlich, wäge Gutes und Böses, Schaden und Nutzen; dann fühle ich mich außer meiner Welt, und fürchte ein Leben zu verlieren, das mir so leicht zerbrechlich scheint. Ein frischer Trunk wirft mich aus dem fremden, brennenden, nüchternen Element, in das meinige zurück, und wie ein Fisch im klaren Bach taumle ich hin, taumle ich her, und tauche lustig das Haupt in den Sonnenstrahl auf. —

Beno. Wein zu trinken bist du unter uns, zu mehr nicht; im Streite scheinst du immer nüchtern.

Lebrecht. Das lügst du! nüchtern kämpf' ich gar nicht, bei Verstande ist mir die Rauferei verhaßt. Warum ich hier bin? die Wahrheit Euch zu sagen, dem Steineck zuzurufen, wenn er, wie des Kayfers erster Kanzler, mit Bedacht im Rathe der schnarchenden Ritter spricht: du spichst uns in den Schlaf, damit du wachsam scheinst! — (trinkt) Sagt mir doch, sind wir denn toll; ein Schaffen und Treiben ist's im Lager, als wollten

wir die Welt fortbewegen. Groß, mit gehob'ner Naſe, närriſch geht der gemeinſte Kerl, als hätt' er den Siegelring des heil'gen Salomo zu holen, zum Straßenraub. Von großen erhabenen Dingen wird geſprochen, den Scheitel tragen wir im Sonnenſtrahl, und ſtehen mit zerriſſenen Sohlen auf gemeiner Erde. Jeruſalem ſoll hier erobert werden; der Feldherr will Mont Barry ſeyn; Eberhard thut Richards Thaten; der Steineck will —

Hugo. Was willſt denn du ſeyn?

Lebrecht. Nichts will ich ſeyn, denn ich bin viel! Zum Stehlen geht es, und beim Aaſe ſammlen ſich die Reiher. — —

Steineck. Der Feldherr! er iſt finſter.

Eberhard. Die Zeit wird ihm vor dieſen Mauern lang.

Kuno. (kömmt) Sind die Geſandten aus der Stadt hier?

Hugo Seelbach. In der Mühle haben ſie ſich verborgen.

Kuno. Endlich will ich enden, mir wird's nicht länger wohl hier, ich habe noch vieles vor. In meiner Hütte iſt's todt und ledig; im Lager weilte ich gerne; dort im wilden bunten Getümmel fand ich Streben, Gedränge, Reiben, alle um eine Axe, nach einem Ziele, gleich nahe, gleich weit entfernt. — Dort fühle ich meine Kraft; das Leben, die Lebendigkeit erhebt mich,

und im Tumulte werde ich wieder mein. Doch habt Ihr's nicht bemerkt, es wanken Geſtalten im Lager umher, die nicht zu uns gehören; wie Fremdlinge gehn ſie, gezwungen, auflauernd, ſchüchtern, und drängen ſich in die Stimme der Menge und ihre Richtung. — Es ſoll nicht ſtill im Lager ſeyn! ich will's nicht! gebt mir Acht darauf! Freiheit ſoll im Lager herrſchen, und ſehn und hören will ich der Freiheit und der Freude Zeichen. Auch will ich mich aus der Mühle fortbegeben, mehr in die Mitte des Lagers; der Feldherr muß nicht einſam liegen, jeder muß ihm nahe ſeyn. — Ruft die Unterhandler der Stadt. —

(Die Abgeordneten der Stadt kommen.)

Der Unterhandlung bin ich müde, heute in der Nacht ſoll ſich die Stadt mir übergeben, der Feind rückt näher auf Huſten vor; morgen, noch ehe die Sonne eine Noth beſcheinen kann, laß ich ſtürmen und Pechkränze in die Mauern werfen. Nun kennt ihr meinen Willen, unabänderlich ſoll er ſeyn.

Die Abgeordneten. Der Freigraf drückt uns —

Kuno von Kyburg. Fort! fort! entſcheiden ſoll es endlich werden, für wen Ihr ſeyd, vergebens liegt Ihr auf der Lauer, auf welche Seite ſich das Schickſal wende. Geht und verlaßt mir ſchnell das Lager! —

(Die Abgeordneten gehen ab.)

Kuno. Denn dieſes Volk, das keinen Willen hat, das träge ſich mit der Noth bewegt, erkennt nichts gebietend über ſich, als ſeinen Vortheil und den Zwang. Hin und wieder ſchleicht es, hört hier und dort, und um zu wollen, muß die Gewalt es wollen machen. Wenn mir in dieſer Nacht die Thore nicht geöffnet werden, ſtürme ich morgen.

Knappe. Ein Ritter hält vor dem Lager, ein Greis; er kömmt aus der Stadt und will den Feldherrn allein ſprechen.

Kuno. Warum mich allein? In meiner Ritter Mitte wird er mich finden, hier nur kann er mit mir ſprechen. Scharf faßt mir jeden Lauernden ins Auge, ich ſag' Euch, es liegt ein Bubenſtück verborgen; ich ſah' es, ſie hatten vieles zu verhehlen, und gewaltſam zwangen ſie ſich, meinem Blicke zu entkommen, ſich ängſtlich um mich drängend.

(Graf Siegesmund von Waldern tritt in den Kreis.)

Siegesmund. Ihr ſeyd der Ritter Kuno von Ayburg?

Kuno. Was willſt du? was führt dich hier her?

Siegesmund. Ein heiliges Geſchäft. — Ich bin müde, gebt mir einen Stuhl. (Steineck ſtellt ihn dem Greiſe hin. —) Du biſt ausgezogen, den heiligen Gerichten Krieg zu bringen, hier und

auf der rothen Erde. Die Ermordung deines Vaters und dein rachsüchtiges Wesen treibt dich her, mit Kraft der Kraft zu trotzen. Die Unternehmung ist kühn, doch ist sie edel; denn öffentlich greifst du den Feind an, der dich heimlich überfiel, dich heimlich reizte, und im sichern Hinterhalt versteckt liegt. Dein Muth ist groß, nur die Uebermacht kann dich besiegen. Gerecht ist deine Klage, Recht soll dir werden; doch thöricht ist das Unternehmen, dir es selbst zu schaffen, und einer Macht zu trotzen, die dich rasch unterdrükken und mit dir dein Recht erdrücken kann. Drei tausend rüstige Streiter dringen auf dich ein, der Waffen sind sie kundig, erzogen im Gefecht. — Heimisch in diesem Lande, sind sie mit allem Vortheil dir überlegen; du bist ein Fremdling, allein, — denn thöricht baueſt du auf deinen Anhang, den Noth und Laster dir zutreibt.

(Zeichen des Unwillens unter den versammleten Rittern.)

Ein Bote des Friedens komme ich. Vergebung bring' ich dir und sicheres Geleit, wenn du rasch Westphalen verlassen und zu deinem Heerde wiederkehren willst. — Gerechtigkeit und Rache soll dir werden, das schwör' ich; denn deine Mörder sind entdeckt, die Obern des Bundes übernehmen selbst das Geschäft, und treue Kunde soll dir an dem Ausgang werden. — So kannst du rühmlich und sicher enden, —

Kuno. Wer bist du? —

Siegesmund. Ein Greis, der dich besser kennt, als du dich selbst kennst, den Achtung für die Quelle deiner raschen That, den Mitleid mit deiner unerfahrnen Jugend, den Liebe für deinen Vater, den die Gerechtigkeit zu dir geführt hat. Kühn ist deine That, des Mannes werth; doch ist schwindelnd die Bahn, und zu gefahrvoll für die Kraft des Einzelnen. Auch bist du ein Thalgeborner, ein bescheidnes Leben ist dir bestimmt, auf eine fremde Bahn, die deinem innern Wesen nicht zusteht, hat dich die Leidenschaft geworfen. Verläugne, betäube nicht dich selbst; ringe dich nicht aus den freundlichen Thälern, wohin dich dein besserer Geist zieht und bannet, gewaltsam zu einer Menschenhöhe, deren kalter lichter Himmel nicht der deine seyn soll. — Hier stehst du an der Gränze, ein einziger Schritt noch, und die Rückkehr ist auf immer dir versperrt; jenseits bist du nicht mehr dein, und das Schicksal reißt dich zu deinem Untergange fort.

Kuno. Was willst du? Begreif' ich deine Rede? — wer hat dich zu mir gesandt? — Doch reize mich nicht!

Siegesmund. Dein guter Engel sendet mich, am nahen Ziele deines Lebens dich freundlich abzuleiten, und beschirmend dich zurück zu führen. Denn ein innerer Zwang hält sträubend dein Selbst gefangen, und ein blindes Wollen

drängt dich unaufhaltsam fort. — Laß dich die falsche Hoffnung nicht blenden, in einem kühnen Abentheuer zu zerstören, was Jahrhunderte durch bestand, sich fest und fester gründete in den Glauben des Volks; was Furcht und Vorurtheil hält, und der Eigennutz von tausend Mächtigen umsponnen hat. — Was ein Geschlecht nicht kann, vermag ein Einziger nicht — die Zeit mit seiner Kraft zu überflügeln; denn sie allein zerstört das Erhabenste und Furchtbarste, doch nicht raschen Schritts; fest und geräuschlos auf unsichtbaren Wegen geht sie durch Jahrhunderte rastlos schaffend. — So weit ist's noch nicht, daß dich die Regung einer heftigen Leidenschaft zum Ziele führt, wohin nur Klugheit, Besonnenheit, eine stete Hinsicht auf tausend Umgebungen, und ein sonderbares Glücken den späten Enkel leiten wird. Geh in dein väterliches Erbe; werde der Unschuld und den Unterdrückten ein Schutz, wie es dein edler Vater war; dort wartet deiner ein bescheidnes, dir gemäßes Loos. Geh! weile nicht! mit dem Ruhme deiner Thaten schön geschmückt, kömmst du in die Heimath.

Kuno. Wer bist du? daß du so sicher, so vor mir in meiner Ritter Mitte sprechen darfst? — He, Knechte! —

Siegesmund. Graf Siegesmund von Waldern, Oberstuhlherr von Westphalen, ein Gesandter des Erzbischofs von Kölln. In meiner

ganzen Würde sprech' ich zu dir, zu Euch. Nun kannst du mir sicherer trauen; was ich verspreche, kann ich halten, denn alle Stühle des großen Bundes sind mir untergeben. — Du zauderst, die Hand zu nehmen, die sich dir offen darbietet? Eile, versäume den Augenblick nicht. Ach! bald wird es zu spät seyn, und die Pflicht macht deinen wärmsten Freund zu deinem strengsten Feinde. — Du blickst mich starr an; du kämpfest mit dir selbst. —

Kuno. He Knechte! — Knechte!

Siegesmund. Dein Vater Gottfried, ständ' er vor dir, er würde nicht anders sprechen; denk ich sey er —

Kuno. He Knechte, Knechte! —

(Knechte eilen herbei.)

Kuno. Bindet ihn. —

Siegesmund. Was hör ich? steh' ich vor Kuno von Kyburg, vor des edlen Gottfrieds Sohn? Wer wagt es die Hand an mich zu legen? Im Namen des Kayſers und des Herzogs von Westphalen stehe ich hier, Bann und Tod dem, der mich feindlich anregt. — Zurück ihr Buben! Glaubst du daß mein Arm für eine freye That zu schwach sey? — Kuno, Kuno, hat denn das Gelingen kleiner Wagstücke und ein falscher Schimmer des Glücks dir mit dem Verstande auch das Herz geraubt? — — Ich trete unter Euch, frei und offen, achte das Gerücht von Euren Schand-

thaten, und den gräuelvollen Auftritten dieſes Lagers nicht, — ſollten die Bubenſtücke deiner Knechte und des feilen Geſindels, das dir anhängt, nicht bloß die Noth ſchaffen, wär's dein Wille, beherrſchte dein Geiſt die Menge; dann, ja dann wär' ich im Glauben an die Tugend gewaltig irre. — Nein! es iſt nicht ſo, nur auf Augenblicke konnteſt du dich vergeſſen; ich begreif' es, daß ſich die Leidenſchaft fürchterlich regt, nun ſie im Kampfe mit der Vernunft und deinem beſſern unentſtellten Weſen erliegt. — Beſinne dich, Kuno. Ihr, ſeine Freunde, lehrt ihn ſein beſſeres Wohl bedenken, denn bei Gott! Ihr ſollt mir für ihn haften. — Nimm dieſe Hand, Jüngling, befeſtige die Ueberzeugung meines langen Lebens, daß Vertrauen auf Menſchenwerth nie irre führe. — Ja ſo iſt's. (er eilt zu ihm) Sohn Gottfrieds! (ſeine Hand faſſend) Sohn Gottfrieds! —

Eberhard. (ſpringt auf) Kuno!

Kuno. (ſteht auf) Fort, bindet ihn! —

Siegesmund. (zuckt ſein Schwert) Zurück! wer wagt es? (zu Eberhard) Graukopfiges Ungeheuer! (Eberhard zuckt das ſeine.)

Kuno Steineck. (ſpringt zwiſchen beide) Eure Schwerter fort, keiner wag' es, den Greis anzurühren. Du haſt in deinem Glauben an den Menſchen dich gewaltig geirrt. Feldherr, gieb ihn mir zum Gefangenen, ich hafte für ihn. —

Kuno von Kyburg. Du ſollſt mir für ihn Bürge ſeyn, mit deinem Leben.

Siegesmund. (tritt zurück, reißt ſeine Binde ab und winkt mit ihr gegen die Stadt; dann wirft er ſein Schwert vor Kuno hin.) In dieſem Augenblick eilen die Boten in alle Gegenden, dein Todesurtheil iſt geſprochen, und Recht und Macht wird dich beſiegen. Für große Thaten biſt du zu klein, ein Geſchöpf der Umſtände, ein wankelmüthiges zerbrechliches Werkzeug, vom Drange der Zeit geſchaffen, zum kurzen zweideutigen Kinderſpiele des Schickſals. Wie konnt' ich mit dir noch unterhandeln, ſo groß dich nehmen, da du dich ſo verächtlich giebſt? Ein feiger ſchwacher Böſewicht, von ſeiner Knechte toller Willkühr hin und her geworfen! Führt mich fort. (wiederkehrend) Sag' mir, wo habt ihr den Greis gelaſſen, den dein edler Vater ſo lange in ſeiner Burg verſteckt hielt?

Kuno von Kyburg. (ſich beſinnend) Ich kenne ihn nicht! —

Siegesmund. Das glaube ich, dies Kleinod durfte ſo ein Vater dieſem Sohn nicht anvertrauen. — (mit Steineck abgehend) Maximilian, wie vieles leid' ich ſo gerne um deinetwillen! — —

Kuno von Kyburg. Treibt mich ein innerer Zwang, den ich zum Schickſal über mich geſchaffen, unaufhaltſam fort, wohl! ſo will ich ihn feſter gründen, und ſchon jetzt die Rückkehr

unmöglich machen. Denn enden will ich und meinen Schwur erfüllen.

V.

(Die Herberge zu Tiefenweiler, am Abend deſſelben Tages.)

Ein Jüngling und die Wirthin von Tiefenweiler.

Wirthin. Der Koller ſteht Euch wohl, meinem Jüngſten ward er zu eng. An Allerheiligen trug er ihn zum leztenmale, die Mädchen von Arensberg ſchaueten fleißig beim Hochamte auf ihn.

Jüngling. Wo iſt Euer Sohn, er ſoll mich auf die rechte Straße in's Lager leiten?

Wirthin. Nach Köln habe ich ihn geſchickt, zu meines Vaters Bruder, da ſoll er die Wirthſchaft lernen, bis die gefährlichen Zeiten vorüber ſind. Die Knechte des Ritters, der vor Arensberg liegt — Landſchrecken nennt ihn die Gegend — ſprechen oft bei mir ein, wenn ſie von ihren Streifzügen kehren. Die haben ruchloſe Dinge geſprochen, und ihn werben und zwingen wollen mitzuziehn. Der Bube hat Gottesfurcht, aber es freuet ihn zu fluchen und zu läſtern, denn es wird ihm bald bänglich, bald ſtark dabei zu Muth, wie's die Jugend liebt.

Jüngling. Meinet ihr den Ritter, zu dem ich ziehe nach Arensberg?

Wirthin. Den mein' ich, den Landschrekken. Woher er kommt, weiß niemand; die Welt sagt, mit dem bösen Feinde steh' er im Bunde, und der Pater Guardian im Kloster drüben giebts nicht undeutlich zu merken, als könne die Sage wahr seyn. Gott sey mit uns! Sagt nichts im Lager, gar böse Leute sind es, und immer loben muß man sie in's Gesicht. — Ihr seyd ein feiner junger Bube, und wohl gar ein Junker, oder eines Grafen Reitersbube? die Märzsonne hat Euch die Haut gebleicht; der Koller ist nicht zu theuer gekauft, glaubt mir, und der Eurige sieht schmutzig und zerfetzt aus, als kämt ihr damit aus Rom von einer Betfahrt. — Bleibt die Nacht hier, am Morgen gehts sich frisch weg, es tagt früh, Ihr könnt zur guten Stunde in's Lager kommen. Hört nur, drüben sind wieder alle Tische voll, nicht genug kann ich herbei schleppen, sie verzehren viel und bezahlen gut, lassen mir auch manches Stück zukommen, wenn sie auf ihren Zügen einsprechen. — Ich muß fort; bleibt hier, wenn sie kommen, geht dort in's Kämmerlein, eine Thüre führt in den Krautgarten.

(Wirthin geht.)

Jüngling. Von seinem Ruhme ist die Gegend voll, durch Zerstörung hat er seine Bahn bezeichnet. — Lange, lange soll ich an mich halten,

ihm nur ferne ſtehen. — Wenn er mich lieb hat, gilt's einem Fremdlinge, nicht mir. Mein glühend Weſen ſoll ich verheimlichen, ſtill dulden, als gemeiner Knecht ihm dienen. — Wenn er einſt einſam ſteht, auf ſeiner Bahn ihm niemand folgen mag, wenn Alles von ihm abfällt, dicht vor dem Abgrund; — dann ſteh ich neben ihm, dann — dann — iſt er mein. Ja mein, und mit dem Himmel und der Hölle will ich um ihn ringen. (Geräuſch an der Thür.) Die Alte? — nein! Männerſtimmen, fort in die Kammer.

(Hirth mit drei Knechten treten ein.)

Hirth. Hier iſt's leer, nun laßt uns Alles noch einmal überſprechen, damit wir ſicher gehen, denn ſicher muß ich ſeyn. — Der Lohn iſt gut, die Unternehmung groß. — Mit meinen Gütern muß ich abziehen, wie geſagt, ganz frei, was ich verliere, muß mir die heilige Vehme erſetzen. — Zur dritten Nachtwache, wenn's im Lager ſtill wird, ſollen die Frohnen von mir ausgeſtellt werden. —

Erſter Frohn. Haltet nur die Ritter feſt.

Hirth. Nach Huſten auf der Höhe ſteht Steineck, der iſt uns weit entfernt; den Lebrecht, der mit mir die Wache hat, wird der Wein ſchon halten.

Zweiter Frohn. Den Kuno von Kyburg. —

Hirth. Stille! rauſcht's da nicht an der Thüre?

Erſter Frohn. Ihr ſeyd zu furchtſam.

Hirth. Behutſam bin ich. Der Kyburger liegt in der Mühle am Arensbach. Die Mühle will ich mit Frohnen beſetzen, damit kein Fremder zukomme. Drei friſche Eichenzweige ſollen die Loſung ſeyn, und jeder Freifrohn ſoll drei Zweige am Baret oder an der Mütze tragen. Ihr dringt ein. — Beeilt Euch.

Zweiter Frohn. Nur wenige Augenblicke bedürfen wir, und er ſchwimmt in ſeinem Blute.

Dritter Frohn. Dann ſoll die Mühle in Brand geſteckt werden, um die Verwirrung zu vermehren; indeß aus Arensberg Emmerich auf das Lager ausfällt, wird Steineck angegriffen.

Hirth. Recht ſo! ihn beſchäftigt; denn er iſt der Kopf der Menge. Das Meine habe ich hier in's Kloſter geſchafft, dahin begeb' ich mich. Wie ausgemacht, — meine Habe, Abſolution, ein Frohnamt, und dann auf künftiges Jahr den Ritterſchlag — Alles beſorgt! — Seyd fein behutſam, laßt keinen in die Mühle. Drei Eichenzweige am Haupte, drei Eichenzweige die Loſung. Aber — —

Erſter Frohn. Hier habt Ihr den Dolch, der Euch zum Frohn weihet.

Hirth. (den Dolch betrachtend) Hört — laßt von Eurem Unternehmen ab, ich kann nicht — —

Erſter Frohn. Sicher trifft der Dolch, den du in deiner Hand trägſt, auch wenn er gegen dich ſich kehrt! —

Hirth. Gewiß? —

Zweiter Frohn. Fort! —

Hirth. Ich bin gezwungen! Nun bin ich mit mir eins. — Muß ich nicht? — Gern laß' ich von der Noth mich leiten; alles deckt ſie, auch das Gewiſſen.

Zweiter Frohn. Haſt du nicht Muth, aus freier Wahl das Gute zu wollen?

Hirth. Das Böſe nicht. — Ich bin mir ſelber gern auf dem Reinen. Die Abſolution iſt ja auch mit im Kaufe.

Zweiter Frohn. Haltet nur Euren Eid feſt.

Dritter Frohn. In ſechs Stunden iſt Kyburg nicht mehr, und kein Heer mehr gegen uns in Weſtphalen.

Hirth. Daß nur Steineck beſchäftigt wird, ihn fürcht' ich allein im ganzen Lager, ſein ſchlauer Blick durchſpäht alle Winkel.

Zweiter Frohn. Wenn die Mühle brennt, wird er angegriffen.

Hirth. Drei Eichenzweige, um Mitternacht, die Arensbacher Mühle. — Fort! fort in's Lager! (Sie eilen ab.)

Jüngling. (aus der Kammer) Verrath! ſein Leben gilt's. — He, Mutter! — Ruhig, ruhig,

ſie reiten erſt fort. — Wenn ich zu ſpät käme! ihn blutend fände! ſterbend! — Nein! nein! mit dem Winde flieg' ich hin, ich rette ihn! — Ruft mich das Schickſal her für ihn zum ſchützenden Geiſt? O Dank! Dank dir! ich bin nicht verſtoſſen, wieder aufgenommen bin ich, und eine ausgeſöhnte Vorſicht waltet liebend über mir. Durch eine gute That kann ich die ſchwarze That vergüten, wieder beſſer werden, und die Liebe, die mich zum Teufel weihte, führt mich engelrein in ſeinen Arm zurück. —

(Die Wirthin tritt ein.)

Mutter! noch heute, jezt muß ich in's Lager; gebt mir einen Boten, wenn Ihr kein Pferd habt.

Wirthin. Kein Pferd iſt im ganzen Weiler, die Leute des Landſchrecken haben das Vieh weggetrieben, und fünf Stunden ſind es bis Arensberg.

Jüngling. Kennt Ihr die Mühle am Arensbach? —

Wirthin. Eine halbe Stunde vorher liegt ſie; wenn Ihr den Waldweg einſchlagt, kommt Ihr dicht vorbei.

Jüngling. Kann ich noch vor Mitternacht dort ſeyn?

Wirthin. Der Abend iſt da, die Veſper lautet, — ſchwerlich. Bleibt immer hier, die Nacht iſt niemandes Freund, die Wege ſind un-

ſicher. Morgen ſoll Euch des Köhlers Bube auf die rechte Straße leiten.

Jüngling. (nimmt eine Kette hervor) Mutter! führt mich auf die rechte Straße; dieſe Kette gebe ich Euch, ſie iſt das lezte was ich habe.

Wirthin. Ei! eine feine ſchöne Kette! koſtbar! die heilige Jungfrau trägt ſie ſo am Reinigungstage, ſchier gülden. —

Jüngling. Um Gottes und aller Heiligen willen! eilet, ſonſt muß ich ſelbſt die Straße ſuchen.

Wirthin. Fein geduldig lieber Junker; das Haus will ich erſt verſchließen, die Zeiten ſind böſe, böſe die Menſchen. — Die Kette ſoll mein ſeyn? — nichts wollt Ihr darauf heraus haben? —

Jüngling. Nichts, nichts, kommt nur. —

Wirthin. Den Bergbuckel will ich Euch hinauf führen und auf den Waldweg leiten. Geradeaus geht's durch den Wald, bis zum heiligen Kreuz auf der Höhe, dann ſeht Ihr die Ruhr im Lettengrunde hervorſchimmern, da geht Ihr gerade darauf zu; lauft Ihr raſch, könnt Ihr in vier Stunden da ſeyn. Wenn Ihr vom Berge kommt, liegt links um die Ecke Arensberg, und rechts hört Ihr die Bachmühle rauſchen. — Grüßt die Müllerin, von der Anne aus der Herberge von Tiefenweiler; wir ſind zuſammen bei den

Kapuzinern beten gegangen, und haben nach einem Mann gefreiet. —

VI.

(Lager vor Arensberg. Kuno Steinecks Hütte.)

Kuno Steineck und Siegesmund von Waldern.

Steineck. Ihr verkennet ihn, habt ihn nie gekannt. Im Glück kann er sich nicht finden, unbehaglich ist ihm die Ruhe; in der Gefahr ist er sein. Blutdurstige Bilder halten ihn gefangen, und wie ein böser Geist verfolgt ihn Eberhard. Vom Schicksal ist er glücklich ausgewählt für diese Unternehmung, denn nichts kann ihn zurückhalten; eine niegefühlte Leere in seinem Innern reißt ihn fort, von That zu That. Die Liebe zum Ruhm und zur Unsterblichkeit wird die Rachsucht bald verdrängen; und wenn er nach der Menge Beifall geizt, gehört er den Menschen wieder zu.

Siegesmund. Wie kann das Gute aufkommen unter diesen Menschen? wie durch sie die größte That gelingen? —

Steineck. Nur durch sie, — denn abgesondert sind wir von der Welt, und bilden unsre eigne Welt. Was von dem Gefühl der Freiheit und seiner Kraft hingerissen und überwältigt ward,

dem Vorurtheile Hohn sprach, vom Herkommen, Gewohnheit und der Ordnung sich losriß, und hier sich selbst verwies, dort ausgestoßen ward; schloß sich an uns, und bietet uns die Hand. Jeder will die Rechte seiner Natur geltend machen, zertrümmern wollen alle die alten Formen, die sie zu Boden drückten, neugestalten, umschaffen, und ihre Schöpferkraft verherrlichend, zur Menschlichkeit als Sieger wiederkehren. Bei diesem Drang der Kräfte, der Leidenschaften, die um einen Punkt sich drehen: Freiheit, die auf einem Wege streben und fortgerissen werden: Vernichtung, — wer kann uns widerstehen?

Siegesmund. Jüngling! Jüngling! auch du wirst vom Wahn der Menge festgehalten, und billigst meinen Vorschlag nicht? —

Steineck. Euer Vorschlag, Graf, so gut er schien, so edel die Gründe seyn mögen, die Euch für ihn bestimmen, er war dem Feldherrn nicht heilsam, auch nicht zum Frieden der Einzelnen. Doch möge es seyn, so will es das allgemeine Beste anders, und hätte er [illegible] und hätten sie gewankt, mit meiner Macht lehnte ich mich dagegen. Falle er, und mögen wir alle unterliegen, hier will ein höheres Gesetz, daß wir uns selbst vergessend vorwärts streben. Denn erst in unserer Niederlage, ich ahn' es, werdet Ihr besiegt seyn. Erschüttert, aus seinem sichern Grunde gehoben, stürzt das schwankende Gebäude im schwächern Sturme der

Zeit. Die That ist unser, wenn auch die Nachwelt uns vergißt, und die unsrige unter ihre große Thaten zählt. Ja! wir leben in der That, der Seegen wirkt von Ring zu Ring der großen Kette, das kommende Geschlecht läßt ihn als Erbtheil dem folgenden, der freie Enkel staunt beglückt der kühnen Unternehmung, wenn keine Kunde unsern Namen weiß. Doch weiter, immer weiter schließen sich die Kreise, Geschlechte an Geschlechte, und von tausend großen erhabenen Thaten der kommenden Jahrhunderte liegt diese einzige, unsere That, im Mittelpunkt. —

Siegesmund. O diese Träumereien! —

Steineck. Sie sind das Edelste, was das Gemüth des Jünglings erfüllen und bewegen darf. Ich achte dich hoch, ich liebe dich, es zog mich Etwas zu dir hin, als ich dich sah. Doch laß das Schicksal und uns. Es tadelt oft ein Mann den andern thörich, daß er dem Schicksal vorzugreifen wage; dem er all ein unwissend durch ungerechten Tadel widerstrebt. Doch reißt der Strom ihn selbst, in dem Geschäft, den andern aus ihm zu retten, unaufhaltsam fort.

Siegesmund. Ihr bauet auf des Kayſers Beifall, und des Kayſers Macht besteht allein durch uns in Deutschland. Die mächt'gen Stände des Reichs drängen wir zu ihm, bei ihm suchen sie Schutz vor seinen heimlichen Gerichten. Nimm den Zwang hinweg, zerstöre uns, — und der Kay-

ser wird im Reiche zum Spielzeug seiner mächtigen Vasallen. —

Steineck. Die Fürsten schützen uns, Ihr habt die Kayser selbst verlezt und strebt nach eigner Herrschaft. Doch wir wollen abbrechen, die Mitternacht trennt uns, Eure Wachen erwarten Euch. Ich wandle fort auf meiner Bahn, bedachtsam und rasch; so denke ich zu enden. Die Liebe zu meinem Bruder Lohe, ein alter Haß gegen Euren Bund, der früh sich bei mir einfand, haben mich bestimmt, bis die Vernunft die Unternehmung lieb gewann; auch Neigung für den Kyburg, dessen Vater ich kannte und liebte. Er forschte einst nach meinem unbekannten Geschlecht mit Aengstlichkeit, und weckte die Träume meiner Kindheit.

Siegesmund. Gottfried von Kyburg forschte nach Eurem unbekannten Geschlecht? — Kennt Ihr Euren Vater nicht? —

Steineck. Meinen Vater hab' ich nie gesehn, der Mutter denk' ich noch; denn tief im Herzen bewahr' ich ihr Bild. Ein Knecht des alten Seelbach, auf der Jagd verirrt, fand mich, trug mich zu seinem Herrn, und hier ward ich dem Sohne gleich erzogen und geliebt.

Siegesmund. Ihr habt nie nachgeforscht? Erzählt mir, ich bitte Euch. Im Lager wird's stille, und ich bleibe hier lieber als unter den rauhen Knechten.

Steineck. Nun ſind es zwei und zwanzig Jahre, als mich jener Knecht des alten Seelbach an einem Felſen ſchlafend fand, der in der Gegend die Steineck heißt. Von ihm bekam ich meinen Namen. Nur ſo viel rufe ich mir zurück, daß ich am Buſen meiner Mutter lag. Drei Jahre mocht' ich alt ſeyn. Flammen ſah' ich — ſchwarze Männer — meine Mutter hört' ich ſchreien, mir war es, als hätte mich ein ſolcher Mann gefaßt, als wär' ich geflohn. — Ein Traum ſcheint es mir, ich zweifle oft an ſeiner Wahrheit. Doch hat man mir geſagt, ich hätte als Kind viel von Feuer, von ſchwarzen Männern geſprochen. — Mit leichtem Sinne lebt' ich meine Kindheit; Seelbach war mir Vater und Hugo mein Bruder. Als ich Jüngling ward, erzählten mir die Knechte, wie ich gefunden ſey. Der alte Vater forſchte vergebens nach meinem Geſchlechte, und verwies mich auf Zeit und Zufall. Doch plötzlich regte ſich in mir ein ſtarkes Sehnen. Das Bild von meiner Mutter, das lang' im unbeſorgten Herzen ſchlummerte, trat lebhaft vor mich. Ich ſuchte ſie überall, ich forſchte in der Gegend nach zerſtörten Burgen, nach ausgeſtorbenen Geſchlechten, nie ward mir auch ein ſchwacher Strahl der Hoffnung, das Dunkel zu erhellen. Die Sehnſucht und das Räthſel meines Stammes riß mich zu Schwärmereien hin. In allen zertrümmerten Burgen des Gaues ſuchte ich die Ueberreſte meines

Stammhauses zu finden. Am liebsten wollt' ich an der Steineck, nach allen Richtungen ging ich von ihr aus, ob ich nicht endlich mich wiederfände. Bei diesem Sehnen und Suchen war's mir immer, als wenn sich zwei Gestalten, Vater und Mutter, liebend durch den Wald bewegten, bald mir folgten, bald mich zu sich winkten. Ein süßer Schauer, sie zu finden, faßte mich, wenn ich um eine Waldspitze bog, wenn ich unwillkürlich in ein heiliges Eichendunkel trat. Oft am Abend, nach langem Umherirren, öffnete sich der Wald vor meinen Blicken in eine Freie, und in der Abendglut stand ein Hügel mit Trümmern. Ueberrascht, gefesselt blieb ich stehen und traute meinen Blikken nicht; die Flammen schlugen auf, es stürzten die Pfeiler ein, die hohen Thürme nach, um mich klangs und ring's bewegten sich die Wälder, Gestalten fuhren in den Flammen hin und wieder, ein ängstlich Rufen schallte durch das Thal, und eine hehre, große, mütterliche Gestalt schwebt von der Höhe nieder, immer näher und näher kam sie. — — Wenn ein einsamer Mann durch das Gebüsch hervor brach, glaubt' ich's wahr; ich sah ihn kommen, hörte seine Tritte, doch langsam ging er vorüber, und achtete nicht meines schüchternen Grußes, sah mich kalt und befremdend an. — Weg war das Bild, die Flammen erloschen, nur die Nebel zogen um die verlassenen Trümmern. — Vater Seelbach ließ mich belauschen. Grau-

ſam verbot er, daß ich ferner die Steineck beſuchen ſolle. Die ritterliche Beſchäftigung riß mich von meinen Träumereien los; doch habe ich alle alte Schriften bei den Mönchen unſeres Gaues aufgeſucht und nachgeforſcht. — Die Zeit hat endlich meinen Schmerz geheilt. Das Herz ward von ernſtern Dingen erfüllt. So lebt' ich, bis im verfloſſenen Jahre Gottfried von Kyburg bei uns einſprach; auf ſeiner Reiſe nach Wevelsburg war's., Er forſchte ängſtlich nach meinem Geſchlechte, und als er fortging, ſchloß er mich in ſeine Arme, und rief bedeutend: „O laß nicht nach, dein Geſchlecht auszuforſchen! Hier ruht ein Dunkel, nur eines Lichtſtrahls bedarfs, um tauſend geheime heiße Wünſche zu erfüllen."

Steinecks Knappe. (tritt raſch ein) Die Wachen auf der Höhe wollen durch die Nacht ein Geräuſch hören, wie das Herannahen vieler Reiter. Nichts bemerkt man im Mondlicht, doch ſcheint es von Huſten herzukommen.

Steineck. Ich werde ſelbſt nachſehen. — Wache! führe den Grafen in ſeine Hütte. Ihr werdet meinem Zuge folgen wenn wir aufbrechen.

Graf. (in Bewegung) O laß nicht nach, dein Geſchlecht auszuforſchen! (ihn umarmend) Hier ruht ein Dunkel; nur eines Lichtſtrahls bedarfs, und tauſend geheime heiße Wünſche ſind erfüllt.

VII.

(Mühle an der Arensbach. Dritte Nachtwache.)

Kuno von Kyburg liegt ſchlafend auf ſeinem Lager, vom Monde beſchienen, um ihn ſeine Rüſtung zerſtreut, ein gefälliger Traum ſchwebt über ſeinen Mienen. Zwei Knechte treten, mit Dolchen bewaffnet, langſam in die Thüre — Kuno regt ſich, die Mörder bleiben im Schatten lauſchend ſtehen.

Kuno. (halb erwacht) Liebliche Geſtalt! o! — bleibe —

(Die Knechte winken einander zur Ruhe. —)

Kuno. Wohin mich führen? — Klein iſt die Hütte — —

(Pauſe. Die Knechte lauſchen.)

Kuno. (unruhig) Wer der Mörder? —

(Die Knechte deuten zitternd.)

Kuno. Ich laſſe dich nicht — — (er verſinkt in ſeinen Traum.)

Erſter Knecht. Er ſchläft.

Zweiter Knecht. Stille!

Erſter Knecht. Jetzt?

Zweiter Knecht. Jetzt!

Erſter Knecht. Geräuſch? —

Zweiter Knecht. Vor der Mühle!

Erſter Knecht. Jetzt? —

Zweiter Knecht. Jetzt!

„Kuno von Kyburg! Kuno von Kyburg!“ ſchallte es vor der Mühle. Die Frohnen beben erſchrocken vom Lager zurück. — Kuno regt ſich. — Die Mörder zucken die Dolche über ihn. — Der Jüngling von Tiefenweiler ſtürzt in die Mühle. „Kuno von Kyburg! erwache! Verrath! Mord!“ Die Frohnen wenden ſich verzweifelnd mit ihren Dolchen nach ihm. Kuno erwacht und ſpringt vom Lager auf. Hinter dem Jünglinge drängt ſich ein Haufe vor. „Verrath! Verrath! Drei Eichenzweige!

Der Jüngling ſtürzt vor dem erſtaunten Feldherrn hin. „Vehmfrohnen! — Mörder!“ ruft er —

Erſter Frohn. Ihr Frohnen, im Namen der rechtwiſſenden heiligen Acht ſtoßt ſie nieder!

(Die Menge mit Eichenzweigen bezeichnet, dringt auf beide ein. Kuno ſchlägt heftig um ſich, über den Jüngling gebeugt. —

Halbnackt ſtürzt Eberhard mit Knechten in die Mühle. — Rauch und Dampf erfüllt den Kampfplatz. Die Mörder kämpfen im Dunkel mit dem vordringenden Eberhard. Flammen ſchlagen auf und erhellen den blutigen Schauplatz. Die Frohnen fliehen.)

Eberhard. Bindet mir den dort — Feldherr, du biſt gerettet! — Hier dieſen reißt fort! — (auf den Jüngling deutend)

Kuno. Er war mein Engel, keiner lege die Hand an ihn. —

Eberhard. Fort! fort! die Mühle steht in Flammen.

VIII.

(Vor der brennenden Mühle.)

Der Müller sucht sich, die Seinigen, und einen Theil seiner Habe zu retten. Verwirrung und Tumult überall. — Die Frohnen liegen gebunden auf dem Platz. Eberhard sprengt mit einem Zuge Reiter dem Steineck zur Hülfe; ein anderer Theil zieht stürmend gegen die Stadt. Von allen Seiten Aufruhr und kriegerische Thätigkeit. Kuno von Kyburg sitzt zu Pferde, an seiner Seite reitet der Jüngling von Tiefenweiler.

Kuno. (zum Eberhard) Habt Ihr den Feind zurückgeworfen, so dringt von der Mitternachtseite auf die Stadt ein. — (zum Jüngling) Fleury ist dein Name, Jüngling?

Jüngling. Fleury, aus dem Flamland komme ich her. Das Gerücht von deinen Thaten rief mich.

Kuno. Daß mir nach der Mühle hin alles rein gehalten werde! — Der Freigraf ist übel

aufgenommen. (zu Fleury) Und haſt mich ſo bald gefunden, lieber Schutzgeiſt? —

Fleury. Ich eilte nach Dortmund, dort beſtimmte dich das Gerücht. Ich fand viele Schaaren, die kannten deinen Namen, und zogen auch dahin. Sie waren Ketzer, von allen Enden der Welt zuſammengelaufen.

Kuno. Die Stadt iſt weg, — (zu einem Knechte) ſie ſollen plündern, wenn ſie mir das Bergſchloß ſtürmen und den Freigrafen fangen. — —

Ein Ritter. An der Nordſeite der Stadt ſchlagen Flammen auf.

Kuno. Dann hat Steineck geſiegt. — —

Ein anderer Ritter. (kömmt) Der Feind hat bei Zeiten die Vernichtung ſeines Planes geahnet, ſich zurückgezogen; aber Emmerich Stade ſich durchgeſchlagen und an den fliehenden Feind gezogen.

Kuno. Immer falle ſo wie heute jeder Verrath und jede Gefahr doppelt auf den Feind zurück. — Den ſchönen Sieg dieſer Nacht verdanke ich dir Fleury, auch mein Leben, auch das Leben meiner Ritter und Knechte. — — Was willſt du, daß ich dir thun ſoll? —

Fleury. Mich bei Euch behalten immer, als Euren leibeigenen Rittersbuben; Euch will ich bedienen, für Euch leben.

Kuno. Ja, mein Traum ſagt Wahrheit. Fleury, du biſt mein Engel, du ſollſt bei mir

bleiben, wie meinen Schutzgeist will ich dich lieben. — Auf! auf! dem Feinde nach gen Unna.

IX.

Raschen Schrittes drang Kuno von Kyburg auf Unna vor. — Die Schaaren von Neheim gingen über die Möhne nach Werl zurück, und setzten sich dort fest. Emmerich wollte hier den Feind erwarten und aufhalten, um den Freigrafen von der Sungar und den Stühlen von Paderborn, Lippe und der rothen Erde, Raum und Zeit zur Rüstung und zum Vordringen zu erhalten. Denn die Dortmunder Unruhen verhinderten den Grafen von Sungar, schnell auf Unna vorzudringen. Die Stadt war den heimlichen Gerichten nicht geneigt, in ihrem Staate bildeten sie einen andern, der sie unterdrücken konnte; denn sie hegten den furchtbarsten Stuhl der rothen Erde und Deutschlands. Nichts war den Richtern dieses Gerichts zu hoch und zu heilig, ihre furchtbare Macht erstreckte sich über die ganze Kette des Bundes. Der Dortmunder Freistuhl war der Mittelpunkt aller wichtigen Unternehmungen, die den Bund in der Geschichte der Zeiten verherrlichten. Wilhelm von der Sungar, Freigraf zu Dortmund und Waltorf, hatte in den Jahren seiner Jugend die Reichsfürsten zittern gemacht, und die Macht des Stuhls vor

Deutschland erhoben. Er war es, der selbst den Kayser Friedrich und seinen Rath Ulrich von Passau auf Leib und Ehre vor's Gericht lud. — Hatte auch das rege Feuer der Jugend den Greis verlassen; so war ihm doch das Gefühl seiner Furchtbarkeit geblieben, und jener unbezwingliche Trotz und Eifer, wenn es die Erhaltung einer Sache galt, deren Uebergewicht in Deutschland sein Ehrgeiz geschaffen hatte. — Die Stadt Dortmund und der schwache Graf Johann von Schenk *), der kaum den kleinen Ueberrest der ehemals so mächtigen Grafschaft Dortmund sich zu erhalten wußte, seufzten unter Sungars Druck und ganz Westphalen fürchtete ihn. — Aber die Gemüthe der Bürger, vom Geiste der Zeit entbrannt, fühlten den Druck stärker, nur die Gewalt hielt sie unter ihm; bis Unzufriedenheit sich von allen Seiten laut äußerte, und ein Wahn von Freiheit stark gegen die Schranken drängte, die das Vorurtheil der Vorzeit zog, gründete, und wie die Gränze der Natur selbst heilig hielt. — Gegen verjährten Wahn ringt immer nur der Wahn; die Wahrheit ist der Gewinn bescheidner Forschungen. — Sungar fand in seinen Rüstungen Widerstand, und überall geheime Neigung für die Sache des Feindes. Sein Ehrgeiz

*) Graf Johann von Schenk besaß zulezt den lezten Rest der ehemals so mächtigen Grafschaft Dortmund; nach Johannes Tode bemeisterte sich die Stadt desselben.

ließ ihn nichts achten, auf nichts Rücksicht nehmen. Der Kreis, in dem sich seine lange Thätigkeit gedreht hatte, war unvermerkt um ihn eingeengt, und außer ihm war Alles anders in dem Gange der Zeit gestaltet. — Nach Dortmund strömten die Schaaren der Freiheitsbrüder, der Streiter für Wahrheit und Recht, und er beschloß, rasch gegen Unna aufzubrechen, den Feind dort zu vernichten, und dann sich und den Bund an Stadt und Land zu rächen. — Doch wenn auch rasch, war er doch nicht minder schlau, bedächtlich und im Kampfe unbezwinglich. Er schickte Boten nach Soest; — wohin die Stühle von Paderborn, Osnabrück, und längs der Ober-Lippe ihre Macht versammelten, — und befahl dem Freigrafen Emmerich, sich zu halten, so lange er nur vermöchte.

Freigraf Stade hielt sich vor Werl; aber Tapferkeit und Klugheit erlag der Uebermacht, und nur mit Mühe ward Stade nicht ganz von Unna abgeschnitten. Die Besonnenheit, die ihn auf dem Zurückzuge von Siegen bis Arensberg begleitet hatte, leitete ihn auch jezt, und jeden Schritt machte er den Verbündeten streitig. — Er warf sich in Unna, als eben Sungar's Vortrapp daselbst anlangte.

Sungar erwartete die Hülfe von Soest in den Rücken des Feindes, und vermied darum jede Feldschlacht. Kuno gab seinem Heere ein Lager und Rasttage; um neue Kraft zum nahen entscheidenden

Siege zu ſammlen. — Seine Ungeduld ſtieg; der Greis Sungar bewegte ſich nicht aus ſeiner Stellung, indeß er durch kleine Streifereien die Aufmerkſamkeit der Verbündeten immer feſt zu halten wußte. An einem Nachmittage, als Kuno alle Anſtalten zum Angriffe des Feindes machte, kam die ganze Stellung des Freigrafen in Bewegung, und Sungar zog ſich langſam nach Dortmund zurück. Emmerich blieb in der Stadt. — —

„Will ſich dieſer Emmerich mir immer in den Weg ſtellen?“ rief Kuno, und führte die Schaaren ſelbſt gegen die Mauern. Sie wurden erſtiegen, Unna geplündert, die Sitze der heimlichen Gerichte zerſtört. Steineck rettete mit Mühe die Blut- und Ladungsbücher. Unter den Erſchlagenen war der Freigraf Emmerich Stade. Siegesmund von Waldern bewirkte kaum für ſeinen Freund ein halb ehrliches Grab.

Sungar drang, nach der Einnahme von Unna durch die Verbündeten, wieder vor; aber er breitete ſich nach der Höhe von Südkamen aus, ſein rechter Flügel deckte Dortmund.

„Der Greis wird mir ein Räthſel; ſonſt immer entſchieden und raſch, ſchwankt er jetzt in zweideutigen Stellungen, und ſcheint von Furcht ergriffen!“ ſagte Hugo hinter Unna, auf dem Wege nach Südkamen, zu ſeinem Steineck.

Steineck. Wir haben den Feind zwiſchen zweien Feuern. In Unna fand ich einen Dort-

munder, er gab mir wichtige Kunde. Die Unruhen der Städter riefen den Freigrafen zurück. — Die Ketzer haben ſich drinnen laut gegen die heilige Vehme erklärt, ein Greis iſt ihr Apoſtel; ſie nennen ihn den heiligen Mar, und tragen ihn jauchzend überall auf ihren Schultern in die Thore der Städte. Die Schaaren ſollen bewaffnet ſeyn, und Sungar im Rücken bedrohen.

Hugo. So finden wir in Dortmund gute Stätte. Valet Steineck! — —

Steineck. Gott mit dir gegen die Höhen! ich dringe nach dem Strome hinab. In Dortmund ſehen wir uns. —

Beide Heere ſtanden gegen über. Kuno hatte den Angriff erwartet; er kam nicht. „Morgen, morgen jage ich ſie von einander; kommende Nacht trinken wir der Städter Wein im Königshof! *)“ rief Kuno von Kyburg im Ritter-Rathe, und warf ſich auf's Lager, das ihm ſeine Knechte in ihre Mitte bereitet hatten.

In der Nacht beunruhigte Sungar nach ſeiner Weiſe die Kyburger, aber ſtärker und anhaltender als je. Ihre Reiter mußten aufſitzen, die Schützen ihre Rotten bilden; die Verbündeten erwarteten den Morgen um die Schlacht anzufangen. Aber kaum grauete der Tag, als Freigraf

*) Die vorgebliche Wohnung Karl's des Großen in der freien Reichsſtadt Dortmund.

Wilhelm sie in allen Punkten angriff. Von der Lippe her hatte er über Kamen Verstärkung erhalten, und drängte von der Höhe auf Seelbach und Beno ein.

„Der Freigraf Sungar ist kecker als ich glaubte, die Noth jägt ihn mir in's Schwert!“ sagte Kuno; als ihm Fleury seinen Gaul vorführte.

„Vielleicht seyd Ihr jezt in die Falle gelockt;“ antwortete ihm der schlaue Knappe.

Kuno. Du bist zu besorgt um mich. — Wohl auf! nun geht's zur Schlacht; doch folge mir nicht wieder überall, du bist zu schwach, zu zart.

X.

Als die Sonne über den Fichtenwald, der Sungar's Rücken deckte, in den Halbkessel der Berge trat, in dem sich die Verbündeten ausgebreitet hatten; waren die Streiter schon auf allen Seiten handgemein. Die Wolken auf den Terrassen der Berge schwebten zitternd und tropfend in den wilden Aufruhr nieder; die Luft erklang vom lauten Getümmel; Staub und Dampf stieg empor, und des Greises Allgegenwart und das Gefühl des Rechts, trieb hier die Dortmunder allgewaltig gegen den Uebermuth und das Gefühl

der Unbesiegbarkeit, das dort den kühnen Streiter unbesiegbar machte. — Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt, als die Sonne ihren höchsten Stand erreichte. Die Verbündeten waren zu weit auf die Höhen von Kamen vorgedrungen, indeß auch der linke Flügel ihrer Macht von Unna gewichen, gegen den Strom drängte. Plötzlich hielt Sungar, und schien zum Rückzuge seine Schaaren zusammen zu ziehen. Die Verbündeten staunten; überraschend kam ihnen die schnelle Wendung; denn die Wage des Schicksals hing gleichschwebend über beiden Heeren; der Kampf sollte erst beginnen. „Sie sind menschlicher als wir," — rief Lebrecht; — „die Sonne ist in den Bergkessel herabgestürzt uns alle zu verbrennen. — Sie wollen ausschnaufen; vor Rauch und Staub erkenne ich den Feind kaum." —

Steineck und Eberhard sandten einen Eilboten, mit der Botschaft: In der Nacht sey ein furchtbares Heer über Werl nach Unna vorgerückt, habe die Stadt weggenommen, und dringe ihnen in den Rücken.

In demselben Augenblicke schmetterten alle Heerestrompeten der Feinde, und Sungar brach mit neuer Kraft, und wilder in das Herz der Schlachtordnung Kuno's.

Die Verzweiflung kämpfte mit der Verzweiflung.

Kuno sahe sich bald von Seelbach und Beno abgeschnitten. Beno fiel. Hugo ward mit Wunden bedeckt von dem Schlachtfelde getragen. Lebrecht warf sich fliehend in den Weiler Südkamen. Steineck drängte auf Eberhard; beide stürzten noch einmal auf die Soester; Graf Johann von Wevelsburg führte sie. — Eberhard hatte die Besinnung verloren, sein Kampf ward zum gränzenlosen Wüthen Graf Johann von Wevelsburg schlug ihn zum fünftenmale zurück. Kuno von Kyburg hielt sich immer noch gegen den Freigrafen Wilhelm, bis der linke Flügel auf ihn geworfen ward. Nun bahnte er sich den Weg durch Sungar's Schaaren, und drängte auf die Höhen von Kamen. Eberhard und Steineck folgten ihm.

Die Sonnenuhr am Dortmunder Dom zeigte die ellfte Stunde, als die Greise von Wevelsburg und von der Sungar sich auf dem Schlachtfelde, unter dem Schmettern der Siegestrompeten umarmten. — Der brennende Weiler Südkamen deckte Kuno von Kyburgs Flucht. —

Die Macht der Verbündeten war auf einem Schlage zernichtet.

XI.

(Lager der Verbündeten, hinter der Stadt Kamen nach der Lippe. — Versammlung der Ritter.)

Eberhard. (zu Lebrecht) Schweig, schweig! du gabst die Losung zur Flucht. — Auch Steineck hat mich mit sich fortgerissen. Aber ich kenne dies: daß einer den andern zur Flucht bewegt, damit auch seine Flucht entschuldigt werde. — Jezt wär' ich unter den Erschlagenen, und hätte den Schimpf nie erlebt — jezt — —

Kuno. Verzagst du? — Wir haben dreihundert Mann gerettet, mehr als wir gebrauchen. — Wir sind geschlagen; der Weg der Grös zur Unsterblichkeit soll nicht unser Weg seyn; mich und dich bindet eine Pflicht, die wir im blinden Wollen unserer thatendürstigen Seele vergessen haben. — Wohin sollte dies Alles führen? — will ich ein Land erobern? für den Glauben kämpfen? — Ist's uns nicht aus dem Gedächtnisse gekommen: daß Wevelsburg noch da ist. — Ja! ich fühle es, er ist noch da. Ihn suchte ich, diesen Einzigen, der mich mit einem Streiche von meiner schwindelnden Höhe hinab warf.

Eberhard. Von allen Seiten tönte sein Name in der Schlacht, Wevelsburg! Wevelsburg! und wo er schallte, wüthete Tod und Verheerung. — Schreck und Wuth ergriff mich, als ich ihn hörte; er ward zum Wahnsinn, als ich ihn sahe.

Sollte ich auch der Uebermacht erliegen, ſo muß doch eine raſche That mich rächen und den Feldherrn; ſo dacht' ich, und ſucht' ihn im Getümmel. — — Nichts hielt ihn feſt, bei allen Kämpfen ſchien er zugleich, allgegenwärtig überall. — Endlich warf ich mich ihm in den Weg; er wollte neue Schaaren dem Steineck entgegen führen. Wevelsburg! ſchrie ich durch die erſchrockene Menge; er hielt. — Kuno von Kyburg! war meiner Krieger Loſung; er ſchien zu wanken, ob er den Kampf beginnen ſollte. Er ſtarrte mich an, dann rief er: Kuno von Kyburg! und ſtellte ſich dem Streite entgegen. — — Ueberall umringten ihn ſeine Knechte, er vorauf. — Wir kämpften, jezt faßte ich mein Schwert, ich hob es, — ſein Roß bäumte ſich, — mein Schwert ſank nieder — —

Kuno. (in Bewegung) Halt! halt! —

Eberhard. Laut klang es, ich ſah ihn wanken. — Aber er hielt ſich, und mit des Sturmes Gewalt warf er ſich auf mich; ſeine Knechte hieben grimmig um ſich her; — da riß mich Steineck fort, wir flohen; der Name Wevelsburg jagte uns vor ſich hin. (grimmig) Nie will ich's ihm vergeſſen, und nie dem Steineck, dem ich bewußtlos folgte. —

Kuno. Wevelsburg! Wevelsburg! du ſollſt mein ſeyn; für mich biſt du aufgeſpart! — Nein! Eberhard, du würdeſt mir einen ſchlechten Dienſt durch ſeinen Tod gethan haben. — Wäre er im

Kampf erſchlagen, dann fühlte ich mich jezt einſam am Abgrund; ſtänd' am Ziele plötzlich hingeworfen, ein Ball des Schickſals, dem ich jezt trotzen will, von dem ich mich losgeriſſen habe. Denn dieſer Wahn von einem Schickſal, das über uns gebietet, hält die Kraft gefangen, und zieht den Mann von ſeinem eignen kühnen Wege in's Gedränge des gemeinen Lebens, das ihn fortreißt. Denn nichts Großes traut der Menſch ſich ſelbſt zu, und zweideutig iſt ihm ſeine eigne Kraft. — Wie ſtark der Mann vom heftigen Willen zu Thaten hingeriſſen wird; gern greift er in das Dunkel nach einer unbegränzten Macht, die ihn beherrſche, und er der freie, feſte, ſtarke, der keine Willkühr neben ſich, und nichts, das über ihn gebieten will, erkennt und duldet; ſchafft einen Willen über ſich, der nicht ſein eigner iſt; folgt dem Geſpenſte, das die Trägheit ſchuf.

Lozen. (tritt ein) Der Teufel halte das Geſindel! ganze Rotten laufen davon; Furcht und Schrecken iſt unter ſie gefahren, und von allen Seiten regen ſich Bauern und Bürger, den Einzelnen zu überfallen. Schon drei Dörfer habe ich plündern laſſen, die unſre wackre Reiter überfallen; ſie ſollen's in Arensberg und Unna verſchuldet haben.

Kuno. Was mir der Zufall gab, hat er genommen; rein ſoll es bleiben zwiſchen ihm und mir. — Die Meinung der Menge iſt von mir gewichen,

da ſie mich drohte zu beherrſchen. — Der wilde, regelloſe Haufe, der ſich an mich hing, hat meinen Flug gefeſſelt, ſchleppte ſich träge mir nach. Ein Reich der Willkühr ſollt' ich ihnen ſchaffen, für ihren Vortheil leben; ſie ſind betrogene Betrüger. Ich bin wieder mein geworden; o! feſt will ich mich halten im Gedränge künftiger Stürme. —

Ein Ritter. (tritt ein) Unſre gefangene Ritter ſind vor Unna von der Vehme aufgeknüpft; die Gemeinen haben uns den Untergang ſchwören müſſen.

Kuno. Wevelsburg iſt nicht mehr weit entfernt!! —

Ritter. Ein hoher Preis iſt auf Euren Kopf geſtellt; wer Euch lebendig fängt und bringt, ſoll's wohl haben auf Erden und im Himmel.

Kuno. (betroffen) Hörſt du Fleury? — Du ſtehſt ferne von mir!

Fleury. (eilet zu ihm und ſinkt zu ſeinen Füßen) So einſam wie Ihr jezt ſteht, dacht' ich mir Euch, als ich Euch ſuchte. — Kuno, nie weich ich von dir! — — — Was will meiner auflauernden Wachſamkeit überliſten?

Kuno. (hebt ihn auf) Ich weiß nicht Knabe, du ſteht meinem Herzen immer ſo nahe, und doch ſo fern. — Soll ich meinen Träumen weiter glauben? — Du ſollſt bei mir bleiben. (zu dem Ritter) Wer mir den Wevelsburger fängt — — — (raſch ſich beſinnend) Nein! nein! ich will ihn ſelbſt

fangen. — Gen Wevelsburg, gen Paderborn; noch in dieser Nacht! —

(Graf Siegesmund von Walbern von der Wache geführt.)

Siegesmund. Kuno von Kyburg, das Schicksal hat sich von Euch gewandt; bedürft Ihr jezt eines Freundes?

Kuno. Umgekehrt Alter, ich habe mich vom Schicksale gewandt; jezt bedarf ich nur wenig; auch weniger des Freundes. Im Sonnenscheine des Glückes fehlt uns Alles, weil wir uns selbst nicht hatten; im Unglück nichts; denn Alles trägt der Mensch in sich, wenn ihn die Noth nur zwingt, es dort zu suchen. —

Siegesmund. Willst du auch jezt nicht abstehen; den Frieden wählen, die sichere Rückkehr, das Leben deiner Freunde, die dir es willig opfern wollen, dankbar schonend?

Kuno. Ich will nicht zürnen, wenn mein Anhang von mir scheidet, ganz, wenn ich auch einzig bleibe; doch ich bleibe, für mich kann ich stehen.

Eberhard. Schleppt den Schwachkopf fort! man müßte schier ein Beispiel an den Alten geben: daß die Vehme nicht allein nur unsere Gefangene aufknüpfen könne. Der Wevelsburg sollt' es erfahren: daß uns sein Trotz verächtlich — —

Siegesmund. Die Rückkehr ist jezt schon schwer, denn Eure Feinde trotzen; doch meine

Macht iſt groß, ich ſchaffe Euch und allen das ſichere Geleit.

(Einige Ritter bezeigen ihren Beifall —)

Ihr ſcheinet meinen Vorſchlag gern zu hören; bewegt den Feldherrn und Ihr ſeyd frei.

Kuno. Wer von Euch ſich entfernen will, der gehe ungehindert; vielleicht bedarf ich überdies auch ſeines Beiſtandes fürder nicht mehr. Nichts kann ich ihm als Lohn für ſeinen Dienſt verſprechen; nichts, auch nicht die allgemeine Sache bindet ihn; denn mir allein bleibt nur ein Geſchäft, nur ein einziges. —

Siegesmund. Dem willſt du Alles opfern?

Kuno. Wache! führe ihn fort; — doch, willſt du frei ſeyn? — Ich habe dich immer wichtig für die Zukunft angeſehn, für unvorhergeſehene Fälle; du konnteſt einen Freund, einen brauchbaren Krieger mir löſen. Jezt will ich dich frei geben, und wer von Euch Ihr Ritter ſein Leben lieb hat, ziehe mit ihm, er wird Euch Schutz verleihen.

Siegesmund. (kehrt zurück und ergreift Kuno's Hand) Kommt mit mir, jezt — ich bitte Euch, ich beſchwöre Euch! —

Kuno. Gehe, du biſt frei! — (er windet ſich von ihm los.)

Siegesmund. (im Abgehen) So bleibe auch ich. —

Kuno. Eberhard eile, mache dich fertig, daß wir noch in der Nacht aufbrechen können; in

zwei Tagereisen müssen wir dort seyn. (Eberhard ab) Wo bleibt Steineck?

Ein Ritter. Bei seinem Freunde Seelbach, er pflegt der Verwundeten.

Zweiter Ritter. Menschlich ist sein Eifer, Noth und Gefahren theilt er mit Ritter und Knecht, unermüdlich.

Dritter Ritter. Und hat geheime Dinge mit den Dortmunder Ketzern, die sich gegen Sungar empören. — —

Ein Seelbacher Knecht. (kommt eilend) Ritter Friedrich von Thümeln, vom Kayser kommt er, bringt frohe Kunde, Frieden, Vergebung, alle laufen ihm jauchzend nach. — (eilt fort)

Kuno. Thümeln? vom Kayser? wer ist er? was will er?

Ein Ritter. Er ist des Seelbachs Freund, und hat für ihn die Reise zum Lager des Kayserś übernommen, dort eine Einrede gegen die Vehme vorzubringen. — Nun sind's schier drei Monden her, daß er ausblieb.

(Friedrich Thümeln, Hugo Seelbach auf Kuno Steineck gelehnt, kommen.)

Friedrich. Willkommen Ihr Ritter! willkommen Feldherr Kuno! Des Kayserś Majestät läßt Euch seine Gnade zusichern. Er will Richter Eurer Sache werden, verziehen sey Euch jeder Schritt, jede That, wenn sie nicht durchaus gegen des Kayserś erhabene Person ging. Doch sollt

Ihr Euch unverzüglich aufmachen, Weſtphalen verlaſſen, und zu ihm kommen; er kehrt zurück in Deutſchland, und will nach Kölln gehen, um die Stühle von Weſtphalen zu vernehmen, und über ſie ſelbſt Gericht zu halten. —

Kuno. Heil und Segen über den Kayſer — Noch hat er mir nichts zu verzeihen, auch verlaß ich Weſtphalen nicht. Die Pflicht geht höher als des Kayſers Befehl.

Thümeln. Den Landfrieden ſollt Ihr ferner nicht brechen.

Kuno. Der Landfriede iſt ein altes heiliges Geſetz; doch kenne ich ein älteres: kindliche Dankbarkeit! Die Mörder meines Vaters leben noch.

Thümeln. Habt Ihr für meine erſte Botſchaft kein Gehör, ſo will ich Euch die zweite bringen. — Des Kayſers Liebling, der Graf Gaſto von Krayn, läßt Euch Liebe und Freundſchaft durch mich verſichern. (Eberhard tritt ein und hört die lezten Worte)

Kuno. (fährt zurück) Welchen Namen nennt Ihr mir? — Gaſto von Krayn, der durch den Freiſtuhl von Iſflingen fiel? — Sind denn die Todten gegen mich aufgeſtanden?

Friedrich. Der Graf iſt Euer Freund, weil Ihr den Stuhl vernichtet habt, der ihn bedrohte. Dank weiß er's Euch, und verficht mit aller Mühe Eure Sache vor dem Kayſer und im Fürſtenrath. — Als die Räthe von Siegen in's

Lager kamen, und Euren Abſagungsbrief von den Freiſtühlen mit der Nachricht überbrachten: daß Ihr ſiegreich gegen Arensberg vordringt; ſprang er hoch auf, eilte mit den Räthen zu allen Fürſten, zum Kayſer. Es gab ein Treiben und Drängen im Lager, die Wiſſenden forderten trotzig, daß der Königsbann der heiligen Acht über Euch nicht widerrufen, daß des Hochverräthers Untergang beſchleunigt werden ſolle. — Graf Gaſto drang durch, der Kayſer hebt den Bann auf. — Die Herzoge von Wirtenberg, die Landgrafen von Heſſen, und die Fränkiſchen Stände, verſprechen Euch goldene Berge, wenn Ihr auf dieſem Wege fortgehet. — Der Graf von Siegen giebt Euch freie Gewalt über ſein ganzes Land; die Räthe, denen ich voraufgeeilt bin, werden Euch Schriften und Zuſagen bringen. Graf Gaſto von Krayn läßt Euch ſagen, Ihr ſollt den Siegespfad unaufhaltſam fortgehen, wohin er auch führe, er will für Alles ſtehen; — ſein Einfluß iſt groß, und überwiegend vor dem Kayſer und den Fürſten; in ſeinem Taumel reißt er alle hin. In Mondesfriſt geht Gaſto dem Kayſer voraus nach Köllu, und will Euch ſelbſt hier zuſprechen, und Verzeihung und Beſtätigung mitbringen.

Eberhard lachte laut. Kuno war in Gedanken verſunken, heftige Bewegungen gingen in ihm

vor, dann sprang er rasch auf, Zorn brannte auf seinem Gesicht.

Keiner nenne mir diesen Namen mehr! — Ich verstehe die Schlange und es wird Licht um mich her! — Mein Reich in Westphalen hat ein Ende! — Auf! fort nach Wevelsburg! —

(Alle ab. Steineck und Thümeln bleiben. —)

Steineck. (umarmt ihn) Willkommen Thümeln! ein Bote des Friedens!

Thümeln. Bin ich's? — Wie anders ist die Aufnahme, als ich sie erwartete. Es hat sich Vieles verändert. —

Steineck. Vieles. Vor wenig Tagen standen wir als Sieger herrschend im Mittelpunkt der rothen Erde.

Thümeln. Kaum habe ich mich hier durchgedrängt. —

Steineck. War't Ihr in Lohe?

Thümeln. Alles wohl und gesund, nur besorgt.

Steineck. Hugo ist schwer verwundet. Werdet Ihr bei uns bleiben?

Thümeln. Wenn es ferner gegen die Stühle geht, bleibe ich; denn ich habe Hoffnung, daß die Unternehmung glücklich ausgeht. Der

Kayser verheimlicht seine Meinung kaum, des Grafen von Krayn Winke deuten uns Maximilians geheimen Willen, die Majestät darf sich nicht äußern. — Ich fand auf meinem Zuge die Gemüthe für Euch eingenommen, schier entbrannt. Die Räthe haben den Absagungsbrief überall verbreitet. Er ist Euer Werk; die Fürsten und ihre Räthe fanden ihn sehr gelehrt. — — Doch sagt mir, warum nach Wevelsburg? —

Steineck. Hier bewegt sich jeder in dem engen Kreise seiner Leidenschaft, was jenseits liegt, bekümmert ihn nicht. Nur was nebenbei sich thun läßt, und zum Mittel dienen kann, nehmen sie mit leichter Mühe hin. Ach! Thümeln, die allgemeine Sache, unsere Sache reizt keinen.

Thümeln. So will ich zurück, mit des Kaysers Schutz decke ich Seelbach, auch kann ich den Einzelnen sicher stellen. Wollt Ihr zurückkehren?

Steineck. Nein, es geht jezt nicht nach Wevelsburg! im entscheidenden Falle muß ich den Feldherrn lassen, so sehr ich ihn auch liebe. — Doch hoffe ich noch das Beste; denn er bleibt doch des Ganzen Seel und Geist, und eine große Kraft liegt in ihm, und verbreitet sich von ihm aus, über jede Unternehmung; er muß bleiben. Ich habe wichtige Nachrichten aus Dortmund,

habe Etwas, das ihn uns wiedergeben kann. Thümeln, es waltet ein großes Schicksal über uns — Vielleicht schon morgen! — Der Feldherr kommt, — vielleicht schon morgen! —

Kuno von Kyburg. (vor sich hin träumend) An seinem eigenen Heerde find' ich ihn — erhasch' ich ihn; — da soll ihn das Schrecklichste umlauern, Deutschland wird es schaudernd hören. — —

Steineck. Er freuet sich der nahen blutigen Thätigkeit; ich muß ihn wecken, daß er sich nicht zu sehr in ihr gefalle. Leicht kann das Gemüth die grause Ansicht seiner Zukunft fassen; denn mit dem Entsetzlichsten und den Bildern gräßlicher Zerstörungen, treibt gern des kühnen Jünglings Seele ihr Spiel. (Er winkt dem Thümeln, ihn zu verlassen, Friedrich geht) Feldherr! — du willst gen Wevelsburg? —

Kuno. Ja, dort hin!

Steineck. Siegen, Arensberg und die Gauen der Wetterau, haben sich unserm Schutze vertrauet, willst du sie hülflos lassen?

Kuno. Wer kann ihnen helfen? soll ich mich zum Opfer hingeben? sie mögen sich unterwerfen, bis ich von Wevelsburg wiederkehre.

Steineck. Willst du deinen Feind Wevelsburg suchen, nicht dorthin; er ist uns näher, er liegt vor Dortmund.

Kuno. Nach Wevelsburg, nach Paderborn! ich will es ſo. Hat ſich denn Alles gegen mich verſchworen, will mich hier feſthalten und zwingen, langſam zu verbluten, und ungerächt und ſchwer mit meinem Schwur belaſtet, hinzuſterben? — — Nein! nein! nach Wevelsburg, dahin treibt's mich, mein Wille treibt mich! dort auf dem Schauplatz, zu dem ich mich ſo oft geſehnt, zu dem ich lange ſtrebte, wo meine Kraft ſich regen, meine Seele ihr Schweigen auseinander legen wird! — Von Verräthern bin ich rings umlagert, man will mich fortreißen, mich gewaltſam von der Schlachtbank meines Vaters zurückhalten. Der Zufall ſteht im Bunde mit der Bosheit. Jezt achte ich mein Leben lieb, und ich will es erhalten, bis die That geſchehen.

Steineck. In dem Schauderhaften willſt du groß ſeyn? wirſt zum flücht'gen Mörder, der von ſeinem größern Feind in offner Schlacht geſchlagen und verjagt, im Meuchelmorde ſeine feige Rache ſucht. Mit Schimpf und Schande willſt du enden? — Die edlen Männer wenden den Blick von dir; ein Spott der Zeit, vergeſſen, wie ein gemeiner Mörder von der Nachwelt. — —

Kuno. (reißt ſein Schwert aus der Scheide) Verkappter Böſewicht! — hör' ich nicht Gaſto's Stimme? —

Steineck. (tritt zurück) Menſch! du bleibſt mir ein ewiges Räthſel! — hat denn in einem Augenblick ein böſer Geiſt dich umgeſchaffen!! — (kalt und gefaßt) Iſt Euer Entſchluß unwandelbar feſt?

Kuno. Feſt! feſt! —

Steineck. Ich folge Euch, ja! — doch durch der Feinde Schwerter geht's nach Wevelsburg. (nimmt einen Brief hervor) Euer Lehrer Matthäus von Dortmund läßt Euch grüßen, und ſendet Euch dieſen Brief. —

Kuno. Matthäus? — (nimmt, erbricht und lieſet den Brief)

„Gott grüß' Euch! Kuno von Kyburg. Das Gerücht von Euren Thaten ſchallt durch Deutſchland, die Todten werden ſich in ihren Gräbern freuen. — Vom Rheine aus dem fernen Brabänd ziehe ich herauf; der alte Max iſt bei uns und Eure Treueſten. Großer Anhang folgt der Freiheit Fahne gegen den Druck boshaften Aberglaubens. — Gott und das Recht kämpft mit uns. Morgen, wenn der Tag grauet, fallen wir den Freigrafen von Dortmund in den Rücken. Den Boten habe ich von allem unterrichtet, er iſt ein Bruder unſers Bundes, Ihr könnt ihm trauen. — Haltet Euch fertig. Gottfried von Kyburg,

ſey die Loſung in der Schlacht; durch der Feinde Schwerter geht's gen Wevelsburg.

Euer

Lehrer Matthäus.
Ein Prieſter und Heeresführer der Brüder für Geiſtesfreiheit.

Steineck. (tritt zu Kuno und faßt ſeine Hand) Das Gerücht von Euren Thaten ſchallt durch ganz Deutſchland, die Todten werden ſich in ihren Gräbern freuen. — Gottfried von Kyburg! ſey die Loſung in der Schlacht.

Kuno. (heftig auf und abgehend) Durch der Feinde Schwerter geht's gen Wevelsburg!! — — — Laß abſatteln bis zur Nacht.

XII.

Die Sonne ſank am Abend des folgenden Tages, wie eine Feuerwolke hinter die Kamer Bergrücken; am öſtlichen Himmel ſchwebten Wetterwolken dem ſchwülen Tage nach. — Sungar und Wevelsburg waren aufs Haupt geſchlagen, ihre Heere zerſtreuet, mit geflügelter Eile flohen ſie auf Soeſt zu. Die Loſung des Schreckens: Gottfried von Kyburg, tönte ihnen weithin nach, und jagte die Flüchtigen vom leichenbeſäeten

Schlachtfelde in die Schwerter ihrer Verfolger. — Die Fahnen der Freiheit weheten siegreich in Dortmund über die Trümmern des Freistuhls, und über die Leichenhügel der gefallenen Blutrichter auf dem Schlachtfelde. Die Macht der Vehme lag in den Staub getreten. Kuno von Kyburg hatte im Fluge mit der Zeit die Zeit überflügelt. —

Zufall und Geschick hatten ihren Günstling nicht verlassen, und ihm selbst nachgegeben, als er kühn und übermüthig durch ihre Begünstigungen ihnen selbst Trotz zu bieten drohete. —

An Kuno's Halse hing Matthäus sein alter Lehrer. In sechs Monden hatten sie sich nicht gesehen, aber ihre Absicht sie endlich beide im entschiedenen Augenblicke einander zugeführt. Kuno theilte mit ihm den Sieg, zu dem er ihn durch das Gerücht seiner Thaten gerufen hatte. —

Um Beide drängten sich die Bürger und Krieger, denn jeder wollte den neuen tapfern Feldherren sehen, jeder ihm jauchzend zurufen: Auch wir waren mit dir in der Schlacht!

Die Knechte und Reiter Kuno's schüttelten ihren wiedergefundenen Brüdern froh die Hände, und deuteten auf manchen Erschlagenen hin, nach dem sie fragten, der ihnen mit seinem Blute den frohen Tag erkauft hatte; denn Ströme Blutes

waren geflossen. — „Die Mördernacht vor Meeringen war ein Kinderspiel gegen die Gräuel dieses Tages," sagte Matthäus, als er und sein Zögling auf dem Schlachtfelde umher ritten.

Auf einem Hügel stand Kuno Steineck und Friedrich Thümeln, seine müden Knechte waren von der Verfolgung des Feindes zurückgekehrt, und hatten sich um ihn gelagert. Steineck übersah das Schlachtfeld, als die Sonne aus der Höhe niederbrannte, und der Rauch und Dampf sich wie ein Goldflor von Hügel zu Hügel zog. —

Lange stand er in sein Gefühl versunken, seine Stirn glühete, sein Auge folgte trunken der sinkenden Abendsonne nach. Noch einmal blickte sie in den weiten dampfenden Himmel, und streuete ihre sterbende Glut aus; dann sank sie hinter den Rand der Erde, und die Nebel der Nacht bedeckten ihr Bett.

„Die Nacht," sagte Steineck zu Thümeln und faßte seine Hand, „zieht groß und feierlich hinter dem größern Tage her, und verhüllt mit ihrem Dunkel den blutigen Schauplatz. Vergessen wird der Kampf, die Ströme Blutes versiegen, das Röcheln der Sterbenden wird leiser und leiser. — — Vom Morgen wird das Ungewitter aufziehen mit Regen und Stürmen, und jede Spur: daß wir hier kämpften, hier mit

dem Schickſal rangen, hier ſiegten; wird verwiſcht werden. — — Aber die That ſchimmert über das Dunkel, und über kommende Stürme; die reine große That geht wie ein leuchtendes Geſtirn über künftige Geſchlechte auf. — — Thümeln, nie werden wir etwas Größeres thun. — In dem alten Jahrhundert haben wir uns gerüſtet, und begrüßen ein neues, das uns begraben ſoll, mit einer unſterblichen That — — — Geſchehen iſt's, und wir ſtehen am Ziele unſeres beſſern Lebens! — Was ſoll unſer Daſeyn vernichten? abhängig iſt von uns die Folgezeit. Mit einer großen That ſchlägt der Mann einen neuen Pfad ein, auf dem die Enkel gehen müſſen, auf dem ſie fortgeriſſen werden. — Sie gehen unbeſorgt und kalt, und glauben ſtolz, er ſey ihr Weg.

Thümeln. Bis ein kühner Geiſt ſeine Brüder auf neue Seitenpfade leitet — — —

Steineck. Doch führte dieſe, unſere Straße auch ihn zu ſeinem Seitenwege. (träumend) Laß mich die Empfindung feſthalten! Hart und grauſam iſt's, dem Menſchen, dem ſo ſelten eine reine, höhere That gelingt, gewaltſam und neidiſch fortzureißen, wenn er in ſtillem Anſchauen ſeines beſſern Selbſt verſank. Ach Thümeln! warum habe ich jezt keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, kein Herz, in dem ich mich

wieder lieben, an dem ich ruhen könnte, wie an meinem eigenen Herzen? Auch Ihr seyd nur geschaffen: Schmerz und Kummer mit dem zu theilen, der Euch am nächsten ist; doch das zarte Mitgefühl bei Andrer Freud' und Wonne, das den Freund über sich selbst hebt, und ganz zum andern Freunde macht, das kennt Ihr nicht! — — Wer soll mich auch jezt verstehen? — —

(Kriegerische Musik aus der Ferne.)

Wenn jezt ein Vater zu mir träte, im Silberhaare, doch rasch und feurig: um seinen Sohn zu fühlen und zu verstehen; dann mir die Hand böte, lächelnd und mit bedeutungsvoller Huld: mein Sohn! mich grüßte, und sich verherrlicht in meinem Leben fühlte! — —

Unwillkührlich streckte er die Hand nach Thülmeln aus, am Hügel zog der alte Max mit kriegerischer Musik vorüber. — —

Thülmeln ich danke Euch für diesen Druck der Hand; die schwache Täuschung selbst in süß. — Ja wenn über jene Berge dort die majestätische Gestalt aus meinen frühen Jugendträumen niederschwebte, ihren Sohn mit Zärtlichkeit, und mit den Thränen, die ich oft in ihrem Auge schwimmen sahe, umfaßte; — wenn sie mich dann freudig, wie jenen glücklichen Jüngling der Vorzeit seine Mutter, mit dem Kranz des Sieges schmückte,

ich lange an ihrem Buſen ruhete, und ihr zartes Mutterherz an meinem Herzen liebend ſchlüge. — O Thümeln! ich bin jezt ſehr einſam — —

Das Gewitter hatte ſich in den Kranz der Berge gezogen; Blitze leuchteten zu dem feierlichen langſamen Rollen des Donners, und der Sturm jagte durch alle Schlüfte über das Schlachtfeld. — — —

Kuno von Kyburg ſprengte am Hügel vorüber. „Nach Wevelsburg! nach Wevelsburg!“ rief er mit lauter Stimme; und ſein Rufen klang in dem Aufruhr der Natur, wie die Stimme des Schickſals.

Kuno Steineck. Nach Wevelsburg! —

Kuno von Kyburg.

Vierter Theil.

Sechstes Buch.

I.

(Schloß Wevelsburg, an der Gränze des Bisthums Paderborn.)

Gräfin Beata von Waldern, und Helena von Wevelsburg.

Helena. Warum vertrauet Ihr mir nicht Euren Schmerz, theure gute Mutter? —

Beata. Mein Kind, haſt du mich je froher geſehen, ſeit ich aus dem Kloſter zu dir kam? ich ſehne mich dahin, zur ſichern Freiſtatt gegen die Stürme der Welt. — —

Helena. Seit drei Monden finde ich Euch immer trauriger, Ihr geht gern allein; oft bin ich Euch läſtig, und ich habe lange hin und her geſonnen, was ich bei Euch verſchuldet hätte. —

Beata. Gute Dirne! wer könnte deiner Unſchuld zürnen; denn wen wird ſie verletzen?

an deinem reinen Herzen ruhe ich gern. Bist du Einzige mir nicht Alles: die Gefährtin meiner Einsamkeit, Zeugin meines stillen Kummers, — meine Tochter? Ich wollte schon im Frühling ziehen, wenn mich nicht die Hoffnung: meinen Schwager Siegesmund in Wevelsburg zu treffen, immer noch zurückgehalten hätte. Gott kennt des guten Greises Schicksal! — Der nahe Herbst ist mit meinem Herzen, das sich nach Ruhe sehnet, verwandt; er ruft mich in meine stille Klostermauern; auch bedarfst du meiner Aufsicht nicht mehr, und Hennigs wird dich bald selbst von Wevelsburg trennen. —

Helena. Wollt Ihr nicht bleiben bis die Fehde vorüber ist? —

Beata. Nein, Kind! ich fürchte diese Fehde wird lang' und blutig werden, spät und bedenklich enden.

Helena. Der Bischof sprach uns Trost zu, und hat neue Schaaren zu meines Vaters Unterstützung hergebracht.

Beata. Der starre Theuderich verzweifelt nie. Es freuet mich, daß du getröstet bist; doch kämpft dein Vater, Hennigs und sie alle, nicht mehr für die allgemeine Sache; Eigenthum und Leben steht auf dem Spiele. — Die Welt ist nicht mehr wie sie war; denn Treu und Glaube sind gewichen, die Tugend ist zum Spott geworden, und wer für den Heerd und Altar kämpft, drängt

nur dagegen ſtärker, bis ſie einſtürzen. Die zerſchmetternde Kraft des Bannes und des Kirchenfluches iſt zum Gelächter geworden, und mit ihnen das bürgerliche Leben und die Heiligkeit der Kirche. Nichts hält die Leidenſchaft zurück. Wen der Menſch, und wen Gott von ſich ſtieß, der bewaffnet ſich gegen beide, und findet Anhang; und die Frechheit tritt als kühne Geiſtesgröße auf. — Der Geiſt des Friedens, der um unſere Heerde waltete, iſt entflohn; der Bruder kämpft gegen Brüder, und die Chriſten ſtreiten gegen Chriſten. — Für dieſe Zeit, mein Kind! biſt du nicht aufgeſpart; denn du ſollſt für's beſcheidene Leben reifen, in ſtiller Häuslichkeit findeſt du deine Welt. —

Helena. Und werde ich ſie nicht finden? Hennigs iſt raſch und flüchtig, doch iſt er gut und mein Vater liebt ihn.

Beata. Wäre er auch der Beſte. In dieſem Tumulte kämpft die Stärke gegen die Stärke; keine Uebermacht will nur die Schwäche niederdrücken und beherrſchen; der große Böſewicht ringt mit dem großen Biedermann um Leben und Herrſchaft. — Weſtphalen iſt im Aufruhr, und keinen ſichern Winkel findet hier der Müde, keine Freiſtatt auch der Beſcheidenſte. Er muß Parthei machen, und wer dem Strome nicht folgt, muß, ihm widerſtrebend, unterliegen. — —

Helena. O, Mutter! haltet ein! Ihr seht heute mit trübern Blicken in die Zukunft, als je!

Beata. Die Freundin, die dich bald verlassen soll, drückt scheidend dich heftiger an ihre mütterliche Brust. — Möge die bessere Zukunft mich widerlegen! Ich fürchte diesen Kyburg, ich zittere vor seiner Rachsucht, wenn er näher kommt; er findet hier die Mörder seines Vaters, hier die Marterkammer, in der der edle Greis fiel. — — —

Helena. O! diese blutige Geschichte! —

Beata. Ist nun vor Deutschland erzählt, die That aus ihrem Dunkel gerissen, sein abscheulicher Schwur: dein Haus zu zerstören, bekannt; verstehst du die Besorgniß unserer Freunde? willst du sie auf den Gesichtern lesen? Aengstlichkeit begegnet uns überall, und diese Angst und die Besorgniß, die uns auf halbem Wege entgegen kommt, und dennoch so vieles verheimlichen will, hat alle angesteckt, auch mich. Du gutes Kind gehst fromm und duldsam fort, und siehst die Welt, die du nicht kennst, wie sie in dein reines heiteres Gemüth sich spiegelt. — Und wohl dir! —

Helena. Mutter! da sprengt Graf Hennigs durch die Stadt! — Nun werden wir Nachricht bekommen! Auf der Terrasse kann ich ihn sehen und grüßen.

(Sie steigt auf die Terrasse hinauf.)

Beata. Gütige Vorsicht! schirme diesen heitern Engel, der sich fromm und sorglos dir vertraut! —

Helena. (von der Terrasse) Ueber die Heide sprengen Schaaren wild durch einander. — Welfsburger sind sie! — Mein Vater wird unter ihnen seyn.

Beata. (vor sich) Und dicht hinter ihm er. — Wenn Maximilian, — wenn er — O Gott! ich denke es nicht! — (zu Helena) Siehst du sie näher kommen?

Helena. Staubwolken verhüllen mir die Aussicht. Hennigs ist schon eingeritten. —

(Die Gräfin ersteigt die Terrasse. — Der Bischof Theuderich von Paderborn und Graf Hennigs, treten in den Garten ein.)

Theuderich. Hier werdet Ihr die Buhlin bei der alten Waldern finden. — Nirgends konntet Ihr Euch halten?

Hennigs. Erschöpft ist unsre Kraft! — Ströme Blutes bezeichnen die Flucht; auf jeden Punkt schlug der Tod seine Wahlstatt auf. — Die Verräther uns im Rücken, in den Seiten. —

Theuderich. Erwite und Velike haben sich verrätherisch ergeben?

Hennigs. Und Wissende streiten unter ihnen; die Meinung der Ketzer ist ihnen heiliger, als Weihe und Schwur. Ferne Städte senden Abgeordnete, und schicken Hülfe und Geschenke; Verrath treibt uns vorwärts, die Gewalt wirft uns zurück; was hier dem Schwert entflieht, fällt dort durch Dolche meuchlings. — Wir wol-

ten den Strom von unſern Ländern abhalten; denn die Meinung kann bald Feuer faſſen, und die verderbliche Flamme rings um uns ausbrechen. — Vergebens —

Theuderich. Der Biſchof von Osnabrück war mit ſeiner Hülfe bereit, aber das Kapitel hat ſich ihm widerſetzt. —

Hennigs. Unſere letzte Kraft ſteht auf dem Spiele; der Feind kann uns leicht erdrükken. —

Theuderich. Nicht doch! auch Ihr verliert den Muth? wie will denn dieſer Haufe, unſere wohlgegründete Macht? — Dort auf der Terraſſe ſehet Ihr Eure Braut. — Wie hat ſich der alte Wevelsburg? —

Hennigs. Er kämpfte verzweifelnd; ſeinem Muthe verdanken wir, daß wir ſo lange Zeit gewannen, bis Ihr der Wevelsburg zur Hülfe eilen konntet. Doch zittert er, wenn die Feinde: Gottfried von Kyburg! zum Feldgeſchrei erwählten. Der Name: Kuno von Kyburg, erbittert ihn; vor Dortmund will er ſelbſt mit ihm gekämpft, und ihn in die Flucht geſchlagen haben.

(Gräfin Beata und Helena kommen von der Terraſſe.)

Hennigs. (eilt zur Gräfin und küßt ihre Hand) Frau Gräfin!

Beata. Seyd uns willkommen, aus dem Getümmel der Schlacht! bringt Ihr den Frieden in unſere Mauern?

Hennigs. (Helena's Hand an ſein Herz drückend) Ueberall Krieg! auch hier (auf ſein Herz deutend) entfloh der Friede, ſeit die Gefahren ſich dicht um unſere Mauern lagern. —

Helena. Warum habt Ihr dem Feinde nicht die Hand geboten? warum ihn nur gewaltſam von der Gränze unſeres Eigenthums zurück gedrängt? Ihr Männer macht das Recht der Stärke geltend, bis Euch die Stärke ſelbſt erdrückt. —

Hennigs. Theure! wer wollte ein heiteres Leben an Eurer Seite nicht lieber wählen, als den wilden Aufruhr der Waffenplätze und Schlachtfelder; was auch die heftige Natur des Mannes fordern mag! doch eine höhere Pflicht — —

Helena. Euren Männertrotz bringt Ihr der Natur auf; ſie muß befehlen, damit ihr grauſam und unmenſchlich nur einer hohen Pflicht zu folgen ſcheinet. Ach! und die Natur bittet doch nur in der leiſen Stimme unſeres Herzens.

Hennigs. Die männliche Natur, mein ſüßes Mädchen! iſt eine andere, als die weibliche.

Beata. Auch als die menſchliche? — Ihr habt uns lange ohne Briefe, ohne Nachricht gelaſſen. Wird Vater Johann bald hier ſeyn?

Hennigs. Er folgt mir rasch auf den Fuß; mit ihm die Trümmern unserer Macht. —

Beata. Hierher? — — Lebt mein Schwager Siegesmund noch? habt Ihr nichts von ihm erfahren?

Hennigs. Er lebt, und soll sich unter den Empörern und Ketzern wohl befinden; er geht ungebunden unter ihnen umher. Ihr Feldherr Kuno soll ihm die Freiheit angeboten, er sie ausgeschlagen haben.

Beata. Ein edler Grund muß ihn bestimmen, wenn Eure Nachricht wahr ist.

Theuderich. Der Mann erscheint sehr zweideutig; seine Geschäfte in Westphalen haben ihm eben kein Vertrauen erweckt; er überschreitet gern die Gränzen seiner Macht.

Beata. Das kann er nicht, Herr Bischof! er ist ein strenger rechtlicher Mann; aber fest, wie immer die Tugend.

Theuderich. Weniger klug — —

Beata. Für Schlangenklugheit ist er zu groß zu fromm; für Scheinklugheit, die nach Truggestalten hascht, zu weise. Wer ihn so nicht nimmt, kennt ihn nicht, oder will ihn nicht kennen. —

Theuderich. Sagt mir doch nichts von den Waldern, und von ihrer strengen Tugend oder gar von Frömmigkeit. Meinet Ihr, weil Siegesmund zehn Jahr in Rom war? ich glaube,

daß Maximilian nicht weniger Jahre dort zubrachte, und dennoch —

Beata. (einfallend) Herr Bischof! vergeßt nicht. —

Theuderich. Frau Gräfin vergeßt nicht: daß mir die Wahrheit lieb ist, lieber als die Hinsicht auf Eure weibliche Natur. — Siegesmund ist von dem Vorwurfe nicht frei: daß er Arensberg dem Feinde verrathen und in die Hände geliefert habe; daß er den Empörern, dieser fluchbeladenen Rotte, zum Führer diene, um jeden unserer geheimen Sitze auszuspähen. Zu deutlich verrieth er seine Absicht gleich bei Untersuchung der Klagen, gegen die Stühle der erhabensten Gerichte Deutschlands, die diesem graukö[illegible]figen Verräther — —

Beata. Bischof! vor wem stehet Ihr? —

Theuderich. (stolz und durchdringend) Vor der Wittwe Maximilians von Waldern, des Irrglaubens wahnsinnigen Priesters, der durch die heilige rechtwissende Acht des Freistuhles von Kölln, den gebührenden Ketzertod starb; — vor der Klosterfrau Beata, die ich als Bischof in ihre Zelle zurückweisen werde: weil sie ihre frühe Schmach schon vergessen hat, und hier die geheime Ausspürerin machen will. — — —

Beata. Um Gottes und aller Heiligen willen! mir das? Helene?

Helena. Herr Biſchof! ich bitte Euch, ſchonet der edlen Gräfin.

(Sie unterſtützt die halb Ohnmächtige.)

Hennigs. Euer Zorn, Herr Biſchof! trifft ein Weib; er iſt nicht edel! —

Theuderich. Schweigt! — (zu Beata, indem er ſie aufmerkſam betrachtet) welchen Brief hat Euch Brenken von Siegesmund überbracht? — Nicht wahr, er verſprach hierher zu kommen, bald? — er kommt mit ſeinen Spießgeſellen! —

Beata. Brenken, Brenken mich verrathen? —

Theuderich. Schlange! Brenken hörte von Siegesmunds bübiſcher Verſchwörung mit den Kezzern, da kam er; den Brief fordere ich von Euch. — Raſch, gebt ihn her, wenn Ihr ſchuldlos ſeyd!

Beata. Mein Leben ſollt Ihr haben; dieſen Brief nie.

Theuderich. Nun iſt's klar, verrathen iſt die Verſchwörung, die auch hier, wie überall, ſich angeſiedelt hat; die durch Palläſte wie durch Hütten ſchleicht. Liegt Ihr darum hier ſchon zwei Jahre auf der Lauer, drängt Euch in das Geheimniß aller Herzen ein, bethöret das Alter, verführt die Jugend? Tückiſche! — den Brief ſage ich Euch! — Ihr kennt mich, Ihr wißt, daß ich Zwangsmittel habe: den Willen einer Kloſterfrau zu beugen. — Nicht wahr, Ihr ſolltet die Zeit wohl beachten, wenn wir ſicher wären, um uns

auch hier zu überfallen? (tritt zornig vor sie hin) Den Brief von Siegesmund gebt mir! —

Beata. (erhebt sich) Zurück! elender stolzer Priester! Auf diesem Schlosse befiehlt nur Wevelsburg; und mir ist's übertragen, hier zu bestimmen, bis er zurückkommt. Ihr seyd zu klein für meinen Zorn; zu niedrig ist es, wessen Ihr mich anklagt, um von Euch mehr als gemeine Bosheit zu befürchten. (sie giebt dem Grafen Hennigs einen Brief) Leset diesen Brief laut vor. Jeder soll den Inhalt hören; doch dieses Menschen Händen kann ich ein so theures Kleinod nicht vertrauen. —

Hennigs. (lieset)

Meiner theuren Schwägerin
der Frau Gräfin Beata von Walbern.
Den Beistand Gottes und freundlichen Gruß zuvor!

Ich komme in Geschäften nach Westphalen, und habe Euch wichtige Kunde zu überbringen. — Die Todten sind wieder auferstanden! Euer Herz wird sich vielleicht nicht lange mehr trostlos sehnen. — In Wevelsburg ist ein Gottfried von Kyburg durch die heilige Acht gefallen; er war uns theuer, sehr theuer; denn nur durch ihn konntet Ihr, konnte ich ganz glücklich werden. — Wevelsburg hat nicht wohlgethan: den edlen Mann unter des Kayſers ſicherem Geleite zu ermorden;

— Beata! erhebt Euer ſtarkes Herz, die Stunde wird ſchlagen! ich bringe Euch Troſt mit nach Wevelsburg. — Wenn ich den Bruder, wenn ich den Stammherrn meines künftigen Geſchlechtes wieder fände!! — Doch weinet nicht zu früh Freudenthränen, auch keine Schmerzensthränen; vertrauet auf Gott, ſtark durch Eure geprüfte Frömmigkeit und Tugend. — Bald komme ich; bleibt dem Himmel empfohlen!

Siegesmund Graf von Waldern.

Beata. (weinend) Auf Gott will ich vertrauen!

Theuderich. (ſinnend) Dahinter liegt ein verborgner ſchlauer Sinn verſteckt. — Dieſer Kezzer Kyburg war Euch wichtig? Den Brief —

Beata. (nimmt ihn aus Hennigs Hand) Biſchof! ich verweiſe Euch in Wevelsburg in die Schranken eines Gaſtes zurück; laßt mich nicht vergeſſen, daß Ihr der alte Freund dieſes Hauſes ſeyd. —

Theuderich. Wevelsburg kommt, dann

Beata. Dann —

Helena. Gute Mutter! meinem Vater entgegen! —

(Graf von Wevelsburg kommt mit Geſolge.)

Helena. (in des Vaters Arme eilend) Vater — Ihr ſeyd es! —

Johannis von Wevelsburg. Mein Kind! mein theures Kind!

Helena. Hab' ich Euch wieder, nun verlier' ich Euch nicht mehr. —

Johannis. Kind! der Feind wird uns nicht lange hier ruhig lassen; das Ungewitter zieht sich über uns zusammen.

Beata. Wevelsburg! seyd der alten Freundin in Eurer Häuslichkeit willkommen! Wohl uns daß Ihr wiederkehret; denn überall irrt jezt ein böser Geist der Zwietracht und des tückischen Verdachtes. Wohl uns daß Ihr da seyd! damit er sich auch unter uns nicht ansiedelt. —

Johannis. Beata! Mutter meiner Tochter! (er umarmt sie) Ihr sehet mich so nicht wieder, wie ich ging. Ich bin geschlagen; zertrümmert ist meine Macht; den wilden Streit hab' ich von fernen Gränzen in mein Eigenthum geleitet; rasch hinter uns drängt sich der Feind, der mir, der uns allen den Untergang geschworen. — Helena! theures Kind! mir theurer jezt! denn bald werd' ich für dein Leben, für deine Unschuld kämpfen. Wie hab' ich mich hierher gesehnt, um mein dringendes Geschäft zu vollenden; dann trotze ich dem Frevler muthig. Hennigs! — ich traue meiner Kraft nicht mehr ganz; mit Euch will ich die größte Sorge meines Lebens für diese zarte Pflanze theilen. — Ihr liebt das Mädchen, in wenig Tagen feiere ich Eure Verlobung; dann

ſollt Ihr auf immer verbunden werden, damit ich ruhiger zum Streite gehe. — Theuderich! unſere Stunde ſchlägt! die Richter Kyburgs ſind verhöhnt vor Deutſchland, und der Rächer kommt. —

Theuderich. Der Knabe! Johannis verſteh' ich Euch? wo Euer felſenfeſter Sinn? Euer Stolz? Ihr ſeyd ſehr kleinlaut worden. Ich kann kämpfen, wenn es ſeyn ſoll. —

Johannis. Er iſt ein kühner frecher Bube. Krampfhaft preßt die Wuth ſein Innerſtes; wild, verzerrt iſt ſeine Miene; fürchterlich iſt er, nicht furchtbar, und ſcheußlich mir ſein Anblick. — Wenn ſich das Ungeheuer zu mir drängte, wenn es Wevelsburg erſtürmte, — hier ſich anſiedelte, — in mein Eigenthum; — wenn jene hohe ſtolze Thürme über uns in Trümmern fielen! — wenn mein Kind! —

Helena. Vater ich kenne die Welt nicht; was hat ſie an mir zu fordern, was habe ich ihr gethan? —

Johannis. Die Schuld der Väter fällt auf die Kinder, und eines alten Mannes Tod wird mit Leichenfeldern und Strömen Blutes ausgeſöhnt! — Doch laßt uns die trüben Bilder aus unſerer Seele wiſchen; denn wenn ich ihn nur denke, hebt mich die Wuth, und leicht ſcheint mir der Kampf. Getroſt! getroſt! die Freude ſoll in meinem Pallaſt wohnen. In wenigen Tagen feiere ich Eure Verlobung, Kinder.

Theuderich. Ich habe hierher die Großen und die Wissenden geladen.

Johannis. Dann wird es uns nicht an Gästen fehlen. — Nun Hennigs, Ihr steht in Gedanken! auch du Helene traurig?

Helena. Ich sollte Euch verlassen? — mit einem fremden Manne ausziehn? Ihr hier in Gefahren zurückbleiben? Nein, mein Vater! ich will hier bleiben, auch Hennigs muß für Euch fechten; denn ohne Euch geh' ich nicht fort. Noch liebe ich den Vater mehr als den Bräutigam, und älter ist das Recht das Ihr auf mein Herz habt; Graf Hennigs muß es sich erst erwerben.

Hennigs. Und jezt? und jezt? —

Johannis. Soll sich die Liebe nicht mit der Liebe streiten! Ich bin der Kämpfe müde; hier will ich den Frieden finden, der Helenen immer und überall begleitet, den jedes Herz fühlt, das ihrem Herzen nahe ist. Komm, mein Kind! ich will noch frohe Tage auf meinem Schlosse erleben: denn der Feind hat sich uns gegenüber auf die Burg eines Wüstlings gelagert, der sich ihm in die Arme warf. Sie feiern auf dem Ringelsteine ihre Siege.

II.

(Die Burg Ringelstein am Alme-Strome. Rittersaal.)

Das Innere des Saales trägt die Spuren eines gestrigen Bankets; man hört unten im Hofe und überall Ausbrüche ungebundener regelloser Freude. Diener sind beschäftiget, im Saale aufzuräumen, und die Ordnung wieder herzustellen. Ritter gehen Hand in Hand, bald im ernsten, bald im traulichern Gespräche begriffen, durch den Saal und die Zimmer. Aus den Seitengemächern tönt Musik. —

Matthäus und Eberhard, indem sie im Saale auf- und niedergehen. —

Matthäus. So froh und heiter wie wir ehemals zu Schlippenbach waren, wird's uns nicht mehr werden!

Eberhard. Ich glaube heiterer zu seyn. Die Ruhe ist süßer, wann die Arbeit größer.

Matthäus. Die Herzen sind verstimmt, und jeder zu heftig von der Leidenschaft eingenommen; die Freude muß jezt übertönen und verwildern, wenn der Einzelne sich selbst vergessen soll. — Auch du alter Kriegsgefährte — — —

Eberhard. Ich? — bin ernster geworden, die Ruhe gefällt mir nicht. Warum geht's nicht vorwärts nach Wevelsburg? tränke ich meinen

Becher dort, ich würde froher seyn! — Was haben wir gethan? nichts! nichts! jezt am Ziele reißt uns der Taumel auf einen Seitenweg; der Feldherr ist, wie immer nach dem Siege, zerstreuet, verschlossen, ringt mit sich selbst, und lebt nur im Gedankenspiele seiner künftigen Thätigkeit, bis ihn die Noth drängt! — Die Unternehmung —

Matthäus. Sprich mir nicht so viel von deiner Unternehmung! Die Erbitterung gegen den alten Krieger, der dich zum erstenmale in die Flucht warf, schimmert zu sichtbar hervor. — Kuno will es.

Eberhard. Wird sein Wille —

Matthäus. Sey ruhig! laß uns zum Becher kehren. Seit der Dortmunder Schlacht bist du in fürchterlicher Bewegung, bist auch nicht mehr wie du warst, — verwildert — — — (sie gehen vorüber)

(Kuno Steineck, Hugo Seelbach, und Friedrich Thümeln kommen.)

Hugo. Der fromme Otto beschirmet mir Weib und Kind. Ihr Thümeln seyd wackre Männer! —

Thümeln. Doch lieben wir die Ordnung. —

Steineck. Die alte Ordnung, — und geht nur freudig und bei Euch selbst, auf dem breiten ausgefahrnen Wege des Gewöhnlichen. —

Thümeln. Das Wollen steht bei mir mit

meiner Kraft im Frieden; jenes bestimmt diese, und sie hält jenes, wenn es zu hoch strebt. —

Steineck. Die Kraft kann Alles, Thümeln! ist nur das Wollen wahr und fest!

Thümeln. Der Wahn der Zeit! — Gränzenlos ist der Wille, doch die Kraft beschränkt; vernünftig Wollen berechnet Kräfte, Umstände.

Steineck. Gränzenlos ist auch des Menschen Kraft. Kannst du sagen: So vieles vermag sie, und hier sind ihre Schranken? Das Bewußtseyn allmächtigen Vermögens leiht dem Willen Flügel; er geht sicher vom Gefühle des ganzen innern Wesens aus, das er beherrscht, und in's Unendliche wagt sich nur ein Geist der keine Fesseln fühlt.

Thümeln. Sieh um dich, alle wollen fliegen.

Steineck. Ein kühner Mann reißt tausende mit sich fort, ihm fliegen sie nach; auch die Trägheit schleicht gemächlich mit ihm, indeß er mit angestammter Kraft allein voraufeilt, und zu seinem Ziele kömmt. — So reißt uns der Feldherr hin, wir folgen ihm, näher dieser, jener ferner; wer ihm am ähnlichsten, ist ihm am nächsten; denn er ist groß, ein freyes Wesen, das eine Welt im Flug erschüttert.

(Drinnen in den Gemächern Becherklang, Musik und Jubelgeschrei: auf des Feldherrn Wohl! — Kuno von Kyburgs Wohl! —)

Hörst du? sein Geist beseelt die Menge, indeß er vielleicht jetzt einsam in seiner Kammer sitzt; alle drängen sich zu ihm empor, er steht einsam über allen.

Thümeln. Er macht ihnen frohe Tage, die das luftge Völkchen liebt, und sie begrüßen ihn als den Gott der Freude und des regellosen Lebens.

(Sie gehen in die Zimmer zurück. Die Ritter treten in den Vorsprung des Saales.)

Erster Ritter. Seine Reden haben mich beseelt, und frommer und besser schein' ich mir jezt. Er allein geht wie die Tugend unter uns gerade durch die wilde Menge, die ihm mit Ehrfurcht ausweicht. — Wenn du zu seinem Anhange in's Lager hinabkommst, ein anderer Geist ergreift dich: der Tugend, der Frömmigkeit. — Die Bürger sitzen und lesen heilige und gelehrte Schriften in ihren Hütten, neben ihnen liegen die Waffen, mit denen sie muthig für den Glauben stritten. Stille, freier Geist und Wahrheit herrscht überall; wie Brüder sitzen sie beisammen, herzlich ist ihre Freude, nicht wild, wie hier, und mit dem andern Lager haben sie keine Gemeinschaft.

Zweiter Ritter. Und der Alte?

Erster Ritter. Als ich forderte: daß sie mich zum Vater Max führen sollten, drängten sich alle um mich; denn sie halten schon den heilig, der mit ihm genauer umgehen darf. — Er

saß in seiner Hütte unter zwei Greisen, die ich oft beim Feldherrn sahe, und die ihn zu bedienen scheinen. Vor ihm lagen viele Schriften; er schien in einer Untersuchung von mir überrascht, doch stand er auf und kam mir liebreich entgegen; sein Haar bekränzte des Alters ehrwürdiges Silber; auf seiner Stirn lag ein langer stiller Gram; in seinem großen Auge sahe man den edlen bescheidnen Mann, der vom Kummer niedergebeugt ward. Ich kann das nicht nennen, was über seinen Wesen schwebte: die reinste Wahrheit war's, und eine heil'ge Menschenwürde. — Wie vor einem Heiligen, vor einem Propheten, stand ich. — In wenigen Worten machte ich ihm Euren und meinen Willen bekannt; daß wir zum fremden Glauben übertreten wollten. Er faßte meine Hand; die Worte, die der Heilige zu mir sprach, werde ich nie vergessen. „Zu welchem Glauben?" sagte er: „giebt's einen andern Glauben, als an Gott und an die Tugend? den jeder Christ, den jeder Mensch hat? — Ritter! wir kämpfen nicht gegen die Meinung unsrer Brüder, dringen nicht gegen eine alte, um unsere neue Regel für sie hinzustellen; nein! der freie Geist sträubt sich gegen die Gewalt, die ihm seinen Glauben nehmen und einen fremden aufzwingen will. Ihr findet keine Ketzer hier, keine Waldenser, oder welcher ihr Name sey; freie Männer findet Ihr, treue Kinder der Kirche Christi."

Zweiter Ritter. Habt Ihr ihn auch ganz verstanden?

Erster Ritter. Ich zweifelte selbst daran und sagte ihm: wie ich die Gebräuche unserer Kirche hier thöricht, dort niederdrückend fände. „Nur den Schwachen drückt die alte ehrwürdige Form; denn in der Form allein sucht er das Wesen!“ sprach Max. „Ritter! laßt Euch von dem frechen Leichtsinn nicht blenden, der jezt mit dem Heiligsten spielt, weil es das Heiligste heißt. Umgehet mit Schonung die fremde Meinung, die der Tugend nicht zu nahe tritt. Ihr seyd ein Christ, ehrwürdig bleibe Euch der Gebrauch der Kirche, die Euch aufgezogen! Für die Gemeinschaft sind diese Zeichen, an ihnen erkennt der Christ den Christen vor der Welt. Das Höhere, die Wahrheit, und der lebendige Menschengeist, der allgewaltig jedes Herz umfaßt und hebt, sind über jede Form erhaben, herrschen lebendig auch in der engsten, und keine wird sie unterdrücken; denn einer Wiege gleicht die Kirche, in der der Mensch mit süßen Frömmeleien zum Schlafe der Leidenschaften eingewieget wird. Das schwache Kind wird unterstützt, und sanft vom Herzen aus bewegt, und auf das Beste hingeleitet; doch wenn der Geist erwacht, wenn er sich selbst und sein Gesetz versteht: soll ihn nichts in der Kindschaft halten; doch soll auch er den Andern in seiner Zeitigung nicht stören; und achten soll er die Stütze, die ihn selbst

hielt, an der die werdende Geschlechter auch sich lehnen, bis sie mit eigner Kraft auf eignen Wegen.“ — Er drückte mir sanft die Hand. „Geht,“ setzte er hinzu, „zu meinen Kindern in's Lager! in ihrem Leben werdet Ihr sie erkennen; uns bindet die Bruderliebe, und jeder hat dennoch seine eigne Meinung; aber alle nur eine Absicht: die fremde sich nicht aufdringen zu lassen. — Seyd Ihr ein Mann von freiem Geiste, so könnet Ihr nichts anders wollen als dies, mehr nicht; und Ihr seyd schon mit uns verbrüdert.“ Noch manches setzte er hinzu beim Scheiden.

Zweiter Ritter. Dies gnügt Euch? ich muß ihn kennen lernen, und ganz die Lehre fassen, ganz in's innerste Geheimniß eindringen. —

Erster Ritter. Auch von der Neugier sprach er, und dem Betruge, dem sie sich ergiebt; von dem Bestreben der Menschen nach loseren Banden, unter denen auch der Lasterhafte mit dem Scheine der Tugend durchschlüpfen kann.

Zweiter Ritter. Will selbst zu ihm.

Erster Ritter. Er kommt in die Ritterversammlung; denn er scheint mit unserm Lager und unserer Lebensweise unzufrieden; auch sollen, wie ich hörte, die Bürger in ihre Heimath kehren, zum rechtlichen Erwerb und Eigenthume. (Sie gehen)

(Steineck und Matthäus, mit ihnen die Räthe von Siegen im Saale.)

Steineck. Ihr Herren habt Eure Sache gut gemacht, der Wille Sr. Majestät kann nicht besser gedeutet werden; wir sind in unsern Thaten ihm vorgeeilt. Laßt Euch einen Trunk vom Besten geben; drüben sitzen Seelbach und Scharffenberg. — Sagt mir Herr Doktor, kennt Ihr den Grafen Gasto von Krayn, den sie so sehr erheben?

Matthäus. Die Sage geht: er sey des Kayfers Bastard. — Ein schlauer gewandter Mensch, von glattem Wesen und glatter Zunge. Was er sagt, ist gedacht und klug; und was er will, das kann er. Wie jener Zauberer der Vorwelt, — Proteus war sein Name, — kann er sich in alle Gestalten werfen; erscheint schwarz wie das Laster, und kann Euch wieder mit dem glühendsten Eifer für die Tugend blenden. —

Steineck. So ist er ein abgefeimter Bösewicht.

Matthäus. Er ist kein gemeiner Bösewicht, strebt nach großen Dingen, und faßt auch das Gemeinste unter eine höhere Ansicht; kann Alles zu seinem Vortheil lenken und leiten, und vermag mit unwiderstehlicher Gewalt jeden, auch seinen Feind, für seine Absicht einzunehmen. Er war vervehmt, wir glaubten ihn ermordet; er lebt, und will es nun dem Feldherrn wieder gut machen, was er bei ihm verschuldet; denn schrecklich hat er ihn verletzt.

Steineck. Ich bin ſo fremd in Eurer Geſchichte!

Matthäus. Laß uns den Weg in die Halle einſchlagen. Die Ritter verſammeln ſich ſchon, und der Feldherr kommt.

(Sie gehen ab.)

III.

(Seitengemach.)

Ritter Lebrecht, der Burgpater vom Ringelſteine, ein Harfner halb berauſcht, luſtige Geſellen zechend. — Der Harfner hat ſich in das Nachſpiel zu einer alten Kunde, die er der Geſellſchaft ſang, verloren. — Pauſe. —

Lebrecht. (zum Pater) Ehrwürdiger Herr! der Spielmann ſingt wahr: unſer Leben hier, iſt auch ein Pfingſt- und Faſtnachtsſpiel. Mit Sang und Klang zieht's hin, zieht's zurück, weiß nicht wohin, noch wo hinaus! Ein luſtig Ding! — Gafft uns alles an, lacht und weint; der wirft uns mit Steinen gar. Keiner von uns kann's errathen: was er ſoll; und dennoch geht's langſam und bedächtlich fort. —

Vater. Doch wer ist der Pfingstlümmel in dem Spiele? *)

Lebrecht. Das ist ein Geheimniß; keiner will es seyn, und jeder ist's. — —

Die Ritter. Holla! holla! Lebrecht! bist wieder aufgeräumt zu ringfertiger Rede!

Lebrecht. Wer ist's? — sag' mir doch was wir wollen?

Harfner. Will den Herren noch ein Liedchen spielen. Gebt mir einen Becher für den Eingang, dann wieder einen Becher. (trinkt und singt)

Schau lustig in's freie Gewimmel der Welt,
Es regt sich, und hebt sich, und steiget und fällt;
Ein Wanken, ein Weben,
Ein Drängen, ein Heben,
Ein Schaffen und Streben!
Buntfarbiges Leben! —
Und tausend strecken,
Nach tausend Zwecken
Die lüsterne Hand. —
Wer kann es mir sagen,
Wohin sie sich wagen?
Die Grille waltet,

*) Noch in unsern Tagen wird in einzelnen Schwäbischen Reichsstädten von den Knaben am Pfingsttage ein Pfingstlümmel gewählt, den sie auszischen, mit Steinen u. s. w. werfen. —

Hat die Welt gestaltet! —
Sein buntes Farbenspiel
Dem Mahler gefiel? — —

Ritter. Der Feldherr schon da? — nun wird's zum Ritterrathe gehen. — —

IV.

(Am Abend desselben Tages nach der Ritterversammlung. Kuno von Kyburg's Zimmer.)

Kuno von Kyburg steht mit Steineck an einem Tische, Bücher und Schriften liegen aufgeschlagen.

Kuno von Kyburg. Mit allem wäre ich ausgerüstet, was ich zu meinem Vorhaben brauche, mit jedem Geheimnisse, mit jedem Winke bekannt, um sie zu hintergehen; so hätte ich der Klugheit und deinen Vorschlägen Genüge geleistet. —

Steineck. Feldherr, ich scheue die möglichen Folgen dieses Schrittes, möchte die Gefahr der Unsrigen dich zurückhalten; denn ohne dich sind wir verlassen. Bei dir ruhet die Kraft zu jeder Unternehmung, die wir wagen können, und die Ueberlegung bleibt weit hinter ihr zurück. —

Kuno von Kyburg. Länger kann ich hier nicht bleiben, es wird mir bange und leer. Die Seele, der ernsten Thätigkeit gewöhnt, schafft sich

finstere Gebilde, um mit ihnen den innern Krieg fortzusetzen; und schweigt das Getümmel außer mir, kommt das Gemüth in Aufruhr. — Wenn ich auf jener Höhe stehe, und Wevelsburg mit seinen Thürmen vor mir liegt, ruft's mich über den Strom her: dorthin! und ein heimlicher Schauer überfällt mich. Steh' ich im Abendlichte, einsam, und blicke hinüber; so wallt mir über die blitzende glatte Alme eine Gestalt entgegen, breitet die Arme nach mir aus, scheint mir bald zuzuwinken, bald mich zurückzuweisen. Bange wird es mir, wenn es mich ruft. — Doch folge ich gern; und wann es sich dräuend von mir wendet, zürne ich der Truggestalt. — Steineck, dort wallt meines Vaters Geist! — — Die hohen Thürme von Wevelsburg sahen ihn eingehen, in jenem Schlosse blutete er, floh' durch die Hallen vor seinen Mördern; die Gewölbe hörten seine letzte Klage, seinen letzten Seufzer. Gestern klang es wie Tumult und Freude, wie Musik und Jubel von der Burg her; da entbrannte mein Zorn, der lange geschlummert; denn dort soll niemand froh seyn. — Ich wollte zurück und vordringen, stürmen, zernichten; — da schwebte die Gestalt allein vom Berge nieder, ging einsam an des Stromes Ufer auf und ab, und sah nach der Höhe auf mich hin. Ein innerer Krampf hielt die Fluth der Thränen, die aus meinem wunden Herzen quoll. Gottfried's Geist ist mir nahe,

und ein Heiligthum ſcheint mir oft die Burg, die Marterkammer, in der der Edle verblutete. —

Steineck. Was hält uns, mit Macht gegen Wevelsburg zu dringen? du kennſt die Wünſche deiner Ritter; der alte ehrwürdige Max will ſelbſt, daß wir die letzten Stürme wagen, damit die Bürger zu ihrem Heerde wiederkehren. —

Kuno von Kyburg. Was hält mich? ſag' es mir! ein Räthſel iſt mir mein eigener Wille! doch muß ich ſelbſt die Mörder meines Vaters Aug' in Auge faſſen, unter ihnen wandeln, ihren geheimſten Sinn erſpähen. Dieſer Geiſt! — — halte mich nicht thöricht, wir folgen überall gern dem Blendwerk' unſerer Seele, nur ſträubend hier und klügelnd dort. Ich kann nicht ſtürmen laſſen wie es die Ritter wünſchen, erſt muß ich ſelbſt hin, erſt mich überzeugen, ob's auch wahr ſey? —

Steineck. Wie, Feldherr! verſtehe ich dich, du zweifelſt? — —

Kuno von Kyburg. Steineck, dir kann ich's ſagen, ich gebe mich ſtärker als ich bin; denn oft begreif ich's nicht: wie's möglich war, daß ich vollenden konnte, hier her kam; und ein Traum ſcheint mir die Vergangenheit, wann ich vor Wevelsburg ſtehe und hinüberblicke. Die Thaten, die wir gethan, überwiegen das Gefühl meiner Kräfte, und im entſcheidenden Augenblick hebt mich die Gewalt der Leidenſchaft über mich ſelbſt. Ja! ich ſchaudre jezt, da ich dicht am Ziele ſtehe,

da das Vermögen zu vollenden, zu vernichten, überwiegend mein ist! Ungeheuer erscheint mir die That.

Steineck. Ach! deine alte Thorheit!

Kuno von Kyburg. Nein! nein! Im Innersten des Menschen giebt es eine Stimme, die seinem Schicksal angehört; wo sie Beifall zuruft, handelt er mit Erfolg, und ihm gelingt die kühnste Unternehmung; doch wo sie schweigt, und ihn zurückruft, da scheitert er, und wären die Kräfte einer Welt für seinen Dienst bereit. Diese Stimme rief mich hierher, sie untersagt den Sturm und fordert mich nach Wevelsburg. — Steineck ich bin verlassen, und stehe einsam unter Euch; wer kann es mir verargen, wenn ich dem Rufe dieser meiner Freundin folge, die mich sicher leitete. — Ich gehe. — Du begleitest mich bis zum Strom, leicht kann ich hinüber. Die Ritter sind vorbereitet mich zu vermissen, du bist mein Stellvertreter; täglich um diese Stunde stelle dich auf die Waldspitze, siehst du meine Schärpe im Fenster des Vorsprungs nach dem Strome hinflattern, so weißt du mich lebend und außer der Gefahr; laß ich die Schärpe fallen, dann eile zur Hülfe herbei; siehst du mich nicht und keine Schärpe, dann — — —

Steineck. Kyburg bleibt — —

Kuno von Kyburg. Komm, wir wollen das Spälicht abwarten; denn die Waldspitze ist

nicht ſicher, und ich muß mich durchſchleichen, da die kecken Wevelsburger ſchon jenſeit des Stromes ſtreifen.

V.

Graf Johann von Wevelsburg feierte die Verlobung ſeiner Tochter Helena mit ſeines Vetters Sohne, dem Grafen Hennigs von Waldek. Aus der Nähe und Ferne waren ſeine Freunde theilnehmend angekommen, ſo viel es die kriegeriſchen Umſtände, die Nähe des Feindes, und die Unſicherheit der Wege erlaubten. — Feſtlichkeiten folgten auf Feſtlichkeiten; der Jubel riß die Wevelsburger hin; ſie vergaßen das Ungewitter, das ſich über ſie zuſammengezogen hatte. Wild und rauſchend war die Freude, ſie übertönte die Stimme der Gefahr; eine Henkersfreude, die den Verzagten im Taumel fortreißt, zur nahen Schlachtbank. — Spannung lag in Allem, ſollte Zerſtreuung und Betäubung hervorbringen. Der beſonnene finſtere Biſchof von Paderborn blieb ſich gleich, und ſtimmte die Gemüthe für ſeinen Vortheil; warb dem Bunde Freunde und Verfechter. Nur die Erinnerung an die ſchreckenvolle Zukunft jagte im Augenblicke der Beſonnenheit den ſtolzen Greis Johannis in die Einſamkeit ſeines Zimmers, und aus ihr zurück, in's überſchreiende Getümmel. Helene'ns heitere

Stimmung war getrübt, durch den Schmerz Beata's, und beide schlichen, wie sehr auch Hennigs sie mit seiner trunkenen Minne belagerte, wie Fremdlinge in ihrer eignen Wohnung, auf ihren Lieblingsplätzen unter den Taumelnden umher. —

Im Rittersaale saßen die hohen Gäste am Abend des frohen Tages, an dem Helene ihrem edlen Buhlen das Versprechen that: bald sein, ganz sein zu werden. Hennigs Freude hatte alle, auch die Greise Johannis und Theuderich, angesteckt; als des Grafen Knappe die Ankunft eines Gastes meldete.

Graf Johannis. Hast du nach seinem Namen gefragt?

Knappe. Joachim, Graf von Lingen aus der Lausitz; er kommt von Italien her und will heimkehren, und schickt Euch diesen Dolch. —

Wevelsburg. (zum Theuderich) Ein Wissender. — Führt ihn zu uns. —

Graf Wevelsburg ging dem Fremden entgegen. Eine hohe, gebietende Gestalt trat in den Saal, und unwillkürlich hoben sich die Ritter von ihren Sitzen. Die Musik verstummte, und Stille der Erwartung lag über der Versammlung.

Wevelsburg. Seyd mir gegrüßt auf meiner Burg, edler Fremdling! Ihr kommt am frohen Tage.

Joachim. Laßt es eine gute Vorbedeutung seyn. — Ihr seyd Graf Wevelsburg? Auf meiner

Reiſe hört' ich von Euch, von der Gefahr die ſtündlich Euch aufſchreckte; — doch hat mich das Gerücht getäuſcht, hier wohnt froher Muth. —

Wevelsburg. Setzet Euch zu mir, Herr Graf! —

Joachim. (ſetzt ſich) Ich will die Freude der edlen Gäſte nicht ſtören.

(Sie nehmen ihre Sitze ein, die Muſik hebt wieder an. Eine Pauſe, vom Geflüſter der Gäſte unterbrochen.

Biſchof Theuderich. Aus der Lauſitz? — Da habt Ihr noch einen weiten Weg.

Joachim. Nun irre ich ſchon fünf Jahre umher.

Biſchof. In wichtigen Geſchäften? —

Joachim. Die Luſt zu wandern iſt mein Beruf; die Welt, die überall ſich neu geſtaltet, zu ſehen; denn die Kunde aus unſerer Väter Mund wird bald zum Märchen. —

Wevelsburg. Ja wohl, Herr Graf! — Und ſeyd ein Wiſſender? —

Biſchof. In der Lauſitz giebt's Stühle? —

Joachim. Die Liebe zum Rechte geht von Weſtphalen über ganz Deutſchland in die fernen Länder aus! —

Wevelsburg. Und findet ſtarken Anhang und Gewicht?

Joachim. Wie das Recht beides immer findet. —

Wevelsburg. Doch hier in Westphalen? — —

Joachim. Immer ist's so, an der Quelle ist der Strom am trübsten; — tiefer hinab wird er licht, und breitet sich seegnend aus. —

Bischof. Wie meinet Ihr, Herr Graf?

Joachim. Wo das Große und Fürchterliche heimisch ist, gilt es wenig; denn langsam wuchs es dort auf, geht umher im Kleide des gemeinen Lebens, wird von Nebendingen und dem gewöhnlichen Bedarf umstrickt, von der Menschlichkeit umfaßt, festgehalten; — — Ihr seyd im Auslande furchtbarer, und mehr geachtet als auf der rothen Erde.

Bischof. Doch sandte das Ausland uns dem kühnen Verbrecher. — —

Joachim. Hier hat er seinen Anhang gefunden; und das Furchtbare wird, wie immer, neben seiner Wiege sterben. — —

Bischof. Ihr urtheilt sehr rasch! —

Joachim. Nach dem Gerücht; — mich eines bessern zu belehren, kam ich hierher.

Hennigs. Laßt uns einmal, edler Gast! von jenem Menschen schweigen! Ein verzogenes Kind des Glücks ist er, mehr nicht. Gebt seinen Helfershelfern Beute und Raub genug, und sie schläfern ihn ein. Er praßt auf dem Ringelsteine, und fürchtet den Löwen in seiner Höhle anzugreifen, trotz seiner Uebermacht. (zu Helene) Ein guter

Schutzgeist sagt ihm: daß wir hier für eine Helene zu kämpfen haben.

Helene. Warum für mich?

Theuderich. (zu Helenen) In seiner Liebe bezieht er Alles auf Euch, sieht überall Euch, sucht die Geliebte im Entlegendsten.

Johannis. Ach nein! ihr Vater knüpfte ihr Schicksal fest an das seinige. (zum Fremdling) Meines Hauses Untergang hat der Verruchte vor ganz Deutschland beschworen; — seht die letzte zarte Pflanze, aus den Gewitterstürmen mühsam gerettet, die das Geschlecht der Wevelsburger niederdrückten.

Theuderich. (nimmt den Becher) Wohlgemuthet, alter Vater! laß dich die finstere Laune nicht überschleichen; in den Waldeks lebst du wieder auf. —

Johannis. Wenn ein Fremdling in meine Burg tritt, überfällt mich ein heimlicher Schreck; denn ich fürchte, ihn vor mir zu sehen. — —

Theuderich. Ihn? den du vor Dortmund schlugst? —

Johannis. Wann ich mir ihn denke, den Menschen, der im Kampfe vor mir wich, dann fürchte ich freilich nichts, und sorglos blicke ich der Zukunft entgegen. Denn er war nicht, wie ich ihn in meinen Träumen sehe.

Joachim. Wie? Ihr habt mit ihm gekämpft? —

Johannis. Einen leichten Kampf. Kuno's Name bewegte mich erst heftig, (düster) sein Vater war mein Freund! — Doch als ich die kleine, wilde Gestalt vor mir erblickte, einem gemeinen Knechte gleich; da regte sich mein Stolz auf, und ich warf ihn in die Flucht. — Aber weg mit den Grillen! — (ruft) Laßt die Trompeten schmettern, die Freude ist schier von uns gewichen!

Hennigs. Dem Guten und dem Bösen einen Becher! einem Engel den ersten, einem Teufel den letzten — Ewiges Wohl und ein reiner Wonnehimmel jenem, — Vernichtung und die Hölle diesem! Edle Gäste, den ersten Becher trinke ich meiner theuren Braut Helene zu; — sie meine Huldin, sie ist der Engel! — ihr sey der Wonnehimmel beschieden, — ihre Heimat! —

(Schmettern der Trompeten — wilder Jubel und Beifall.)

Helene. Hennigs, Ihr thut mir wehe, das Uebermaß reißt mich in Verwirrung; Eurer heftigen Liebe folgt mein Herz nur schüchtern und verlegen. —

Hennigs. (indem er mit Joachim anstößt) Nun, und Ihr so still bei meiner Freude? legt den Fremdling ab! — Ich bin der Bräutigam, richtet auf sie den Blick; und wenn Euch das nicht hinreißt und zur Freude stimmt, Euch nicht und giebt, dann — dann ist Euer Herz der Tugend fremd geworden! — —

Helene. (hält ihn) Hennigs! der Taumel reißt Euch hin; ſchonet meiner!

(Joachim nimmt den Becher, ſeine Blicke hangen unbeweglich auf Helenen, ſie erröthet; — doch ruht ihr ſeelenvolles Auge in ſeinem Auge. Joachim ſtellt langſam den Becher nieder. Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden wird rege. —)

Hennigs. Wie! Ihr zaudert uns Beſcheid zu thun? — —

Anweſende. (durch einander) Er zaudert? — wer iſt er? — was hat er? — kennt er keine Sitte? — Will er ihn, will ſie beſchimpfen?

Johannis. Er iſt in tiefe Betrachtungen verſunken! —

Theuderich. Ihr entſchuldigt ihn aus Eurem Zuſtande!

(Joachim nimmt wieder den Becher. Helenens Verlegenheit und ein großer bittender Blick reißt den verſchloſſenen Fremdling plötzlich aus ſich ſelbſt. „Ja! ja! ihr ſeyd ein Engel und des Himmels werth!“ Er ſtellt den Becher wieder hin, dann beſinnt er ſich und leert ihn haſtig.) —

(Alle Becher klingen, in's Rauſchen der Muſik miſcht ſich die laute Theilnahme.) —

Hennigs. (bitter) Ihr ſeyd ſehr hart zu bewegen!

Joachim. Ich bewege mich vom innern Gemüth aus, der fliegenden Gluth bin ich nicht fähig. Ein Becher auf eines Andern Wohl gilt

mir viel, und hat oft eine ernſte Deutung. — Fräulein vergebt mir, Euch wollt' ich nicht verletzen, niemand! — auch die Sitte dieſes Landes nicht!

Hennigs. (laut) So war es nur Unkunde mit unſerer Weiſe. (in den Ton den Freude fallend, zu Helenen) Laßt Euch die kleine Zwiſtigkeit nicht niederſchlagen; — Ihr ſeyd verwirrt? (heimlich) auch ich bin an dieſem Sonderbaren irre, er gefällt mir nicht.

Helene. Lieber ſeyd heute weniger raſch, — der Wein

Hennigs. Die Liebe! —

(Graf Wevelsburg bemüht ſich mit Joachim ein Geſpräch anzuknüpfen — Pauſe —)

Joachim. Eure einzige Tochter? —

Wevelsburg. Ja, die Stütze meines Alters, meine Freude! —

Theuderich. Hennigs! Ihr habt den böſen Becher, über dem guten vergeſſen.

Hennigs. Ueber den Engel den Teufel, der ſchadenfroh im Hintergrunde lauert. Es ſey! — Füllt die Becher. — — Dem Untergange des Heckenritters Kuno von Kyburg im Ringelſteine, trink ich dieſen Becher: auf daß er bald gehangen werde; vor meinem Brautbette. — —

Ritter. Gehangen werde Kuno von Kyburg! — der Heckenreiter! — des Abentheurers.

Untergang! — Tod dem Empörer! — dem Gottesläſterer! —

(Von allen Seiten wilde Verwünſchungen.)

Theuderich. (den Grafen Joachim fixirend) Ihr trinkt nicht Herr Graf? Es gilt dem Untergange des Empörers und Verfolgers des heiligen heimlichen Dinges. — —

Joachim. Ich halte es mit dem Schwerte in der Feldſchlacht! —

Theuderich. Doch ergötzt der Gedanke an die nahe That! — Hennigs! unſer Gaſt meint es mit dem Teufel beſſer als mit dem Engel.

Hennigs. Euren Becher Graf! —

Joachim. (verlegen) Ich — trinke den Wein nicht in der Menge!

Hennigs. (trotzend) Ihr müßt!! — Auf Kuno von Kyburgs Untergang! — Ritter! der fremde Graf wird trinken; Pfeiffer und Spielleute haltet Euch bereit! —

(Joachim erhebt ſich von ſeinem Sitze, mit ihm die Verſammlung; er blickt den Grafen Hennigs ſtarr an.)

Hennigs. (wild) Trinkt! — er lehnt ſich mit glühendem Geſicht zu Joachim über) Kennt Ihr mich?

Joachim. (ſich vergeſſend) An dieſer Narbe erkenne ich Euch.

Hennigs. Tod und Teufel!

Theuderich. (faßt den Grafen Wevelsburg) Wer iſt dieſer Menſch?

Hennigs. (hatte sein Schwert ergriffen, und stürmte mit ihm zu seinem Sitze —) Verwegener! an meinem Heerd, in meiner Burg! —

(Tumult. Alle drängen sich um Joachim und Hennigs; an diesen hängt sich Helene: sie entwindet ihm den Becher. —)

Helena. Herr Graf! auf meiner Mörder Untergang!

(Joachim ergreift hastig den Becher; er lehnt sich verwirrt zu Helenen über; — seine Lippe bewegt sich zum Sprechen; sein Auge glüht; er hält den Becher bewußtlos hin — —
Stille der Erwartung.
Ueber Helenens schamrothe Wange rinnt eine Thräne; Joachim sieht sie. — In diesem Augenblicke vergaß er sich und die ganze Welt um sich her, und versank trunken in die neue eigene Welt, die in ihm aufgegangen war. — — Mit brennenden Blicken hing Hennigs über diesem räthselhaften Auftritt. —)

Hennigs. Auf Kyburgs Untergang! —

Helena. (zitternd) Auf Kyno von Kyburgs Untergang! Herr Graf!

(Joachim nimmt den Becher, will ihn zum Munde führen; er fällt aus seiner Hand auf die Erde. — Paukendonner und Schmettern der Tafelmusik. Die Versammlung geräth in heftige Bewegung. Hennigs zuckt sein Schwert. — Die Ritter drän-

gen ſich um ihn und halten ihn zurück. — Graf von Wevelsburg und der Biſchof von Paderborn eilen zu Helenen; denn zu ihren Füßen lag Kuno von Kyburg.

VI.

(Zimmer des Grafen von Wevelsburg.)

Der Biſchof von Paderborn, und Graf Johannis.

Johannis. Ich geſtehe es Euch gern: auch mich ſetzte ſein Anblick, und ſeine ſonderbare Weiſe in Verlegenheit! So frei, ſo groß, und dennoch ſo verſteckt; in ſeiner ganzen Art zurückgezogen, verſchloſſen.

Theuderich. Sein Auge brannte, wenn ſich das Geſpräch nach gewiſſen Dingen lenkte; er ſcheint ein eifriger Bruder! —

Johannis. Ich habe mir den Kuno ehemals ſo gedacht, wie dieſen Sonderling, bis ich ihn bei Unna ſahe. — Die Liebe hat ihn ganz umgeſchaffen, ganz verwirrt; er hörte, er ſah nichts, und wir ſind ihm wahrlich zu nahe getreten.

Theuderich. Eure Tochter? —

Johannis. Ihrer Unſchuld darf ich trauen; — ſie kennt die Liebe nicht, hat nur für ihres Vaters Wünſche Gehör; doch Hennigs? ich ſah' ihn heute nicht.

Theuderich. Er iſt leicht ausgeſöhnt! Den Eitlen freuet der Triumph ſeiner Geliebten; er iſt für die Eiferſucht zu eitel und der Graf iſt vor ihm gerechtfertigt, ſeit ihn der Anblick Helenens ſo gewaltig überraſchte. — Seht! dort unten gehen ſie im Garten ganz ausgeſöhnt. —

Johannis. Der Arme wünſchte ſich heute vor mir zu entſchuldigen; aber ſeine Rede war verwirrt, und unwillig über ſich ſelbſt, wollt' er's verbergen; ſein Weſen verrieth die heftige Bewegung ſeines Innerſten. Er wollte bald reiſen, die Gründe ließen ſich errathen; Helenens Nähe ſchmerzt ihn.

Ein Knappe. (tritt ein) Am jenſeitigen Ufer läßt ſich täglich ein Ritter ſehen; er ſoll Kuno von Kyburg aus dem Ringelſteine ſeyn! wir konnten ihn mit leichter Mühe fangen; denn unſere Knechte ſtreifen über den Strom ungehindert umher; der Feind bleibt ruhig.

Theuderich. Verſprich dem goldne Berge, der uns ihn bringt!

Knappe. Immer zur ſelben Stunde läßt er ſich ſehen; ein leichtes Wageſtück, und ich bringe ihn Euch ſelbſt. (geht ab)

(Die Grafen Joachim und Hennigs treten ein.)

Hennigs. Ich habe den Grafen bewogen noch länger bei uns zu bleiben, er zauderte, doch meiner Helene Bitten haben ſeinen feſten Sinn gebeugt; wir beſitzen in ihm einen Helden mehr,

der mit uns für die gerechte Sache ſtreiten wird.

Johannis. Dann laßt es Euch gefallen auf meiner Burg. Ihr habt an meinem Eidam einen Freund gefunden, der Euch leicht die Verirrung des Herzens überſieht; legt nun auch Eure äußere rauhe Schaale vor uns ab, und tretet aus Euch ſelbſt hervor; denn, täuſch' ich mich nicht, ſo ſeyd Ihr nicht der, für den Ihr Euch hier ausgebet.

Joachim. Eure Güte ſollte mich beſchämen. Der Anblick Eurer Tochter hat tief auf mich gewirkt, ich geſtehe es gern; doch lernte ich früh das Herz unter den Verſtand zu zwingen, und feſt und unabänderlich auf gerader Bahn zu gehen. — Ich bleibe, ſicherer ſchein' ich mir jezt hier, ſeit Euer Eidam mit Verläugnung ſeiner ſelbſt, allein mich meiner Tugend und der Vernunft übergiebt, und auf mich vertrauend, mir ſelbſt Vertrauen ſchafft. —

Johannis. Eure Gegenwart kommt mir gelegen. Hier werden ſich die Wiſſenden verſammlen, Furcht und Verzagtheit hat ſich ihrer Gemüthe bemeiſtert. — Ein einziger feſter Mann kann vieles durch ſein Beiſpiel auf die Menge wirken; und es erhebt den Muth der Wiſſenden, wenn ſie aus eines Fremdlings Munde von unſrer Macht in fernen Landen hören.

Vielleicht daß ihn die Liſt uns in die Hände führt; dann haben wir geſiegt, und mit ſeinem Tode ſoll er meine Schande büßen. Theuderich, Hennigs, ich habe noch manches mit Euch abzumachen; — ich will das Brautgeſchenk für dich beſtimmen, Vetter; in wenigen Tagen ſollt ihr mir verbunden werden. — Ich höre meine Tochter kommen. — (zu Joachim)

Hennigs. Sie ſoll die Wunde wieder heilen die ſie Euch ſchlug.

(Sie gehen ab, nur Joachim bleibt.)

Joachim. Kuno! Kuno! wohin ſoll das hinaus! Sie — dieſen Engel? Wehe mir, wie begreif' ich die Verwirrung? wie ſoll ich mich aus ihr mit Kraft herausreißen? — — Kuno! Kuno! was hat der Zufall, was hat das Schickſal mit dir vor? Ich will entfliehen, ich kann es nicht; es hält mich hier mit unſichtbarem Zauber, und in einem nie gefühlten Rauſche taumle ich hin! Ach! und dennoch treibt's mich wieder zurück, und zwiſchen mir und ihr liegt eine breite Scheidewand. Wem ſoll ich folgen? welche Stimme gehört meinem beſſern Schutzgeiſt? Ihr Herz ſchlägt in Liebe für einen andern, und lächelnd geht ſie meinem Schmerz vorüber. — — Ach! und ich wünſche hier Mitleid, hier ein zartes Herz das mich verſtehe, begreife. — —

Helena. (kommt) Ihr ſo allein? ſo einſam Herr Graf?

Joachim. Einſam ſteh' ich in der Welt, holdes Fräulein! die einſt mich liebten, ſind von mir abgefallen, ſind nicht mehr; nun bin ich ein Fremdling geworden, und das verwaiſ'te Herz zieht ſchüchtern ſich in ſich ſelbſt zurück.

Helena. Warum ſucht Ihr nicht den Freund, warum kein Herz, das an das Eure ſich liebend lehnte, und Euch zum ſüßen Mitgefühle weckte? Es freuet den Männerſtolz: wenn er ſich abgeſondert denkt, und, einem Gotte gleich, ſich in der Menſchen Mitte über den Menſchen hebt. Die rege Kraft verſchmäht des Friedens Stimme, die Wonne eines heitern Lebens in dem Schooße der Häuslichkeit; verſchmäht das Nahe, das Menſchliche, und ſtrebt in weite gränzenloſe Fernen.

Joachim. Ach nein! ach nein! vom Schickſal iſt er ausgeſtoßen, verſchlagen in eine öde Welt; — licht iſt der Himmel über ihm auf ſeiner Höhe, aber kalt und froſtig. Aus fernem Thale dringt die frohe Stimme der Menſchlichkeit, wie fremde Töne zu ihm empor, und weinend vernimmt das Herz den ſchwachen Nachhall einer glücklichen Vergangenheit, die nimmer wiederkehrend wird; ſein Auge blickt ſehnend hinab; die Bilder froher Unſchuld wanken durch den Nebel, der ſie bedeckt, ſind ihm unkenntlich worden; und zum kleinen Punkte iſt das Thal für ihn verengt, in dem er des Lebens beſſern Traum geträumt. —

Helena. (naht ſich ihm beſorgt und theilnehmend) Iſt's Euch nicht bange und kalt, ſo ferne von der Menſchen Heimat?

Joachim. In ſeinem Herzen ſproßte einſt ein Blüthenmorgen auf. In's heitere Gewand des Lenzes kleidete ſich ſein Gemüth, und glücklich keimt' und ſproßte darin ein Eden; freudig breitete die Seele im jugendlichen Uebermuthe die luft'gen Flügel aus, und flatterte umher, hing an warmen Menſchenherzen, wie der Geiſt der Seidenraupe an goldnen Roſenknoſpen. Ein Wiegenlied vertönt ihm die Stimme der Vergangenheit; mit Feſtgeſängen zog die Zukunft ihm entgegen, und den Liebenden hielt die Liebe feſt umſchlungen und gefangen!

Helena. (ſeine Hand faſſend) Und nun! und nun! —

Joachim. Der Herbſt hat ſich um ihn gelagert, iſt in ihn eingezogen. Still und öde iſt's in ſeinem Herzen, nur Winterſtürme toben darin. Ein kahler Abgrund hinter ihm; tief unten verſchwebt der Nachhall der Jugendzeit. — — Seine Spuren ſucht kein Menſch, und droben breiteten keine Arme ſich ihm entgegen. Die Natur ſelbſt iſt ihm fremde geworden; nur im Ungewitter, nur im lauten Donnerſturm, hört er ihre Sprache; und von der Welt, die ſich unter ihm bewegt, ruft eine ernſte Stimme: wie elend, biſt du Menſch! —

Helena. (mit einer Thräne ſich an ihn ſchmiegend) Wie einſam biſt du Mann! —

Joachim. (ſchlingt ſeinen Arm um ſie, ſein Auge ruht in ihrem offenen Blick) Himmliſche Geſtalt! gieb mich den Menſchen wieder, und führe mich zurück zum heitern Frühlingsthale ihrer Heimat. —

(Pauſe)

Joachim. (in raſcher Beſeeligung) Helene!

(Er hob ſie an ſeine Bruſt empor, eine Thräne blinkte ihm im Auge; — er küßte ihr den erſten Kuß; dann ſetzte er ſie ſanft und zärtlich nieder, und ſank an ihren Buſen; Helene hing weinend an ihm.)

Beata. (kommt, über den Anblick erſtaunt) Helene! wie find' ich dich? — Herr Graf Ihr wißt — —

(Helena lächelt verlegen; Joachim verſinkt in ſein Gefühl.)

Helena. Mutter! ich habe mir dieſen Mann gewählt, ihn lieb' ich; denn ſüß iſt die Pflicht des Weibes: den Mann zu lieben, der ein fühlend Herz entbehrt! —

Beata. Kind! um Gottes willen! dein Vater! — Hennigs! —

Joachim. Gräfin! Gräfin! reißt mich nicht aus dieſer hohen lang entbehrten Wonne! Mein iſt das Mädchen! ganz mein! wer will es mir rauben?

VII.

Die Nacht war in die Thäler verſunken; die Berge hüllten ſich in den Nebelmantel, und in den Hainen vertönten die Abendlieder der müden Natur. Der Alme-Strom war in ſeinen Ufern eingeſchlafen, und über ihm bildeten ſich leichte Dämpfe zu Traumgeſtalten. Graf Joachim von Lingen hatte die ſpäte Verſammlung der Wiſſenden im Saale von Wevelsburg verlaſſen, dort in die ſtrengen Rathſchläge über Kuno von Kyburg eingeſtimmt, und verſprochen, dem Blutgerichte beizuſitzen, das nach wenigen Tagen über die ſchon eingefangenen Empörer gehalten werden ſollte. Müde von der innern Verläugnung und der fortgehenden Unterdrückung ſeines raſchen aufwallenden Charakters, ſchlich er in den Garten hinab.

Joachim warf ſich an den Fuß der Terraſſe, und rieb die glühende Stirne. — „Das Todesurtheil," dachte er, „iſt über mich ausgeſprochen, und die Liſt ſoll mich ihnen in die Hände liefern, indeß ich ſorglos in ihrer Mitte bin. — — Was hält mich, die Mörder meines Vaters zu erwürgen, die auch gegen mich die Dolche ſchleifen? — Ach Helene! — mußte ich darum hierher kommen? und hat mich dein Geiſt in dieſe Mauern gebannt: — das kalte Herz aus ſeinem Schlafe zu erwekken, die Ruhe, die Todtenſtille ihm zu rauben, und einen Frieden ihm zu bereiten, den es nicht

faſſen kann? — Wohin ſoll ich mich wenden, um mich der Ausſicht in die Zukunft zu erwehren!“ —

Ueber die Nacht ging ein lichter Schimmer auf, und in ihm blitzten die Thautropfen an Blumen und Gräſern, die Sterne funkelten matter in den webenden Wellen des Stromes; das Bild des Schwanes ſchwamm ruhig in die Tiefe des Himmels, und barg die glänzenden Flügel ins bleiche Blau. — — Joachim, vom Lichte umfloſſen, lehnte ſich überraſcht auf den weichen Raſen zurück, und ſchauete trunken in die glänzende Zauberhöhle, die um ihn aufgegangen war. Plötzlich entbrannte der Römerberg über der Alme, wie ein Vulkan. — Glühende Wolken ſtiegen empor, und weheten über die Berggipfel, und aus dem dampfenden Krater erhob ſich eine Feuerſäule. — Joachim ſprang geblendet auf. — Da blickte der Mond wie reines Silber aus der Aſche des rauchenden Gebirges. — Ein kühler Nachtwind verwehete die lichten Wolken, und das glänzende Geſtirn hing über der Bergplatte, wie ein Götterbild über dem dampfenden Altar. Fleury hatte ſich ſchweigend neben Joachim geſetzt.

„Fleury!“ ſagte Joachim, und faßte ſeine Hand, „ich kann nicht weichen, wie ſich auch dein Auge trübt, wie du auch in mich dringſt; denn hier hält mich eine Macht gefangen, der ich nicht widerſtehen kann. Sage mir: ſahſt du je ein frommeres, gutes Mädchen; rein, ohne Falſch,

wie Helene? mit einem heitern Himmel der Unschuld im Busen, wie sie? — Fleury! ein solches Mädchen habe ich lange gesucht, und nirgends fand ich es; denn nur ein solches ist mit meinem Herzen verwandt, und kann mich dauernd beherrschen. — Ach! und sie ist eines Andern, und fügt sich duldsam in den Willen ihres Vaters; — Die gute Tochter! — opfert ihre eigenen Wünsche! Warum bist du so still bei meiner Freude? du allein so besonnen bei meinem Taumel? Ich bin an dich gewöhnt, nun schleichst du so befremdend um mich; gehst mir überall mit deiner Warnung nach, und indeß hier alles nur dem Augenblicke lebt, trittst du allein vor mich wie die bedenkliche Zukunft. Jezt will ich nichts wissen, ich habe so lange ein nüchternes Leben fortgelebt; diese Feierstunden des Schicksals will ich ungestört genießen! —

Fleury. O Kuno! Kuno!

Joachim. Stille! daß niemand diesen Namen hört; oft zweifle ich, daß ich es bin, denn ihn liebt hier niemand! Komm' auf diese Terrassen, die Nacht ist heiter und kühl. — Auch die Natur ist wieder für mich aufgeblüht; denn das verwaiſ'te Kind fühlt seiner großen ewigen Mutter Nähe an der glühenden Brust. Helene weilet lange! — Wenn sie kommt, dann bewache mir die Pforte, daß uns niemand überrascht. Setze dich zu mir, denn jezt bedarf ich eines Men-

ſchen. Ich will dir meinen Traum erzählen, in dem du mir als Engel erſcheinſt, durch den das Schickſal mich auf dich verwies. — Heute will ich mein Herz nur hören. Das lebendige Gefühl des Menſchen faßt aus der Wirklichkeit, die ihn umgiebt; tauſend feine Züge auf, die der Verſtand nicht achtet, und ein innerer feiner Sinn dringt tief in der Dinge Weſen, und ſammlet ſich, wie die Biene in ihr Haus, einen Vorrath heimlicher, entfernter liegender Beziehungen in's Gemüth. So liegt im Menſchen eine eigne höhere Welt, doch ungebildet, und ihm ſelbſt ein Räthſel; bis ſich oft plötzlich in einem Augenblicke heftiger Erſchütterung, was lange zerſtreuet und verworren war, wunderbar geſtaltet, und die neue Schöpfung in ihm vorgeht. — Im Traume ſpielt die feſſelfreie Seele mit den Bildern die im Gemüthe liegen; hebt den Schleier, den Vorurtheile und die Erfahrung bedächtlich über ſie gedeckt, hinweg, und nur auf Augenblicke ſtrahlt ein lichtes Feld der innern Frühlingswelt hervor. — Wohl jenem! deſſen Bewußtſeyn in der Bilder Farbenſpiele wacht, der die flüchtige Anſicht auffaßt und feſthält! denn in die Zukunft ſeines Lebens hat er geblickt. — In der Arensbacher Mühle folterte mich der Verdacht: ich ſah mich vom Verrath umringt; mir waren meine Schritte ſelbſt zu gewagt; Graf Waldern vermehrte den Argwohn. Vergebens warf ich mich frühe auf mein Lager,

erſt um Mitternacht ſchlief ich ein. Aus dem Aufruhre des Gemüths ging ein Traum hervor; bedeutungsvoll und nahe war mir die Erfüllung. — In eine Nacht wie dieſe Nacht, in eine Ebene wie die Ebene vor Unna, fühlt ich mich verſetzt. Ich war allein, doch um mich lagen zerſtreute Trümmern, Waffen, die Spuren der Verheerung. Da kam durch das Dunkel eine freundliche, flüchtige Geſtalt, glitt über die Trümmern zu mir her, und floh' in meine Arme; ich hielt ſie mit Entzücken umfaßt; ſie wand ſich in meiner Umarmung, wollte wieder fliehen und blieb, und ging endlich neckend und flüchtig vor mir her. Ich folgte ihr durch fremde Gegenden; im Zauberlichte ging Alles bei mir vorüber, wir kamen zu einer Hütte. Klein war die Hütte, drinnen war's ſtill und einſam. Auf der Erde lag ein friſcher Kranz, Blutstropfen hingen an den Blättern. Sie gab ihn mir; ich ſchlang der Sträubenden den Kranz um ihre Locken. — Plötzlich drangen Männer ein; furchtbar war ihr Anblick, Dolche blinkten. Das Mädchen war verſchwunden; — ich rang, ich kämpfte. Bald erſchien ſie wieder, die Mörder flohen, ich wollte zu ihren Füßen ſinken, da ſchwand die göttliche Geſtalt, und eine kalte Hand faßte die meine. Kuno! Kuno! ſchallte es. — Dir gehörte die Stimme in der Mühle, du weckteſt mich aus dem betrüglichen Schlafe unter meinen Mördern. — Dort ſchwebt Helene,

daher. So, so kam die freundliche Gestalt des Traumes.

Helene. (hüpft ihm froh entgegen.) Wißt Ihr? der Kuno von Kyburg ist gefangen!

Joachim. (erschrickt) Gefangen? — wer?

Helene. Das Ungeheuer Kyburg, das mir und meinem Vater nach dem Leben strebt.

Joachim. (stößt sie von sich) Fort! Schlange fort! —

Helene. Wie? verstehe ich Euch? Ihr allein zürnt über eine Begebenheit, die uns alle froh macht.

Joachim. Ich sage dir, er ist nicht gefangen, Ihr habt ihn nicht.

Helene. Lieber, hört Ihr nichts?

Fleury. (tritt zwischen beide, und wendet sich zu Helene) Was wollt Ihr mit ihm anfangen? Werdet auch Ihr das Todesurtheil über ihn aussprechen?

Helena. Mein Vater soll ihn entwafnen, daß er nicht ferner schädlich werde, nicht länger den Frieden unsers Hauses störe.

Fleury. (weggewandt) Dein guter Engel ließ dich diese Worte sprechen. —

Joachim. Helene, Helene kannst du so dich freuen, daß man den Mann zur Schlachtbank führt, den Ihr gegen Euch bewaffnet habt? kennst du seine innere Kämpfe? weißt du es, ob er nicht jeden Schritt gewaltsam und sich selbst

verläugnend vorwärts thut? — durch einen Schwur ſich ſelbſt die Rückkehr ſperrt, wie ſich ſein Herz nach ihr auch ſehne? — Und jezt verloren, am Abgrunde, zu dem ihn eine Trug-geſtalt geleitet — — —

Helena. Theurer, wie verſtehe ich Euch?

Joachim. Ja, wenn er jezt vor Euch ſtände der Unglückliche, der Verlaßne, und Ihr die Spuren innerer Zerſtörung in ihm entdecktet; wenn er die Hand Euch böte, Euch wie ſeinen Engel umfaßte, zu Euch ſpräche: Helene! Helene! kannſt du ſo mich täuſchen? iſt auch dein Herz gegen den armen Mann im Bunde? (er umfaßt die ſträubende Helene)

Helena. O martert mich nicht, die Täuſchung ſelbſt iſt fürchterlich. (Sie windet ſich in ſeiner Umarmung)

Hennigs. (kommt, überraſcht durch den Anblick) Wie, was ſehe ich, Herr Graf! — — (Helene reißt ſich von ihm los, er eilt zum Hennigs. Graf Hennigs bezeugt ſein Erſtaunen. Joachim blickt Helenen ſtarr an)

Fleury. (vor ſich hin) Das wirkt tief. (zu Joachim heimlich) Faßt Euch, Ihr habt Euch hier getäuſcht. Fort! fort! — (zum Hennigs) Die Ueberraſchung reißt ihn hin: Ihr habt den Kuno von Kyburg gefangen? — —

(Hennigs geht, Helenen am Arme; Helene ſieht ſich um; macht ſich von Hennigs los, und eilt zu Joachim zurück.)

Helena, (lehnt ſich an ihn) Graf erwacht! ich kann Euch ſo nicht verlaſſen, Eure Rede! Euer Anblick macht mich zittern! —

Joachim. (ſtößt ſie wild lachend von ſich. Hennigs eilt hinzu und zuckt ſein Schwert. Joachim das ſeinige. Helene tritt zwiſchen Beide. „Um Gottes und aller Heiligen willen!“ ruft ſie. Wild bringt Joachim auf Hennigs ein. Hennigs flieht. Helene hält Joachim zurück.)

Helena. Joachim! Joachim!

Fleury. (den Joachim mit ſich fortreiſſend) Fort! fort! der Steineck wird gefangen ſeyn, Ihr habt ihn vergeſſen. —

VIII.

Wild und verzweifelnd kam Kuno von Kyburg auf den Ringelſtein, dort fand er alles in Bewegung. Eberhard ſtürmte ihm mit der Nachricht entgegen: „daß Steineck im Angeſichte des Heeres von den Wevelsburgern eingefangen ſey, und man ihn, den Feldherrn, ſelbſt dort gewähnt; weil Steineck mit Aengſtlichkeit am geſtrigen Tage in's Lager zurückgekommen, und Kundſchafter ausgeſandt habe, die Wevelsburger auszuſpähen um zu erfahren: was es darinnen Feſtliches geben könne.“ — Die Verbündeten ſtanden unter Waffen, und Eberhard wollte ſo eben das Zeichen zum Angriff

auf Wevelsburg geben. — Kuno von Kyburg ging heftig unter den Rittern, die sich um ihn sammelten, umher. Er wankte: jezt schon die feindliche Stadt zu bestürmen, und dennoch wollte er den Steineck retten. — —

„Holt mir den gefangenen Waldern!“ rief er endlich. Graf Siegesmund von Waldern kam.

„Mir ist ein Freund, von deinen Spießgesellen, gefangen worden!“ sprach Kuno zu ihm: „nun ist es Zeit, daß du mir nützlich werdest, ich will ihn gegen dich einlösen.“ — —

Waldern. Ist er dir, ist er den Wevelsburgern wichtig?

Kuno von Kyburg. Dein Freund, der dich im Lager hielt' — Steineck!

Waldern. Wie Steineck ist in den Händen der Wissenden? noch gestern sprach ich mit ihm. — Gütige Vorsicht! auch er? — Laßt mich hin, ich schicke ihn Euch bald zurück. — —

Kuno. Eberhard soll dich dorthin begleiten. (zu Eberhard) Nimm Reiter zu dir, Max soll dich decken und sich den Strom hinauf ziehen. Nach drei Tagen, dann Eberhard, dann!

Eberhard. Wir sind der Spott der Gegend, niemand weiß endlich was wir wollen, was wir können. (Eberhard geht)

Kuno. Eilt! eilt! daß ich den Steineck wieder habe, seiner bedarf ich jezt! (sie gehen alle ab. Kuno von Kyburg und Fleury bleiben)

Kuno. Fleury, auf des Windes Flügeln komme ich daher, ach! — und der Sturm in meinem Innern wirft mich zurück, zu ihr zurück! (in Gedanken auf- und abgehend) Wie bittend war der letzte Blick, wie sterbend ihr Auge! Ha! dieser Hennigs allein; er allein der Mensch, an den sie sich bergen durfte. O Fleury! Fleury! ich muß sie haben! Sie muß mein seyn, bevor ich die Thürme breche, und zum Grabhügel der Mörder mache! Du sollst mir auflauern, ich weiß es, Hennigs will sie fortführen. Erhältst du nur einen Wink, siehst nur eine Spur — — ich muß sie haben! — Nach drei Tagen, in der Nacht, versammeln sich die Wissenden im Gerichtssaale von Wevelsburg; ich habe versprochen zu erscheinen. Ich habe den Angriff für jene Nacht aufgespart; noch ehe ich die Höhle stürmen lasse, soll sie mir im sichern Verwahr seyn.

Fleury. Wie sie höhnend von Euch flohe, zum Hennigs sich wandte; Ihr, wüthend, Euch selbst vergaßet, und nahe an die Falle tratet, die Euch —

Kuno. Schweig, mein Name schreckte sie; die Arme zitterte vor mir, als ich den Fremdling vergaß, und ihr Verfolger um Liebe buhlte. Ihr Herz erräth die nahe fürchterliche Wahrheit. (im Abgehen) O! warum hielt ich nicht die reine Liebe, auch als Fremdling, fest? warum wollte ich, daß sie sich überwinden, und ihr ganzes We-

ſen: die zarte Weiblichkeit vergeſſen ſollte; meiner Eitelkeit zu fröhnen? (er geht ab)

Fleury. Wehe! wehe! Er liebt ſie — umgebildet hat ihn die Liebe, die er nie zuvor gefühlt. Die Eitelkeit jagte ihn einſt in die Arme einer Herzogin, und Roſa? — Roſa! — Ruhig! ruhig armes Herz! — Ach! laß die Liebe und die Eiferſucht nicht in dir erwachen; raſch die blutende Wunde des Herzens zudrücken; (in Bewegung) daß es nur Glut und Gift trinkt und ausſtrömt. — — Wenn ich ſie — wenn ich ihn? — Wer? wer, will mir ihn nehmen? den ich auf jede leiſe Regung ausſpühre, verfolge; der mein iſt, den ich mir errungen! — —

Allmächtige Liebe! die du Alles, Alles vermagſt; zu ſchwarzen Laſtern bewaffneſt, zu ſchönen göttergleichen Thaten führſt; — ach! warum kannſt du nicht ihn mir geben? — Fühlt er nicht die Nähe meines Herzens? Im Dunkel hält ihn, führt ihn eine warme Freundeshand, und Liebe, Liebe ſchläge in jedem ihrer Pulſe; — er fühlt es nicht, er faßt es nicht. — —

IX.

(Zimmer des Grafen von Wevelsburg.)

Graf Johannis und der Bischof von Paderborn.

Theuderich. Laßt vom Siegesmund Euch nicht irre führen! dahinter steckt eine Argliſt. — Nennt mich einen Lügner, wenn Ihr's ſo nicht finden werdet. Haben wir ihn nicht gefangen, ſind wir nicht quitt? Er iſt mit theurem Blute erkauft. —

Wevelsburg. Aber wir haben den Kyburg nicht, vielleicht einen Unbedeutenden aus ſeinem Anhange. —

Theuderich. Wie lange wollt Ihr in dieſem Selbſtbetruge leben? ich bezweifle, daß Ihr den Kyburg je geſehen; Eure Beſchreibung paßt zu keiner andern! —

Wevelsburg. Biſchof, raubt mir dieſe Gewißheit nicht, denn ſie allein erhält mich aufrecht. Ich geſtehe es: dieſer Menſch mit ſeiner Verſchloſſenheit, den Ihr zum Kyburg machen wollet, iſt mir furchtbarer, als jenes Ungeheuer! —

Theuderich. Bleibe dies bis zur Nacht, in der ſich die Wiſſenden verſammeln, dort möge es ſich entſcheiden; doch dieſer Schlaukopf ſoll uns nicht länger hinhalten. Daß mir die alte Waldern gut in ihrem Zimmer bewacht werde; ſie

braucht nicht Siegesmunds Nähe zu erfahren. — Er fragte gestern dringend; auch das Geheimniß muß ich noch entschleiern, damit es hier rein, hier sicher werde; dann erst verspreche ich mir den Sieg ausserhalb der Mauern! — —

Hennigs. (kommt) Der Muth unserer Knechte übertrifft meine Erwartung; sie wollen in der kommenden Nacht einen Ausfall auf den Feind wagen, der sich am Strom heraufzieht. Die Dortmunder sind es unter ihrem Priester.

Theuderich. Euch ist das Heer anvertrauet, denn die Geschäfte des Bundes fordern unsere ganze Aufmerksamkeit. Mit Anstrengung müssen wir handeln, die betäubende Stimme der Freude schweige, und es kehre endlich die Besonnenheit zu uns zurück; wenn auch der große Hause in ihm zur Handlung fortgerissen wird.

Wevelsburg. Meine Tochter vertraue ich Euch Eydam; im Nothfalle muß sie fortgeschafft werden.

Hennigs. In den feindlichen Stellungen bemerkt man Bewegung, und es scheint der Ausbruch der Feindseligkeiten sehr nahe! — —

Wevelsburg. Der Gefangene hat noch nichts bekannt? —

Hennigs. Kein Wort, ich drohte mit der Folter; vergebens, er bleibt sich gleich! — der alte Waldern kommt.

Theuderich. Laßt uns ihn hinhalten, damit er in seinen eigenen Plänen irre werde! — wir wollen ausweichen.

Siegesmund. (tritt ein) Hier wallet ein böser Geist, Argwohn und Bosheit schleichen wie ein Gespenst umher. — Wo ich Beaten finde? — Sie muß doch wissen, daß ich hier sey. — — Wen ich frage, der giebt mir unbestimmte Antwort; — — und Steineck? — (in Gedanken) verzeih es Gott meinem Herzen, wenn ich dem matten Schimmer der Hofnung und meinen Wünschen folge; wenn ich diesen Jüngling — — — Ich sehe sie im Garten gehen; der Bischof beherrscht den Alten!

X.

Graf Johannis und Theuderich knirschten erbittert über des eingefangenen Kuno's Verschlossenheit. Kein Wort konnten sie ihm abpressen, und dennoch war er der nicht, mit dem der Graf von Dortmund gekämpft hatte. — Dreimal ward er aus dem Gefängnisse des heiligen Stuhls hervorgebracht, und dreimal schickten ihn die Stuhlherrn, aus der Ritter Mitte, unbefriedigt, doch erbitterter zurück. — Die Freude war unaussprechlich gröss und mahlte sich auf jede Miene; doch war das Glück auch unbegreiflich, ihn zu haben. Nur den

Grafen Johannis warf das Räthsel: ob er Kuno sey? aus seiner stolzer Ruhe, in die ihn die Täuschung versetzt hatte, und er allein strebte mit aller Macht dagegen, ja, mit Erbitterung: daß man in dem Gefangenen den vermeinten Feldherrn habe.

Beata saß in Thränen in ihre Kammer, die sie nicht verlassen durfte, und vergebens tröstete die gute Helene ihre mütterliche Freundin. Ja! Ja! rief die Dulderin dem frommen Mädchen zu: du sollst, du mußt es wissen, was mich schmerzt und mein Gemüth zu trüben Ahndungen bewegt! — Sie trocknete die Thränen und faßte Helenens Hand.

„Nicht, daß ich wie eine Verbrecherin gefangen bin; nicht daß ich bald die Burg verlassen soll, in der Theuderich herrscht; Nein! mein Herz drückt eine andre Sorge! — „Kind, du weißt: daß ich den Gemahl sehr früh verlohren habe. Er äußerte mit offnem, edlen Sinne seine Meinung, und die Meinung war sein Verbrechen! — Als er von Rom zurückkam, wollte er tief in's Geheimniß der Kirche und der Religion gedrungen seyn, erzählte von den Gräueln dort, las ketzerische Bücher, widersetzte sich dem Eingriffe des niedern Klerus in das Recht des Bürgers, des Menschen; und seine Stimme erhitzte das Volk, das nach jedem Schattenbilde der Wahrheit hascht; weil es die Wahrheit zwar liebt, doch nicht erkennt. — Das Gerücht machte ihn zum Ketzerprieſter, und zwang ihn end-

lich es zu werden; er zerfiel mit der heil'gen Vehme, deren erſter Richter er war, und der Churfürſt konnte ſeinen Liebling ſelbſt nicht retten. Da verſchwand er von der Erde, und ich betrauerte des guten Gatten Tod, den Vater eines noch ungebohrnen Kindes. Meine Güter nahm die Kirche unter dem Banne weg, und mein Wittwenſitz ward zerſtört, der letzte Sprößling der Waldern ermordet, und ich allein in die fremde, gegen mich verſchworne Welt, hinausgeſtoßen. — Lange hab' ich mein Herz durch ſüße Träumereien: daß Maximilian noch leben, daß mein Kind ſich wiederfinden könne, hingehalten. Endlich, am Abend meines Lebens, erſcheint Gottfried von Kyburg hier; bringt mir Briefe von meinem Schwäher, dem frommen Siegesmund, und Nachricht von meinem Gatten. Gottfried hielt ihn gefangen in ſeiner Burg, ſchon zwanzig Jahre, nachdem der Edle, ach! lange umher geirrt, von ſeinen Freunden, ja von ſeinem Bruder ſelbſt verfolgt ward. Denn Siegesmund war einſt ein ſtrenger Feind der Kezzer und ein heiliger Wiſſender. — Doch hat auch er in Rom, und dicht an der Quelle, aus der das Heiligſte fließt, die Duldung lieb gewonnen, und in der Nähe des Stellvertreter Gottes, hat er, den Menſchen mehr zu lieben, gelernt. Unbewelbt, ſehnt er ſich nach einem Erben ſeines Stammes, und ſucht den Bruder wieder, den er im frühen heiligen Eifer von ſich ſtieß. — Ach! auch

mein Herz, das ſich lange nach ihm ſehnte, will noch einmal an ſeinem Herzen ruhen, und dann verbluten. — (Weinend) Ach Helene! — Hier ward der Freund, der letzte Freund des edlen hülfloſen Greiſes hingewürgt, — hier — — und dieſer Kuno — ſein Sohn. — Wer begreift des Schickſals verwirrtes Spiel? — Er kann allein nur wiſſen, wo Maximilian iſt; ob er vielleicht bei ihm, ob er daheim geblieben, oder in eine andere Heimath ſchon gegangen, mich einſam an dem Ufer des Erdenlebens ſtehen läßt. — — — (zieht Helenen zu ſich hin) Mein Kind! ich will noch in der Nacht zu ihm gehen, die Wachen ſind beſtochen. Ich halte mich mit Willen hier zurück, daß niemand meine Abſicht errathe; denn in dieſer Nacht ſoll über ihn gerichtet werden. Die Neugier hat mir den Weg gebahnt. — —

Helena. Wie? Ihr bei ihm — allein?

Beata. Ich bin es im Herzen ſo gewiß: er wird ein Menſch ſeyn, ihn wird die Wahrheit rühren, die Tugend ſeines Vaters ihn zur Tugend mahnen!

Helena. Ich habe ihn geſehen. Nichts Arges liegt in ſeinem Auge; es zweifelt jeder, auch Hennigs: daß dieſer der Kyburg ſey? Eine hohe hehre Geſtalt, ſchier wie der Joachim. — Ach Mutter! dieſer — —

Beata. Mein Kind! vergiß den ſonderbaren Fremdling! Mich hat ſein Anblick oft erſchüttert.

Wenn er unbemerkt auf der Lauer ging, ſchlich er wie ein Geſpenſt umher; war immer beſonnen und kalt; wenn ihn nicht die fliegende Gluth bei deinem Anblick dahin riß. — Er ſchien ſelbſt zu fürchten, daß ihn ein ſcharfes Auge belauſchen könne. — —

Helena. O nein! o nein! ich habe ihn tief verletzt, und im Zorne ging er fort! Ach! auf immer floh er von mir, und ließ ſein Bild in meinem Herzen zurück. Ich berge es Euch nicht: mir iſt der Hennigs jezt zuwider, und ich liebe die Einſamkeit, in der er mich mit ſeiner Liebe ſtört. — Ach! und dennoch weiß ich nicht, es zieht mich fort, es zieht mich hin, und mit der Liebe ringt eine bange Ahndung! Doch ſein großes edles Herz erhob ſich über jede Leidenſchaft, und ſelbſt in ſeinem Feinde wußte er den Menſchen aufzuſuchen und ihn zu entſchuldigen. Mutter! wer ſo ſich ſelbſt verläugnet, iſt ein großer Mann, — Hennigs konnte es nicht.

Beata. Kind! oft wenn ſein Auge blitzte, und alle um ihn unwillkürlich vom Schauder ergriffen wurden, und nicht begriffen: warum und wie? dann fuhr der Gedanke mir durch den Sinn: wie, wenn Er's wäre?

Helena. (erſchrocken) Wen meinet Ihr? — —

Beata. Den Kyburg. —

Helena. (ſinkt bleich auf die Schulter der Gräfin) Mutter!

XI.

(Mitternacht.
Inneres Gefängniß zu Wevelsburg.)

Kuno Steineck liegt, die Hände gebunden, auf einem Lager; — eine matte Leuchte erhellt den Kerker. Steineck ſteht auf.

Steineck. Endlich werde ich mich frei bewegen dürfen, und einen Augenblick für mich gewinnen! Kuno von Kyburg iſt außer der Gefahr, iſt unentdeckt geblieben, und der Zufall begünſtigend für ihn und für die gute Sache: daß ſie in mir ihn ſelbſt zu haben glauben. (er geht im Gewölbe auf und ab) Die letzten Schritte auf dem Schauplatz meines Lebens! — — — Valet ihr Träume, valet!! — — (Seigerſchlag) die Zeit rollt über mir hinweg, doch drüben auch die That in ihrer Wirkung! — Stehe ich nicht ſchon im Grabe, und höre den Schlag der Zeit von drüben, vom fernen Lande, durch den dichten Nebel, der bald — bald zerfließen wird! Wen finde ich dort! Euch! Euch! Ihr fernen Lieben! die ich nicht gekannt, die lange vergebens mein Herz geſucht!

(Er lehnt ſich an einen Bogen und verſinkt in Betrachtungen. Die Kerkerthüre öffnet ſich. Beata tritt mit einer Lampe aus dem düſtern Hintergrunde hervor, und ſieht ſich ſchüchtern nach Kuno um. Sie erblickt ihn, und zittert unwillkürlich. Steineck wendet ſich nach ihr hin und bebt zurück. — — —)

Steineck. Gütige Götter! — Dies Blendwerk in meiner letzten Stunde! — — (starr) Meiner Mutter Geist! — (er steht lange staunend, dann breitet er die Arme aus und sinkt bewußtlos nieder)

Beata. (betroffen und verwirrt) Ritter Kuno!

(Steineck richtet sich auf; sein staunender gerührter Blick ruht auf Beaten. —)

Beata. (im Innersten bewegt) O Gott! was soll das? (Sie wankte zu dem kleinen Tische zurück, auf dem die Leuchte stand, und unterstützte sich halb ohnmächtig an denselben.) Vergebt mir: daß ich Eure Ruhe störe, daß ich — — von sonderbaren Empfindungen getäuscht, Euch täuschte! — —

Steineck. Wer Ihr auch seyn mögt, ehrwürdige heilige Gestalt! ich danke dem Schicksale für diesen süßen tieferschütternden Betrug.

Beata. Kann ich's fassen, was mich in dem Augenblick ergriff? — ach! vielleicht des Muttersnamens süßer Klang; — mein wehmüthiges Geschäft, und das Vorgefühl meines Schicksals, das Ihr mir verkünden werdet. — — (sie weinet)

Steineck. Edle Frau! ich verstehe Euch nicht. — Doch bald schlägt meine Stunde! — —

Beata. Ich suche den Gemahl bei Euch; — Euer Vater war sein Beschützer, hat ihn gerettet aus dem schrecklichsten Verhängniß. —

Steineck. Ich habe keinen Vater, mich hat ein fremder Mann erzogen.

Beata. Seyd Ihr nicht Kuno von Kyburg?

Steineck. Ihr wißt schon zu viel; doch kann ich mich bei Euch nicht bezwingen; — hintergeht Ihr mich, dann verzeih's Euch Gott! — Ich bin nicht Kyburg, Steineck ist mein Name. — — — Es schmerzt mich tief, daß ich Euch keine Kunde geben kann, daß — —

(Gerassel an der Thüre.)

Beata. Nicht? seyd Ihr nicht Kuno? (das Gerassel wird lauter) und ich verrathen? Ich verloren! — — welches Elend —

Steineck. Bei Gott! Ihr dürft nichts — (betrachtet seine gebundenen Hände schmerzhaft) Sollt' ich jezt für die Mutter kämpfen! — Geht tiefer in die Höhle, vielleicht ist's mein Todesengel. (er führt sie fort)

(Die ersten Pforten öffnen sich, und der Greis Max tritt gleichfalls gebunden mit Ruprecht herein.)

Kerkerknecht. (zu Steineck, heimlich) Wo habt Ihr die Gräfin von Waldern gelassen? — Bereitet Euch, die Stunde nahet; die Wissenden versammlen sich.

Beata. tritt hervor, sie erblickt den alten Max, und stürzt nieder) Maximilian! — —

Max. (erschrickt und eilet zu ihr) Täusch' ich mich? Ruprecht! täusch' ich mich? Beata! ja Beata! Ewige Vorsicht!! — —

Steineck. (reißt mit Gewalt an seinen Banden, ringt sich los, und sinkt zu ihren Füßen) Mutter! Mutter! Ihr kämpft mit dem Tode!

(Ruprecht iſt ämſig mit dem Knechte um ſie beſchäftiget.)

Beata. (die Augen aufſchlagend) Finde ich ſo dich wieder? (ſie erhebt ſich, ihn zu küſſen, Maximilian lehnt ſein Haupt an ihre Bruſt) Wir müſſen ſcheiden, die Wonne drückt mich nieder. (mit ſchwacher Kraft zieht ſie ihn an ſich) — —

Max. Hülfe! Hülfe! ſie ſtirbt! rächt ſich mein Feind ſo ſchrecklich? —

Beata. In deinen Armen überraſche mich der Tod; nun ſcheide ich ruhiger! — Ach mein Sohn! (ſterbend) Kuno! Kuno!

Steineck. (vom Gefühle überwältigt) Hier iſt dein Sohn! beim allmächtigen Gott, er iſt's! dein verlornes Kind!

Beata. (hebt ſich krampfhaft auf und ſtarrt ihn an, ſchreiend) Mein Sohn! —

Sie ſank zurück, ihre Stimme röchelte leiſe. Steinecks Hand legte ſie in die Hand des Greiſes Maximilians, und deutete ihm: er iſt's! Da ſank Max in Steinecks Arme, und unter ihrer Umarmung ſchlief die Dulderin Beata lächelnd ein. — Steineck ſank verzweifelnd auf den Leichnam. Mit ſtillem tiefen Schmerze hing Maximilians Blick lange über der Entſchlummerten frommen duldenden Miene; dann drückte er ſanft ihr Auge zu und lehnte ſich neben ſie. „Hier will ich ausruhen," ſprach er, „um Kraft zu ſammeln, die nahe Reiſe zu beſtehen!" —

XII.

(Verſammlung des heimlichen Gerichts, unter dem Biſchof Theuderich als Stuhlherrn.)

Theuderich. Hier bin ich Stuhlherr! — —

Siegesmund. Bei allen Gerichten gebührt dem Abgeſandten des Herzogs von Weſtphalen der erſte Sitz; auch in Wevelsburg. Ich werde mein Recht behaupten, und Ihr bleibt dem Erzbiſchof verantwortlich für die Widerſpänſtigkeit. —

Theuderich. Auch für dies; (er ſetzt ſich auf den Stuhl) denn länger ſollt Ihr uns nicht hintergehen; wir kennen unſere heilige und theure Pflichten: die erſte iſt die Erhaltung des Bundes, dem Ihr einſt Rechenſchaft ablegen werdet. —

Siegesmund. Iſts möglich! dieſer Frevel? Ihr Wiſſende, Stuhlherren, Freigrafen und Schöppen, iſt dieſes Mannes Wille der Eurige? Sprecht, daß ich mich zu nehmen wiſſe, den Uebermüthigen vom Stuhle weiſe, oder an Euch mich halten könne! —

(Pauſe.)

Theuderich. Mein Wille iſt Aller Wille; denn Jedem ſeyd Ihr verdächtig! Ein beſtochner Richter, mindeſtens in dieſer Sache, in der Ihr die Klage ſelbſt übernehmen ſolltet.

Siegesmund. Wen ſoll ich anklagen? dieſen Jüngling? für den ich hierher geſchickt ward, den ich löſen ſoll? Wenn er das Leben mir rettete;

ich weiß es, wir haben Pflichten, bindender als die Dankbarkeit; nicht achten darf ich's; doch dem Rechte bin ich's schuldig, mein Wort zu lösen, und auf Euch falle die Strafe der Verachtung heiliger, in die Verträge der Völker gegründeter Gesetze. — Ich erkenne dieses für ein ungerechtes Gericht; sein Spruch soll keine Kraft haben, und unrechtmäßig jede Unternehmung seyn, die von ihm ausgeht. — —

Der Bischof Theuderich achtete die Rede des Oberstuhlherrn wenig, gab die Losung zur Pflege des heiligen Dinges, und die Versammleten setzten sich auf ihre Sitze. — —

„Wichtig," hob der Stuhlherr an, „ist diese Versammlung, wichtig das Gericht, das wir nach alten heiligen Gesetzen pflegen sollen. Der Geist des Bundes beseele uns: Recht zu erkennen über den Verbrecher, den Schuldigen zu strafen, die Unschuld zu beschützen. — In unsern Banden liegt Kuno von Kyburg, liegt der erste Ketzerpriester. Uns ist die Macht gegeben: das Recht, das Vaterland, den Bund, und die heilige Kirche an ihnen zu rächen. — Endlich entging der Empörer unserm scharfen Auge nicht, und unter unsere Gewalt soll sich sein kühner Nacken beugen. Die wilde Horden dieser Räuber stehn unsern Mauern nahe; doch ungestört versammeln sich die Edelsten, die letzten die wir gerettet, und einem Gotte gleich sehen wir sie gegen uns stürmen, ruhig im Beruf;

und wichtiger ist uns die Erfüllung unserer Pflicht, als selbst die Gefahr des Augenblicks. Hier bedarf es nicht des einzelnen Klägers, ganz Deutschland kennt unsere Angelegenheit; es richtet auf uns die Blicke, und noch in dieser Nacht und heute soll es entschieden werden: was die Völker von uns für die Zukunft zu hoffen und zu fürchten haben. — Wer thut Einspruch? wer will die Vertheidigung der Hochverräther an Gott und an dem Menschen übernehmen? —

Siegesmund. Der Kläger ist hier auch Richter! —

(Alle schwiegen.) — —

Theuderich. So führt die Verbrecher her. (Frohnen gehen hinaus) Laßt uns mit Sicherheit, mit Festigkeit und Vertrauen auf unsern Kräften gehen. Wenn wir jezt fürchten, werden wir einst alles fürchten müssen; wenn wir nicht mit entschiedner Kraft den Uebermuth erdrücken, wie fürchterlich er auftritt; so kann uns bald nichts mehr retten, und die Willkühr wird uns bändigen!

(Die Frohnen tragen die Leiche Beatens vor die Versammlung; mit ihr erscheinen Steineck und der alte Max. —)

Graf Wevelsburg. Was will die Gräfin hier? todt? todt? wer hat sie auf meiner Burg ermordet? —

Ein Frohn. Beide knieten neben dem Leichnam und keiner wollte ihn lassen.

Wevelsburg. Beata! Beata! sind sie die Mörder? reißt sie weg. — Siegesmund, die Waldern ist's! —

Siegesmund. (starrt auf seinem Sitze) Wie? Beata todt? und Steineck weinend neben ihrer Leiche und dieser Greis? — —

Theuderich. (zum Steineck) Du stehst vor deinen Richtern; dein Bewußtseyn zählt dir die Laster, die Verbrechen alle auf. Kannst du zu deiner Vertheidigung sprechen? — — —

Steineck. Ich bin des Todes gewärtig, er mag zu mir kommen, Eure Knechte mich zu seiner Wohnung führen. — Doch schonet dieses Greises. Er ist unschuldig; friedlich ging er seinen Gang; der Strom hat ihn hingerissen.

Max. (mit edlem Stolze) Wenn du mein Sohn seyn willst, schweige; — verkenne den Vater nicht, der lange für Wahrheit stritt. (mit Würde) Vor einigen zwanzig Jahren stand ich in Eurer Mitte; befehlend, und, von meinem Willen aus, wurden ferne Länder bewegt; heute stehe ich als Angeklagter, als Verdammter hier; doch besser, doch edler! —

Theuderich. Ha! diesen Edelmuth —

Max. Verstehst du nicht. — Doch bedarfs der Rede unter uns? — Was fordert Ihr? was wollt Ihr?

Theuderich. Wer bist du?

Max. Der Gemahl dieſer großen erhabenen Dulderin. Leſet den Frieden, der auf ihrem Angeſichte, wie ein Heiligenſchein glänzt; er ſammlet glühende Kohlen auf Euer Haupt; denn ſie ward das Opfer Eures tückiſchen Zwanges.

Siegesmund. (hängt am Halſe des Greiſes) Maximilian! ſo biſt du es!

Max. Wer du? was willſt du von mir? —

Siegesmund. Ach! iſt des Bruders Stimme dir ſo fremd geworden!

Max. Siegesmund! — (er umarmt ihn) Fremde, ſehr fremde, ward mir der Brudername.

Siegesmund. Ich habe dich geſucht, das Herz hat über den ſtarren Sinn geſiegt. —

Steineck. (tritt zu Siegesmund) Nun iſt das Dunkel raſch erhellt; du findeſt den Bruder und den Neffen. —

Siegesmund. Du biſt es Steineck? — Wie? und meine Ahndung wäre wahr? (er umarmt ihn) Dreimal glücklich iſt mir dieſer Tag! —

Wevelsburg. (will von ſeinem Stuhle) Wie? Maximilian von Waldern? — — ſein Sohn? und er nicht der Kyburg? —

Theuderich. (hält ihn) Bleibt mir ferne von den Verräthern! Ha! überſeht Ihr den verſteckten Plan nicht? Er wollte Richter ſeyn, und wagt es, vor unſern Augen das heiligſte Geſetz zu brechen, und mit den gräßlichſten Verbrechern die Bande des Blutes feſter zu knüpfen. — — Neh-

met Eure Sitze ein. Freifrohnen! reißt die Thoren weg! — Ihr erkennet Euch schuldig? wohl! das Loos soll über Euch geworfen werden.

Siegesmund. Haltet! das Gericht ist aufgehoben, sage ich; und übernehme vor dem Erzbischofe und dem Kayser die Verantwortung. Er ist mein Bruder! — — Bei Gott, er ist's!

Theuderich. Glaubt Ihr, ich überschauete es nicht? Ha! der Betrug ist offenbar! fort! sage ich. — — Werft die Lose, Richter! dem Kuno von Kyburg gilt's!

Die Richter sprachen das Urtheil über ihn aus: Tod in der Blutkammer!

Theuderich. Ihr habt gerecht gerichtet. Könnten wir ihn siebenfach sterben lassen! — Kuno, in der Blutkammer kannst du die Gebeine deines Vaters finden, wenn du Reliquien liebst.

Siegesmund. Bischof! verschiebt des Urtheils Vollziehung, denn —

Theuderich. Soll die Gerechtigkeit durch Leichtsinn und überzartes Mitgefühl erdrückt werden? Wozu dieser Verzug? der Feind ist in der Nähe; wir haben noch viel zu schaffen, und die Blutkammer wird nicht leer werden. — Ihr Richter und Schöppen der heiligen rechtwissenden Acht! hab ich ein gerecht Gericht gehalten?

Alle. Gerecht hast du gerichtet! — —

Siegesmund. Bei allem was Euch heilig ist, beschwör' ich Euch: er ist nicht Kyburg,

er ist Kuno Steineck, dieses Greises, meines Bruders Sohn. Ich habe für sie die sichern Geleite, und sie gelten vor ganz Deutschland.

Theuderich. Meinet Ihr, ich achte dieser Künste? He! wodurch wollt Ihr es uns beweisen; und wie? Ich will es nicht! ist Eure Bundespflicht nicht höher —

Siegesmund. Wehe! als die Pflicht des Menschen! —

Theuderich. Ihr Richter und Schöppen der heiligen rechtwissenden Acht! richtet über den ersten Ketzerpriester, genannt der heilige Mar; und über ihn geschehe was Rechtens ist; denn er hat zuerst die Dortmunder aufgewiegelt, und zu unserer Niederlage angeführt. —

Die Richter sprechen das Urtheil.

Theuderich. Er wird dich begleiten, Feldherr Kyburg! Ha! wär' er dein Vater, wie du vorgiebst, könntest du ihn zittern, ihn fallen sehen, wie jener hier bebte und verblutete. — (zu den Frohnen) Führt sie fort. Langsam laßt mir den Kuno sterben.

(Die Frohnen fassen beide an, um sie mit sich fortzureißen.)

Siegesmund. Ich will für ihn haften, ich für ihn bürgen. (er legt die Hand auf Mar und Kuno) Ich spreche Euch frei, im Namen des Kayfers und des Erzbischofs von Köln; keiner lege die Hand an Euch.

Theuderich. Frohnen! Ihr kennt Eure Pflicht; Gehorsam seyd Ihr dem Stuhle schuldig, der über Euch gesetzt ist; die Verantwortung bleibt mir!

(Die Frohnen treten hinzu.)

Siegesmund. Um Gottes willen! schonet ihrer. (er umfaßt beyde) Ich lasse Euch nicht! Theuderich! er ist mein Bruder, mein längst verlohrner Bruder, und jezt, da ich ihn wiederfinde, ihn, um den ich lange so vieles litt; nun soll ich das Abscheulichste erleben, sie zur Schlachtbank führen sehen! — — Schonet meines Alters!

Max. Nicht doch, Bruder! nicht doch! — Sieh' diese Leiche neben mir. Ihr freundliches Los liegt in ihrem Lächeln, es ruft mich zu ihr hin. Ich habe mit der Welt abgerechnet, und stehe froh am Ziele. Die Wahrheit war mein Ziel; nach ihr strebt' ich, ging von ihr überall aus. Duldung bezeichnet mein langes Leben, duldend geh' ich zum Tode. Der Baum, den ich gepflanzt, treibt Blüthen; die Früchte werden reifen! Mein Sohn! du hast den Vater hier gefunden —

Steineck. Um ihn auch im Tode nicht zu verlassen.

(Er sinkt auf's Knie neben Beatens Leichnam, auf der andern Seite Max, und beide küssen die kalte Lippe.)

Max. Bald bei ihr!

Steineck. Bald bei ihr!

(Beide umarmen sich und folgen den Frohnen.)

(Thenderich lachte zu Siegesmunds Schmerz, aus dessen Armen sich die Verurtheilten wanden.)

Steineck. Laßt Euren Jubel nicht zu laut erschallen; denn Kuno von Kyburg wird nach mir kommen!

Kuno von Kyburg. (bricht aus dem Hintergrunde hervor mit donnernder Stimme) Kuno von Kyburg kommt! —

Steineck. Beim Himmel! er selbst! —

(Mit drei Schritten stand er vor dem Altar. Die Versammlung zitterte; doch wie vom Blitze getroffen, und mit dem Angstgeschrei: er ist's! sank Graf Johannis von Wevelsburg auf seinen Sitz zurück.)

Kuno von Kyburg. Gefangen sind die Mörder in ihrer eigenen Höhle. Hier will ich Gericht halten! — (zu Steineck) Du bist frei, wer dich anrührt ist des Todes! In diesem Augenblicke stürmen wir von allen Seiten.

(Gleiches Schrecken hielt alle gefesselt.)

Theuderich. (erhob sich in dem ganzen Stolze, der seiner kühnen männlichen Seele eigen war) — Sind wir Knaben geworden, daß wir so mit uns spielen lassen? daß dieser kühne Betrüger uns leicht behandeln darf? Bin ich in Wevelsburg unter den Wissenden? (er nimmt seinen Dolch) Ihr Wissenden! und wenn die Feinde auch stürmen-

und über uns die Burg in Trümmern fällt, wir wollen doch im heiligen Berufe sterben, und das Laster, auch als Sieger über uns, verfolgen. Bei Eurem heiligen Eide gebiet' ich's Euch!

(Er stürzt mit seinem Dolche auf Kyburg ein)

Kuno von Kyburg. (haut mit seinem Schwerte nach Theuderich) Stolzer Bösewicht! —

(Theuderich taumelt blutend auf seinen Sitz. Pause.)

Theuderich. Fluch über uns! wenn Ihr ihn nicht niederstoßet, diesen Einzigen! der Euch unterdrücken wird. — Wevelsburg! Wevelsburg! dein Leben, das Leben deiner Tochter gilt's! Ich sterbe den Tod für meine Pflicht.

Wevelsburg. (erhebt sich und tritt zum Altare) Du willst mich morden? mich suchst du? wohlan! (er zieht sein Schwert) hier laß uns kämpfen! an dieser heiligen Stätte räche dich an mir! —

Kuno von Kyburg. (mit düsterm Blick ihn anschauend) Dein Los wird fallen! — Ich kämpfe mit dir keinen ehrlichen Kampf. Hier starb mein Vater unter Henkershänden!

Theuderich (zu Wevelsburg hinwankend) Ich und wir alle, wir haben ihn bis zu diesem Punkte geführt; auf! wir müssen für das Leben dieses Greises kämpfen! (nimmt Wevelsburgs Schwert und sinkt kraftlos nieder) — Wehe! — des Bundes letzte Stunde schlägt, zu spät erwache ich aus meinem Traum! Ein einziger Mann! — — Feige

Verräther! werth der ſchimpflichen Niederlage! — Kyburg, du haſt über ſie den Sieg errungen! — (hebt ſich wieder auf und wirft das Schwert vor Kuno hin) Doch über mich haſt du nicht geſiegt!

(Draußen Lärm und Tumult.)

Frohnen. (ſtürzen herein) Der Feind iſt über den Strom gegangen; von allen Seiten ſind die Unſrigen geſchlagen; die Mauern von Wevelsburg erſtiegen; Hennigs iſt entflohen.

Kuno. (zu Steineck) Hennigs entflohn? und ſie? und ſie? (er ſtürmt ab)

Theudertch. (ſterbend) Wevelsburg — deine Hand. Es harrt dein eine ſchreckliche Zukunft! — — fliehe! fliehe!

Siegesmund. (nimmt Theuderichs Stelle ein) Der Bund iſt mit dem Herzoge von Weſtphalen zerfallen; er hebt ihn auf in des Kayſers Namen. Maximilian und Kuno, ich nehme den Königsbann von Euch ab, Ihr ſeyd frei; die Kirche breitet wieder ihre Arme nach dir aus; Max, willſt du ſie von dir ſtoßen? — —

Max. Der Glaube meiner Väter war mir immer heilig; doch heiliger die Wahrheit und die Tugend! Ich bin ein treuer Sohn der katholiſchen Kirche, wenn ſie in ihre Gränzen ſich beſcheidet, wenn ſie nicht das heilige Kleinod, das ihr vertrauet ward, dem Menſchen nehmen, und der Prieſter tollen Willen für das Geſetz der Weisheit unſeres Herrn, das er aus ſeinem reinen Menſchen-

herzen für die Menschenherzen schrieb, betrügerisch unterlegen will. —

(Der Tumult und das kriegerische Geschrei wird lauter.)

Matthäus. (dringt ein mit Kriegern) Wevelsburg ist erstürmt! Der Feldherr giebt mir den Befehl Euch gefangen fortzuführen, und den Sitz der Vehme für immer zu zerstören; damit sich kein menschlicher Fußtritt je hierher verirre, wo das Laster über die Tugend richtete. — —

Mohr. (mit einigen Knechten kommt) Folgt mir in diese Seitengänge; dahin geht's; da müssen wir die theuren Ueberreste finden. — (ab)

Die Kyburger bemeistern sich der Gefangenen. Einige mischen sich unter sie, um heimlich zu entkommen; andere entfliehen in die Seitengänge. Graf von Wevelsburg wird gebunden, und halb ohnmächtig abgeführt. — Steineck läßt die Leiche seiner Mutter forttragen. Siegesmund nimmt das Ladungsbuch des Freistuhls. Die Knechte und Krieger laufen mit Fackeln durch die Gänge der Höhle. Nachdem sich alle entfernt, werden die Fackeln zusammen geworfen, und die Höhle, und in ihr die Schriften des Stuhles u. s. w. stehen bald in lichten Flammen. Man hört immer noch das kriegerische Geräusch und den Lärm der Plündernden. —

XIII.

Kuno von Kyburg geberdete sich einem Rasenden gleich, und Fleury durfte nicht vor ihm erscheinen; denn Helena von Wevelsburg war mit ihrem Verlobten im Tumult entflohen. Hennigs hatte sich und die Braut gerettet, und das Heer von Wevelsburg und die Wisseaden ihrem Schicksale überlassen. Vergebens sträubte sich das Mädchen, und wollte nicht ohne ihren Vater gehen; er riß sie gewaltsam fort. Fleury stand auf der Lauer, damit Helena nicht entschlüpfen könne; aber Hennigs erhielt einen geheimen unbekannten Boten. Fleury sahe ihn bald darauf fliehen, und entfernte seine Knechte von der Straße, auf der er sich durchzuschleichen suchte. Der Zufall lächelte dem Feldherrn; er schien von neuem und ganz zu seinem Liebling aufgenommen; und des schlauen Knappen Absicht ward vereitelt. Die Kyburger Knechte, die den Flüchtigen nachgesprengt waren, erhaschten sie; — Hennigs flohe nach kurzem Streite, und überließ die Braut der Gewalt der wilden Horde. Jubelnd zogen sie mit ihrer Beute auf den Ringelstein, als Kuno eben sein Roß begehrte, um ins Freie hinaus zu stürmen, und in der wilden Herbstnatur sein empörtes Innere zu besänftigen.

Helena ritt ein, sah' ihn, und überrascht, rief sie seinen Namen: „Joachim! Graf Joachim!“ —

Kuno sahe sich um, da eilte ihm die holde Dirne schon entgegen, und sank zu seinen Füßen. „Um der heiligen Jungfrau willen!“ rief sie, „erbarmet Euch meiner, sie führen mich auf den Ringelstein zum Mörder meines Vaters!“

Kuno hob sie lächelnd vom Boden auf. Er faßte es nicht: daß sie es sey. Sie ihm so nahe, neben ihn hingezaubert, die bezaubernde Gestalt. Er führte sie schweigend ins Schloß, in den Saal. „Hier,“ sprach er, „seyd Ihr die Herrscherin, und was Ihr in Wevelsburg verloren, sollt Ihr hier wiederfinden.“

Helena. Löset mir das Räthsel, Ihr auf dem Ringelsteine, bei dem Kyburg? oder nahm das Schicksal meines Vaters eine andere Wendung, als mir Hennigs sagte? — Ihr schweigt. O laßt mich nicht in Ungewißheit schweben! schwül und ängstlich ist die Luft um ihn, und ein Beklemmen drückt die Seele nieder. Ach! er muß mir nahe seyn. —

Kuno. (umfaßt sie) Und schlägt dein Herz in meinem Arm nicht ruhiger?

Helena. Ja, Ihr sollt mein Schützer seyn; ich sehe es wohl, hier gilt Euer Wort. Die Knechte ließen rasch von mir ab, als sie

Euch ſahen. Doch wird auch er — den nichts bewegt — —

Kuno. Wird ihn die Liebe nicht bewegen? —

Helena. Ach! der hat nie geliebt, den hat nie ein Weib geliebt; denn Liebe verlangt ein zartes Herz, und Gegenliebe nährt und bildet jeden noch verhüllten Keim des Menſchlichen. — Doch eine rauhe Schale deckt das ſeine; der Ruf der Menſchlichkeit verhallt an ihm, und drinnen regt ſich kein Ton, kein Laut zum Einklang beſſerer Gefühle. —

Kuno. Wenn ihn die Sehnſucht nach einem Weſen, das ihn liebe, forttriebe; wenn er nur ſtrebte, ein Herz zu finden, das das ſeine liebgewänne; und wenn jede ſeiner rauſchenden Thaten die nüchterne Leere hier (aufs Herz deutend) ausfüllen ſollte! — und hätte er jezt die Geliebte gefunden, die ihn ſich ſelbſt wiedergeben, mit ſeinem eignen Weſen verſöhnen könnte! — Wenn ſie ihm Frieden böte, von dem er über ſeine kleine Welt ausgehen, und auch ihr den Frieden geben könne! Helene! wenn dieſer Kyburg, den du nicht kennſt, jezt vor dir ſtände, dich umfaßte, dir den Kuß der Liebe küßte — —

Helena. Um Gottes willen! ſpielt das Schreckensſpiel nicht noch einmal, das mich in Wevelsburg von Euch ſtieß. — —

Kuno. Nein! es muß heraus, dich darf ich nicht länger täuschen, nicht diebisch deine Liebe stehlen! Mädchen ich bin's! (er umfaßt sie fest, und blickt sie scharf, aber mit bittender Zärtlichkeit an) Kuno von Kyburg liebt dich, buhlt um deine Liebe — —

(Helena liegt halb sinnlos in seinen Armen.)

Ihr gütigen Götter! waltet freundlich über ihrem Herzen! Mädchen! Mädchen! kannst du dich überwinden, und das Gerücht vergessen, nur so mich nehmen, wie du mich fühltest im ersten Augenblick. Denn so bin ich, so, deiner Liebe werth. Ach! das Gerücht hat sich gegen mich verschworen, mich ausgestoßen, und mit Gewalt dahin getrieben. (sie windet sich) Helena! verlaß mich nicht! — —

Helena. Gebt mir meinen Vater wieder, hebt den schrecklichen Schwur auf, der Euch zu meinem Mörder macht! — Ein Schauer durchbebt mich in Euren Armen. — Wäre ich nie geboren!! — Wehe! wehe! (sie verbirgt ihr Antlitz an seine Brust) Laßt mich an dieser fremden kalten Brust sterben, ich will mich in Joachims Arme träumen, indeß mich Kuno's Dolch trifft.

Kuno. Helene! fürchte nichts, denn du kannst über mich gebieten, du allein mir Alles geben, Alles nehmen! —

Helena. Wo ist mein Vater? ich will zu ihm! lebt er noch?

Kuno. Er lebt! Kind! ich kann immer nicht wie ich will. Ein rascher Schwur hemmt meine Wünsche, hält den bessern Willen fest gefangen; und um ein Mann zu bleiben vor der Welt, muß ich den Menschen verläugnen, unterdrücken — Doch gieb du mir Kraft, das Bessere zu wollen, zu müssen! Giebt's nicht irgendwo ein Mittel mich selbst zu täuschen, und deine und meine Wünsche zu erfüllen! — Denn ich bin müde worden, und einförmig ist mein Geschäft; der Kriegesruhm berauscht mich nicht, und selbst der Schlachten wilder Aufruhr vermag's nicht, mich zu zerstreuen; ich sehne mich zum bescheidnen Menschenleben! — Ja! mir werden die Frühlingsauen meiner Heimath wieder lächeln; ich werde die Hügel wieder sehn, an denen meine Jünglingsträume flattern; wo jeder Ort, und jede Markung, mir wichtig und neu ist, und alles rund, und voll, und warm, und heimisch. Wenn aus den Thälern, von den Höhen, mich die Natur begrüßt, wie eine Freundin, die mich groß gezogen hat; wenn rings die alten Lieder von den Bäumen tönen, die mich im Haine in Träume wiegten, aus Träumen zur süßen Schwärmerei weckten. — — — Helene! wenn ich die Gyppisfelsen schimmern sehe, ich näher und näher komme; wenn von ihrer Höhe der

dunkle blaue Schwarzwald, wie eine Riesenschlange, vor meinem Blicke sich an den Rand des Himmels lagert; im Abendlicht die Thürme blinken; — Die Thore rauschen auf; der Herr zieht siegreich ein, und neben ihm die Gattin, in's lang' verlaßne Eigenthum.

(Helene lehnt sich an ihn, und versinkt in seine Träumereien.)

Kuno. Leer und einsam ist der Hof, mit Gras und Mos bewachsen die Steige; ein alter Knappe öffnet dem ernsten Paar die Thür; der Geist der Stille wehet durch die Halle ihnen entgegen, und jeder Tritt klingt von den verlaßnen Mauern wieder; — beide wandeln schweigend im Rittersaale durch der Ahnen Reihe, und jedes Auge folgt ihren Tritten nach, fragt, und grüßt: willkommen in der Heimath!

(Er drückt sie heftig an sich; — — Helene blickt gerührt auf ihn.)

Doch die geschäftige Hausfrau gebietet, und die Vergangenheit entflieht in jeder Spur; es gestaltet sich Alles. Von der Wände Bildwerk flattert der Spinne Flohr herab; die alten Schreckgestalten der Knabenzeit treten ausgesöhnt hervor; eine neue Welt geht auf; heller strahlt die Sonne in's friedliche Haus, und breitet mildere Wärme aus; Leben und Lebendigkeit verjagt die Stille; die Leere entflieht von dem Heimischen. Der Gar-

ten ordnet sich; es treten die verwachs'nen Wege unter ihrem Fußtritt vor; die wilde Ranke, die sich üppig um den jungen Fruchtbaum schlang, versteckt sich schüchtern, und Alles schmückt sich in's Gewand des Frühlings. — Klein ist der Weiber Welt, doch dringt ihr Wesen in jeden Winkel; sie schaffen und erwärmen ihre Schöpfung mit der Glut aus ihrem Herzen. — Ach! diese Wärme, die sie um sich verbreiten, die jeden, auch den Fremdling, in ihrem Eigenthum umfaßt; ist das Heimische, der Reiz der Häuslichkeit! —

Lange blickten sich beide stumm an, dann schlug Helene die Augen nieder und weinte. Eine Thräne der Wonne stand in Kuno's Auge, als Helene in seine Arme sank.

„Mein!" sagte Kuno. Das Mädchen schmiegte sich schweigend an ihn; doch als er sie mit wilder Freude empor an sein Herz hob: lag in ihren Blikken Folgsamkeit und Hingebung, und sie erkannte in ihm den Herrn über sich, den Bändiger ihres Schicksals, dessen starke Hand die Zügel der eilenden Pferde hielt, die den Wagen ihres Lebens auf der Bahn der Zeit unaufhaltsam dahinrollten. — Helene durfte ihren Vater besuchen.

XIV.

Auf dem Ringelsteine wohnte in den ersten Tagen nach Helenens Erscheinung die Freude. Doch bald verhallte sie, und es ward still und trübe um die Liebenden. Der alte Graf von Waldern hatte die Dortmunder entlassen, und ging mit seinem Bruder Siegesmund nach Kölln, um seine Schritte vor dem Erzbischofe zu rechtfertigen. Wer ein Weib und Kinder daheim gelassen, um ferne für das Recht zu kämpfen; kehrte nun, mit Sieg geschmückt, zur Heimath, und nur die zügellosen Haufen, die mit der Menschlichkeit zerfallen waren, blieben, und wütheten in toller Willkühr rings umher; wie der übermüthige Sieger immer im eroberten Lande. Seelbach suchte die Seinigen in Lohe. „Dein Weib wird dich belohnen!“ sagte ihm Kyburg scheidend.

Hugo. Sie trägt mir einen Säugling entgegen.

Kuno. Heil mit dir, denn du bist Vater! — — aber Steineck, wird auch er? — —

Hugo. Steineck bleibt, er ist schwermüthig; denn er fühlt sich fremde am Ziele seiner Bahn, und fürchtet, sich früh selbst überlebt zu haben. —

(Steineck kam zum Feldherrn. Kuno nahm ihn bei der Hand.) —

„Gern," sprach er: „ruhe ich in deinem Blicke, denn er ist menschlich; Eberhard verwilderte im langen Kampf: seine Nähe macht mich verlegen, seit der Friede in meinem Herzen wohnt, und ich mit den Menschen ausgesöhnt bin. Theuer wird mir jezt ihre Freude; ihr Schmerz dringt leise in mein Herz, ich bin nicht mehr verwaist.

Steineck. Helene — — —

Kuno von Kyburg. Dir will ich's nicht verhelen! warum soll ich's auch verbergen? ich verstehe mein besseres Selbst nicht, und finde mich im eigenen Herzen nicht? denn warum fürchte ich überall die Schadenfreude, um mich her? — ein Etwas ergreift mich in ihrem Arm mit kalter Hand, — hält mich zurück.

Steineck. Wie soll es mit dem Grafen Johannis werden? —

Kuno von Kyburg. Frage mich nicht! — — — da liegt's! — ich habe mich selbst auf einen bösen Stand genutzen, und bedarf des Freundes, der mich zurückführt. Denn kein Gedanke fällt mir ein, keine Empfindung deutet mich darauf: das Herz mit diesen selbstgeschaffenen Pflichten auszusöhnen. —

Steineck. Dein Zustand ist uns kein Räth-

sel, jeder richtet die Augen mit Erwartung auf dich.

Kuno von Kyburg. (düster) Auf mich? — und was erwarten sie?

Steineck. (sieht ihn bedeutend an)

Kuno von Kyburg. Ha! ich verstehe dich! Laß mich allein! — (Steineck geht)

Kuno von Kyburg. Auch er, auch er? — O! wären sie doch menschlicher und zwängen mich, hier das Bessere zu wollen! kein Freund giebt mir die Hand, und führt mich zur Tugend mit Gewalt zurück; heißt mich die Leidenschaft bezwingen. So ist's mit unserer Kraft, mit unserem Willen, ein Schwur bindet uns, wir streben vorwärts über die Trümmern des bessern Gewissens, werden zum Schrecken der Zeit; aber niemand sieht die blutigen Thränen, die wir am Ziele im Innern weinen: daß die Forderung der Männlichkeit und das Gebot: ihr treu zu bleiben, die Menschlichkeit und tausend verhohlne Wünsche überwunden hat. Wie! ich schwanke auch hier? Habe ich denn nicht Alles schon der Meinung aufgeopfert, und kämpfte ich nicht für sie, wenn ich für meinen Willen nur zu ringen wähnte? —

(Fleury kommt, Kuno wirft sich auf einen Sitz.) —

Kuno. Wo iſt Helene?

Fleury. Bei ihrem Vater!

Kuno. Iſt der Greis bewacht, daß er uns nicht entkommen kann?

Fleury. Eberhard bewacht ihn.

Kuno. Ich will nicht, daß man ihn ſtreng behandele, ich kenne den Eberhard; er haßt den alten Mann; — Ich bin allein hier Richter! — Du ſollſt ihn bewachen.

Fleury. Doch Eberhard — es war dein freier Wille. —

Kuno. (ſteht auf) Daß man mich doch immer bei meinem eigenen Willen faßt! was muß ich nicht wollen, weil ich es ſoll! — So könnt ihr auf dem Wege des Gehorſams jeden eigenen Anſchlag am ſchicklichſten verfolgen. Er ſoll mir nicht ſo ſtrenge bewacht werden! — Helene ſpricht oft mit ihrem Vater; es giebt Heimlichkeiten, die nicht jeder auszuſpähen hat.

(Fleury will gehen.)

Fleury! — Nicht wahr, auch du bedauerſt des Greiſes Schickſal? (freundlich) Setze dich her zu mir, vergiß den Knappen, ſey mein Freund, ich bin dir noch einen Dank ſchuldig; wenn ich zum Kayſer komme, will ich für dich den Ritterſchlag erbitten, den deine Tugend, deine Treue ſo oft verdiente. — (er ſtreicht ihm die Wange)

Haſt du nie geliebt, Knabe? ich ſehe dich immer ſo trübe, ſo verſchloſſen in dich ſelbſt. Haſt du die Braut ſchon gewählt, und trennt dich vielleicht ein hartes Geſchick von ihr, daß du dich ſelbſt bezwingen mußt? Antworte! das vermagſt du nicht! — Du ſchlägſt die Blicke nieder, ich habe dein Herz berührt. (froh) So iſt doch einer, der meinem Zuſtande nahe iſt, mich fühlen, verſtehen kann. — Schütte deinen Schmerz in meine Bruſt; ſey heiter; ſieh', ich möchte ſelbſt für dich werben.

Fleury. Feldherr, laßt mich! —

Kuno. Nein! gieb dich ſorglos der Empfindung hin; denn in der Liebe iſt ſelbſt die Träumerei willkommen, die reitzvolle Täuſchung mehr werth, als die farbenloſe Wirklichkeit! — Du fühlſt die Allgewalt der Liebe, wie ſie mein Herz beſtürmt. O Jüngling! unausſprechlich lieb' ich ſie, ſie mich. — Du weinſt! — Es ſchmerzt den Liebenden das beſſere Los des Glücklichen, und bei des Andern Freude fühlt er ſein Entbehren, ſein Entſagen. — Doch wann einſt deine Liebe kommt, und du nach langem Kampfe, als Sieger zu ihren Füßen ſinkſt, und in dem Augenblicke des Wiederſehens, der frohen Ueberraſchung, den Schmerz, ach! lange trübe verlebter Jahre vergeſſen wirſt; dann, dann du Glücklicher

wirſt du mich faſſen, und heilig wird dir die Stimmung deines Freundes werden. —

Fleury. (verbirgt ſein glühendes Angeſicht und ſeine Thränen.)

Kuno. Doch, wenn die hoffnungsloſe Liebe dich von Verzweiflung zu Verzweiflung ſtürzte; wenn du ihr nahe, immer nahe wärſt; wenn nur ein Umſtand, ein Vorurtheil, ein Wahn, und nicht mehr, ſie vor dir zurückdrängte, indeß die Flamme dich im Innern verzehrte; wenn jeder dir kalt vorüberginge, und ſie ſelbſt, die Einzige, dich nicht verſtände —

Fleury. (fällt weinend zu Kuno's Füßen und umfaßt ſie) Kuno!

Kuno. Hab' ich's errathen? liegt da die Seite deines Weſens, die du dir ſelbſt verhüllſt? — (gerührt) Komm an mein brüderliches Herz, umarme mich, auch ich war nicht glücklich! (er hebt ihn auf)

Fleury. (umarmt ihn mit glühender Zärtlichkeit) Kuno, das iſt mehr als ich vertragen kann. (er ſinkt von neuen in ſeine Arme; vom Gefühle überwunden) Kuno, ich gebe dich nicht mehr, du biſt mein, ich habe dich errungen; niemand ſoll dich mir rauben? —

Kuno. Du armes, freudenleeres Herz! dich macht die Erinnerung an dein gränzenloſes Elend verwirrt; wie ſchmerzt es mich, daß ich

die Wunden wieder aufreißen mußte, die vielleicht die Zeit —

Fleury. (ihn abermals mit Ungestüm umarmend) Theurer, hörst du das warme Herz der Freundin an deinem Herzen schlagen? fühlst du die Geliebte dir nicht nahe? (hält ihn fest umfaßt, und blickt ihn mit wilder Zärtlichkeit an.)

Kuno. Was ist das? — — —

(Pause, Fleury bricht in einen Strom von Thränen aus, und sinkt auf seine Knie) Ja, und wenn es mir das Leben kostete, hier muß ich die Verkappung fallen lassen, noch heute werde mein Los entschieden: Tod oder Leben! — Kuno, o! daß dein Herz dir nicht sagte, wer diese Fleury sey, der lange wie dein Engel dich beschirmet, der über Berg' und Ströme deiner Spur gefolgt, den die Liebe jezt zum Wahnsinne treibt.

Kuno. (blickt ihn erstaunt an, Fleury sinkt mit dem Haupte auf sein Knie) Teufliſches Gaukelspiel! — weß ist die Stimme? — wer bist du? — ha! diese Aehnlichkeit ist täuschend!

Fleury. Die Liebe besiegt die menschliche Natur, sie kennt kein Maaß, kein Ziel; du mußt mich lieben, denn wie konnte ich dich so heftig lieben? (sie schlägt den Blick nach ihm auf, Kuno starrt sie betroffen und überrascht an.)

Kuno. Allmächtige Götter! Rosa!! (er stößt sie wild von sich) Verächtliche, hinweg! Giftmiſche-

rin! Du? Du? — begreif ich's? iſt's möglich, Aliſens Mörderin bei mir, um mich? — Aliſe! — Roſa? — Hinweg! hinweg! (er ſtürmt ab. Fleury ſtürzt mit einem heftigen Schrei zur Erde.)

Roſa. (erhebt ſich) Verſtoßen? — auf immer betrogen? — ſchrecklich, ſchändlich — ach! vom eigenen Herzen aus betrogen? Hoffnungslos am Abgrunde? (ſie hält ſich den Kopf) und kein Gedanke, kein Troſt mehr hier? leer, öde, wie überall! — (eine Thräne zittert in ihrem Auge) Die letzte Thräne für meinen gränzenloſen Jammer? — Die Tugend undankbar, der ich mich weihte, um ihn vom Himmel zu gewinnen. Roſa, Roſa, was willſt du? — ich ſoll ſterben, ich muß ſterben, und ohne ihn, von ihm verſtoßen? ſie ſollte ihn haben, ſo gewiß? — Nein! nein! — es bleibt keine Wahl; den Undank will ich rächen an den Menſchen, und die Rechte meiner Leidenſchaft auf Koſten der Menſchlichkeit bewähren. (ſie lehnt ſich kraftlos an die Wand) Es gäbe nur noch einen Weg für meine Leidenſchaft? — nur noch den ſchrecklichſten? — ich müßte ihn, ich müßte ſie zerſtören; die Glückliche, die jezt in ſeinen Armen über mich triumphirt! Triumphirt? O! erwache die Erbitterung verletzter Eitelkeit! Ach nein, ſie triumphire! nur nicht beſitzen ſoll ſie ihn!! — — — (in tiefen Gedanken) Ich will barmherzig ſeyn! — —

Eberhard. (kommt) Wo iſt der Feldherr?

Roſa. Bei ſeiner Buhlin.

Eberhard. (zornig) Was ſprichſt du Frecher von der Buhlin?

Roſa. Von der Braut Kuno's, von deiner künftigen Gebieterin ſpreche ich, und du ſollſt dich bei guter Zeit, ſo will's dein Herr, beim alten Wevelsburg mehr gefällig zeigen. Auch hat der Feldherr nicht Muth genug, den Schwur der Rache aus eigenem Willen aufzuheben. Du ſollſt den Greis entfliehen laſſen, damit Kuno vor ſich ſelbſt entſchuldigt werde, und die Braut behalten könne.

Eberhard. Woher nimmſt du den frechen Hohn?

Roſa. Du glaubſt mir nicht? Gut, ich habe den Befehl erhalten: dir die Bewachung des edles Greiſes Wevelsburg abzunehmen; denn du biſt zu ſtrenge. Noch in dieſer Nacht laß ich ihn entfliehen.

Eberhard. (heftig) Treib mir dieſen Spott nicht weiter, oder du ſollſt ihn mit dem Leben büßen!! Ich weiß es, er liebt ſie, und ihn blendet die Leidenſchaft; doch ſo tief kann er nicht ſinken, um ſeinen Schwur zu brechen, und ſeine Männlichkeit der Begierde aufzuopfern. — Nein,

nein. Doch daß du mir ſie bewachſt, der Alte ſoll nicht aus meinen Augen kommen! Jezt will ich zum Feldherrn gehen, noch einmal ihm ſeine Pflicht zurückrufen; wenn's nicht Früchte bringt, muß die Gewalt — denn Wevelsburg ſoll ſterben.

Roſa. Vergeßt nicht Hauptmann Eberhard: ſein Wille iſt Geſetz.

Eberhard. Auch wenn er ſein eigenes Geſetz nicht will? — Schweig Schlange, (drohend) daß mir die Dirne nicht entkommt! — Hier ſoll es bald licht werden, ob er — ob ich? — (er geht ab)

Roſa. Der Weg der Bosheit iſt mein Weg, ich gehe raſchern Schrittes auf ihn; die Tugend liegt zu fern von meiner heftigen Leidenſchaft; ihr hab' ich ein kummervolles Jahr, hab' ich die Weiblichkeit, und Alles, Alles, geopfert! Nur zerſtörend kann ſich die heftige Leidenſchaft zerſtören! — —

XV.

Helene ſcheuchte die trüben Wolken von Kuno's Stirne, auf der ſich ein Ungewitter, drohend wie ſeine Zukunft, zuſammenzog. — Er fühlte ſich am Ende ſeiner Bahn, kein Ausgang vor ihm; hinter ihm das Schickſal drängend, und ohne Kraft, zurückzukehren, und einen lachenden Seitenpfad zum Thale des beſſern beſchiedenen Lebens einzuſchlagen, zu dem ihn die Liebe und Helene einluden. — Helene erzählte ihm von ihrem Vater; er zürnte heute heftiger auf ihn und ſeine Schwäche. — „Ich war Zeugin ſeiner Schmerzen, ſeiner ſchlafloſen Nächte, ſeiner ängſtlichen Träume über deines Vaters Schickſal. Denn mein Vater iſt gut, doch kann er die Pflichten nicht unterſcheiden, er folgt nur der, die ihm am nächſten liegt. Er findet den männlichen Beruf, wie du: in der Unterdrückung ſeiner Menſchlichkeit. Sein Sinn iſt gut und bieder; doch gleicht er dem Speere jenes Helden und ſeiner Zauberkraft: raſch bricht er los und trifft, und verletzet tief; doch berührt er die Wunde wieder leiſe und heilet ſie.“ —

Kuno. Warum entflohe er nicht, warum mir den langen Trotz, bis er mich zwingt? — Kann denn kein Freund ihn bergen! — —

(Eberhard trat ein. Kuno fragte verlegen: warum er komme?)

Eberhard. Dich im Arme dieſer Dirne zu überraſchen, zu ſehen ob's wahr iſt, was ich höre. —

Kuno. Wer rief dich zu mir?

Eberhard. Pah', iſt's ſchon ſo weit, daß ich nur gerufen kommen darf? — Es ſey! meine Pflicht führt mich zu dir. (finſter) Denkſt du an jene Stunde, in der du dich der Rache weihteſt?? — Wir haben die Mörder; und was haſt du über ſie beſchloſſen?

Kuno. Wer fällt mir in mein Richteramt?

Eberhard. Wo iſt der Richter? ihn vermiß ich, ihn ſuche ich. Es iſt Zeit, daß Wevelsburg ſein Urtheil empfange.

Kuno. Willſt du's ertrotzen?

Eberhard. Ja! — Wevelsburg ſoll ſterben, und ſterben ſoll die Dirne, die dich mit Liſt umſtrickt, und dein Gewiſſen in Feſſeln legt. —

Kuno (ſpringt auf) Wie, du wagſt es? mir das? du mir gebieten? — Eberhard!

Eberhard. (mit kaltem Trotze) Ich will dich zwingen, wenn du nicht die Pflicht aus eigenem Antrieb erfüllen kannſt.

Kuno. Menſch! nimm meine Güte nicht als Schwäche; ich ſchone deines Alters! — Ich ſollte ſo tief gefallen ſeyn, daß mein Knecht mir

trotzen und befehlen darf? — Mir aus den Augen; daß nicht mein Zorn erwache, und dich rasch vernichte, Geschöpf meiner Willkühr! —

Eberhard. Ha! ha! wir sind geschieden; du nicht mehr mein Feldherr, ich nicht Hauptmann deiner Schaaren. Es streite nun allein des Mannes Pflicht mit des Jünglings toller Leidenschaft. Doch Ritter Kuno, ich habe es Euch, ich habe es Gottfrieds Schatten geschworen: seine Mörder zu bestrafen, und hier wiederhol' ich's: bei Gott, sie sollen fallen!! — Bald morgen! — Gehe hin, werde der Spott der Zeit; dich treffe Deutschlands Hohn; sey glücklich in den Armen der Mörder deines Vaters; knüpfe die schändende Verbindung; tritt des großen Gottfrieds Andenken höhnend nieder; werde zum Verräther deiner Freunde, die du zur Rache bewaffnet hast; die ihr Blut vergießen mußten, damit du einer Dirne, die den Schwiegervater morden half, die den Mörder ihres Vaters lieben kann! — ein süßer Kampfpreis! — habhaft wurdest. Geh', wiege dich an ihrer Brust! laß dich mit der Mordgeschichte deines Vaters einschläffern, und Morgens wecken; tanze auf seinem Grabe den Hochzeitreigen; nimm die Marterkammer, in der er den qualvollen Tod fand, zum Brautgemach. — Ha! es wird ein edles Geschlecht aus Eurem Bett entsprießen, und Gottfried sich dro-

ben ſeiner Enkel freuen! — (er tritt vor ihn hin mit wildem Blicke) Doch ſey nicht zu gewiß! Eberhard lebt noch! — Der Rächer Gottfrieds lebt! — (ihn fixirend) Vatermörder!! —

Kuno. (heftig) Teufel, hinweg! hinweg! —

Eberhard. Vatermörder!

Kuno. (greift nach ſeinem Schwerte) Mit deinem Leben ſollſt du den Schimpf büßen! —

Eberhard. (tritt zu ihm, und blickt ihn ruhig und entſchloſſen an) Ich werde dich noch einmal mahnen! (Kuno bleibt betroffen ſtehen. Eberhard ſtürmte raſch bei Helene vorbei, mit einem vernichtenden Blicke auf ſie. Das gute Mädchen eilt, ſich ſelbſt vergeſſend, zum Geliebten, ihn mit aller Zärtlichkeit umfaſſend. — — Kuno ſträubte ſich.) —

Helene. Armer Unglücklicher! Ach! mich beklemmte immer dieſes wilden Menſchen Nähe, wenn er mit Heftigkeit zu dir ſprach, und die Wuth kaum im Herzen unterdrückte. (Kuno will gehen) O, bleibe bei mir; ich kann mich jezt nicht von dir trennen, (ſich ſchüchtern umſehend) die Einſamkeit macht mich ſchaudern!

Kuno. Geh' zu deinem Vater, geh' — nun muß es entſchieden werden! Ich will allein ſeyn!

Helene. (weinend, im Abgehen) Ach! werd' ich den Gemahl, werd' ich den Mörder wiederfinden? —

Kuno. Helene! (sie kommt zurück) Und wenn es über mich geböte, — wenn es mich zwänge, das Schreckliche zu vollenden? — —

Helene. Du bist rein vor meinem Herzen, und die Verzeihung ist dir gewiß!

(Lange Umarmung.)

Kuno. Ja, bald soll es sich erklären, ob du den Richter fürchten mußt, den Gatten lieben darfst! (Helene geht) Am Grabe meines Vaters! — Meine Rache ist nicht sein Wille. O! hätte ich ihm gefolgt, und nicht dem blinden Wollen der gereizten Seele. — Gieb mir das Vermögen wieder, Vater! das Bessere zu können; sonst werde ich, ein Opfer des Ungehorsams, fallen. Wenn ich die That vollbringe, so überschreite ich seinen Willen, trotze seiner letzten Bitte, ach! sein Ruf drang aus dem Jenseits, war des besorgten Vaters Bitte aus der lichten Ansicht der fürchterlichen Zukunft seines Sohnes. Am Sarge soll sich das Herz mit Pflicht aus Trotz versöhnen, und mit dem Menschen der Mann den Frieden schließen. —

XVI.

(Abend. Kuno's Schlafzimmer.)

Roſa. (allein) Ich kann nicht, ich kann nicht! wahnſinnig drehe ich mich umher, um ſie, um ihn, im Kreiſe, wenn ich entfliehen will. Den Tod für ihn, mit ihm! er wäre ſüß, unausſprechlich ſüß! und einer langen bittern Unterdrückung werth. Ach! wäre ich an ſeiner Seite nur geſtorben, und hätte mit dem letzten Röcheln ihm geſagt: ich liebte dich, und die Liebe war mein Verbrechen! — Hat er mich je geachtet? — Ihr gehört er ganz, und dennoch kann ich ſie nicht haſſen, — — — Nein! auch im Tode will ich ihn behalten. (wild) Was er mir, und das Geſchick verſagte, will ich ertrotzen! Band ihn die Liebe nicht, ſoll ihn die Verzweiflung an mich kuppeln, mit mir hinab! hinab! — (ſie zieht einen Dolch hervor) Biſt du mit ſeinem Blute gefärbt, dann kühle meine Bruſt; ich will ihn erwarten. (ſie wirft ſich auf's Lager) Bin ich nicht menſchlich: daß ich nicht ſie, daß ich ihn ermorde; und von dem theuren Geliebten die neue Quaalen aus zarter Sorgfalt nehme. (ſie ſpringt auf und geht zum Tiſche, auf dem Kanne und Becher ſtehen) Aus dieſem Becher trinkt er den Morgentrank, den ihm Helene kredenzt! (ſich beſinnend) Helene trinkt nicht mit ihm! — (ſie ſteckt den Dolch ein, und nimmt ein Giftpulver hervor)

Kuno wir theilen mit Alisen! und du empfängst den Tod aus Helene's Händen. — Wenn ihn das sterbend von ihr risse, der Verdacht ihn mir gäbe, — zwar — sterbend; — wenn ich hinzuträte, und neben ihn sterbend niedersänke! Wir Hand in Hand geschlossen — hinab! hinab! —

XVII.

In der Schloßkirche der Burg Ringelſtein, ſtand der Sarg Gottfrieds von Kyburg. Der treue Knappe Mohr hatte die Gebeine ſeines ermordeten Herrn in der Blutkammer zu Wevelsburg gefunden, und Dankbarkeit und Frömmigkeit wetteiferten: das Andenken des Verſtorbenen durch Seelenmeſſen zu feiern, und ihr Schärflein zur ſanften Ruhe des Redlichen beizuſteuern. Matthäus und Mohr verließen weinend den Sarg, und lallende Chorgeſänge hallten ihnen nach, wie die letzten Seufzer des Seeligen über die Wege des Lebens; als Kuno in die Kirche trat; um an ſeinem Sarge den Willen Gottfrieds und den Spruch des Schickſals zu vernehmen.

Die Kirche war ſtill und leer, nur der klagende Geſang der Seelenmeſſe verlohr ſich in die düſtern Hallen. Matte Dämmerung lag über dem Tempel; im trüben Scheine der ewigen Lampe glänzte das Bildwerk des Altars und die Flittern an den Todtenkränzen des Sarges. — Kuno ſtand lange an der Bahre ſeines Vaters; der Sarg war mit einem Todtengerippe angefüllt, nur die Spuren der Ermordung und des Bluts waren, als die wenigen Kennzeichen der Vergangenheit geblieben. Endlich hob er bebend das Leichentuch vom Leichname weg. Er ſchauderte zurück. „Mein Vater Gottfried!“ rief er

mit lauter Stimme und: Gottfried! tönte es vom hohen Dohme wieder. Alle längst verharschte Wunden seines Herzens sprangen auf, und aus seinem Innersten entquoll ein unaussprechlicher Schmerz. Er wankte zum Altare, und der Sarg und das Gerippe schienen auch zu wanken, und ihm zu folgen. Seine Thränen flossen ungehemmt und unbelauscht, und der fromme Pater am Altare in der Nebenkapelle weinte in seinen Meßgesang mit ihm.

Aber kalt und frostig standen die Bilder der Heiligen umher, und die trübe Erleuchtung der ewigen Lampe schimmerte um sie wie ein Nimbus; und über ihm am Altarblatte, schwang der siegende Cherubim das Schwert über die gefallene Hölle, und auf seinem Schilde strahlte mit Flammenschrift: Wer ist Gott! — Da flatterte ein Nachtvogel aus dem Sarge und flog den Flammen zu; Wie die Seele des Verstorbenen um den Lichtquell berauscht und trunken taumelt. Es regten sich die Heiligenbilder von Klarheit umflossen, und ihr Auge starrte zürnend auf den schmerzhaft Klagenden.

Kuno von Kyburg stand auf und ging zur Bahre. O mein Vater! so muß ich dich finden! rief er: und weinte laut!

Meßgesang aus der Kapelle:

et omnibus malis ereptus requiescit in pace aeterna. —

Kuno. O es ist unmenschlich, es ist unmenschlich! — so ihn gemordet. —

Meßgesang:

peccatis gravatum judex advocavit.

Kuno. (sinkt bewußtlos auf die Erde)

Meßgesang:

Miserere te sui o domine!

An den Wänden fuhren große Schatten auf und nieder, und die ganze Kirche schwankte in dem Gesange; und über den Dohm hin rauschte es wie Flügelschlag.

Kuno. (erhebt sich von der Erde) Du bist nicht versöhnt, deine Mörder leben noch! — O! erscheine jezt dem Sohne; er ist gefaßt, die Sühne dir zu bringen. (er lehnt sich über den Sarg) Vater! Vater! kann ich dich nicht erwecken, und dringet meine Stimme nicht über die Gräber?

Meßgesang:

quo non redituras ullus —

(Wie ein leises Rauschen nahte es dem Sarge unsichtbar.)

Kuno. (legt die Finger auf den Todtenschädel) Gehorsam will ich dir geloben: soll ich dem Mörder verzeihen, das Schmerzlichste übernehmen? — — soll ich für mich und dich an ihm die Rache üben? —

Plötzlich erlosch die ewige Leuchte, der heilige Meßgesang verstummte, und Kuno stand im schauderhaften stillen Dunkel allein. Es nahte sich eine Gestalt dem Sarge; es bebte Kuno's Hand auf dem Todtenschädel, im Dunkel faßte ihn eine andere kalte Hand, und es tönte mit Richterstimme der Name: Kuno von Kyburg! —

Kuno von Kyburg. (beklommen) Wer ruft? —

Die Flamme fuhr heller auf; denn der Nachtvogel, der in die Glut gestürzt, und sie überschattet hatte; erhob sich wieder; und am Sarge stand düster, und wie der Engel der Rache furchtbar, Eberhard; in seiner Rechten hielt er den Dolch der Vehme; in seiner Linken Gottfrieds blutige Locke. —

(Beides reichte er schweigend dem Bebenden. Pause.)

Eberhard. Wevelsburg und Helene müssen fallen?

Kuno. (erblassend) Wehe! wehe des Schicksals Stimme! — dies sein Wille! —

Eberhard. (hebt die Decke auf) Gottfried! Gottfried! dein Sohn ward meineidig an dir; ſteht mit deinen Mördern im engen Bunde, und hat dich und deine Schmach vergeſſen. —

Kuno. (in krampfhafter Bewegung) Halt an! halt an! — Ich werde kommen!

Eberhard. Des Mörders Tochter hat er ſich zur Buhlin gewählt, lernt bei ihr die Tugend und dich verachten; du ſtehſt hier von ihm verlaſſen, und der Knechte Barmherzigkeit thut dir den letzten frommen Dienſt. — — —

Kuno. (raſend, ſchüttelt Delch und Decke) Ihr Urtheil iſt ausgeſprochen! Es falle Wevelsburg durch Henkershand! —

Eberhard. Mit ihm der letzte Sprößling ſeines Hauſes; auch in ſeinem Blute ſchwurſt du ihn zu verfolgen! Im Namen des Vaters gebiet' ich's dir! (er reißt die Decke vom Sarge weg)

Kuno. (blickt nach dem Leichnam; ſteht eine Weile ſtarr und bewußtlos; dann ſinkt er verzweifelnd auf ihn nieder) Wehe mir! — — Wehe mir! — —

Meßgeſang aus der Seitenkapelle:

Miserere te fui o Domine! — — —

XVIII.

Die bleiche Herbſtſonne fand Kuno'n am Morgen wachend. Bewußtlos brütete er über dem Schreckniß der vergangenen Nacht und der Vorempfindung ſeiner nahen Zukunft. Wie zum Tag des Gerichts ging für ihn der Morgen trüb' auf, und hüllte ſich in Feuerwolken, den nahen Sturm verkündend. —

Helene war im Gefängniß bei ihrem Vater geblieben, und weinend hatte der Greis die Weinende getröſtet. Doch als die verhängnißvolle Nacht vorüber war, riß ſie ſich vom Vater los, und eilte zum Geliebten. Sie trat ſchüchtern in ſein Schlafgemach. Der weggewandte Blick, die Zerſtörung auf ſeinem Antlitz, verkündete ihr Alles, und ſie ſtand ſprachlos über ihn gebeugt.

Kuno. (mit gezwungener Heiterkeit) Du ſchon da Helene? heute ſo früh?

Helena. Eine gute Hausfrau wartet des Gemahls; du haſt erſt ſpät die Kirche verlaſſen.

Kuno. (ernſt) Du mich belauſcht? —

Helena. Nein! doch ſagten es mir die Knechte, die meinen Vater bewachen: du habeſt laut und heftig dort geſprochen; ſie meinen mit Gottfrieds Geiſte. —

Ihre Blicke folgten ihm ängſtlich, bei jeden Schritte den er that; er wich ihren Fragen aus

ſie fürchtete ſich ihn zu fragen. — Sie ſuchte ſich um ihn zu beſchäftigen; denn beide fühlten: daß ſich Etwas zwiſchen ihre Herzen geſtellet hatte. — Helenens Augen ſchwammen in Thränen, die ſie zu verbergen ſuchte. Die Angſt zu verheimlichen, nahm ſie den Weinkrug vom Schenktiſche, ging hinaus, kam zurück, füllte den Morgenbecher, und both ihn dar; Kuno nahm ihn, wollte trinken, ſah' Helenens Thränen, und ſetzte ihn wieder hin.

Helena. (zitternd, ergreift ſeine Hand) Iſt er der letzte Becher den ich dir bringe? —

Kuno ſchauete ſie befremdend an, lächelte ein ſchmerzhaftes Lächeln aus weiter Ferne; nahm den Becher wieder, trank, und trank als wolle er den aufquillenden Schmerz für immer niedertrinken; dann Hand in Hand gingen in ſtarken Schritten ſie auf und nieder.

Helena. (zu ihm aufblickend) Kuno! war er der letzte Becher?

Kuno. (abgewandt) Der letzte Becher! —

Helene ſetzte ſich erſchöpft und kraftlos auf einen Seſſel und lehnte ſich, erblaſſend, zurück.

Kuno ging noch eine Weile umher, laut wehnend; dann ſetzte er ſich neben ſie, umſchlang ſie, zog ſie zu ſich hin; und das gute duldende Geſchöpf lag ohnmächtig in den Armen ihres Mörders.

Kuno. O wenn sie nie, nie wieder erwachte!

Helena. (erwachend) O wäre ich nie wieder erwacht! —

Kuno. Wir müssen scheiden, für immer scheiden. Helene einst —

Helena. (thränenlächelnd) Einst!

(Tiefe Stille)

Helene war von neuem ohnmächtig in seinen Arm gesunken; er trug sie auf's Lager, küßte sie drückte sein glühendes Gesicht an ihren kalten leise klopfenden Busen, und verließ das Zimmer denn er konnte den Schmerz nicht bergen der in ihm wüthete. Alle Zimmer der Burg durchstreifte er; sein Innerstes war erschüttert, und sein Anblick erschütterte Jeden, der ihm begegnete. Jeder wich ihm aus, und wie Schatten schlichen ihm seine Freunde vorüber; es mahlte sich die Furcht und die Erwartung und das Entsetzen auf jegliches Gesicht. — Gegen Mittag flohen sie alle, denn sein Wuth stieg zur Raserei. — — —

XIX.

(Herberge in dem Städtchen Wevelsburg.)

Graf Gasto von Krayn und Heinrich von Zabern.

Gasto von Krayn. Wer sagt dir denn, daß ich nur scheine? — um Andere zu täuschen muß ich mich erst selbst täuschen; nichts kann ich spielen, aber alles werden. Glaubst du, daß ich die Wahrheit, die aus mir spricht und handelt, erkünsteln könne? — Ach! du vergißt: daß ich zuvor geweint, wenn ich den Andern über das Laster bis zu Thränen erschütterte! — Will ich mich als Teufel geben, werd' ich's, und handle dem Wesen getreu, das ich in mich aufgefaßt. Wie sehr verkennt Ihr mich! Das Räthsel meines Ich's kannst du nicht aus der gemeinen Ansicht der Dinge und des menschlichen Gemüthes lösen. Der höhere Mensch ist in seinem Leben ein Künstler; in ihm liegt eine Schöpferkraft; er wirft sich in tausend Gestalten, und füllt mit seinem Wesen ganz die Form aus, durchdringt und erwärmt sie; das Zartgefühl ründet und ebnet Alles; er wird zum Brutus und — schlachtet seine eigene Söhne! — So lebe ich ein mannigfaches Leben, und gehe jezt freudig den lezten Stunden entgegen, in denen sich die Wahrheit auflösen soll, die ich im Leben dargestellt habe. —

Heinrich. Dann tragt Ihr Euch selbst zu Grabe.

Gasto. Ja! den edlen Gasto, den Zerstörer der heimlichen Gerichte; den Mann, der sich vergessend, selbst den Feind, der ihn am heftigsten beleidigte, zum Mittel seines Zwecks erwählen, aufrechthalten und belohnen konnte; den habe ich ausgespielt, und gehe jezt freudig auf und nieder, auf dem Schauplatz, mich selbst beschauend, denn alles ist sich getreu, ist wahr.

Heinrich. Gasto, in Euch ist ein großer Mann untergegangen!

Gasto. Warum sagst du nicht: gezeitigt? warum nicht in Blüthen stehend? — Du nimmst mich sehr geringe, und greifst nur nach dem Nahen. Ein abgeschliffener Mensch, gewandt sich durchzuschmiegen mit Verschlagenheit, mehr bin ich dir nicht. Siehst du mich denn so gefügig? strebe ich nicht selbst gegen den Strom? kann ich nicht muthig den Gefahren trotzen, wenn ich, nach innerer Bestimmung, muß? Bringt's mich nicht hierher in die Mitte meiner Feinde? —

Heinrich. Du willst den Ruhm einärndten, den du ausgesäet; man soll es wissen: daß du die Meinung geschaffen und genährt hast, die ihn dahin trieb. —

Gasto. Dann wäre ich verloren! Deutschlands Fürsten kennen mich, und wissen, wie viel

.ch gethan; die Nachwelt wird die Zerstörung der heimlichen Gerichte unter Maximilians großen Thaten lesen. — Glaubst du nicht, daß ich auch zu dem Spiel gehöre, das hier getrieben wird? Nun wird es sich offenbaren: ob nicht die Kraft nur siege, wenn sie von Besonnenheit geleitet wird; ob in der Leidenschaft Beruf zur Größe liege, und die Willkühr allein ein Ganzes bilde?

Heinrich. Wie wir ihn finden werden? Sein Bild, wie's uns in allen Zerstörungen begegnet, verspricht nicht viel.

Gasto. Uebermüthig, zerstreut, zweideutig! Niemals habe ich ihm viel mehr zugetrauet, als die gemeinen Ritterthaten; hier hat er über mein Erwarten gethan. — Was er ist, kann niemand sagen, nur was er nicht ist; denn zerstreute Züge findest du in ihm, er ist früh im Werden schon zerstört. Eine Wahrheit, unter die sich Alles ordnet, und zum innern Menschen sich gestaltet, suchst du in ihm vergebens. In Wesen seiner Art, glaub' ich einen feinen Spott zu finden, und die Absicht ihres Daseyns scheint mir: daß die Natur und das Geschick sich über ihre unvollendete zweideutige Bildungen höhnen wollen.

(Des Grafen Leibknecht tritt ein.)

Knape. Die Stadt ist vom Geschrei erfüllt, weil vom Ringelsteine der Befehl gekommen:

den Ort und die Burg bis zur Nacht in Brand zu ſtecken; auch geht das Gerücht: es werde heute am alten Grafen das Todesurtheil vollzogen, und er enthauptet werden.

Gaſto. Dann müſſen wir uns beeilen. Die Rache ſeines Vaters iſt ſeine erſte Abſicht; die Zerſtörung der Gerichte war nur ein Mittel. Dieſe Menſchen beſchließen und vollführen ſo vieles auf einmal, daß ihnen das Gefühl und der Verſtand kaum nachkommen können. — Wie wird er mich empfangen, wie ſich nehmen? Heinrich! noch liegt es in ſeiner Macht, über mich zu triumphiren, und mich in meinem Leben zum Lügner zu machen. — Wenn er größer wäre! — mir den Triumph entwände!!

(Beide gehen ab.)

XX.

Die Flammen des brennenden Städtchens und des Schloſſes Wevelsburg ſchlugen am trüben Himmel der Nacht auf, und erhellten die Gegend rings umher. Auf dem Ringelſteine ſahe man die wogenden Flammen, wie ſie der Sturm empor trieb. Hier lag Kuno von Kyburg auf einem Lotterbette, im Hintergrunde des großen Saales. Roſa's Gift wirkte ſchon, und ein heftiger, nie gefühlter Schmerz zerriß ſeine Eingewelde. Sein Geſicht war nach dem Fenſter des Saales gekehrt; er ſah die wehenden Flammen, die Vorboten der ſchrecklichen Nacht. Aber im heftigen Körperſchmerz ringt Seele, nur mit ihrem eigenen Zuſtande beſchäftigt, ſich mit Kraft aufrecht zu halten, und giebt ſich weniger den Eindrücken außer ihr. Im Vordergrunde des Saales ging Eberhard nachdenkſam und düſter auf und ab.

Helene ſtürzte in den Saal, verworren waren ihre Kleider, ihr Haar hing aufgelöſet um den Nacken. Angſt und Verzweiflung ſchienen ſie zu jagen; ſie ſtürzte neben Kuno hin.

„Rette meinen Vater! rette meinen Vater!“ rief ſie. Kuno reichte ihr die glühende pulſirende Hand, und blickte ſtarr auf ſie hin. Da trat ein Leibknecht zu ihm. „Das Gericht wird gezogen!“ rief er, und Kuno ſchien aus einem

Fiebertraume zu erwachen; mit geſchäftiger Eile ſprang er auf, nahm Helenens Arm. „Dort brennt die Wevelsburg,“ ſchrie er, „Gottfrieds Marterkammer!“ Helene folgte ihm taumelnd nach, denn er lief raſchen Schrittes, — als müſſe er dem nahenden Verhängniß ſchnell vorüberellen, — auf den Balkon des Schloſſes.

Unten auf dem innern Hofraum hatten ſich die Knechte mit Fackeln in einen Kreis geſtellt, in ihrer Mitte lag Block und Beil, und der gefeſſelte Graf Johann von Wevelsburg ward in den Fackelkranz geführt. Die Banden wurden ihm abgenommen.

„Jeſus Maria!“ ſchrie Helene; — ſie waren ihre letzten Worte, — und ſank auf den Boden nieder.

Kuno hob ſie auf und hielt ſie ſtarr und empfindungslos. Wevelsburg hatte das Angſtgeſchrei ſeiner Tochter gehört. „Lebe wohl! Helene!“ rief er, und breitete die Arme nach dem Balkon, „Kuno ich verzeihe dir! bald bin ich mit Gottfried ausgeſöhnt, bald bei ihm.“

Der unglückliche Greis kniete nieder, die Henker faßten ihn, das Beil ſank, — ſein Haupt rollte in den Sand. —

„So rächt Kuno von Kyburg die Ermo-

dung seines Vaters!" rief Eberhard, und seine Knechte unten jubelten ihm Beifall.

Eberhard trat vor Kuno hin. „Vollende!" rief er, fest und mit finsterer Miene, und reichte ihm den Dolch. Kuno erschrak, nahm den Dolch, Helene regte sich in seinen Armen; es flimmerte um Kuno's Auge, seine Gedanken verwirrten sich. — Das Geschäft der Rache war vollbracht! —

„So rächte Kuno von Kyburg die Ermordung seines Vaters an Wevelsburgs Geschlecht!" schrie Eberhard hinab. Aber es blieb still auf dem Hofe, und die Menge schauderte. —

Eberhard riß den Dolch aus Helenens Brust und verließ den Saal; der Mörder Kyburg blieb mit der blutenden sterbenden Braut allein. Ein schauderhaftes Dunkel um ihn, das vom Widerscheine der brennenden Wevelsburg am nächtlichen Himmel matt erleuchtet ward. —

An seiner Brust trug er sie im Saale umher, wahnsinnig; das Blut, das aus ihrem Herzen quoll, strömte über seine Hand. —

Helene! Helene! dein Mörder! rief er; seine Stimme tönte fürchterlich von den Wänden wieder, durch die Hallen und Gemächer des Schlosses. Schrecken ergriff Alle, die im Vor-

zimmer und auf den Höfen waren, und fesselte ihre Schritte, ihre Rede. Da ward es plötzlich im Saale und auf der Burg still, wie im Grabe; das Feuer am Himmel verwehete der Sturm, der über's Gebirge auffuhr, und auf den Ringelstein stürzte. Die Burg zitterte unter den Stößen des fesselosen Sturmes, der in dem Lindengange auf den Vorderhöfen wüthete, sich in den offenen Saal warf, und die Fenster in ihm zerschmetterte. Es schienen die Thürme zu wanken, die Pfeiler sich zu biegen, und die ganze Burg sich zu bewegen. —

Da sank Kuno von Kyburg mit Helenen, die er im Arme hielt, zur Erde nieder; sein Haupt lag auf ihrer Brust, er röchelte sterbend. — — Noch einmal hob er sich im Krampfe auf, und in alle Thüren stürzten Ritter und Diener mit Fackeln und Windlichtern.

Entsetzend war der Auftritt. Leblos, mit krampfhafter Miene, und ganz mit Blut beströmt, stand Kyburg vor seiner Braut, starr, aufrecht; das Blut schwamm im Saale umher. — Rosa war den Dienern voraufgeflogen, sie hatte ihnen des Feldherrn Schicksal verkündet, und sank triumphirend, und von den Vorboten des nahen Todes geschreckt, gescheucht, verwildert, neben ihn. Er bemerkte sie nicht und keinen; war gleich der Saal erfüllt! —

Von Steineck geführt, trat Graf Gasto von Krayn und Heinrich herein. „Ein Abgesandter des Kayſers," flüſterten die Verſammleten, und wichen ihm aus. Gasto fuhr bei dem Anblicke Kuno's und der Leiche zuſammen; er hatte ſchon Vieles vor der Burg vernommen, um das Schauderhafte ganz zu faſſen.

„Ritter!" rief er, ich bringe dem Kuno von Kyburg Verzeihung, und die Beſtätigung alles deſſen, was er hier verfügt. — Die heimlichen Gerichte ſind für ewige Zeiten aufgehoben! (er wendet ſich zu Kuno und bietet ihm die Hand)

Kuno! Gottfried! Helene! (Er ſtürzte todt nieder. Bewegung unter den Rittern)

Gasto. Wie, todt? (er bebte zurück)

Ritter. Ja! todt! todt! ermordet! Das Weib, das ihr dort ſehet, hat ihn vergiftet.

Steineck. Seine letzten Worte galten der Leidenſchaft.

Gasto. (zu Heinrich, erſchrocken) Bei Gott! ſie iſt Roſa von Beaumont! — Fort! fort von hier! — ich ſchaudere vor dem Anblick! vor dieſen Bildern, die die Leidenſchaft zuſammenſtellte.

Eberhard. (ihn auf die Achſel ſchlagend) Wer von uns beiden ſoll in dieſer blutigen Geſchichte den Teufel ſpielen? —

Das

Goldmacher-Dorf.

Eine

anmuthige und wahrhafte Geschichte

vom

aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten.

Dritte unveränderte wohlfeile Auflage.

Aarau, 1819.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

⊙ Cl 809 c

nicht
entleihbar

Berliner Stadt...

55/3763 +

1.

Wie der Oswald aus dem Krieg kommt, und was die Leute sagen.

An einem Sonntag Nachmittags saßen im Dorfe Goldenthal die jüngern Knaben unter der alten Linde und sangen, oder lachten, wenn Einer aus dem Wirthshause hervorstolperte, der zu tief ins Weinglas geschaut hatte. Die andern Bauern mit ihren Weibern saßen in den drei Wirthshäusern, und tranken und spielten, und jauchzten oder balgten, wie es denn nun so geht, wenn Wein und Bier wohlfeil sind.

Da kam ein großer, starker Mann ins Dorf. Er mochte in den Dreißigen seyn, hatte einen grauen Rock an, einen langen Säbel an der Seite, auf dem Rucken einen Habersack. Er sah gar wild drein, denn er trug über der Stirn eine große Narbe und unter der Nase einen schwarzen Schnurrbart, daß alle Kinder davon liefen.

Aber einige alte Frauen, die er anredete, erkannten ihn sogleich, und schrieen: „Ei, da ist ja Schulmeisters Oswald, der vor siebenzehn Jahren unter die Soldaten gieng. Nein, schaut auch, wie ist der gewachsen und groß geworden!“ — Und wie die Weiber so schrieen, kam Alt und Jung aus den Wirthshäusern und von der Linde herbeigelaufen, und bald war das ganze Dorf um den Oswald versammelt.

Oswald gab allen seinen ehemaligen Bekannten die Hand, war sehr freundlich mit Allen und sagte, er wolle nun wieder bei ihnen in Goldenthal wohnen, habe des Soldatenlebens satt, und sey froh, mit dem Leben davon gekommen zu seyn. Nun wollte ihn Jeder in ein Wirthshaus ziehen, der Eine links, der Andere rechts: man müsse eins zum Willkomm trinken, er müsse von den Kriegsgeschichten erzählen.

Oswald aber dankte ihnen und sprach: „Ich bin vom Wandern müde, und will ausruhen. Wer wohnt in meines verstorbenen Vaters Haus, und wer besorgt die Aecker desselben?"

Alsobald trat der Müller hervor und sprach: „Ich habe den Weber Steffen hineingethan und ihm Haus und Feld in Zins gegeben. Nun aber muß er ausziehen, da du wieder gekommen bist. Der Gemeindsrath hat mich zum Vogt gesetzt über dein Gütlein. Kannst ein paar Tage bei mir herbergen, bis Webers ausziehen und andere Wohnung haben. Da will ich dir auch Rechnung ablegen."

Also gieng der Müller mit seinem Gast zur Mühle und ließ ihm ein gutes Bett bereiten. Oswald hatte aber viel zu fragen nach dem und diesem, wie es seitdem im Dorfe ergangen sey; und der Müller und seine Frau hatten viel zu antworten. So plauderten sie bis Mitternacht in der Mühle. Und Oswald sah immer über den Tisch hinüber nach des Müllers zarter Tochter, die hieß Elsbeth. Und es war wohl der Mühe werth, ihr in die schwarzen Augen zu sehen, denn Elsbeth war schön. Elsbeth aber sah ihrerseits auch gern über den Tisch hinüber, denn Oswald war ein hübscher Mann, wenn man sich einmal an seinen erschrecklichen Schnurrbart gewöhnt hatte, und in seinen Gebährden und Reden hatte er etwas Zierliches und Gefälliges, als wäre er ein Herr aus der Stadt gewesen. Darum scheuete sie sich, mit ihm zu reden, und wenn er sie ansah, wußte sie nicht, wohin mit den Augen fliehen. Doch sagte sie ihm etwas vom Schnurrbart.

Und als er am folgenden Morgen zum Frühstück kam, war unter seiner Nase der Schnurrbart schon verschwunden. Oswald hätte zeitlebens in der Mühle wohnen mögen: denn der Müller und seine Frau waren gute Leute, und der Elsbeth sah die Güte hell und klar aus den Augen. Aber nach acht Tagen schon konnte Oswald in das kleine Haus seines Vaters einziehen und nach den Feldern sehen. Er hatte fünf Jauchert Baumgarten mit Wiesen, und fünf Jauchert Ackerland; dazu kaufte er sich eine schöne Kuh aus den vom Vogt gesparten Zinsen.

Und weil das Haus alt und verfallen war, erhielt er Holz und Steine von der Gemeinde. Da ließ er Alles ausbessern, weißen und hobeln und waschen. Er selber mauerte, handlangte, fegte vom Morgen bis in die Nacht, damit es schön werde und ihn doch nicht viel Geld koste. Im Herbst war sein kleines Haus das sauberste und schönste im ganzen Dorf, mitten in einem Garten am Bache. Und der Garten war so schön, wie einer in der Stadt. Er hatte sogar in die Wege zwischen den Beeten Sand und Grien getragen. Er hatte es gern, wenn Müllers Elsbeth zuweilen über den grün angestrichenen Haag in den Garten sah; sie hatte ihm auch Blumen beigesteuert, und versprach ihm zum Frühjahr noch mehr.

Die Leute zu Goldenthal wußten lange nicht, was sie von Oswald halten sollten. Er war so arm aus dem Kriege gekommen, als er hineingezogen war, das sahen sie wohl. Er hatte eine Kiste aus der Stadt bekommen mit Kleidern und Wäsche; sogar Bücher hatten darin gelegen. Das war sein Reichthum. Aber des Geldes wegen hatte die Kiste nicht schwer gewogen.

„Laßt ihn laufen!" sagten die Einen: „Er ist ein armer Teufel, und ein dummer Teufel dazu, der im Kriege seine Sache nicht verstanden hat zu machen. Nicht einmal des Sonntags kann er ins Wirthshaus gehen und sein Glas trinken, geschweige einen Tanz zahlen. Dabei muß er arbeiten wie ein Pferd, von Sonnenaufgang bis in die finstre Nacht. Ein Glück für ihn, daß er vom Vater noch etwas geerbt hat, sonst lage er der Gemeinde zur Last."

„Laßt ihn laufen!" sagten die Andern: „Heldenthaten hat er nicht viel verrichtet, denn er weiß nichts zu erzählen. Und wer weiß, wo der Narr den Hieb über die Stirn geholt hat. Der ist froh, daß er kein Pulver mehr riechen muß."

„Laßt ihn laufen!" sagten wieder Andere: „Er giebt nun Keinem ein gutes Wort, und meint, weil er Soldat gewesen, müsse man Respekt vor ihm haben. Wir wollen's ihm aber zeigen. Es ist ein hochmüthiger Bursche, der froh seyn soll, wenn wir ihm keinen Tritt geben."

„Laßt ihn laufen!" sagten noch Andere: „Der

hat im Kriege nichts Gutes gelernt. Er hat Bücher, die kein Mensch lesen kann, vielleicht der Pfarrer selber nicht. Und Zeichen und Karaktere stehen darin, daß es ein Graus ist. Was gilt es, der geht mit dem Teufel um und kann ihn beschwören!"

„Gott sey bei uns!" riefen Andere: „Richtig ist es bei ihm nicht, das weiß man wohl. Er hat noch keinen Menschen in seine kleine Hinterstube gehen lassen, selbst Müllers nicht, die viel mit ihm zu thun haben. Da sieht der Wächter alle Nächte noch Licht brennen, was durch die Fensterladen schimmert. Die Stube hält er beständig verschlossen, und die Vorladen der Fenster sind auch bei hellem Tag nie auf."

So sprachen die Leute, und machten aus Oswald nicht viel.

2.

Was Oswald im Dorfe sieht.

Wenn sich die Leute auch nicht viel aus dem Oswald machten, war er doch sehr zuthunlich und mit Allen freundlich. Anfangs gieng er rechts und links zu Jedem ins Haus und besuchte Einen um den Andern, fragte nach den Kindern, nach den Gütern, nach der Art, die Felder zu bestellen, und nach allen Umständen.

Vor Zeiten war Goldenthal ein recht stattliches Dorf; zwar kein übergroßer Reichthum darin, doch Wohlhabenheit in allen Häusern. Nun aber, mit Ausnahme einiger reichen Bauern und der Wirthe, wie auch des Müllers, stand es überall schlecht. Das Elend schaute zu den Fenstern hinaus, und am Feuerheerd kochte Schmalhans ungeschmalzte Suppen. Von hundert Haushaltungen schickten wohl zwanzig ihre Kinder zum Betteln aus, sechszig halfen sich kümmerlich im Druck von Schuldenlasten durch, und die Andern waren zum Theil noch im Stande, die Gemeindssteuern ordentlich zu entrichten, und sich wohl aufrecht zu erhalten.

Man sah es den Häusern schon von aussen an, wie übel es drinnen seyn mochte; man sah es an den verfallenen Dächern, an den Mauern, von welchen

der Kalk abgefallen war, an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenstern. Kam man hinein, war Koth und Gestank, Tisch und Bank unsauber, der Spiegel, wenn auch einer da war, seit Jahren von den Fliegen blind, der Fußboden voller Löcher, die Diele schwarz wie Erde von verhärtetem Unrath. In den Küchen befand sich wenig und schlechtes Geschirr, das nicht einmal rein gewaschen da stand. In den Gärten am Hause sah man keine Ordnung, keine Zierlichkeit, sondern etwas Gemüs ganz nachläßig hingepflanzt. Man schien froh zu seyn, wenn man für Säue und Menschen nur Erdäpfel genug hatte. Vor den Häusern lagen Misthaufen, Ackergeräthe, Holz und was man sonst nicht unter Dach bringen konnte, bunt durcheinander. Männer und Weiber giengen in zerrissenen oder grob gestickten, besudelten Kleidern, Stroh und Federn in den struppigen, ungekämmten Haaren, Hände und Gesicht oft Tage lang nicht gewaschen. Die kleinen Kinder blieben oft einen halben Tag in ihren Wiegen im Unflath liegen, oder waren sie größer, spielten sie halbnackt vor den Häusern im Kothe.

Kein Wunder, daß bei solcher bettlerischen Unreinlichkeit häufig Krankheiten entstanden. Man gieng aber lieber zu einem alten Weibe, zum Scharfrichter, zu einem Harnbeschauer und Quacksalber, wenn er es nur wohlfeil machte, als zu einem erfahrnen und gelehrten Doktor. Wenn dann Mann oder Frau bettlägerig waren und nicht arbeiten konnten, gieng es in der Wirthschaft den Krebsgang. Da mußte ein Stück Hausgeräth oder Vieh oder gar Land in der Noth verkauft, oder Geld gegen schweren Zins entlehnt werden. Das dauerte dann, bis man mehr Schulden hatte, als man zahlen konnte; dann erfolgte die Vergantung und der Bettelstab.

Wenn Oswald da und dort guten Rath geben wollte, oder wenn er die Unhäuslichkeit und Unordnung tadelte, so bekam er mürrische Gesichter zum Dank. Die Einen sagten: „Arme Leute können nicht Alles schön haben, sondern müssen es nehmen, wie es ist!“ — Andere sagten: „Was geht es dich an? Steck du die Nase in deinen eigenen Dreck!“

Bei den reichen Bauern sah es nun im Hause wohl etwas besser aus, und war mehr Hausgeräth und Kleidung vorhanden. Aber doch fand man auch bei ihnen viel Unsauberkeit und Nachlässigkeit. Denn weil sie beständig und überall Bettelwirthschaften vor Augen hatten, so gewöhnten sie sich daran, und trieben es nicht viel anders. Die Woche durch waren sie schmierig und zerrissen; nur Sonntags prunkten sie hoffärtig einher. Dabei hörte man bei ihnen nichts als Klage über die bösen Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorf. Denn weil im Dorfe fast alle Haushaltungen in Schulden waren, so konnten die wenigsten zahlen. Und weil auch die Gemeinde selbst seit dem Kriege eine große Schuld von vielen tausend Gulden trug, kam das Zahlen der Zinsen, der Gemeindssteuern und Landesabgaben nur auf die Vermöglichern. Das machte sie mißvergnügt und zornig.

Ueberhaupt war in Goldenthal Einer wider den Andern, und beständig Streit und Zank. Keiner traute dem Andern; Jeder wußte dem Andern etwas Böses nachzusagen. Da war keine Treu und Glauben, sondern eitel Lug und Trug. Die Armen beneideten die Reichen; die Reichen drückten und plagten die Armen. Die Reichen trieben, wenn sie Geld ausborgten, schändlichen Wucher, und nahmen von armen Leuten, die in der Noth waren, ihre zwölf, zwanzig und mehr Prozent Zinsen, ohne daß sich darüber das christliche Gewissen schämen und grämen wollte. Die Armen hingegen rächten sich, wie Schelme es machen; sie beschädigten heimlich der Reichen Bäume und Pflanzungen, stahlen ihnen Gemüs und Obst, Tauben und Holz, Hühner und was sonst zugänglich und leicht nehmbar war. Man konnte sich auf kein Wort, auf keinen Eid mehr verlassen. Selbst zwischen Eheleuten war eitel Haß und Gezänk. Das sahen die Kinder alle Tage, und lernten nichts Besseres.

Trotz der sichtbaren Verarmung der Gemeinde, und wiewohl Jeder über Regierung, Obrigkeit und schlechte Zeiten klagte, und kein Geld hatte, wenn wer das Nothwendige zahlen sollte, thaten die Leute doch insgesammt groß. Das Arbeiten ließ man sich

nicht allzusauer werden. Die Vermöglichen, wenn sie später aufs Feld giengen oder früher Feierabend machten, sprachen bei sich: „Gottlob, wie können's wohl so haben!“ Und die Armen und Taglöhner, wenn sie bei der Arbeit die Hände hängen ließen und umhergafften, sprachen: „Nun, unsereins ist auch kein Vieh! Man muß auch geruht haben.“

Wenn aber der Samstag Abend kam oder der Sonntag, hatte Jeder Geld, um sich im Wirthshaus bei Wein, Bier und Branntenwein gütlich zu thun. Da hieß es: „Herr Wirth, noch eine Halbe! Juchhei, Karten her!“ — Da ward der Wochenverdienst durch die Gurgel gejagt, oft mehr noch. Man spielte. Der Eine verlor sein Geld, der Andere versoff oder vertanzte den Gewinnst. Zwischenein in der Woche ward auch das Wirthshaus nicht ganz vergessen. Die Leute hatten die Kehle nicht gern trocken. Unterdessen hatten die Weiber und Kinder kaum satt zu essen. War aber Geld im Hause, wenn auch nur wenig, da mußte Kaffee her und mußte geküchelt werden. Dann hieß es: „Lieber Gott, es kommt an unsereins selten. Man lebt das ganze Jahr schlecht. Man will doch auch einmal seinen guten Tag haben. Was hat man sonst vom Leben?“

An Feiertagen fehlte es nicht, und die wollte man doch gefeiert haben. War im benachbarten Städtlein Jahrmarkt, so mußte man doch auch hin und sehen, wie es in den Wirthshäusern der Stadt sey, und hören, was es Neues in der Welt gäbe. Dann fehlte es ausserdem nicht an allerlei Gängen und Läufen, Prozeßhändeln und Schritten vor Richter und Obrigkeit. Das brachte viel Versäumniß und Ausgaben, wenig Gewinn und Vortheil. Folglich nahm in allen Häusern das Vermögen eher ab, als zu. Und darum fluchte Einer wie der Andere über schlechte Zeiten, über Regierung und über die Leute im Dorfe.

3.

Was der verständige Müller erzählt.

Als Oswald in seinem Dorfe so viel Laster und Sünden sah, ist ihm vor Zorn das Herz geschwollen.

Er gieng in die Mühle, wie er allemal that, wenn er voll Unmuth war. Und wenn ihn da die holdselige Elisbeth anlächelte, verschwand sein Verdruß, wie eine Nebelwolke an der Stirn des Berges vor dem Glanz der Sonne.

Oswald sprach zum Müller: „Nein, wie sind doch die Leute so gottlos und die Hütten so voll Jammer! Das ist vor Zeiten nicht gewesen. Da war der Fleiß auf den Feldern, die Zierlichkeit im Dorfe, die Eintracht in den Häusern und der Reichthum in den Scheuern. Da wurden die Bauern hochgeehrt von den Städtern, und man nannte sie auch wohl die Herren Goldenthaler. Nun ist alles umgekehret, und die Armuth sitzt neben der Bosheit unter den Dächern. Wie hat der Krieg so viel Uebels angerichtet."

Der Müller antwortete und sprach: „Unser Dorf hat vom Kriege viel gelitten, gleichwie andere Dörfer und Städte. Es lagerten sich fremde Truppen bei uns ein und verzehrten unsere Vorräthe; wir mußten den Kriegsleuten dienen und liefern, was sie wollten; wir mußten der Obrigkeit Zins und Steuerr zahlen; wir hatten schlechten Verdienst, denn Handel und Wandel standen still, alles Gewerb ward Verderb, und schlechte Jahre und Witterungen kamen dazu, daß das Gras auf den Feldern, das Getreide auf den Aeckern, das Obst an den Bäumen und die Traube an den Reben umkam. Aber unser Unglück stammt nicht von Krieg und Theurung her. Denn andere Städte und Dörfer haben gelitten, wie wir, und fangen doch wieder an, heiter aufzuschauen. Aber in unserm Dörflein wird es alle Tage schlimmer. Andere Städte und Dörfer waren in Trübsal und Armuth untergesunken, wie wir: doch heben sie sich wieder daraus mit Gottes Hülfe hervor. Aber, dem Himmel sey's geklagt, wir gehen nun darin unter."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Oswald: „Woher kommt es?"

Der Müller antwortete: „Das kommt daher: die Andern wenden ihre Kräfte an und schwimmen an das Ufer; wir aber überlassen uns dem Spiel der Unglückswogen, und unsere Rettung dem Zufall. Ja

diejenigen, die uns helfen könnten, ziehen uns noch tiefer in den Wasserstrudel hinein.“

„Wer sind die?“

„Ich will es dir wohl im Vertrauen und unter vier Augen offenbaren!“ sagte der Müller. „Wenn es mit einer Gemeinde den Krebsgang geht, so kannst du dich darauf verlassen, hat sie schlechte Obrigkeiten. Und das ist bei uns der Fall. Unsere Ortsvorgesetzten sind entweder eigennützige Menschen oder einfältige, schwache Leute. Zwey von ihnen haben eigene Wirthshäuser, und der Schwiegersohn des dritten hat auch ein Trinkhaus. Da ist es ihnen eben recht, wenn die Leute lieber bei ihnen hinterm Tisch, als bei der Arbeit sind. Wird die Gemeinde versammelt, so ist es bald in diesem, bald im andern Wirthshaus, und da muß am Ende eins getrunken werden. Haben die Durstigen kein Geld, so wird ihnen geborgt. Können sie es nicht zahlen, so kauft man ihnen ein wohlgelegenes Stück Land um das andere ab, oder nimmt es für die Schuld an; oder was die Leute haben, wird öffentlich versteigert. Dann sind die Bettler fertig. Daher kommt nach und nach alles liegende Gut in die Hand einzelner reichen Leute. Wer Geld leihen will, geht zu ihnen, und bekommt um doppelten und dreifachen Zins. So werden die Bedürftigen durch unchristlichen Wucher desto schneller zu Grunde gerichtet.“

„Ei, warum borgen die, welche Geld brauchen, nicht lieber das Geld an andern Orten oder in der Stadt bei rechtschaffenen Leuten?“ rief Oswald.

„Weil man unserer Gemeinde an andern Orten keinen Kreuzer mehr anvertraut!“ erwiederte der Müller. „Denn weil die Gemeindsvorgesetzten bisher die Geldaufborgscheine für Bedürftige auf die lüderlichste und leichtsinnigste Weise ausgestellt haben, sind die, welche Geld darauf liehen, hintennach darum halb oder ganz betrogen worden. So haben wir durch die Nachläßigkeit der Vorsteher allen Kredit verloren und alle Hoffnung auf fremde Hülfe. Weil uns Niemand in der Stadt mehr borgen will, so schimpfen und fluchen unsere Leute tagtäglich auf die Städter und drohen mit Mord und Brand. Widerführe einmal der Stadt ein Unglück, so würde das die größte Freude unsers

Lumpengesindels seyn, obgleich wir von der Stadt noch viel Verdienst und Almosen haben."

„Das ist abscheulich!" schrie Oswald: „Aber wir haben ja noch ein ordentliches Gemeingut."

„Ja, das Gemeingut ist auch verschuldet und wird nur von den Reichen benutzt!" antwortete der Müller: „Denn wenn die Vorgesetzten ein Geschäft abthun, einen Umgang an den Marken und Grenzen halten, eine Holzanweisung machen, oder sonst etwas Extra verrichten, so wird auf Kosten der Gemeinde geschmauset und gezecht. Damit geht das Vermögen der Gemeinde durch die Gurgel der Vorsteher, jeden Gang wollen sie bezahlt haben. Dazu kommt, daß, weil die Reichen Kühe halten können und die Armen keine, so benutzen sie den Weidgang im Walde und auf den Allmanden allein für sich, und die Armen haben keinen Vortheil von den Gemeindsgütern."

„Wann du das alles weißt, Müller, warum sagst du das nicht der ganzen Gemeinde und öffnest ihr die Augen?" fragte Oswald zornig.

„Weil es nichts hilft!" erwiederte der Müller: „Denn weil die Meisten im Dorfe bei den Reichen verschuldet sind, so thun die Reichen, was sie wollen, und es darf ihnen Keiner widersprechen. Und wenn unsereins gegen Mißbräuche den Mund aufthun will, so toben und lärmen die Lumpenkerle alle, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Das wissen die Vorgesetzten und die Reichen wohl. Die betrachten die verlumpten Leute wie ihre Hunde, welche sie nach Belieben gegen Jeden loslassen können, der ihnen in die Quer kommt."

„Das ist entsetzlich!" schrie Oswald: „Wenn denn die Menschen keinen Verstand haben, so sollten sie doch ein Gewissen und Gottesfurcht haben."

„Ja, sie sollten wohl," sagte der Müller, „aber woher nehmen? Unser Herr Pfarrer ist ein alter Herr, der für seine Pfründe und Bequemlichkeit sorgt, immer vom Glauben predigt, vom Himmel und Hölle, und seine Kirchengeschäfte verrichtet, wie ein Andrer sein Tagwerk, und hat er es gethan, sich um Anders nicht bekümmert. Was man thun müße, worin die Sünden bestehen oder wie man sie vermeiden müße,

worin die christlichen Tugenden bestehen, und wie man sie erlangen und ausüben müße — das lehrt er uns nicht, Er geht Jahre lang in keines Bauern Haus, als im Nothfall, wo er gerufen wird. Folglich ist er kein wahrer Rathgeber, kein wahrer Tröster, und kennt den Zustand der Familien lange nicht genug, um auch im häuslichen Leben auf ihre Frömmigkeit und Besserung hin zu arbeiten. Die Leute gehen aus Gewohnheit in die Kirche, der Pfarrer predigt aus Gewohnheit, und mit dem Schritt aus der Kirche bleibt es bei den gewohnten Lastern und Liederlichkeiten. Und weil die Menschen von innen in ihrem Herzen nicht besser werden, wird es auch von aussen nicht besser. Und wie die Alten, so die Jungen."

„Was, taugt der Schulmeister auch nichts?" fragte Oswald.

Der Müller sagte: „Seit dein Vater gestorben ist, der ein gottesfürchtiger, verständiger Mann war, geht es mit der Schule schlecht. Die Knaben und Mädchen lernen zur Noth lesen, schreiben und rechnen, auch wohl ein Gebet. Aber von ihren Eltern daheim lernen sie, was sie sehen, nämlich Lug und Trug, Schwören und Fluchen, Unzucht und Heuchelei, Raufen und Balgen, Betteln und Stehlen, Spielen und Saufen, Müßiggang und Muthwillen, Hader und Neid, Verlaumden und Lästern."

Als Oswald diese Dinge vom Müller hörte, schüttelte er den Kopf und gieng in seiner Seele betrübt von dannen.

4.

Wie der Oswald erschrecklich thut, und es ihm nichts hilft.

An einem Sonntage nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde versammelt; denn es war guter Rath theuer, woher Geld nehmen, weil im Lande eine ausserordentliche Steuer ausgeschrieben, und noch dazu der Gemeinde eine Schuld aufgekündet war, die bisher nicht gehörig verzinset worden. Und das Dorf kam nach alter Uebung unter der großen Linde auf dem Platze zusammen. Die Vorsteher waren im Kreise der

Bürgerschaft, und außer dem Kreise standen die Weiber, Töchter und Kinder, zu hören, was vorgehe.

Oswald war auch dahin gegangen, und hatte sich vorgenommen, seinen Mitbürgern über ihren traurigen Zustand die Augen zu öffnen. Daher, als die Vorgesetzten ihre Anträge gemacht und ihre Reden geendet hatten, stieg Oswald auf einen Stein, der mitten im Wege lag. Da ward er von Jedermann gesehen. Also hob er an zu reden:

„Liebe Mitbürger! Ich bin vorzeiten als ein Knabe von euch gegangen in den Krieg, und bin als Mann wieder zurückgekommen. Aber wie ich in unser Dorf kam, habe ich es kaum wieder gekannt, und mir ist in Wehmuth das Herz gebrochen, als ich sah, wie Alles verändert worden ist. Denn vorzeiten hieß unser Dorf mit Recht Goldenthal, weil es ein goldenes Thal war, worin Gottes reicher Segen wohnte, mehr denn anderswo. Es waren bei uns die meisten Leute wohlhabend, nur wenige arm, und Bettler gar keine. Damals pflegte man uns, wegen unsers Wohlstandes, auch noch im ganzen Lande die Herren Goldenthaler zu heißen. Denn wir giengen nicht in zerrissenen Kleidern, wie Bettler, sondern stattlich einher, in sauberm, doch einfachem Gewand, und hatten nicht nur im Hause zur Nothdurft, sondern auch einen Gulden darüber hinaus. Damals hatte die Gemeinde keine Schulden zu verzinsen, sondern sie bezog sogar von andern Orten Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, die wir erspart hatten. Damals war alles Land wohlgedüngt und angebaut, denn Jeder hatte seine Kuh und sein Roß im Stall, und auch wohl Geißen und Schaafe oder ein paar Schweine darneben. Damals glich unser Dorf schon von aussen einem zierlichen Marktflecken. Die Häuser standen schön und neu von innen wie von aussen, daß sich kein Herr aus der Stadt hätte schämen dürfen, darin zu wohnen. Haus- und Küchengeräth verkündeten, man sey wohlversorgt, und die Fenster glänzten wie Spiegel. Wenige Leute hatten Schulden, und wer sie hatte, dem war nicht bange, wie er sie zahlen müße. Damals bekam ein Goldenthaler ohne Handschrift und Unterpfand aus der Stadt auf sein ehrliches Wort hundert und mehr Gul-

den geborgt. Damals war für Goldenthal noch eine goldene Zeit!"

Wie Oswald so redete, nickten ihm Alle freundlichen Beifall, und Einige sagten: „Der Oswald hat wohl Recht!"

Er aber redete weiter und sprach: „Nun ist es nicht mehr so. Man sollte unser Dorf nicht mehr Goldenthal nennen, sondern Koth- und Dreck-, Dornen- und Distelthal. Von unsern Aeckern ist meistens der Segen verschwunden; denn die Einen von uns haben zu viel Land, die Andern gar keines; die Uebrigen können es nicht in Ordnung anbauen und benutzen. Die Bettelei ist von Vielen nicht mehr für Schmach gehalten, sondern für einen ordentlichen Beruf und Erwerb angesehen. Die meisten Haushaltungen sind verschuldet, und eine um die andere sieht den Tag vor, da ihr alles versteigert und sie ausgetrieben werden muß. Die Schuldenboten verlassen unser Dorf nie. Mit den benachbarten Orten haben wir Zank und Prozeß, und unter uns selbst Feindschaft und Partheien. Wir haben noch den alten Hochmuth, aber nicht mehr das alte Geld, auf den Straßen Koth und in den Häusern Unflath und Gestank, den meisten Unflath aber im Herzen. Denn hier versteht sich fast Jedermann besser auf's Saufen, als auf's Arbeiten; besser auf's Prellen und Stehlen, als auf's Geben; besser auf Hinterlist, als auf Wahrheit. Wenn das so fortgeht, müssen wir in Elend und Schande Alle untergehen. Schon haben wir bei Stadt und Land keinen Credit mehr, und wenn man Jemand einen Lump heissen will, so sagt man: er ist ein Goldenthaler!"

Bei diesen Worten des Oswald erhob sich ein grosses Gemurmel und Dräuen im Volk, und Jeder sah den Oswald mit finstern Blicken an, also, daß des Müllers Elsbeth in große Furcht gerieth. Denn sie stand auf einer Bank am Hause und verwandte kein Auge vom Oswald, der ihr von Herzen lieb war.

Oswald ließ sich indessen von dem Gemurre und Gesurre nicht schrecken, sondern fuhr also fort:

„Liebe Mitbürger, wenn noch ein Tropfen redlichen und frommen Blutes in euern Adern wallt, so schlaget Hand in Hand und sprechet: es soll und muß an-

ders werden! Woher kommt unser Verderben? Da sind eure Ländereien in die Wein- und Bierfässer gefallen, und eure Kühe von den Spielkarten erschlagen. Da habt ihr das Sparen verlernt, und das Arbeiten vergessen. Armuth macht Diebsmuth, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Das Geld eurer Väter ist verzehrt, und ihre Sonntagsröcke traget ihr mit Löchern in den Aermeln. Habt ihr ein paar Kreuzer im Sack, so trinket ihr lustig, indeß Weib und Kind daheim hungern. Was soll daraus werden? — Ich frage die Vorgesetzten: Wo ist das Vermögen der Gemeinde, und wie habt ihr haushgehalten mit der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren? Warum leget ihr keine treue Rechnung ab, und gebet nicht aufrichtigen Rath, wie zu helfen sey? Warum schmauset ihr lieber auf Gemeindskosten, statt der Gemeinde Gut zu sparen? Warum verschließet ihr nicht die Wirthshäuser, und öffnet dafür Abzugsgraben für das Wasser im versumpften Gemeindswald, oder bessert unsere halsbrechenden Dorfwege aus? Warum machet ihrs den Leuten so leicht, wenn sie Geld borgen wollen, und machet es ihnen so schwer, wenn sie sich vor dem Bettelstab retten möchten?"

Wie Oswald so redete, schrieen einige der Vorgesetzten: „Schweig, oder wir schicken dich bei Wasser und Brod in den Thurm, achtundvierzig Stunden lang!" — Und die ganze Gemeinde brüllte: „Schweig! Schweig!"

Aber Oswald erwiederte: „Ihr habt Macht, mich in den Thurm zu werfen; aber ich habe Macht, euch vor die hohe Landesregierung zu rufen. Wenn ich da eure Wirthschaft aufdecke, wird euch übler zu Muth seyn, als mir bei Wasser und Brod ist. Ihr Alle aber, Mitbürger, beweiset mir, daß ich falsch rede oder lästere. Fraget euer Gewissen, ob ihr reicher oder ärmer geworden seyd; ob Treu und Glauben noch unter uns herrschen, oder hartherziger Eigennutz, Wucher, Liederlichkeit, Hinterlist, Tücke, Meineid und falsches Wesen? Und wenn euer Gewissen keine Zunge hat, so schauet eure zerfallenen Häuser und Ställe, eure verwilderten Felder und Gärten, eure leeren Geldbeutel und Truhen, eure zerrissenen Kleider und Hemden

den an: die sind meine Zeugen wider euch. Schauet eure armen, verwahrloseten Kinder an, sie sind meine Zeugen wider euch. Ihr habt mehr Sorgfalt für eure Kühe, Saue und Ziegen, als für eure Kinder; und Kühe, Saue und Ziegen sind euch nicht so lieb, als euch Schwelgerei und Spiel, Frass und Sauf sind."

Oswald wollte noch mehr sagen; aber sie stießen ihn mit mörderlichem Gebrüll vom Stein, und liessen ihn nicht mehr reden. Einige wollten Hand an ihn legen; aber er ergriff sie mit gewaltiger Faust und schleuderte sie gegen die Andern, daß sie mit den Köpfen zusammenschlugen. Er nahm einen gewaltigen Stecken, und drohte, den Ersten zu Boden zu schlagen, der sich ihm nähern würde. Das Geschrei gegen ihn ward immer lauter und wilder. Einige hoben Steine auf. Oswald gieng beherzt mit geschwungenem Prügel gegen den dicken Haufen, und mitten durch denselben nach Hause. Aber die Steine und Flüche des Volkes flogen ihm weit nach. Er kam mit blutigem Gesicht nach Hause. Er wusch sich ab, verband seine verwundete Stirn und war ruhig.

Da kam, blaß wie der Tod, mit verweinten Augen Elsbeth und fragte: „Oswald wie gehts dir? Und sie konnte vor Wehmuth nichts mehr sagen, und er tröstete sie und drückte sie gerührt an sein Herz.

5.

Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut.

Oswald hatte seit dem Tage, da er an die Gemeinde geredet, eitel Verdruß und Noth. Böse Buben warfen ihm Nachts die Fenster mit Steinen ein. In einer andern Nacht hatten sie ihm sechs junge Obstbäume abgebrochen, die er im Garten gepflanzt hatte. In einer andern Nacht hatten sie ihm den Salat von den Beeten gestohlen.

Als er zu den Vorgesetzten gieng und Klage führte, lachten sie höhnisch und sprachen: „Du hast wohl mehr Strafe verdient, wenn wir mit dir nach aller Strenge verfahren wollten. Packe dich von hinnen, du Lästermaul!"

Oswald sagte: „Wenn Ihr mir gegen Böſewichte weder Recht noch Schutz verleihen wollet, ſo machet in der Gemeinde bekannt, daß ich mich ſelber zu beſchirmen wiſſen werde, und ſich jeder vor Schaden hüten ſolle."

Die Feinde aber fuhren fort, ihn zu plagen, doch nicht ohne ihren Schaden und Schrecken. Denn als er eines Abends in der Mühle war und ſie es wußten, und ſich in ſeinen Garten ſchlichen, um ihm Alles zu zerſtören, geſchahen plötzlich aus den Fenſtern ſeines Hauſes zwei Schüſſe. Da liefen ſie mit Entſetzen davon und meynten, er müſſe den böſen Geiſt im Hauſe zum Wächter haben. Denn während ſie noch liefen, begegnete ihnen Oswald, der von der Mühle kam; und er packte einen von ihnen und ſprach mit donnernder Stimme: „Warum habet ihr, wie Diebe, in meinen Garten einbrechen wollen? Doch that er ihnen nichts zu leide. — Ein andermal, da ſchlechte Kerl ihm einen Poſſen ſpielten, und nach Mitternacht vom Wein erhitzt über den Hag ſtiegen, der ſein kleines Gut umfieng, wurden ſie an den Füßen blutig verwundet, daß ſie vor Schmerzen laut ausſchrieen und kaum über den Hag zurück konnten.

Dieſe und andere Geſchichten verbreiteten im Dorfe große Furcht, und es wagte ſich keiner mehr des Nachts in die Gegend von Oswalds Haus.

Er aber blieb freundlich gegen Jedermann, wie zuvor, gab dem Einen guten Rath, dem Andern in der Noth ein Stück Geld. Doch that ihm der elende Zuſtand der Gemeinde leid, und er begab ſich eines Tages zum Pfarrer und klagte es.

Der Pfarrer ſprach: „Ich bin Pfarrer, und habe hier nichts zu befehlen, und kann mich in eure Händel nicht miſchen. Alles Unglück dieſes Dorfes kommt daher, daß die Leute im Schlamm und Unflath der Sünden untergehen. Sie fragen nach dem Worte Gottes nichts, und verkürzen aller Orten das Einkommen meiner Pfründe. Es wird aber ein ſchweres Zorngericht des Herrn über ſie kommen, und die Langmuth des Himmels nicht länger ihren Sünden nachſchauen."

Oswald ſagte: „Herr Pfarrer, mit Erlaubniß, Ihr könntet doch, wenn Ihr wolltet, Vieles zur

Rettung dieser Gemeinde thun. Denn das Herz dieser Menschen ist verwildert, weil ihr Verstand versinstert ist. Wenn Ihr Euch der Schule annehmen und die Jugend in guten Sitten und im christlichen Lebenswandel unterrichten wollte, daß sie die Tugend lieben und das Laster scheuen lernte: es würden die guten Früchte der Besserung nicht ausbleiben."

Der Pfarrer antwortete: „Dafür ist der Schulmeister, und nicht der Pfarrer. Ich habe bey der Menge meiner wichtigen Amtsgeschäfte keine Zeit dazu übrig. Die Gemeinde selbst ist Schuld, daß sie keinen rechten Schulmeister haben kann, weil sie ihn schlecht besoldet."

Oswald sagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ein guter Hirt, der seine Heerde wohl weidet, bekümmert sich auch um jedes Einzelne in derselben. Die Leute sind unwissend, und verderben oft blos aus Unverstand, weil sie nicht wissen, wie sich helfen und ihre Sachen einrichten. Wenn Ihr nun bald zu dieser, bald zu jener Haushaltung in müßigen Stunden gienget, und sähet die Unvernunft der armen Leute, die oft nur zu Grunde gehen, weil sie sich nicht recht zu rathen wissen; — sähet, wie die armen Menschen sich nach und nach an ihr Verderben gewöhnen, bis sie von Haus und Hof getrieben werden; — sähet, wie die Kinder, erbärmlich verwahrloset, unmöglich besser werden können, weil sie nur das Schlechteste auf der Welt hören und sehen; — o Herr Pfarrer wenn Ihr nur einmal —"

Der Pfarrer unterbrach den Oswald in seiner Rede und schrie: „Was sicht Euch an? Wollet Ihr dem Pfarrer gute Lehren geben und Unterricht, was er als Pfarrer zu thun habe? Hebet Euch weg von mir mit Euern Versuchungen. Ich bin ein geistlicher Hirt, der für die armen Seelen sorgt, und bete täglich für sie. Aber ihr wollet mich, glaube ich, zum Säutreiber machen!"

Als der Herr Pfarrer so zornig sprach, gieng Oswald von dannen, und sein Herz war sehr betrübt. Aber er konnte doch nicht ruhen, und dachte: es muß und soll geholfen werden, und Gott wird mir beistehen.

Und er legte Feierkleider an, nahm den Stab und wanderte in die Hauptstadt des Landes. Da gieng er umher zu den obersten Staatsbeamten, von Haus zu Haus, sein schweres Anliegen vorzubringen. Aber der Eine von den Herren hatte ein großes Gastmahl, und konnte ihn nicht hören; der Andere war spazieren gefahren, und konnte ihn nicht hören; Der Dritte saß eben beim Spieltisch mit den Karten in der Hand, und konnte ihn nicht hören; der Vierte zählte die eben eingegangenen Zinsen, und konnte ihn nicht hören; der Fünfte führte ein junges Frauenzimmer zum Tanzhaus, und konnte ihn nicht hören. Endlich kam er zum Letzten, der hörte ihn an. Es war ein steinalter Mann mit einer weißen Haarbeutelperüke. Vor diesem schüttete Oswald sein Herz aus, sprach vom Elend seines Dorfes; von der Schlechtigkeit der Vorgesetzten, und der Gleichgültigkeit des Pfarrers, von der Unwissenheit des Schulmeisters.

Darauf antwortete der alte Herr in der Haarbeutelperüke ganz freundlich und sprach zu ihm: „Du Flegel, der du geistliche und weltliche Obrigkeit verlästerst, packe dich und räsonire nicht weiter, oder ich lasse dich ins Zuchthaus bringen. Euer Herr Pfarrer ist ein vortrefflicher Mann, denn er ist mein eigener Vetter."

Mit diesem Bescheid verließ Oswald die Hauptstadt. Als er wieder ausser dem Stadtthor in die freie Luft kam, brach ihm das Herz, und er weinte laut.

6.

Der neuerwählte Schulmeister.

Als er aber Nachmittags in das Dorf zurückkam, ließ er keinen Menschen wissen, warum er in die Hauptstadt des Landes gereiset, und wie es ihm da ergangen sey. Vielmehr stellte er sich wohlvergnügt und redete Jedermann freundlich an, selbst seinen ärgsten Feind, den Löwenwirth Brenzel, welcher im Dorfe der reichste Mann und im Gemeindrath der Vornehmste war. Der stand breitbeinig vor der Hausthür, die Kappe schief auf dem Ohr, die Hän-

de über den Bauch gefaltet, und schaute gar gebieterisch rechts und links.

„Guten Abend, Herr Gemeindsrath!" rief ihm Oswald zu: „Habt Ihr schon Feierabend?"

Brenzel nickte vornehm mit dem Kopfe und sprach, ohne den Oswald anzusehen: „Ich verdiene meinen Taglohn, wenn ich mit der Hundspeitsche daheim bleibe und die Bettler von meinem Hause treibe."

Wie Oswald diese unchristliche Rede von einem Vorgesetzten der Gemeinde hörte, welcher ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen seyn sollte, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, und er verdoppelte seine Schritte, um davon zu kommen. Desto mehr erquickte es ihn, da er an der Mühle vorübergieng und er Elsbeth sah, die schöne Tochter des Müllers Siegfried. Sie saß auf der Bank vor dem Hause im kühlenden Schatten eines jungen Kirschbaumes, und nähte neue Hemden. Und sie ward feuerroth, wie sie den Oswald erblickte, reichte ihm die Hand zitternd, lächelte ihn holdselig an, und ihre Augen glänzten von Thränen.

„Warum weinst du, Elsbeth?" fragte Oswald erschrocken.

Elsbeth wischte sich schnell die Augen, lächelte noch freundlicher und sagte, indem sie den Kopf schüttelte: „Heute sag' ich dir's nicht, lieber Oswald: du sollst es schon einmal erfahren." — Sie schien ihm schöner und zärtlicher, als er sie je gesehen. Aber wie viel er auch fragen mochte, er erfuhr nicht, warum sie geweint habe.

Darauf fragte ihn Elsbeth: „Du aber bist in der Hauptstadt gewesen. Gelt, da hast du dir ein paar lustige Tage gemacht, wohl gar mit der schönen Stadtjungfern getanzt? Wie? — Oswald, du seufzest? Ei, ei, Oswald, das will mir nicht gefallen. Nun hast du Heimweh zur Stadt, und in unserm armen Dörflein ist es dir nicht mehr schön genug."

So sprach sie, und er schlug traurig die Augen nieder, ohne zu antworten. Da trat sie näher, nahm seine Hand in die Ihrige, und sagte wieder mit einer zitternder Stimme, die man kaum hörte: „Oswald,

lieber Oswald, was fehlt dir? Sage mir auch ehrlich: was quält dich?"

„Kind!" rief Oswald und schlug die Augen gen Himmel auf: „Gott weiß es, ich könnte glücklich seyn, und ich bin es, und in der Welt nirgends mehr als bey dir, denn du bist herzgut. Aber mich jammern die Menschen, denn ich kenne ihrer so viele, und die meisten sind herzschlecht. Sieh nur an das Elend der Leute in unserm armen Goldenthal. Es würde doch so wenig kosten, sie wieder zu erretten. Aber man macht die armen Leute, Gott erbarm's, zum Vieh, und den hartherzigen Reichen ist das eben recht. Die Ortsvorsteher haben ihr Stellen nur, um ihren Hochmuth zu kitzeln, und gewaltthätig zu seyn, und sich allerlei Vortheile zu machen. Sie betrügen die Waisen und plündern die Wittwen, und haben kein Gefühl und kein Gewissen. So wird es im Dorfe immer schlechter, die Noth der meisten Haushaltungen immer größer, und Keiner hilft. Wir haben eine Regierung, Gott sey's geklagt! Die Herren wollen nur regieren, um zu stolziren und sich Vortheile zu machen; aber des Volkes Noth aus dem Grund zu heilen, das hält Keiner für seine Pflicht und Schuldigkeit. Es ist bei Allen nur auf Großthuerei, Lustbarkeit und Geld abgesehen. Da wollen sie nur ihre Familien bereichern, ihren Söhnen und Vettern aufhelfen; da wäscht eine Hand die andere, da hackt ein Rabe dem andern die Augen nicht aus, und das Land wird immer elender, und das kümmert die Herren nicht. Sie lassen sich noch dazu für ihre Weisheit und große Gnade loben, so niederträchtig und schamlos sind sie."

Elsbeth sagte: „Ach, Oswald, herzlieber Oswald, warum grämt dich doch das? Es ist ein gerechter Gott im Himmel, der wird die richten, die ihre Pflichten verachten. Du bist ja unschuldig an dem Elend des Volkes. Warum grämst du dich doch."

Oswald sagte: „Kann mir denn wohl seyn in der Hölle, wo ich die Abscheulichkeit der Teufel und die Pein der armen Seelen sehen soll? So kann mir auch nicht wohl seyn auf Erden, wo ich die Schändlichkeit der Herren in den Städten und die Schand-

keit unserer groben, stolzen Dorfkönige sehe, die das arme Volk noch tiefer in Koth und Staub niedertreten, statt es hervorzuziehen, wie ihre Schuldigkeit wäre. Wenn dann die Unglücklichen aus Verzweiflung zuletzt Verbrecher werden, betrügen und stehlen oder gar morden, läßt man sie recht rührend und feierlich hinrichten; oder wenn sie sich aus ihren Kindern weniger als aus ihrem Vieh machen, lacht man recht vornehm dazu. Ist das nicht ein Vorspiel der Hölle? Und sind nicht unsere meisten Goldenthaler durch ihre Armuth fast dem Vieh gleich geworden, roh, eckelhaft, grob, unreinlich, gefühllos? Und sind sie nicht durch die Laster der Armuth noch schlechter als das Vieh geworden, nämlich zänkisch, schlägerisch, verläumderisch, schadenfroh, diebisch, träg, nur aufgelegt zum Fressen und Saufen?"

Elsbeth sagte: „Der alte Schulmeister hat auch vom Saufen den Lohn davon. Vorgestern Nachts kam er betrunken vom Adlerwirth und zu nahe an den Weiher, stürzte ins Wasser und ertrank. Gestern Morgens fand man ihn. Heut ist er begraben. Zum Glück hat er nicht Weib noch Kind."

Diese Nachricht hörte Oswald nicht ohne Bestürzung. Er fragte noch dies und das. Er schien etwas Wichtiges zu überlegen, und gieng gedankenvoll nach Hause. Elsbeth begriff nicht, was ihm so plötzlich durch den Kopf geflogen war. Aber sie erfuhr es am nächsten Sonntag.

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu thun war. Oswald gieng auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu thun sey, und sagte: Weil der Schulmeisterdienst erledigt und ein geringer Dienst mit vieler Mühe sey, indem die Besoldung

nur aus vierzig Gulden bestehe, sey es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackern Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sey der Schneider Specht, dessen Profession schlecht gienge, und der ihm mütterlicher Seits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Bierwirth Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der um so eher Vorzug verdiene, weil er, statt vierzig Gulden zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden seyn wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd und Schande nach, und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu seyn. Der Geiger ward darüber so erbost, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß, und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen der Schimpfreden vor Gericht zu ziehen; aber um so geringen Lohn wolle er nicht Schulmeister seyn.

Da sich nun weiter zu dem Dienst Niemand meldete; weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von jeher verachtet und nur von Leuten gesucht war, die sonst nichts hatten: so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck als einen Nebenverdienst zu geben. Denn dieser konnte doch nothdürftig schreiben und rechnen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und roth im Gesicht und schrie: „Dem Kuh- und Säuhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll. Eure Kinder sind Menschen, geschaffen ein Ebenbild Gottes auf Erden zu seyn, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch nicht der Sünde, die ihr thut? — Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindssäckel ist immer leer, wenn für das Nützliche gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brod und Salz haben. So will ich denn ein

Uebriges thun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister seyn, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten.

Die Leute sahen sich einander und den Oswald verwundert an. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die Meisten bedachten, daß kein Anderer den Dienst so wohlfeil übernehme, und lärmten und schrieen, Oswald solle Schulmeister seyn. Als wurden die Stimmen abgehört, und Oswald ward zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Schaam und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war ausser dem Dorfwächter und dem Säubirt keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz ausser sich zur Mühle, als wäre ihr das größte Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller Siegfried schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ich glaube, der Oswald ist im Kopf verrückt.“

Jedoch Oswald blieb bei seinem Entschluß. So ward er vom Gemeinderath nach Vorschrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorschlag gebracht. Er mußte sich in der Stadt prüfen lassen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, im Rechnen mehr verstand, als für Bauern nöthig zu seyn schien, ward er förmlich bestätigt.

7.

Wie Oswald Schule hält.

„Elsbeth, Elsbeth, quäle mich nicht mit deiner Unzufriedenheit und deinem niedergeschlagenen Wesen!“ sagte Oswald zu der betrübten Tochter Siegfrieds: „Siehe, die Alten sind verderbt und kaum zu bessern. Vielleicht kann ich unser armes Dorf wieder durch gute Erziehung der Kinder zu Ansehen und Ehren bringen. Andern Weg giebt es nicht. Ein Dorfschulmeister ist freilich ein geringer und verachteter Mann; aber wie

tief hat sich doch unser Herr und Heiland erniedrigt, um die Menschen zu bessern, zu belehren und selig zu machen. Hätten wir auch verständige und gewissenhafte Regierungen, denen es weniger um ihre, als des Volkes Wohlfahrt zu thun wäre, für die sie eigentlich da sind, so würden sie mehr Sorgfalt und Achtung für die Landschullehrer, als für die Professoren an den hohen Schulen beweisen. Aber so ist es einmal in der verkehrten Welt; Alles sieht und zieht nach oben, und versäumt, was unten ist. Darum wird es meistens oben zu schwer, unten zu leicht, und viele Thronen stehen auf schwachen Füßen."

„Ach Oswald! Oswald!" rief Elsbeth: „Du weißt nicht, wie übel du gethan hast?" Sie sagte jedoch nicht, warum.

Inzwischen, sobald die Wintertage kamen, fieng Oswald mit der Schule an. Denn ersten Tagen stellte er sich vor die Hausthür und empfieng daselbst die Schulkinder. Hatten sie kothige Schuhe, mußten sie dieselben mit Stroh rein fegen, und die Sohlen abkratzen am Eisen vor der Thür, damit sie den saubern Fußboden des Zimmers nicht besudelten. Dann reichte er Jedem zum Willkommen freundlich die Hand. Waren aber die Hände unreinlich, mußten sie erst zum Brunnen und Gesicht und Hände waschen. Waren ihre Haare nicht zierlich gekämmt, schickte er sie in ihre Häuser zurück, sich kämmen zu lassen. Die aber welche reinlich und wohlgekämmt erschienen, küßte er freundlich auf die Stirn.

Die Buben und Mägdlein verwunderten sich sehr; einige schämten sich, andere lachten, noch andere weinten. So etwas war ihnen nie wiederfahren.

Den zweiten und dritten Tag stand Oswald wieder vor der Hausthür, und so noch manchen Tag, bis Alle so säuberlich zur Schule kamen, wie er es befohlen hatte. Nachher empfieng er sie im Schulzimmer. Wer dann mit unreinlichem Haar und Gesicht oder unsaubern Händen und Schuhen kam, ward zum Gelächter Aller auf einen Tritt zur Schau gestellt, und nachdem er eine Stunde da gestanden war, heimgeschickt, um sich reinigen zu lassen.

Viele Leute im Dorfe verdroß das: allein sie hat-

ten in der Schule nichts zu befehlen, und mußten geschehen lassen, wie Oswald wollte. So kam es, daß in wenigen Wochen die Schulkinder, groß und klein, arm und reich, alle äusserst reinlich am Leibe wurden, wenigstens so lange sie beim Schulmeister waren.

Oswald ließ es aber dabei noch nicht bewenden. Nachdem die Kinder ein Vierteljahr lang zur Ordnung angewöhnt waren, gab er auf die Reinlichkeit der Kleider acht. Schmutz, Staub und Koth durften nicht daran haften, wenn auch die Kleider alt und zerrissen waren. Letzteres verzieh er; das war nicht der Kinder Schuld. Wer die ganze Woche am reinlichsten erschienen war, sowohl in der Schule als ausser derselben, im Dorfe, auf den Gassen, in der Kirche, auf den Feldern, ward sein Liebling. Dem gab er die erste Woche ein Bild, oder ein Stücklein Seidenband, oder einen Bogen feinen Papiers zum Briefschreiben; die andere Woche abermals ein Zeichen seiner Freundschaft, zuletzt öffentlich vor allen einen Kuß auf den Mund, und das geküßte Kind empfieng das Recht, am Sonntag mit Oswald spazieren zu gehen, oder wenn es schneite und unfreundliches Wetter war, bei ihm zu seyn und sein großes Bilderbuch zu besehen, aus welchem Oswald schöne Geschichten zu erzählen wußte.

Oswald war ein Mann, der sich auch bei Erwachsenen in Ansehen zu setzten wußte, der zwar nie schwor und fluchte, aber Keinen fürchtete; kein Wunder, daß alle Kinder Hochachtung für ihn empfanden, und ihn fast mehr lieb hatten, als sie ihre Eltern liebten. Da hätte man sehen sollen, wie ihm alle mit Ehrfurcht schmeichelten; wie freundlich sie zu ihm liefen, wenn er ihnen begegnete; wie sie ihm seine Wünsche aus den Augen zu lesen suchten; wie ein Wink genug war zum freudigen Gehorsam.

Das war den Bauern in Goldenthal ganz unbegreiflich, um so mehr, da dieser Schulmeister sich zur guten Zucht weder des Haselstocks noch der Birkenruthe bediente. Manche Leute wurden ängstlich, und erzählten sich die Historie von einem Ratzenfänger zu Hameln, der auch die Kinder an sich zu locken gewußt, und endlich alle in die Höhle eines Berges geführt habe, wo sie mit ihm verschwunden seyen. Einige alte Bauern-

weiber sagten öffentlich, das gienge nicht mit rechten Dingen zu, und riethen, man solle keine Kinder mehr zum Schulmeister lassen. Doch dazu kam es nicht.

Oswald aber redete und sprach: „Reinheit des Herzens ist die Gesundheit der Seele; Reinlichkeit des Leibes ist die Gesundheit des Körpers. Die Thiere mögen sich walzen im Koth, aber der Mensch, als Gottes Ebenbild, soll sich reinerheben zum reinem Himmel. Solches muß der Anfang aller Kinderzucht seyn, daß die Kindlein wissen, sie seyen Menschen und viel besser als die Thiere. Dann ist aus ihnen Alles zu machen; aus Thieren läßt sich nichts machen."

Ferner redete Oswald und sprach: „Ein Schulmeister, welcher nicht einmal versteht, die zarten Kinderherzen durch Ernst und Liebe zu leiten, daß sie ihm willig folgen, der versteht sein Handwerk nicht. Und man sollte billig den Stock auf des Schulmeisters Rüken zerschlagen, womit er die Kinder züchtigt, als hätte er Affen, Hunde oder andere Thiere abzurichten, die keine Vernunft und kein menschliches Herz haben."

8.

Was ferner in der Schule vorgeht.

Es gieng aber ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder, und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sey erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran treiben, um in die Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gern mit dem Schulgeben zu thun hat; das sey wider die Natur. Desgleichen sey es den ganzen Tag in dem Schulhause todtenstill, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singstunden töne es wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ärgerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angeleitet würden, dazu sie schon die verdächtigen Zeichen mahlen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräthe in der Stadt. Und weil in der That

Niemand wußte und begriff, was der Oswald triebe, ward zur Abhülfe der Beschwerden eine Kommission abgeordnet, die aus zween Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer bestand. Diese traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und sagten, was ihr Auftrag sey, und er solle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder alle einzeln ankamen, war auch in armen und zerrissenen Kleidern ihre Sauberkeit und Ordnung lieblich zu schauen, und wie sie alle erst zum Schulmeister giengen, ihm die Hand küßten, dann sich still zu ihren Sitzen begaben, wo sie fröhlich mit einander flüsterten und auf die Fremden schauten. Es waren der Kinder in Allem fünfundfünfzig; die Knaben saßen auf der einen, die Mädlein auf der andern Seite.

Nachdem sie alle versammelt waren, sprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, lasset uns vor allen Dingen vor dem allgegenwärtigen lieben Gott, unserm Vater, uns demüthigen, und ihm unsere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen. Und wie er dies sprach, falteten alle fünfundfünfzig Kinder ihre Händlein und sanken auf die Kniee, still vor sich zur Erde schauend. Auch Oswald kniete nieder, und der Herr Pfarrer und die Rathsherren aus der Stadt, da sie Alles sich demüthigen sahen vor dem ewigen Gott, folgten dem Beyspiel Aller und knieten auch. Dann las der Schulmeister ein schönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhl lag. Es war so verständlich abgefaßt, daß es auch dem Verstande des kleinen, sechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Rathsherren so tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann standen alle auf, und die Aeltesten der Schule, indem sie auf eine mit Noten und Worten beschriebene schwarze Tafel sahen, sangen mit sanfter Stimme vierstimmig ein schönes Morgenlied. Die Kleinen summseten den Gesang für sich ganz leise nach. Darauf lasen die bessern Leser aus einem Buche, abwechselnd, einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgesprochen, dann das Buch geschlossen, und erst von der ganzen Schule,

dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergesagt.

Nach diesem wandten sich die Kinder in vier Haufen nach vier verschiedenen Seiten vor eben so viele schwarze Tafeln, auf welchen theils lateinische, theils deutsche Buchstaben, theils Sylben, theils ganze Zeilen in großer Vorschrift geschrieben zu sehen waren. Alle schrieben und mahlten auf Rechentafeln oder mit Dinte und Feder die Vorschriften nach. Oswald gieng von Kind zu Kind, belobte das Eine, belehrte das Andere, ließ das Dritte Feder und Griffel besser halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde theilten sich die Kinder wieder in vier Haufen, und man sah statt Eines Schulmeisters vier Schulmeister. Denn die, welche am besten lesen konnten, stellten auf den schwarzen Tafeln gedruckte lateinische oder deutsche Buchstaben einzeln oder in Sylben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchstaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann sah Oswald nach, ob Alles recht gemacht sey; und jeder der kleinen Schulmeister ließ seinen Haufen die Buchstaben, die Sylben, die Wörter und Sätze sprechen mit halblauter Stimme. Keiner störte den Andern. Oswalds Auge und Ohr war bei allen, und mit leiser Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde vertheilten sich die Haufen, und statt der Buchstaben kamen Zahlen und Rechenexempel auf die schwarzen Tafeln, und neue Lehrmeister und Lehrmeisterinnen dazu: und die Einen sprachen Zahlen zusammen, die Andern addirten, die Dritten subtrahirten, die Vierten sprachen das Einmaleins, und so weiter. Den besten Rechnern gab Oswald geschriebene Exempel; die rechneten für sich. Am Ende sagte Jeder an, was er herausgebracht. Oswald sah in einem Büchlein nach, worin die aufgelösten Rechnungen standen, und sagte auf der Stelle, ob recht oder falsch?

Gar bewunderungswürdig war die Stille, die Ordnung, die Lernbegierde Aller. So etwas hatten die Rathsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Als nun so der Morgen vollbracht war, begaben sich die Kinder, den Schulmeister und die Fremden grüßend, still hinweg. Draussen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und Nachmittags sah man in der Schule die Kinder wieder vor den schwarzen Tafeln. Da zeichneten sie künstliche Figuren von geraden und krummen Linien auf ihren Rechentafeln und Papieren, einige sogar schon Umrisse von Blumen und wunderbaren Gefässen. Dies gethan, lasen die besten Leser und Leserinnen abwechselnd allen Kindern aus einem Buche lustige und lehrreiche Geschichten und Gespräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen über alles das, was sie hörten. Dann befahl Oswald denen, die am besten schreiben konnten, die angehörte Geschichte zu Hause aufzuschreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtschreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Loosspruch die Namen derer, die an diesem Tage ihre Sache am besten gethan. Und weil derselben sechs waren, machte er Allen die Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erschreckliche Geschichte von einem Manne, der in der strengen Winterkälte auf der Landstraße schläfrig geworden und erfroren sey, und daß man ihn für todt in ein Dorf gebracht, und wie unwissende Bauern ihn haben sogleich in eine warme Stube legen und aufthauen wollen. Aber ein geschickter Arzt sey gekommen, habe den Erfrornen entkleidet und bis an die Nase in Schnee vergraben; nachher sogar in eiskaltes Wasser gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Beeten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wollentüchern stark gerieben, bis der Todtgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald Alles.

So war der Schultag zu Ende.

9.

Von der Sonntagsschule und dem Vorfall in der Mühle.

So und auf andere Weise unterrichtete Oswald

die Schulkinder; alle Tage hatte er ihnen etwas Neues. Die Rathsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobsprüche und nannten ihn den vortrefflichsten Schulmeister im Lande. Das konnten die Bauern in Goldenthal nicht begreifen, und sprachen unter einander: „Was will's doch der Oswald besser verstehen, als die alten Schulmeister, die wir in unserer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es selbst dem Pfarrer und den Rathsherren angethan. Ganz richtig ist es mit ihm nicht!"

Im Sommer war zu Goldenthal nie Schule gehalten worden; denn die größern Kinder mußten den Eltern in Feld- und Hausgeschäften helfen. Aber Oswald nahm auch im Sommer die Kleinen zu sich, und unterrichtete sie einige Stunden, und gab ihnen bei sich zu spielen, oder kleine Geschäfte in seinem Garten und Feld, wohin sie ihn begleiteten, und Steinchen aus dem Acker trugen, Unkraut jäteten und dergleichen. Als das die andern Kinder sahen, baten sie Oswald beweglich, sie nicht zu vergessen, und er nahm sie, wenn Feierabend war, auch noch zu sich und setzte den Unterricht mit ihnen fort. An Sonn- und Festtagen gieng er mit ihnen sogar spazieren in Feld und Wald; zeigte ihnen die giftigen Kräuter und erzählte gräuelhafte Geschichten davon; oder erzählte ihnen vom Leben und der Haushaltung der Thiere, der zahmen und wilden; von den Quellen, Seen und Meeren; von den Bergen und Höhlen; von den Ländern und Menschen auf Erden; von den Sternen, und wie weit sie von uns entfernt waren und wie groß. Das hatte er Alles gesehen oder in Büchern gelesen.

Als das die großen, erwachsenen Bursche im Dorfe hörten, bekamen einige Lust, Sonntags ebenfalls bei Oswald zu seyn. Und er erlaubte es ihnen, denn ihre große Unwissenheit jammerte ihn. Und er lehrte sie noch allerlei, und gab ihnen auf, was sie in müßigen Stunden der Woche zu Hause lesen, rechnen und schreiben mußten. Das gieng er dann Sonntags mit ihnen durch. So ward es eine wahre Sonntagsschule. Und es kamen immer mehr junge Leute dazu. Wer aber nicht sehr nüchtern einhergieng, wer die Wirthshäuser besuchte,

wer

wer Karten spielte, wer jemals schwor und fluchte oder einen Raufhandel hatte, den stieß er von sich. Er war ihr Schiedsrichter, und that doch immer, als wäre er Ihresgleichen. Sie halfen ihm dankbar auch in der Woche gern bei der Feldarbeit, ohne daß er es forderte.

Die jungen Leute aber, welche es mit Oswald hielten, wurden von ihren Kameraden im Dorfe ausgelacht und verspottet; man hieng ihnen Uebernamen an, hieß sie die Schulmeister und Gelehrten, und spielte ihnen allerlei Possen. Die Gemeindsvorsteher sahen es gern, wenn man den Oswald und seine Anhänger verfolgte; denn sie fürchteten, er wolle sich Anhang machen, um einst an ihre Stelle gewählt zu werden. Darum sagten sie ihm alles ersinnliche Böse nach, und wiegelten bei jeder Gelegenheit die Bauern und deren Weiber gegen ihn auf. — Oswald kam daher auch zu Niemanden; nur regelmäßig besuchte er die Mühle, wo er allezeit willkommen war.

Wie er aber eines Abends in die Mühle kam, fand er die lieben Leute darin alle mit verstörten Gesichtern. Der alte Siegfried war still und nachdenkend, die Mutterin kalt und verdrießlich, im Hause umherfahrend und die Thüren hinter sich zuwerfend; Elsbeth hatte rothgeweinte Augen.

Sobald Oswald mit Elsbeth allein war, sprach er: „Welches Unglück ist hier geschehen, und welcher böse Geist ist in dieses Haus des Friedens eingezogen? Ihr alle seyd wie verwandelt. Sage mir, Elsbeth, was ist vorgegangen?"

Elsbeth antwortete mit zitternder Stimme: „Gott sey's geklagt, Oswald, ich muß es dir sagen. Ja, es muß heraus. Ich bin recht unglücklich." So sprach sie, und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter sprechen.

Nachdem er sie beruhigt hatte, sagte sie: „Nun ists ein Jahr, Oswald, da fandest du mich mit verweinten Augen und fragtest mich, und ich sagte dir's nicht. Damals war der Löwenwirth Brenzel zu uns gekommen, und hatte bei meinem Vater und meiner Mutter um mich angehalten für seinen Sohn, der schon eine Mühle im Dorfe Altenstein hat. Und

Vater und Mutter hatten nichts dagegen, denn der Löwenwirth ist der reichste Mann im Dorfe, und erster Vorsteher der Gemeinde, der uns viel schaden und nützen kann; und mein Vater will keinen Schwiegersohn, als einen Müller. Ich aber sagte, ich sey noch jung und wollte noch ein Jahr warten, und sie richteten bei mir nichts aus. — Nun ist das Jahr vorbei, und auf den Tag kam der Löwenwirth mit seinem Sohn wieder. Sie haben heut bei uns gespeist, und Vater und Mutter hatten mit dem Löwenwirth schon Alles in Richtigkeit gebracht, und die Verlobung sollte heute geschehen. Aber ich habe gesagt, ich wolle mich nie verheirathen, und bin dabei geblieben. Denn der junge Brenzel ist ein wüster Gesell, gleichwie sein Vater ein harter und wüster Mann ist. Nun ist im Hause Unglück und Herzeleid."

Als Oswald dieses hörte, ward er sehr unruhig. Er gieng im Zimmer schweigend auf und ab. Er selber hatte sich im Stillen Hoffnung gemacht, daß Elsbeth einmal seine Frau werden müsse. Dann trat er mit hastigen Schritten zu ihr und sagte: „Elsbeth, liebe Elsbeth, du willst dich niemals verheirathen? So will auch ich ohne Weib bleiben mein Leben lang, denn ich hätte kein anderes gewählt, als dich. Und ich habe dich allezeit mehr geliebt, als mich selber, und hoffte immer, du würdest mir noch recht gut werden."

Da sank Elsbeth an die Brust Oswalds und sprach mit gebrochener Stimme: „Ach Oswald, Gott weiß es, du bist mir nur allzulieb geworden, mehr denn recht ist. Aber mein Vater ist reich und will einen reichen Sohn, und ändert seinen strengen Sinn nicht. Du aber bist nur ein geringer Schulmeister, und kannst noch lange keine Frau ernähren."

Da schloß Oswald die gute, weinende Elsbeth in seine Arme, und drückte den ersten Kuß auf ihre rothen Lippen und sagte: „Nun bist du meine Braut und Verlobte, und keine Macht auf Erden soll mich wieder von dir nehmen. Fürchte dich nicht, du Holdselige, denn nun gehörst du mir an."

Und er gieng hinaus, den alten Siegfried und die Mutter zu suchen. Und Elsbeth hörte sie Alle

sehr laut und heftig mit einander reden, aber verstand nichts. Und sie zitterte vor großer Angst, und wußte in ihrer Noth keinen Rath. Da fiel sie an der Fensterbank auf ihre Kniee, und faltete ihre Hände und betete inbrünstig mit thränenvollen Augen zum Himmel, während die Andern mit einander stritten. Und als es ihr leichter um's Herz ward und sie aufstand, sah sie draussen den Oswald, begleitet vom Vater und der Mutter, von der Mühle weg in's Dorf gehen.

Das vermehrte ihre Furcht und Angst über die Maßen. Keiner in der Mühle wußte, wohin die Eltern mit dem Oswald gegangen, Sie wußte aber wohl, Oswald war hitzig und aufbrausend, und konnte gegen die Eltern gefehlt haben und mit ihnen vor den Richter gegangen seyn, und das war der Löwenwirth! In übergroßem Kummer betete sie viel für Oswald und für sich.

Es war zehn Uhr Nachts, da hörte sie draussen Geräusch. Es kamen Vater und Mutter, mit ihrem Oswald. Und Siegfried nahm seine Tochter und sprach: „Elsbeth, du hast also den Oswald lieb?“ — Sie antwortete und sprach: „Kann ich dafür? Ihr hattet ihn ja auch lieb.“ Da legten die Eltern die Hände Oswalds und Elsbeths in einander und segneten die Beiden als ihre Kinder. Elsbeth war ganz erschrocken und wußte nicht, ob sie träume oder wache.

10.

Oswald kommt in schlechten Ruf.

Da am folgenden Sonntag in der Kirche der Schulmeister Oswald und Elsbeth als Brautleute von der Kanzel herab verkündet wurden, da rissen die Goldenthaler Bauern ihre Augen gewaltig auf, und die Weiber zischelten einander beständig etwas in die Ohren, und der Löwenwirth gieng aus der Kirche wie ein wüthender Löwe, und schwur, er wolle nicht ruhen, bis er den meineidigen Müller sammt seinem ganzen Hause und den Schulmeister zu Grunde gerichtet, aus dem Dorfe vertrieben und Alle in's Zuchthaus gebracht hätte oder an den Galgen.

Nichtsdestoweniger feierten Oswald und seine Elsbeth nach drei Wochen in der Mühle sehr vergnügt ihre Hochzeit, dem grimmigen Löwen zum Trotz.

Und als die Neuvermählten Abends aus der Mühle heimkamen in Oswalds Haus, fiel Elsbeth ihrem Mann um den Hals und sagte: „Ach Gott, wie bin ich so glücklich! Ich kann noch nicht daran glauben, daß Alles wahr sey. Und man sagt wohl, es giebt so viel betrübte, übelgerathene Ehen; könnten wir auch wohl Beide jemals aufhören, uns lieb zu haben, und könnten wir jemals wünschen, lieber ewig getrennt, als ewig verbunden zu seyn?“

Oswald antwortete und sprach: „Wir werden Beide mit einander glücklich seyn, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun. Und so lange wir es redlich halten, wird Eintracht und Segen Gottes in unserer Ehe seyn. Von heute an lebst du für mich, und ich lebe für dich; und wir wollen nie vor einander das geringste Geheimniß haben, und selbst wenn wir gefehlt haben, es uns einander sogleich offenbaren. Dadurch werden wir manchen Fehltritt und manches Mißverständniß verhüten, das oft schmerzliche Folgen haben kann. Dann aber wollen wir von unsern häuslichen Sachen Niemanden, auch Vater und Mutter nichts offenbaren, daß Niemand in unsere Sache reden könne, oder sich zwischen uns dränge. Nur so gehören wir Beide uns ganz an, als wären wir allein in der Welt. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun; denn aus Neckerei wird oft Ernst, und was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht.“

So sprach Oswald. Und Beide thaten sich gegenseitig das Gelübde vor Gott. Und wie sie den Bund mit einem Kuß besiegelten, stieg vor dem Hause in nächtlicher Stille ein sanfter, schöner Gesang von vielen Stimmen empor. Das waren Oswalds Schüler und Schülerinnen im Gesang, die doch auch ihrem Lehrer eine Freude machen wollten. Und wie die Neuvermählten am folgenden Morgen aufgestanden waren, sahen sie viele Männer, Weiber und Kin-

der in der Ferne zusammengelaufen stehen, und auf sein Haus schauen und darauf zeigen. Oswald öffnete neugierig das Fenster, und sah sein ganzes Haus wunderbar mit Blumenkränzen und Blumenschnüren umhängt und umsponnen. Das hatten in der Nacht still und heimlich seine Schüler und Schülerinnen gethan. Auch die kleinsten Kinder hatten dazu Feld- und Gartenblumen gesammelt. So lange das Dorf Goldenthal auf Erden war, hatte man dergleichen nicht erlebt. Und als Oswald wieder zur Schule gieng, kamen am ersten Tage nach seiner Hochzeit alle Kinder, groß und klein, reich und arm, und hatten sich mit Blumensträußen geschmückt, als wäre es ein großer Festtag. Das freute den Oswald und seine junge Frau recht innig, denn das verrieth doch gute Herzen voll Liebe und Erkenntlichkeit. Und sie küßten die Kinder, ließen ihnen Kuchen backen und theilten allen aus.

Im Dorfe aber war viel eitles Geschwätz über die Hochzeit, und Jeder hatte seine Meynung darüber. Denn Niemand konnte begreifen, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen seyn sollte, sintemal unerhört war, daß der reichste Müller im Lande seine schöne Tochter und einzige Erbin einem armen Schulmeister zur Frau gegeben. Um die Elsbeth würden auch wohl vornehme Herren aus der Stadt gefreyt haben, so schön und reich war sie. Man wollte daher gern wissen, warum der Müller einen so einfaltigen Streich gemacht habe. Aber der alte Siegfried lachte nur, und die Leute brachten von ihm nichts heraus. Auch die Müllerin ward von ihren Gevatterinnen sehr geplagt und geneckt mit dem armen, schlechten Schulmeister, und daß man einem hergelaufenen Kerl eine solche Tochter anhänge. Die Müllerin war bei aller Gottesfurcht doch eine stolze Frau. Daher thaten ihr die verächtlichen Reden weh, und als sie darüber einst vor Zorn fast weinte, sagte sie zur Adlerwirthin heftig: „Schweigt mit Euerm dummen Geschwätz: Ihr wisset so viel als nichts. Der Oswald könnte wohl den Adlerwirth und den Kreuzwirth auskaufen. Er hat mehr, als man glaubt; das habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen. Wenn ich nur reden dürfte, ich könnte Euch

Dinge sagen, Ihr solltet Maul und Nase aufsperren.“ So sprach sie, und schwieg plötzlich, und war verdrießlich, daß sie im Zorn mit etwas herausgeplatzt war, was sie verschweigen wollte. Auch erfuhr die Adlerwirthin weiter nichts, und mußte noch dazu versprechen, es Keinem wieder zu sagen.

Die Adlerwirthin sagte es auch Niemanden, als ihrer Schwester und ihrem Manne, die vorher geloben mußten, es als Geheimniß bei sich zu behalten. Aber sie erklärte die Reden der Müllerin so, als habe diese mit leiblichen Augen ganze Haufen Goldes und Silbers beim Oswald gesehen; und Oswald könne, wenn er wolle, mit seinem Gelde das ganze Dorf kaufen; und es giengen im Hause Oswalds manchmal Dinge vor, daß, wenn man sie sagen dürfte, den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Dem Adlerwirth und seiner Schwägerin, als sie dies hörten, standen vor Entsetzen wirklich schon die Haare zu Berge und sie konnten nichts anders, und vertrauten das Geheimniß nur einigen ihrer besten Freunde.

Nach wenigen Tagen wußten alle Leute in Goldenthal weit mehr, als die Müllerin gesagt hatte. Da hieß es, der Oswald stehe mit dem Fürsten der Hölle im Bündniß; dem habe er mit eigenem Blute seine arme Seele verschrieben. Doch dreißig Jahre lang solle der Böse den Willen des Schulmeisters thun; am Ende des letzten Jahres werde der Teufel Oswalds Seele in der heiligen Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr holen, und dem Unglücklichen den Kopf umdrehen, daß das Antlitz im Nacken stehen bleibe. Der Schulmeister habe Gold, so viel er begehre, und der schönen Elsbeth habe er einen Liebestrank beigebracht, daran sie entweder hätte rasend werden und jämmerlich sterben, oder ihn heurathen müssen. Ferner, der Oswald könne Geister bannen, Schätze heben, das Fieber besprechen, den Kühen es anthun, daß sie blaue Milch oder wohl gar Blut geben müßten; er könne das Feuer bannen, sich stich- und kugelfest machen, auf einem Besen durch die Luft reiten und viele andere Dinge mehr. Das habe er alles aus gefährlichen Büchern gelernt; er habe Doktor Fausts Höllenzwang, Kaiser Caroli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring

Von diesem Augenblick an fürchteten sich die Leute in Goldenthal vor dem Schulmeister entsetzlich. Keiner that ihm etwas zu leid, aus Angst vor Oswalds Rache und hölliſchem Bundsgenossen. Sogar der grimmige Löwenwirth unterstand sich nicht, ihm oder dem Müller etwas in den Weg zu legen. Manche Leute schlugen heimlich ein Kreuz, wenn dem Oswald von ungefähr begegneten.

11.

Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn aber die jungen Leute des Dorfes der Elsbeth begegneten, die da blühte wie eine Rose, schlug Keiner vor ihr ein Kreuz, sondern Jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag; und wenn sie vorbei war, blieb wohl Mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber verwunderten. Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werktags, Morgens oder Abends, sie war immer, als wollte sie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze, auf dem Feld und im Garten; sie gieng in den Stall und besorgte Kuh und Schwein; sie trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war sie allezeit sauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch schon hexen!“ sagte die Löwenwirthin, indem sie eine Prise Schnupftabak nahm und sich die Nase mit dem Aermel wischte.

„Ja wohl!“ sagten die jungen Leute alle: „Die kann es. Wenn Elsbeth nicht schon verheirathet wäre, so würde sie uns Allen das Herz aus dem Leibe hexen, so schön ist sie!“

Und die verheiratheten Männer im Dorfe verfuhren oft gar grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß sie nicht auch so schön geblieben wären, wie die Schulmeisterin. Dann heulten die Weiber und fluchten und schworen, und zerkratzten ihren Männern das Gesicht mit den langgewachsenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, welche Elsbeths Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und sprachen: „Du bist nun schon Jahr und Tag eine Frau, und bist so hübsch wie eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müssen dich beneiden. O Elsbeth, sage uns an, wie du das machest. Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind und den jungen Burschen gefallen wollen, schmücken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirn glänzt an der Sonne, und ihr Haar ist wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, so denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen, sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein wurden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel handthiere. Dann muß gespart werden, der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr, wie als Tochter, in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt und beschmiert und schadhaft; das Ausbessern kostet zu viel Geld, und Selbermachen hat keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflath entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne selbst gleichgültig oder zum Eckel, und dann kommt der Unfriede in's Haus, sobald die Frau mit Löchern in den Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wohl Recht."

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr auf mich selber zu halten, als zuvor, und nie vor seinen Augen zu er-

scheinen, als gewaschen und zierlich, allezeit mit unbeflecktem Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in Acht, und in meinem Stall, Küche und Keller mußte es mir so sauber seyn, als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider immer wie neu, und ich selber blieb darin meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber, Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich auch das sauberste Gewand; woher ein neues anschaffen, wenn der Mann kein Geld giebt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern, als Andere. Denn ich bessere sogleich selber mit wenigen Nadelstichen das kleinste Loch aus, damit es nicht größer werde. So kostet es nichts, als Faden und Zwirn. Andere aber tragen ihr Zeug, bis es alt ist, und lassen daran, was schadhaft ist; dann wird aus dem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird Alles zu Fetzen, und man muß neues Gewand kaufen, während ich im Gegentheil mein altes trage und damit viel Geld erspare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verschwenden viel Geld, und geben doch, wie aus dem Koth gezogen."

Als Elsbeth solche Worte redete, wurden die beiden Mädchen roth, und fiengen an zu weinen und sprachen: „Wir haben nicht so sauber nähen und flicken gelernt, wie du. Das wird uns viel Schaden im Hause bringen, und wir sehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen giengen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Gespräch mit den Freundinnen, und sagte: sie wolle Beide nähen und flicken lehren, denn es erbarme sie, wenn die Mädchen sollten unglücklich werden.

Oswald drückte seine gute Frau an sein Herz und sprach: „Damit wirst du dir einen Segen Gottes verdienen und selber ein Segen dieses Hauses werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, sondern Alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber nicht die rechte

Hausfrauenkunst verstehen. Sie verstehen nicht, ihre Gärten mit allerlei gesundem Gemüse zu bepflanzen, damit sie Abwechslung in den Speisen haben, was die Gesundheit befördert. Sie verstehen nicht, ihre Speisen in der Küche gut zu kochen und sie mit Wenigem schmackhaft zu machen. Wollen sie einmal gut kochen, thun sie viel Speck, Fett, Schmalz und Oel an, und kostet viel, und wird doch nichts Rechtes, sondern ein ungesundes Essen. Die schlechte Nahrung setzt schlechtes Blut ab und böse Säfte. Davon kommen Krankheiten, die kosten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten schlecht. — Eben so ist's mit den Kleidern. In den Dörfern sind wohl Näherinnen, aber weil sie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten sie sich wohl, Andere anzuweisen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Aermeln und Strümpfen, oder so grob geflickt, daß das Geflickte ärger da steht, als das Zerrissene. Immer muß bald wieder Neues angeschafft werden; das kostet viel Geld und macht arm. Es ist wohl himmelschreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigstens eine brave verständige Frau ist, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Amtmannsfrau oder eine Müllerin, oder eine, die das Kochen und Gärtnen, das Nähen und Flicken versteht und unentgeldlich die Bauerntöchter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten und viel frohe, glückselige Ehen machen. — Elsbeth, geh, verdiene dir ein großes Gotteslohn!"

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges feine, gleichmäßige Stiche zu machen, abgeriebene oder schadhafte Stellen der Kleider, oder Risse in denselben so säuberlich zu vernähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie, Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; eben so Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar

machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn Alles hatte seinen Platz; und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an den Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen könne zu schmackhafter Nahrung. Und sie führte sie in die Küche, und lehrte sie die Speisen sauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch Alles sehr angenehm, nahrhaft und gesund ward. Zuweilen wurde sogar ein Braten gemacht und kostete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geschwindigkeit allerlei Suppen bereiten und das Fleisch auf allerlei Weise zurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gewächs einmachen.

Die beiden Mädchen wunderten sich sehr, denn sie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie gesehen, und freuten sich, wenn sie Hochzeit gehabt hätten, wie sie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr kostete, als sonst.

Da sie nun andern Mädchen sagten, was sie bei der Schulmeisterin alles erfuhren und lernten, und wie sie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eins um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. — Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswalds Frau hatte wohl anfangs dabei etwas Mühe, hintennach aber befand sie sich gar wohl dabei. Denn nun hatte sie viel Hülfe im Garten und Stall, und Andere mußten für sie zuweilen kochen, und Andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon im folgenden Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sey. Und eine Nachbarin schaute der andern über den

Hag, und sah, was sie pflanze, oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Saamen. Darnach, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauernweiber vom Ueberfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Das machte Allen große Freude, nur denen nicht, die es nicht so hatten. Die giengen denn auch zur Elsbeth und fragten um dies und das. Und Elsbeth gab guten Rath und Alles, was sie wußte und, seitdem sie unterrichtete, noch selber mehr gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht so kostbar, zumal jungen Weibern.

Das erwarb der Schulmeisterin viel Liebe und angenehmen Ruf, und Jedermann lebte ihr zu Gefallen. Und alle Welt im Dorfe hatte rechtes Mitleiden mit der hübschen guten Frau, daß sie den Oswald zum Manne habe, weil er doch in die Hölle müsse. Denn man wußte wohl, er sey ein Hexenmeister, der böse Künste treibe und mit Leib und Seele verloren gehe.

12.

Wie der Löwenwirth auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat.

Oswald mochte es anstellen, wie er wollte, man legte ihm Alles übel aus. Wenn er die Kinder lehrte, daß es keine Gespenster gäbe, sondern daß das nur Einbildungen furchtsamer und abergläubiger Leute wären: so sagte man im Dorfe, er glaube weder einen Gott noch einen Teufel. Oder wenn er den Kindern in der Schule die giftigen Pflanzen aus Feldern und Wäldern zeigte, damit sie solche kennen und sich vor dem Genuß der Beeren und Wurzeln hüten lernten, so sagte man im Dorfe, er wolle die Kinder Giftmischerei treiben lehren. Besonders lauerte ihm der Löwenwirth Brenzel auf, und sammelte sorgfältig alle böse Reden über Oswald.

Als er endlich genug wußte, sprach er: „Ich weiß genug, um ihm den Hals zu brechen. Er muß vor Gericht, und seine eigene Schwiegermutter, die Müllerin, soll wieder ihn zeugen und vor Gericht bekennen,

was sie von ihm weiß. Als Vorsteher ist es meine Pflicht, zu reden. Ich kann das nicht länger dulden, ohne verantwortlich zu werden,"

Also machte er sich eines Sonntags auf und legte seine Staatskleider an, setzte den dreieckigen Hut recht majestätisch auf, nahm das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf, und gieng mit breiten Schritten zum Dorfe hinaus nach der Stadt. Er sagte aber keinem Menschen ein Wort davon, daß er im Sinne habe, dem Oswald bei der hohen Obrigkeit böses Spiel zu machen. Denn er fürchtete, wenn der Hexenmeister Wind davon bekäme, der könne ihm Schaden zufügen, ehe er noch zur Stadt gelangt wäre.

Und wie er auf der Landstraße allein gieng, sprach er im Eifer laut mit sich selber, als wenn er schon vor einem Herrn Rathsherrn stände; und er lief dabey immer schneller, und fuhr im Zorn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in der Luft herum, wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Bei diesem Eifer kam ihm im Laufe der lange Stock zwischen die Beine, also daß er stolperte und über den Stock auf den Erdboden fiel. Der Hut flog weit hinweg, die Nase schlug sich platt, und seine Beine stiegen hoch aufwärts, als wollte er gar auf dem Kopfe stehen. Er stand ächzend und fluchend auf, und nahm seinen Hut aus dem Staube. An seiner Stirn aber schwoll eine Beule, als wollte ein Horn hervorwachsen, und seine blutende Nase ward blau, wie eine dicke Pflaume. „Das hat mir gewiß der Oswald angethan!" dachte er, und fürchtete sich, weiter zu gehen, damit ihm nichts Schlimmeres begegne.

Indem er noch mit dem Schnupftuch das Blut von der Nase wischte, kam die Straße daher in vollem Galopp ein Herr zu Pferde, Hut und Rock mit goldenen Tressen besetzt. Der hielt vor dem Löwenwirth still und fragte hastig: „Wohnt dort im Dorfe ein gewisser Herr Oswald, und ist er zu Hause?"

Der Löwenwirth sprach: „Ja warum denn?"

Der Fremde rief: „Der Erbprinz will ihn besuchen!" — So sprach der Fremde und jagte davon nach Goldenthal.

Der Löwenwirth sperrte vor Verwunderung Maul und Nase auf und sagte: „Wa — wa — was? Der Erbprinz? Ein Prinz zu dem Oswald?"

Wie er dies sagte, fuhr im Galopp ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden daher, schöne Bediente vorn und hinten auf. Darin saß ein vornehmer Herr im blauen Ueberrock, der hatte auf der Brust einen silbernen Stern. Der Wagen fuhr vorbei nach Goldenthal.

„Der Blitz und der Hagel!" schrie Brenzel: „Der Prinz will gewiß bei mir einkehren. Ich bin nicht zu Hause, und nun fährt er zum Adler!" — Brenzel lief, was er konnte, in's Dorf zurück. Da gerieth ihm abermals im vollen Sprung der lange Stock zwischen die langen Beine, daß er wiederum zu Boden fiel wie ein Baum. Alle Rippen krachten ihm im Leibe, und seine Staatskleider waren häßlich gesalbt. Er hinkte fluchend und langsam zum Dorfe. Da er vor seinem Hause keinen Wagen sah, ward er voll Gift und Galle, denn er dachte, der Prinz sey beym Adlerwirth Kreidemann eingekehrt. Er hinkte also weiter, aber sah auch keinen Wagen beim Adler. So gieng er in sein Haus zurück, und keine Seele war darin. Er legte andere Kleider an und wusch sich das Gesicht, und erschrack, wie er sich mit der faustdicken Nase und gehörnten Stirn im Spiegel erblickte, wiewohl man im Spiegel wegen des Fliegenkothes nicht viel sah. Nun wetterte er wie ein grimmiger Löwe auf seine Leute, die alle davongelaufen waren. Da kam die Magd ganz odemlos und rief: „Herr, beim Schulmeister ist ein lebendiger Kaiser angekommen, oder wohl gar ein König! Das ganze Dorf ist vor Schulmeisters Haus zusammengelaufen."

Brenzel wußte nicht, was thun; gieng endlich aber doch hinaus vor Schulmeisters Haus zu den Leuten. Es war eine Pracht, den kostbaren Wagen, die schönen Pferde und Bedienten zu sehen. Nach einer halben Stunde kam der Erbprinz aus der Hausthür, und hatte Oswalden an der einen und Elsbethen an der andern Hand, und war gar freundlich mit ihnen. Und wie er in den Wagen gestiegen war, reichte er ihnen beiden noch einmal freundlich die Hand zum Abschiede, und dann fuhr er im sausenden Galopp davon, Reiter voraus. Alle Bauern hatten die Hüte ab und vor Erstaunen das Maul auf.

Nun war's im ganzen Dorfe ausgemacht, der Schul-

meiſter könne mehr, als Brod eſſen. Ein Prinz komme zu keinem Dorfſchulmeiſter, blos um ihn zu beſuchen, und ſey um nichts und wieder nichts ſo freundlich mit ihm geweſen. Große Herren brauchen viel Geld, und dazu brauchen ſie Schatzgräber, Goldmacher und dergleichen. Große Herren ſeyen nicht immer die Frömmſten, das wiſſe man wohl, und machen ſich nichts daraus, wenn ſie ſchlimm aus der Welt gehen, ſobald ſie nur gut in der Welt leben können.

Dieſe und andere Reden giengen von der Zeit an im Dorfe und vielen verlumpten und verarmten Bauern im Kopf herum. Und viele wurden vertraulicher und ſprachen einer zum andern: „Wüßte ich nur, wie es anfangen, ich machte mir nichts daraus. Ich verſchriebe mich noch heute dem Teufel, wenn's ſeyn müßte, wäre ich nur meine Schulden los und hätte Geld genug vollauf. Ich wollte es ganz anders machen, wie der Schulmeiſter. Der Schulmeiſter iſt ein dummer Teufel, daß er hier im Dorfe wohnt und lebt wie unſereins. Ich führe, wie der Erbprinz, mit ſechs Pferden, Bedienten und Sternen, und hätte die Küche voll Braten, den Keller voll Wein. Ja, noch heute gäb' ich meine arme Seele drum.“

Solche ruchloſe Reden führten die Leute ohne Scheu. Reichthum verdirbt das Herz, aber die Armuth verdirbt es nicht weniger. Und wenn Armuth, Dummheit und böſe Lüſte beiſammen ſind, iſt des Teufels Kleeblatt fertig. So iſt es in manchem Dorfe, und ſo war es leider auch in Goldenthal.

13.

Der Goldmacher-Bund.

Oswald wunderte ſich nicht wenig, wie von nun an bald Dieſer bald Jener zu ihm kam, heimlich mit ihm ſprechen wollte, und dann mit der gottloſen Sprache herausrückte und ſagte: „Oswald, du kannſt Gold machen, das ganze Dorf weiß es. Lehre mich es auch. Du verſtehſt die ſchwarze Kunſt. Wenn der Teufel erſcheint, ich will mich gar nicht fürchten. Wenn er die Unterſchrift mit meinem Blute verlangt, ich will mich ihm mit Leib und Seele verſchreiben. Siehſt du, es thut mir Noth, ſonſt thät' ich's nicht.

Lange wußte Oswald nicht, was er zu der Verderbtheit dieser Menschen sagen sollte. Da ihrer endlich aber immer mehr kamen, und nicht mit Bitten nachliessen, beschied er Alle, doch Jeden einzeln, auf eine und dieselbe Mitternachtsstunde zu sich.

Und Alle kamen in der finstern Nacht, die er ihnen angesagt, zu seinem Hause geschlichen, sobald es im Thurm der Dorfkirche eilf Uhr geschlagen. Er führte Jeden, wie er ankam, schweigend in eine finstere Stube. Es waren ihrer zweiunddreißig Hausväter. Jeder erschrack entsetzlich, wenn er in der Dunkelheit an den Andern stieß und etwas Lebendiges neben sich spürte. Denn Keiner wußte von den Uebrigen. Vielen floß der Angstschweiß vom Gesicht, und Einige hatten so große Furcht, daß sie gern wieder davongelaufen wären. Aber sie zitterten, es könne ihnen dann das Lebenslicht ausgeblasen werden.

So standen sie eine Stunde in tiefer Stille und Angst, und wagten kaum, zu athmen. Da schlug es im Thurm zwölf Uhr. Und mit dem letzten Glockenschlage ging abermals die Thür auf. Es trat ein Offizier herein, prächtig gekleidet, mit hohem Federbusch und langem Säbel, auf der Brust einen Orden. Der trug in den Händen zwei brennende Kerzen, die setzte er vor ihnen auf den Tisch. Als nun Alle sich einander erkannten, schämten sie sich erst vor einander; denn sie merkten, daß sie Alle aus gleicher Absicht gekommen wären. Und sie sahen wieder auf den glänzenden Offizier, den sie für den bösen Geist hielten; aber sie erkannten in ihm den leibhaftigen Oswald.

Oswald hatte ein ernstvolles Gesicht und sprach: „Seht mich nur an, ihr Unglücklichen; nun erkennet ihr, wer ich bin. Ich treibe keine schwarze Kunst, ich halte es mit Gott. Ihr aber seyd längst von Gott abgefallen; ihr habt gesoffen und geschwelgt; ihr habt betrogen und gelogen; ihr habt gestohlen und verrathen; ihr habt gespielt und Weib und Kind vergessen; ihr habt Teufelei getrieben, und Teufelswerk. Darum seyd ihr arm und verzweifelt geworden. Ehrlichkeit aber währt am längsten, Gottesfurcht macht reich. In Gottes Wegen ist Gottes Segen. Ich will nicht reich seyn,

aber

aber ich bin nicht arm. Wollet ihr es nun haben, wie ich, so machet es, wie ich.“

So sprach Oswald, und zog einen grünen Beutel hervor und leerte ihn auf dem Tisch aus. Da fielen klingend eitel schöne Goldmünzen auf den Tisch, und rollten umher und verblendeten die Augen. Die Bauern hatten in ihrem Leben so viel Gold nicht beisammen erblickt. Ihre Herzen schlugen gewaltig.

Oswald aber that den Mund auf und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, das hier macht mich nicht glücklich; aber die Weisheit macht glücklich, mit der man dies Gold erwirbt und benutzt. Ihr seyd zu mir gekommen, ich solle euch die Kunst lehren, Gold zu machen. Ich will euch diese Kunst lehren. Sie ist die beste Weisheit des Lebens, und mehr als das Gold selbst werth. Habt ihr die Weisheit, so werdet ihr das Gold haben, und es nicht mehr hochachten. Aber ihr kommet nicht zu dem Glücke, ohne vorher geprüft worden zu seyn. Und die Zeit der Prüfung währt sieben Jahre und sieben Wochen. Wer ausharrt bis an's Ende, wird Freuden über Freuden ernten. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird Jeder von euch mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen. — Die Prüfung aber ist dem Gottlosen schwer und dem Sünder hart. Denn er muß sein ganzes Herz umkehren und ein neuer Mensch werden.“

Die zweianddreißig Hausväter hörten in banger Stille die Worte Oswalds. Sie betrachteten ihn alle mit starren Augen.

„Wer von euch,“ sprach Oswald, „die sieben Jahre und sieben Wochen der Prüfung bestehen will, kann bleiben. Wer sich fürchtet oder im Glauben wankt, gehe fort von hier.“

Keiner gieng.

„Wohlan,“ rief Oswald, „so müsset ihr mir vor dem allgegenwärtigen Gott sieben Gelübde geloben, und solche während sieben Jahren getreu halten.

„Erstens: Ihr müsset sieben Jahre und sieben Wochen lang alle Wirthshäuser meiden, aber desto fleißiger zur Kirche gehen und Gottes Wort hören, und darnach thun.

„Zweitens: Sieben Jahre und sieben Wochen

lang keine Karten, keine Würfel berühren und nichts, womit man um Geld spielt.

„Drittens: Sieben Jahre und sieben Wochen darf kein Fluch, kein Scheltwort aus euerm Munde gehen, auch keine Bosheit, Lästerung und unwahre Rede.

„Viertens: Sieben Jahre und sieben Wochen muß euer Tagewerk Gebet und Arbeit seyn. Morgens und Abends sollet ihr feierlich mit Weib und Kindern auf die Knie fallen, zu Gott beten, eure Sünden bereuen. Eure Arbeit sollet ihr mit Fleiß und Treue verrichten, keine Schulden mehr machen.

„Fünftens: Wer binnen sieben Jahren und sieben Wochen sich mit Wein und Branntwein ein einziges Mal berauscht und vergeht, ist aus unserer Gemeinschaft verstoßen.

„Sechstens: Auf dem Acker, welchen ihr bauet, soll kein Unkraut wachsen, in euern Wohnungen kein Unflath liegen. Eure Hütten und die Stalle des Viehes und alles Geräthe, so ihr habet, sollen von Reinlichkeit glänzen. Daran werde ich euch erkennen.

„Siebentes: Euer Leib soll sein ein Tempel Gottes, darum keusch, züchtig und ehrbar, auch von aller Unreinigkeit frei an Haut, Haar und Gewand. So auch bei Kindern. Das soll unser Zeichen seyn.

„Wer nun diese Gelübde geloben und halten will, der trete hervor und reiche mir die Hand zum Bunde. Dem Schwachen wollen wir helfen."

Als Oswald so gesprochen hatte, traten die Zweiunddreißig einer nach dem andern hervor, jeder reichte dem Oswald die Hand über den Tisch voller Gold und sprach: „Ich will!"

„So gehet denn heim im Frieden, und wendet euch noch vor Schlafengehen im Gebet zu Gott, daß er euch Stärke verleihe, das Gelübde zu halten. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird Jeder mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen!" — So sprach Oswald, und ermahnte die Leute, von Allem, was sie diese Nacht gesehen und gehört hätten, keinem Menschen etwas zu verrathen, ja sogar unter einander selbst nie von dem zu reden, noch auf das zu deuten, was diese Nacht angehe.

Damit entfernten sich die Zweiunddreißig in großer

Stille. Unterwegs sprach Keiner mit dem Andern ein Wort. So voll waren sie von allem dem Wunderbaren, das sie vernommen hatten. Sie hatten ganz andere Dinge erwartet zu erleben, und gerade das Gegentheil erfahren. Mancher, wenn er an die Gelübde dachte, fühlte zwar Bangigkeit, denn sie waren auch gar zu streng. Aber das Geheimnißvolle, und die sieben Jahre und sieben Wochen, und die Reden des Oswald, und der Tisch voll Goldes, und der prächtige Offizier mit dem Orden auf der Brust, und die schwarze Mitternachtsstunde — das konnte Keiner wieder vergessen, und es war wie ein seltsamer Traum.

14.

Die Leute verwundern sich sehr.

„Was giebt's denn, Velten? Kaspar, was giebt's denn?" fragte der alte lahme Wächter, als er am andern Tage durch das Dorf entlang hieng: „Was giebt's denn? Kommt wieder ein Prinz oder Kaiser, oder gar der Bürgermeister aus der Stadt? Was ist denn los, daß ihr so aufputzet?" So fragte er, und man lachte.

Es fiel aber wirklich vielen Menschen auf und war in vielen Häusern ein sonderbares Leben. Da wurden Fenster gewaschen, Fußboden gescheuert, Thüren gesäubert, Tische, Schemel und Bänke gefegt. Wohin man kam, bald hie, bald da, sah es aus, als würden vornehme Gäste erwartet. Sogar vor den Häusern wurde alles in Ordnung gebracht, Schutt und Unflath auf die Seite geschafft, und Allem, was herum lag, ein besserer Ort gegeben. Die zweiundadreißig Hausväter wußten es wohl, sagten aber nichts. Denn sie dachten: in sieben Jahren haben wir alle Kisten und Kasten voll Geld.

Als Oswald die Geschäftigkeit der armen Leute sah, sprach er zur Eisbeth: „Ich weiß nicht, ob ich darüber traurig werden oder lachen soll. Denn siehe, was diese Leute nicht aus eigenem Gefühl, nicht aus Liebe zu Weib und Kind, nicht aus Liebe zu Gott, nicht aus Noth und Ueberzeugung früher gethan haben, das thun sie jetzt aus abergläubiger Furcht und Hoffnung. Wie thöricht sind doch die Menschenkin-

der! — Aber sie sollen durch den Aberglauben zur Erkenntniß der Wahrheit, und durch ihre Verderbtheit zur Rechtschaffenheit eingehen."

Die Verwunderung im Dorfe ward aber von Woche zu Woche größer. Denn die Wirthshäuser wurden fast leer. Sonntags hörte man auf der Kegelbahn weder Kegel, noch Flüche, noch Gelächter. Kartenspiel und Würfel rührte fast Keiner mehr an. Den Wirthen ward im Keller das Bier sauer, weil es Keiner trank. Von Wein und Branntenwein hatten sie nur geringen Absatz. Die meisten Leute blieben daheim bei Frau und Kindern, oder giengen auf die Felder und besahen ihre wenigen Aecker, und beriethen, was in der Woche daran noch zu machen und zu bessern sey. Die, welche vormals zu den lustigen Brüdern gehörten, thaten jetzt gar ernsthaft und altklug; die, welche sonst ein wüstes Leben führten, waren in der Kirche sehr andächtig. Die, welche sonst gern herumlungerten und müßig giengen, waren jetzt vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit, im Taglohn oder auf ihren Feldern.

Der Adlerwirth, wenn er Sonntags seine leeren Bänke und Tische beschauete, brach fast vor Wehmuth in Thranen aus. „Sind denn die Leute alle verrückt geworden im Kopf?" schrie er. „Was für ein Kukuk ist ihnen in den Leib gefahren? Das kann nicht so gehen. Dabei kann kein Ehrenmann länger bestehen. Es muß im Dorfe andere Ordnung werden. Das ist schändliche Ordnung!"

Der Gemeindsvorsteher Brezel sagte: „wenn das Unwesen so fortgeht, muß ich die Wirthschaft aufgeben. Aber ich merk' es wohl, das ist ein infames Komplott gegen mich. Man will mich zu Grunde richten. Aber ehe das geschieht, soll das Dorf zu Grunde gehen. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer diese Teufelei angerichtet hätte!"

Sogar dem Herrn Pfarrer war die Sache aufgefallen. Er rechnete nach und fand, daß die Aenderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte, damit habe er Alles ausgerichtet,

und sagte es auch. Nun aber verfolgten ihn seit der Zeit die Gemeindsvorsteher, wo sie konnten, und die Wirthe spielten ihm allerlei böse Streiche rückwärts, und giengen fast gar nicht mehr zur Kirche.

Der Adlerwirth, um sein saures Bier anzubringen, verkaufte es um halben Preis; er schwefelte seinen Wein und machte ihn süß, und bezahlte alle Sonntage Spielleute, die mußten lustig aufspielen. Aber von den zweiunddreißig Hausvätern, ihren Söhnen und Töchtern kam Niemand.

Der Löwenwirth suchte gleichfalls seine Kunden wieder an sich zu locken, that freundlich, schenkte Manchem umsonst ein, und fragte: „Warum kommst du gar nicht mehr zu trinken?" — Sie antworteten: „Wir haben kein Geld!" — Dann rief er: „Ei, Dummheit! Ihr wisset ja, ich bin so streng nicht, und borge schon. Ihr seyd mir lang gut genug." — Aber die Leute kamen doch nicht.

Da gerieth der grimmige Löwe in Wuth und sprach: „Wenn ihr mir's so macht, will ich euch auch die Faust zeigen. Ihr sollt an den Löwenwirth Brenzel glauben lernen!"

13.

Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkasse und die Garküche.

Nun schlich bald der Eine, bald der Andere von den armen Leuten, die zum Goldmacherbund gehörten, in das Haus des Schulmeisters, und klagte seine Noth und sprach: „Siehe, Oswald, meine Gelübde, so schwer sie sind, halte ich sie doch pünktlich. Nun ist's ein halbes Jahr, ich bete und arbeite. Nun ist's ein halbes Jahr, ich spiele, saufe, fluche und zanke nicht mehr. Mein Haus ist schön sauberlich, Weib und Kind gehen reinlich. Keiner kann über mich klagen. Aber die Ortsvorsteher plagen mich auf allerlei Weise. Ich bin dem und diesem von ihnen schuldig. Nun drohen sie, mich aus meinem Hause zu treiben, wenn ich ihnen nicht zahle oder nicht bei ihnen trinke. Hilf mir, Oswald, sonst kann ich das Gelübd nicht halten. In sechs und einem halben

Jahr habe ich Geld vollauf, strecke mir eine Summe vor, ich will sie dir dann wieder zahlen."

Oswald antwortete: „Das vierte Gelübde heißt: Beten, Arbeiten, keine Schulden mehr machen. Ich darf dir also kein Geld borgen. Aber laß sehen, wem und wie viel du schuldig bist; dann wollen wir nachdenken, wie aus der Noth kommen."

So sprach er, nahm Schreibfeder und Papier, setzte sich hin und schrieb das auf, was man ihm antwortete, wenn er fragte. Er fragte aber Jeden einzeln: „Wem bist du schuldig? Wie viel und mit welchem Zins? Wofür hast du die Schuld gemacht, und hast du Unterpfand gegeben?"

Nachdem er die ganze Schuldsumme des Mannes kannte, fragte er weiter: „Womit willst du bezahlen? Wie viel kannst du, oder können Weib und Kind in der Woche mit Taglohn verdienen? Wie viel Land und Vieh hast du, und was kannst du wohl gewöhnlich in mittlern Jahren von dem verkaufen, was du ärndtest? Wie ernährst du dich mit den Deinigen? Was brauchet ihr zur Nahrung in einer Woche, in einem Tage? Wie steht es mit Kleidern, Wäsche und Geräth? Was muß angeschafft werden, und wo kann man ohne Schaden sparen?"

Das Alles schrieb Oswald von Jedem sorgfältig auf. Nun kam die liederliche Haushaltungsordnung der Bauern erst recht ans Tageslicht. Denn Mancher wußte nicht einmal genau, wie viel er schuldig war, und hatte nichts aufgezeichnet. Da mußte man sich erst bei den Gläubigern erkundigen. Mancher war drei, vier, fünf Zinsen zu bezahlen rückständig. Da mußte man erst für diese sorgen. Mancher mußte an Gemeindsvorsteher, von denen er in der Noth Geld entlehnt hatte, Acht, auch Zwölf von Hundert zinsen. Da mußte Oswald in die Stadt gehen, zu drei und vier Prozent Geld aufnehmen und gut dafür sprechen, damit die Wucherer bezahlt wurden, und nicht mehr durch Wucher einen armen Mann zu Grunde richten konnten. Mancher hatte wohl gar mehr Schulden, als Vermögen. Da war schwer zu helfen. Doch sprach Oswald Allen Muth ein und sagte: „Sparen und Arbeiten soll euch mit Gottes-

Hülfe schuldenfrei machen. Folget nur in allen Dingen meinem Rath!"

Nun erst sah Jeder von diesen Leuten, wie schlecht sie gehauset hatten, und es that ihnen in der Seele weh. Nun erst erfuhr Jeder, was er nach Abzug aller Schulden von seinem Vermögen als wahres Eigenthum betrachten könne. Das war oft blutwenig, und ihnen schauderte die Haut vor Angst und Entsetzen darüber. Nun wollten Alle sparen, Alle arbeiten. Aber wie sollten sie es anfangen?

Oswald hatte unbeschreiblich viele Mühe. Aber die Mühe machte ihm Freude, weil er ein wahrer Menschenfreund war. Er machte Jedem ein Haus- und Schuldenbüchlein, worin Jeder den Zustand seines Vermögens deutlich sah. Dann gieng er wieder in die Stadt, und suchte für Kinder und Erwachsene Arbeit von allerlei Art. Das gelang ihm nach und nach. Und was so mit Taglöhnen verdient wurde, das mußte wöchentlich aufgeschrieben und aufgespart werden. Einige gaben das Geld dem Oswald in Verwahrung. Andere gaben es ihm wöchentlich, um damit nach und nach ein für sie aufgenommenes Kapital abzutragen.

Als dies Mehrere thaten, und Oswald am Ende hundert Gulden und mehr beisammenliegen sah, dachte er: „Wozu soll dies Geld da todt und ohne Nutzen liegen? Wenn es jährlich Zins trüge, hülfe es den armen Leuten ohne ihre Mühe schon wieder zu einem kleinen Gewinn und verminderte ihre Schuld."

Also machte er sich ein Buch und schrieb hinein, was Jeder wöchentlich von seinem Verdienst in die Ersparnißkasse zurücklegte. Dann gieng er in die Stadt, und beredete einen rechtschaffenen Herrn, daß er monatlich das ersparte Geld, wären es auch nur zehn und zwanzig Gulden, annehmen und auf Zins austhun wolle; es wäre zum Besten armer, sparsamer Leute. Der Herr, welcher ein reicher Kaufmann war und gern das Gute beförderte, nahm das Geld und that es in Zins, und wenn am Ende des Jahres die Zinsen einkamen, that er sie wieder als ein kleines Kapital aus, also, daß die Zinsen wieder Zinsen eintragen mußten. Oswald aber schrieb in sein

Ersparnißkassenbuch zu Hause immer auf, wie viel Jeder von seinen Leuten an den Zinsen Antheil habe.

Es war aber ein großes Glück, daß die Leute und ihre Kinder, da sie Arbeit bekamen, auch arbeiten konnten und fast nie krank wurden. Das war sonst nicht so. Denn wenn sie sich ehemals am Sonntage vollgesoffen hatten, waren sie am Montage nicht zum Arbeiten aufgelegt, und hatten Kopfweh und Uebelkeit. Und weil sie sich insgesammt viel kämmten, rauschen und gar reinlich hielten, waren sie von allen Uebeln und Krankheiten befreit, welche die natürlichen Strafen und Folgen der Unreinlichkeit sind.

Wie nun Oswald dem mit ihm Verbündeten erzählte, daß er eine Ersparnißkasse errichtet habe, und daß das Geld, welches sie ihm wöchentlich zum Aufbewahren brächten, Zinsen tragen müsse, erstaunten sie gar sehr und freuten sich. Und jeder sah in Buche nach, wie viel er schon Geld gebracht habe, und wie viel Zins er am Ende des Jahres dafür zu erwarten habe. Anfangs hatten nur wenige Haushaltungen ihr Geld gebracht. Nun aber sagten es die Einen den Andern. Und wie Einer hörte, der Andere habe schon fünfzehn, zwanzig, dreißig Gulden und mehr zurückgelegt, wurde er mißvergnügt und wollte es auch so haben, nahm sein weniges Geld und trug es auch zum Oswald und sprach: „Ei, Lieber, warum hast du mir nichts von der Ersparnißkasse gesagt? Lege mein Geld, das ich wöchentlich entbehren kann, auch hinein, es sey viel oder wenig. Denn wenn ich es in Hause habe, will es sich nicht vermehren, sondern es schwindet immer. Hat man es, so verbraucht man es wieder. Drum besser, aus den Augen, aus dem Sinn! Kann ich's nicht so haben bei dir, so kann ich noch lange nicht an Abzahlen meiner Schulden denken."

So brachte nun Jeder alle Woche Etwas, das er von seinem Verdienst erübrigen konnte, und Einer bemühte sich, mehr als der Andere in die Ersparnißkasse zu legen. Einige wurden so begierig, daß sie beinahe Weib und Kinder hungern ließen, um desto mehr Geld zusammenzuscharren.

Das verdroß den Schulmeister, und er hob an

zu reden: „Es ist wohl gut, daß ihr mäßig seyd; aber Weib und Kind müssen nicht hungern. Wer wohl genährt ist, der hat auch Kraft und Muth zu arbeiten. Freilich, manche Frau, die wohl auch im Felde arbeiten, oder sonst Geld verdienen könnte, muß jetzt zu Hause bleiben und ihre Zeit beim Kochen verlieren. Wäre für jede Haushaltung von selbst schon Gekochtes da, so würde man kein Holz kaufen und bezahlen, oder es mit Zeitverlust im Walde zusammenlesen müssen, sondern man könnte vielleicht sogar jährlich von dem Gabenholz, das die Gemeinde giebt, an Andere verkaufen und Geld daraus lösen. Dabei wäre schon zu sparen. Aber wir müssen das auf andere Weise anfangen."

„Ihr wisset, wir haben in der theuern Zeit elende Sparsuppen gegessen. Warum sparten wir damals, da wir nichts hatten, und nicht weit lieber jetzt, wo etwas zu sparen wäre? — Wir haben jetzt Erdäpfel, Obst, Mehl, Brod und Fleisch in wohlfeilerm Preise. Wir können jetzt mit demselben Gelde, wie in der theuern Zeit, bessere Kost haben und viel ersparen. Wenn jetzt Einer für uns Alle kochte, ersparen viele Frauen an Zeit, und können auf andere Weise arbeiten und verdienen. Unter dreißig Kesseln und Häfen braucht es zwanzigmal mehr Holz an einem Tage, als unter einem einzigen Kessel für dreißig Haushaltungen. Das begreifet ihr; dabei ist Gewinn. Aber wo für viele Menschen zusammen gekocht wird, ist auch an Salz und Schmalz und Geschirr Ersparniß. Lasset uns einen Versuch machen."

So sprach Oswald. Viele wollten, Andere wollten nicht. Oswald aber gieng zum Müller und beredete ihn, die Sparsuppe zu kochen, und wöchentlich dreimal Fleisch dazu besonders zum Verkauf. Diejenigen, welche dazu einstanden, sagten, wie viel Suppe und Fleisch sie täglich begehrten; es waren ihrer zuerst siebenzehn Haushaltungen.

Nun mußte der Reihe nach jede Haushaltung, eine um die andere, wenn der Tag an sie kam, das Holz zum Kochen, und beim Kochen einen Aufwärter oder Gehülfen geben. Die Müllerin führte beim Kochen die Aufsicht. Alle Tage war Abwechselung in Suppe

und Gemüse. Wer kein Geld hatte, konnte seine Portionen mit Mehl, Obst, Gemüse und Erdäpfeln zahlen. Das ward Keinem zu schwer. Nur wer Fleisch nahm, zahlte Geld dafür. — Die Frau Müllerin verstand das Kochen. Die andern Bauernweiber und Mädchen, wenn der Tag an sie kam, da sie helfen mußten, lernten viel dabei, was sie vorher nicht wußten.

So geschah, daß die zusammenstehenden Familien, wozu auch der Schulmeister und der Müller gehörten, besser und nahrhafter aßen, als andere Leute im Dorfe, und doch weit wohlfeiler. Alle Tage Suppe und Gemüs dazu, dreimal wöchentlich Fleisch und Braten auf allerlei Art zugerichtet. — Wie dies die Andern sahen, daß es da keine Sauftänke oder elende Sparsuppe gab, und daß es auch noch für kranke Personen und Genesende gesunde Nahrung nebenbei gab, traten sie auch bei, und Viele, die gar nicht zum Goldmacherbund gehörten. Denn sie merkten bald, daß da viel an Holz, Mühe und Zeit, viel an Speisezuthat erspart und Alles weit wohlfeiler gemacht werden konnte.

Es wurden für die Garküche der Müllerin endlich der Theilhaber zu viel, obgleich sie täglich mehrere Gehülfinnen erhielt. Da legte der Adlerwirth zu seinem Vortheil auch eine solche Küche an. Aber Alle, die zum Goldmacherbund gehörten, blieben beim Müller. Sie hatten die verständigsten Hausväter unter sich ausgeschossen, die mußten den Ankauf der Vorräthe und deren Verwendung beaufsichtigen. Denn die Garküche sollte keinem Einzelnen zum Gewinn dienen, sondern Allen zum Vortheil gereichen.

16.

Wie sich die Wirthshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen.

In der Küche des Adlerwirths gieng es anders zu. Er kochte Saufuppen. Davon wollte Keiner essen. So blieben seine Kunden weg, weil sie nicht ihr theures Geld dafür geben wollten. Sie traten unter einander zusammen und wollten es machen, wie die Leute bei der Müllerin. Aber es gieng nicht, weil

keine Ordnung war, und weil Einer den Andern betrog. Da lachte der Adlerwirth und freute sich, daß es bei Andern nicht besser gieng, als bei ihm.

Bei ihm aber gieng es doch schlechter, als bei Andern, weil er ein hartherziger, schlechter Mann war. Er hatte viel Geld auf böse Weise zusammengescharrt; aber unrecht Gut gedeiht nicht. Wenn in der theuern Zeit Steuern und milde Gaben für die armen Leute nach Goldenthal gekommen waren, damit man Sparsuppen kochen und austheilen könne, hatte er die Gemeindsvorsteher überredet, lieber das baare Geld an die armen Leute auszuzahlen. Dann trat er mit dem Löwenwirth zusammen, und sie verkauften den armen Leuten Mehl und Brod in ganz ungeheurem Preise. So kam das Geld alles wieder in ihren eigenen Sack zurück. Wenn Leute im Dorfe von ihrem Heu, Vieh oder liegenden Gütern aus Noth etwas öffentlich an die Steigerung bringen wollten, so trat er mit dem Löwenwirth und andern Gemeindsvorstehern zusammen, und sie machten Satz mit einander, um Alles wohlfeil zu bekommen. Sie boten erst kleine Summen, und legten etwas zu. Dann trat Einer nach dem Andern zurück, und bot nicht mehr, weil es zu viel Geld und die Waare zu schlecht sey. So sagte Einer um den Andern. Und weil man sie für die verständigsten Männer hielt, getraute sich kein Anderer, mehr zu bieten. So bekamen sie die Sachen wohlfeil. Wenn aber doch ein Anderer klug war und mehr bieten wollte, schreckte man ihn mit Drohworten, zumal wenn ein solcher ihnen schuldig war, und sie sagten: „Hast du Geld genug für so schlechte Waare, und willst meinen Freund überbieten, so verlange ich, du sollst mir vorher deine Schuld bezahlen.“

So machte es der Adlerwirth. Aber unrecht Gut gedeiht nicht. Er war ein stolzer und zornmüthiger Mann, und hatte beständig Händel und Prozesse vor Gericht. Sogar mit seinen Brüdern und Schwestern hatte er einen Rechtsstreit gehabt, weil er sie in der väterlichen Erbschaft durch Betrug und List bei der Theilung sehr verkürzt hatte. Viele Leute im Dorfe waren von ihm durch das Prozessiren zu Grunde gerichtet worden.

Ueberhaupt war die Streitsucht in Goldenthal eine Hauptursache von der Verarmung des Dorfs gewesen. Denn so lange die Leute noch im Wohlstand waren, wollten sie großthun; und wer einen Prozeß zu führen hatte, meynte, er habe etwas Großes und Ehrenvolles, weil Jedermann mit ihm davon sprach. Dann kamen arglistige Advokaten und hetzten noch mehr auf, weil sie gern durch die Dummheit und Prozeßwuth der Bauern Verdienst hatten. Die prozeßlustigen Leute waren dann so sehr auf ihre Sache erpicht, daß sie tausendmal schworen, lieber Alles daran zu setzen, als nachzugeben. Das gefiel den Advokaten gar wohl. Da wurden die Prozesse durch allerlei Kunst in die Länge gezogen, Jahr ein Jahr aus; da wurden replizirt, triplizirt, appellirt und den einfältigen Leuten das Geld aus dem Sack herausgeführt, bis der Handel zehnmal mehr gekostet, als er werth war. Wer dann verlor, schimpfte über Partheilichkeit der Richter, und sog an den Hungerpfoten. Die Advokaten aber aßen Braten.

Seit Oswald in's Dorf gekommen, hatte er viele Leute von dem Prozessiren abgehalten. Denn wenn ihn Einer um Rath befragte, richtete er es immer so ein, daß die Sache in der Güte abgethan wurde. Und er redete und sprach: „Einst fanden zween Hunde, die sich auf einem schmalen Steg über dem Wasser begegneten, ein Stück Fleich auf dem Brücklein. Und sie geriethen in Streit, wem es gehöre. Ein dritter Hund, der das Fleisch auch gern gehabt hätte, kam dazu und sagte bald diesem, bald jenem in's Ohr: „Gieb nicht nach. Es gehört dir von Rechts wegen allein!" Also fiengen die Beiden an sich zu raufen und zu beissen, bis Beide in der Balgerei hinab vom Steg in's tiefe Wasser fielen. Dann gieng der Dritte gemächlich zum Fleisch und fraß es, und sah zu, wie die Andern schwammen. So geht es den streitführenden Partheien in Prozessen. — Rechthaberei kostet viel Geld, und bringt Spott und Schande nach. Wer einen Prozeß anhebt, hat schon die Hälfte von dem verloren, was er gewinnen will. Boshafte Advokaten sind wie die zwei Schneiden einer Scheere; sie vereinigen sich, um das zu

trennen, was man zwischen beide legt. Wenn du am Ende Alles gewinnst, hast du doch mehr verloren, als dir ersetzt werden kann: Zeit und Arbeit, wohl gar an der Gesundheit Schaden genommen durch Verdruß und Aerger, Furcht, Sorge und schlaflose Nächte."

So sprach Oswald. Der Adlerwirth aber fragte ihn nie, sondern hatte fast alle Jahr einen neuen Prozeß. Die vielen Unkosten und Geschenke an Advokaten und Schreiber, die vielen Läufe und Gänge und Reisen brachten ihn nach und nach um das Seinige. Als er nun einen Streit gegen eine benachbarte Gemeinde verlor, den er mit derselben wegen einer alten Eiche geführt hatte, von der er behauptete, sie stände auf seinem Lande und gehöre nicht der Gemeinde: so kam er in große Noth. Denn die Eiche hatte ihn über tausend Gulden gekostet, und er wußte nicht, woher das Geld nehmen, weil er schon mehr auf Haus und Land schuldig war, als man glaubte. Und da er überall Geld aufnehmen wollte und nichts erhielt, geriethen die in Sorgen, denen er schon schuldig war. Und sie begehrten zurück, was sie ihm geborgt hatten. Also blieb ihm nichts übrig, als all sein Gut den Gläubigern heimzuschlagen. Er mußte Haus und Hof verkaufen. Das war die Folge seiner Prozeßsucht.

Weil er seine Felder schlecht besorgt hatte, giengen sie in mäßigen Preisen ab. Da die Leute nicht mehr häufig in's Wirthshaus giengen, weil sie entweder kein Geld hatten oder keins versaufen wollten, brachte auch die Wirthshausgerechtigkeit nicht viel ein. Der Käufer des Hauses, als er sah, daß Niemand bei ihm einkehren und Geld verzehren mochte, stellte das Wirthen ganz ein. So blieb nur der Löwenwirth noch Meister; denn die andern Wirthe und Bier- und Weinschenken hatten auch nichts mehr zu verdienen, und die Wirthschaft schon früher aufgegeben.

Einige alte Bauern schüttelten dazu den Kopf und seufzten und sprachen: „Es ist doch böse Zeit, und wir sehen wohl, unser armes Dorf geht gänzlich zu Grunde. Vorzeiten hatten drei Wirthe und noch einige Bier- und Weinschenken bei uns vollauf zu thun;

jetzt ist kaum Nahrung genug für einen einzigen vorhanden! Wohl ist das eine Schande für unser Goldenthal, und ein Beweis, wie schlecht es bei uns steht."

Oswald aber sprach zu ihnen und sagte: „Mit nichten, ihr guten Leute! sondern nun habe ich gute Hoffnung, daß es bei uns bald besser gehen werde. Ich bin viel in der Welt umher gereiset, und habe viele Dörfer gesehen. Wo die meisten Wirthshäuser waren, da habe ich immer die meiste Armuth gefunden. Und wo kein Wirthshaus war, als etwa, Reisende zu beherbergen, da sah man überall einen gewissen Wohlstand in den Häusern. Die Wirthe hängen nicht umsonst in ihre Schilde das Bild eines Raubthieres aus, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Thiere leben vom Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen ein goldenes Kreuz aus, weil sie Gold haben wollen, und den Leuten Kreuz und Kummer dafür lassen. Sie hängen einen goldenen Engel aus, aber es ist ein böser Engel, der Rekruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus und Gefangniß. — Wir haben im Dorfe nur noch ein Wirthshaus, aber noch zuviel daran. Stände es nicht da, ständen die Nachbarshäuser besser. Wer am Wirthstische die Spielkarten nicht braucht, kauft sich eine Bibel und Gotteswort in's Haus. Wer nicht bei den Zechern um theures Geld Kopfweh kauft, freut sich daheim bei Weib und Kind unentgeldlich. Wer dem Wirth kein Geld zahlt, behält es im Sack. Es ist mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flasche Wein, als im Wirthskeller ein ganzes Faß voll zu haben."

So redete Oswald, und die alten Bauern nickten mit dem Kopf, denn sie merkten wohl, er habe nicht Unrecht. Aber der Löwenwirth wollte bersten vor Zorn, zumal da er hörte, daß Oswald den goldenen Löwen ein Raubthier geheißen hatte. Und er würde dem Oswald gern einen Prozeß angehängt haben, wenn es möglich gewesen wäre. Aber der Schulmeister war klug, nahm sich in Acht, und gieng dem grimmigen Löwen überall aus dem Wege, und ließ denselben brüllen und schmähen.

17.

Vom Blitzstrahl im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer.

Zu dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos waren, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereuten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange, bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder wie vorher.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz in's Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus; doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte auch Niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte; und der alte Herr Pfarrer war von Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung, und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück Schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können; jetzt ist das verboten. Die großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück." — So sprachen die Goldenthaler.

Oswald aber sagte: „Wie denket ihr doch in euerm Herzen so thöricht, und sprechet mit euerm Munde so lästerlich. Die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauses gezogen, sondern der metallene Knopf mit der eisernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Wasser oder den Metallen auf Erden nachzugehen, besonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Mensch erkenne, wie er sich vor der Gewalt des Blitzes verwahren könne. Denn sobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, ist er unschädlich."

So sprach Oswald, und führte die Bauern auf

das Dach des Pfarrhauses. Da sahen sie alle in dem vergoldeten Knopf kleine eingeschmolzene Löcher, und sahen, wie der Blitz den aufrechtstehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eisendrath, am welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Herrn Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz solch einen eisernen Weg zur Erde gefunden, war das übrige Haus von ihm verschont worden, und ein kalter Schlag geblieben, wie die Bauern sagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eisenzeug nicht gefunden, wohl leicht ein gar heißer Schlag geworden.

Oswald sprach ferner: „Weil die Kirchthürme hohe Spitze tragen und viel Eisenwerk im Innern, geschieht es oft, daß der Blitz sie trifft. Und weil daher schon mancher arme Mensch beim Gewitterläuten erschlagen worden ist, hat die hohe Obrigkeit das unnütze und abergläubige Läuten verboten."

So sprach Oswald; und weil er merkte, daß sich seit der Zeit viele Leute vor dem Blitzstrahl mehr als vorher fürchteten, that es ihm leid. Und er sprach: „Angst und Schrecken beim Gewitter sind ein Unglück; das Gewitter selbst ist ein Segen des barmherzigen Gottes für die Länder, deren Lüfte er reinigen und deren Boden er befruchten will. Darum leget euern Kummer ab. Gehet hin, befestigt auf dem Gibel eures Hauses eine eiserne Spitze, eines Schuhes hoch; knüpfet daran einen eisernen Drath, nicht dicker als die Spule einer großen Schreibfeder, der muß über das Dach herab bis zur Erde gehen in eine feuchte Stelle. So habet ihr dem Blitz einen Weg gemacht, auf dem er unschädlich zur Erde fährt, wenn der Drath ein einziges Stück ist von oben bis unten, und ihr ihn sauber haltet von allem Rost und Schmutz. Ein Blitzableiter ist auch ein Furchtableiter, und bewahrt zugleich Haus und Dorf gegen ein mögliches Unglück von Feuersbrunst durch den Strahl."

Also redete der Schulmeister, und setzte auf sein eigenes Haus eine Eisenspitze mit dem daran herabgehenden Drath (denn Elsbeth fürchtete sich stark bei allen Gewittern). Der Müller hatte dergleichen schon längst in der Stadt gesehen, und that es auch. Viele

Bauern

Bauern folgten dem Beispiel nach, denn es kostete nichts viel und half doch zur Beruhigung.

Andere aber nahmen in ihrer Dummheit daran großes Aergerniß und sagten: „Heißt das nicht unsern Herr Gott nach den Augen stechen und ihm Gesetze vorschreiben? Kann er nicht mit seinen Blitzen treffen, wen er will? Werden die vielen Wetterstangen nicht die fruchtbringenden Gewitter verhindern und schlechte Witterung machen?

Da antwortete der Schulmeister und sprach: „Ihr Thoren, die Wetter Gottes gehen über tausend Spitzen der Bäume des Waldes, wie über kahle Ebenen, und seine Blitze befruchten den Erdboden, sie mögen in den Wipfel der Eiche, oder in Eisenstäbe, oder in Seen, Flüsse und Meere fallen. Aber der Herr gab uns Einsicht, auf daß wir uns bewahren sollen vor dem Schaden, den die herrlichste Sache am unrechten Ort hat. Das Feuer ist mit Licht und Wärme wohl ein herrliches Ding, aber nicht, wenn das Haus brennt. Darum gab uns Gott das Wasser zum Löschen des Feuers. Brauchet ihr nun das Wasser zum Löschen des Feuers, warum traget ihr Bedenken, das Eisen zum Löschen des Blitzes zu gebrauchen? Es ist kein Uebel in der Welt, Gott hat uns dagegen ein Mittel gegeben. Aber der Mensch soll es erkennen und mit Dank empfahen. Wer nun in blinder Verstocktheit das Mittel versaumahl, ist ein Verächter von Gottes theuersten Gaben, und leidet gerechte Strafe, es sey, daß sein Haus verbrenne von der Flamme des Feuers, oder daß sein Haupt vom Blitzstrahl getroffen werde."

Viele glaubten an diese verständige Reden. Andere aber, die Blöden und Hochmüthigen, verachteten solche Worte in ihrem Herzen, und wollten nicht zugeben, daß es der Schulmeister besser verstehe, als sie; denn sie schämten sich, Dumm zu seyn, und wollten ihrer Unverständigkeit das Ansehen der Klugheit verleihen.

Die Stelle des verstorbenen Pfarrers blieb nicht lange unbesetzt. Der neuerwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von sieben-undzwanzig Jahren kam in's Dorf.

„Ei," riefen einige Bauern, „was soll uns dieser Knabe? Wenn die Regierung keinen Glauben mehr

hat, so soll sie uns doch bei unserm Glauben, uns einen würdigen Mann schicken, der Jahre und Erfahrung hat." — Andere sprachen: „Der Herr Pfarrer ist auch Einer von der neuen Mode, Gott sey es geklagt. Wenn er predigt, spricht er so verständlich, wie unsereins, und man kann wahrhaftig Alles begreifen und behalten. Das taugt nicht. Er ist nicht gelehrt genug und sollte mehr lernen. Da muß man den alten Herrn Pfarrer selig in Ehren halten. Das war ein ganz anderer Mann! Der predigte so schön und gründlich gelehrt, daß ihn unsereins nur nicht verstand, und wenn er anderthalb Stunden auf der Kanzel war. Derwußte unsereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Peinen anfieng und von der Buße und Glauben, und wenn er das ganze Sündenregister hersagte. Zumal im Winter, wenn es in der Kirche fror, daß man hätte Ach und Wehe schreien mögen, dann machte er's am längsten!" — Wieder andere sagten: „Ja, der alte Herr selig, das war ein Mann! Wenn der auf der Kanzel stand oder beim Altar, da war doch von seiner großen, breiten Gestalt was zu sehen. Der neue Herr Pfarrer ist viel zu schmal, und dünn wie ein Zwirnfaden. Ja, und wenn der alte Herr selig einmal recht eifern wollte, hörte man ihn weit über's Dorf hinaus richtig beim Vieh auf der Allmande, und den Leuten, wenn sie aus der Kirche kamen, klangen die Ohren zwei Stunden hernach. Der hatte eine Stimme! Aber der neue Herr Pfarrer spricht so, als wäre er bei uns in der Stube."

So urtheilten die Leute zu Goldenthal, doch auch nicht alle.

18.

Noch etwas vom neuen Herrn Pfarrer.

Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl ein, daß der Herr Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Herr war, ungeachtet seiner Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem zu Muthe, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll großen Ernstes; er war von

Herzen demüthig, und flößte doch in seiner Demuth große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zurnte nie, und war immerdar voll Sanftmuth und Gesundheit; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den Verirrten zurechtwies.

Als er in Goldenthal angekommen war, besuchte er alle Familien im Dorfe und machte sich mit allen bekannt. Nachher verging kein Tag, da er nicht bald in dieses, bald in jenes Haus gieng. Er verstand da die rechte Kunst, Vertrauen zu erwecken. Immer wußte er guten Rath zu geben, immer die Bekümmerten zu trösten, das Herz der Frechen zu bewegen und zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften. Gleichwie Christus der Herr, ward auch er am meisten bei armen Leuten gesehen, oder bei denen, die im schlechtesten Ruf standen und wegen der Ruchlosigkeit ihres Herzens bekannt waren.

Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es ein wundervares Wesen. Denn Jeder glaubte, der Herr Pfarrer rede und predige nur zu ihm allein. Jeder hörte gleichsam da die Geschichte seines eigenen Herzens, das Geheimniß seiner eigenen Fehler, und die wahren Ursachen, wie man zu denselben gekommen und von Gott abgefallen sey, und die Art und Weise, wie man wieder zum himmlischen Vater zurückkehren müsse. Und dabei wies er immer auf Jesum Christum und die Heiligen Gottes, als die Vorbilder des Wandels zu Gott. Das erweckte dann in jedem Zuhörer großes Nachdenken, weil Jeglicher meynte, es sey nur von ihm die Rede. Und man vergaß die Jugend des Lehrers, und seine zarte Gestalt, und die Mildigkeit seiner Stimme. Denn seine Worte waren Himmelsworte, die an das Herz drangen mit Süßigkeit und Entsetzen.

Als der Herr Pfarrer zum erstenmal die Schule des Dorfes besuchte, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, machte die Reinlichkeit, Stille und Ordnung der Kinder, wie sie kamen, ihm große Freude. Wie nun aber Oswald auf die Knie fiel und die ganze Schule niedersank zum Gebet, rührte ihn der schöne Anblick der betenden Jugend. Und er knicete und beugte sich vor Gott, und die hellen Thränen flossen bei Oswalds

Gebet von seinen Augen. Und er blieb liegen, als Oswald geendet hatte, streckte die gefalteten Hände zum Himmel und sprach: „Mein Vater im Himmel, höre auch mein Gebet und Seufzen! Bleibe mit deiner Gnade gegenwärtig diesen unschuldsvollen Kindern, daß sie sich nie von dir verlieren; bleibe bis es bei ihnen Abend wird, und du sie aus der Welt voll Prüfungen hinwegrufst an dein Vaterherz. Dann, o dann, Barmherziger, vergieb um Jesu willen auch mir meine Sünden, daß ich knieen darf mit diesen verklärten Engeln um deinen Thron, und drüben Keiner fehle von uns. Und segne den Lehrer dieser frommen Jugend; segne sein Wort und Werk, daß es mächtig bleibe durch deine Macht, dein Reich herrlich zu erweitern!"

So sprach er; dann stand er auf und sagte zu den Kindern: „Liebe Kindlein, betet fleißig für diesen euern Lehrer, daß ihn Gott euch erhalte; denn wahrlich, dieser Mann ist euer Vater, und ohne ihn waret ihr trostlose, verlassene, arme Waisen!" — Dies und anderes Schöne redete er; und die Knaben und Mägdlein schluchzten laut, und hatten nun den Schulmeister noch viel lieber, als sonst, denn sie bedachten, er könne ihnen einst sterben. Und viele falteten die Hände, und sahen still und stumm mit betenden Augen durch die fallenden Thränen zum Himmel.

Und als endlich die Morgenschule vollendet war, gieng der Herr Pfarrer zum Schulmeister und umarmte ihn vor allen Kindern, drückte ihn an sein Herz und sprach: „O du frommer und gerechter Mann, du säest Saaten, die dir herrlich in der Ewigkeit aufblühen; lehre mich deinem Beispiele nachfolgen, denn du hast schon Vieles gethan, und ich noch so wenig. Und wenn ich je den Muth verlieren sollte, will ich herkommen und mich zu den Kindern setzen, und will werden wie sie, hoffend, glaubend, liebend, und mich durch den Anblick deines Beispiels und deiner Beharrlichkeit stärken!"

Das war ein rechter Feiertag für alle Kinder im Dorfe gewesen. Sie hatten zwar den Oswald und die Elsbeth schon vorher lieb gehabt von Herzen. Nun sie aber gesehen hatten, wie große Ehrfurcht selbst der Herr Pfarrer ihrem Lehrer bewies, betrachteten sie

Oswalden und Elsbethen recht wie höhere Wesen, und in ihre Liebe mischte sich eine wunderbare Hochachtung.

Pfarrer Roderich war kein halbes Jahr im Dorfe, so war er schon der rechte Hausfreund und Rathgeber der meisten Familien. Von ihm kam allezeit die beste Meynung, der beste Trost. Die Mühseligen und Beladenen fanden bei ihm Erquickung. In den Hütten sprach er als ein irdischer Freund. Sonntags aber ward den Leuten immer zu Muth, als sey der liebe, heilige Mann gestorben, und er rede in der Kirche als ein Verklärter, der aus den Himmeln gekommen, von oben herab, und wolle sie nach sich ziehen in das Ewiglich-Schöne.

Und er that den Armen viel Gutes; man wußte es nur kaum, so bescheiden that er das Gute. Und wo Kranke waren, fehlte er nicht. Er hatte in seinem Hause eine kleine Apotheke von einfachen Hausmitteln. Daraus half er oft. Er las gern die Schriften der Aerzte, und wußte Vieles zu heilen ohne große Kunst. So ward er nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein leiblicher Arzt der Seinen. Das brachte ihm großes Vertrauen und vielen Gehorsam. Also that er, wie Christus der Herr und seine Jünger, und heilete die Kranken und predigte das Reich Gottes.

Und so geschah, daß er die unwissenden Leute von allerlei abergläubigen, sympathetischen und oft grundschädlichen Mitteln in Krankheiten abgewöhnte. Sie liefen nicht mehr zu den Kapuzinern um geweihte Zettel, nicht mehr zu den Henkern, Scharfrichtern, Wasserbeschauern und Quacksalbern. Denn er forderte für seine Mühe und Arzenei kein Geld, und half doch besser, als zwei Pfuscher. Wenn aber eine Krankheit zu wichtig und schwer ward, mußten die Leute sogleich auf seinen Rath zu einem erfahrenen und gelehrten Doktor in die Stadt senden. Anfänglich sträubten sich zwar Viele dagegen, und hatten mehr Zutrauen zu einem alten Weibe oder einem verschmitzten Harngucker, als zu einem rechtschaffenen Manne, der die Arzneikunst gründlich erlernt hatte; oder sie liefen von einem Doktor zum andern, wenn die Arzenei von dem Einen nicht jählings half, und gebrauchten allerlei Mittel durcheinander, daß das Uebel immer schlimmer werden

wußte. Der Herr Pfarrer aber wußte die Leute bald auf andern Sinn zu bringen; denn er mußte es wohl besser verstehen, da er selber im Heilen Erfahrung hatte. Das brachte ihm Vertrauen und Gehorsam.

Er wußte auch sonst noch viele Dinge, die man bei ihm nicht vermuthete. Er war ein geschickter Bienenvater, und wußte die Bienen auf's Beste zu pflegen, vor Unfall zu hüten und ihnen gesunde Nahrung zu bereiten, wenn es daran fehlen wollte. Er hatte seine Bienenstöcke aber nicht lange bei sich, sondern verschenkte sie an die ärmsten Haushaltungen; und lehrte diese, wie sie die nützlichen Thiere besorgen müßten. Nur behielt er sich vor, wenn es neue Schwärme gab, sie aufzufangen und denen zu geben, die noch keine besaßen, bis fast alle Familien mit Bienen versehen waren. Und weil er die Sache meisterlich verstand, gedieh sie bey Allen. Da ward viel Honig und Wachs zur Stadt getragen, und schönes Geld dafür heimgenommen. Und mit der Zeit ist Goldenthal im ganzen Lande berühmt geworden durch seinen Bienenstand, also daß aus entlegenen Ortschaften die Käufer kamen, und den Preis des Wachses und Honigs im Dorfe steigerten, weil Jeder den Goldenthaler Honig pries. Und sie hatten Heerden, für die sie kein Land und Futter gebrauchten, sondern die auf ihren zarten Flügeln über Felder und Wälder schwärmten und ihren Besitzern Gold in's Haus trugen.

Und wie der Herr Pfarrer diese und andere löbliche Einrichtungen in den Häusern machte, so machte er auch dergleichen in der Kirche. Hier aber hielt es fast schwer, besonders bei den alten Leuten, die sehr hartnäckig am Alten hiengen. Wenn die Gemeinde in der Kirche sang, war es ein gewaltiges Durcheinanderschreien, ohne Lieblichkeit und Wohllaut. Jeder schrie aus Leibeskräften um die Wette mit dem Nachbar, als sollten die Fenster springen und die Gewölbe des Tempels zerbersten. Die Leute wurden dabei zuweilen von der Anstrengung kirschbraun im Gesicht.

Schon Oswald hatte gegen dieses andachtlose Zetergeschrei viel geredet; aber er redete in den Wind und hatte das Ansehen nicht. Darum ließ er die ältern Leute gehen, und hielt es mit den Jüngern und Kin-

dern. Diese lehrte er seinen, lieblichen Gesang, vierstimmig, daß es recht erbaulich und rührend anzuhören war. Die Bauern und ihre Weiber hörten recht gern zu; doch sie meynten, das sey wohl gut in der Schule, aber nicht in der Kirche, und ließen es beim alten Geschrei bewenden.

Da griff es der Herr Pfarrer anders an. Ob er gleich die alten Lieder in Ehren hielt, theilte er doch, als Anhang zu den alten Liedern, in den Haushaltungen ein kleines Büchlein mit; das enthielt allerley schöne Gebete in Versen für solche Fälle, die in den alten Liedern fehlen mochten. Und dies Büchlein war dasselbe, was die Kinder schon längst in der Schule gehabt und gesungen hatten. Das war den Alten schon recht, denn es kostete sie nichts.

Nachdem manche Woche und mancher Monat vergangen war, hielt eines Sonntags der Herr Pfarrer eine beredsame Predigt über den Nutzen der Feierlichkeit beim öffentlichen Gottesdienst; und er sprach von König Davids heiligem Harfenspiel und vom Halleluja der Engel am Throne Gottes. Und jeder Bauer verspürte, daß er bisher nicht mit gehöriger Andacht gesungen habe, wie die Engel Gottes singen. Dann sagte der Herr Pfarrer zuletzt: „Der Heiland hat gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Also wollen wir auch unsern Söhnen und Töchtern nicht wehren, zum Heiland zu kommen. Und alle Sonntage sollen sie zuerst, ehe wir singen, einen Satz aus dem Anhang singen zu unserer Herzenserweckung; künftigen Sonntag das erste Mal.“

So sprach er. Und am nächsten Sonntage war die Kirche gedrängt voll; und an den schwarzen Tafeln der Kirchthüren stand erst ein Vers aus dem Anhang, dann ein altes Lied angezeichnet. Die Leute hatten von selbst das Anhangbüchlein mitgebracht. Und es scholl der Gesang der Jugend wie sanfter Engelgesang durch die Kirchengewölbe. Es wurden vielen Leuten vor Rührung die Augen feucht, die Herzen warm. Manche von den Alten sumseten leise und heimlich das schöne Lied nach. Dann ward von der ganzen Gemeinde das alte Lied gesungen. Der Herr Pfarrer sprach aber zuvor: „Ihr Männer, lieben Brüder, und ihr christlichen

Frauen, vergesset nicht, daß unser Gott allgegenwärtig ist, und er euch höret, ob ihr gleich vor ihm sanft singet, wie Harfen Davids." So sprach er. Die Gemeinde sang, und so sanft, daß man die schönen vierstimmigen Töne der jungen Leute hell und deutlich dazwischen hörte. Das klang wunderlieblich. Und wenn ein altes Weib einmal allzulaut hineinkreischte, stieß sie der Nachbar an, sie solle die Andacht nicht stören.

So gieng es manchen Sonntag. Und jeden Sonntag mischten mehrere von den Alten ihre Stimmen zu dem Gesang der Jugend, denn er gefiel ihnen wohl. Zuletzt sang die gesammte Gemeinde leise mit, sogar der Herr Pfarrer. Oft geschah es, daß man blos aus dem Anhang singen mußte.

Wenn Fremde aus der Stadt oder aus benachbarten Dörfern einmal von ungefähr in die Goldenthaler Kirche kamen und dem Gottesdienste beiwohnten, ward ihnen wundersam zu Muth. Und sie waren andächtiger hier, als anderswo. Und im ganzen Lande redeten sie davon.

19.

Was man von den Goldenthalern im Lande redet.

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern gab es über die Goldenthaler mancherlei Gespräch. Diese Leute [illegible]n bisher immer Lumpen geheißen, waren als Saufbrüder bekannt, als liederliche Vögel, als Schuldenmacher, denen man keinen Heller anvertrauen mochte. Nun war es gar sonderbar, daß es bei ihnen im Dorfe gar nicht aussah, wie bei armen Leuten. Ihre Häuser waren sauber und reinlich; eben so Alles in schönster Ordnung auf der Gasse, hinter den Häusern und in den Gärten. Es war bei ihnen artiger, als in den reichsten Dörfern. Man sah im Sommer die Männer, Weiber und Kinder schon früh Morgens auf den Feldern. Da trugen und streuten die Einen den Dünger, Andere jäteten Unkraut aus. Immer hatten diese Leute etwas zu thun, und es war eine Lust, sie arbeiten zu sehen; es gieng ihnen Alles gar geläufig von der Hand. Brauchte man in der Stadt Taglöhner, so fragte man am liebsten nach Goldenthalern. Giengen die Bürgerfrauen zum Einkaufen auf den Markt, so

giengen sie am liebsten zu den Goldenthalerinnen. Denn diese waren immer sehr nett, in frischen, weißen Hemden, und reinlichen Kleidern und saubern Händen, daß sie rechte Lust machten, von ihrem Gemüse, ihrem Gespinnst und andern Waaren zu kaufen.

Die Goldenthaler waren arm, das wußte man wohl. Aber sie verzinseten jedesmal ihre Schulden richtig auf den Tag. Und was gar ausserordentlich war, sie hatten in der Stadt kleine Geldsummen in Zins ausgethan. Das brachte den Leuten Kredit und Glauben. Wenn der Pfarrer Roderich und der Schulmeister Oswald für einen Goldenthaler gut sprachen, lieh man lieber einem solchen, als einem aus andern Gemeinden. Und man lieh das Kapital lieber um einen sehr mäßigen Zins aus, weil man vorher wußte, daß es sicher stehe und richtig verzinset werde. Das schaffte den Goldenthalern gar ansehnliche Vortheile. Denn sie kündigten ihre Kapitalien ab, wo sie großen Zins zu zahlen hatten, und nahmen da Geld auf, wo sie es in niedrigerm Zins erhielten.

Man urtheilte allerlei über das Dorf. Man sagte wohl, es sey da ein braver Pfarrer, ein sehr verständiger Schulmeister. Allein Vielen war doch die ganze Sache ein Räthsel. Denn ein Pfarrer und ein Schulmeister können doch auch nicht Alles, und jeder Pfarrer im Lande glaubte so klug zu seyn oder noch klüger, als die Beiden in Goldenthal waren. Das machte viel Kopfbrechen. Die Bauern in der Gegend umher sagten geradezu, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu. Man hatte etwas vom Oswald gehört, und er könne Gold machen, und lehrte es in seinem Dorfe Den und Diesen. Und man neckte und höhnte die Goldenthaler zuweilen damit, sie könnten Gold machen.

In der That war es auffallend, daß die Goldenthaler Dinge zu Markt brachten, man wußte nicht, woher sie Alles hatten. Ihr Gemüse, ihr Obst, ihr Flachs, ihr Hanf, ihr Getreide, Alles war gut. Die Kinder handelten sogar mit den schönsten Blumen und brachten solche in die Stadt. Honigwaben, ausgelassenen Honig und Wachs hatten sie mehr, als weit umher alle übrigen Dörfer zusammen. Man wußte sehr gut, sie besaßen keine ansehnliche Viehheerden; viele Haushal-

lungen hatten etwa jede ein paar Kühe und ein paar Ziegen. Demungeachtet brachten arme Leute, die blos eine Kuh hatten, zentnerschwere Käse und große Ballen der reinsten Butter zum Verkauf. Es war ganz unbegreiflich, wie Eine Kuh so viel Butter und Käse liefern konnte. Eben so hatten die Goldenthaler jederzeit im Herbst die feinsten Obstsorten, schmackhafte Aepfel und Birnen, wie niemand anders. Woher kam das so plötzlich in wenigen Jahren?

Die Goldenthaler mußten oft selbst bei sich lachen, wenn man ihr Dorf im Scherz das Goldmacherdorf nannte. Aber sie wußten wohl, woher es kam. Denn Oswald verstand sich auf die Obstbäume, und wo er in den Gärten der vornehmen Herren gute, feine Obstarten wußte, gieng er hin und bat um Zweige. Dann hatte er seine jungen Leute an der Hand, die von ihm das Pfropfen, Zweigen und Aeugeln gelernt hatten. Recht wie Gärtner giengen sie damit um. Sie hatten wirklich besondere Messer dazu. Nun wollte der Nachbar links und der Nachbar rechts in seinem Garten und auf seinem Felde bessere Frucht vom Baume. Da ward nun okulirt und gepfropft nach Herzenslust. Manche Bauern hatten sich junge Wildlinge aus den Wäldern geholt und veredelt; andere hatten aus Saamen Bäume gezogen und Baumschulen angelegt. Jeder wollte es besser machen und besser haben, als der Andere. Im Eifer wurde die Sache oft von Manchem übertrieben.

Nun konnte man sich's in der Stadt wohl erklären, wie die Goldenthaler von Jahr zu Jahr immer schöneres und immer mehr Obst hatten, woraus sie bei gutem Jahrgang so viel Geld löseten. Das war kein Hexenstreich. Aber keine große Viehheerden haben, und doch viel Käse und Butter machen, das war allerdings ein Kunststück!

Das Kunststück hatte Oswald aber, während seines Kriegslebens, irgendwo in einem Dorfe gesehen und gelernt, und mit sich nach Goldenthal gebracht. Es war gar artig. Die Leute wollten anfangs gar nicht daran; hintennach aber wußten sie es ihm großen Dank. Er machte es nämlich so:

Er gieng herum bei seinen Verbündeten die Kühe hatten, und sagte: „Ihr habet von euren Kühen schlech-

'en Nutzen. Man muß von einer Kuh jährlich für Käse und Butter wenigstens fünfzig bis hundert Gulden baares Geld lösen. Wollet ihr mit mir einstehen, so will ich's machen. Es gehören wenigstens vierzig bis fünfzig Kühe zusammen, dann geht's."

Als nun die vierzig bis fünfzig Kühe gefunden waren, sagte er: „Nun geht's!" Er kannte einen geschickten, rechtschaffenen Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister verstand. Dem versprach er zweihundert Gulden Jahrlohn; dafür mußte sich derselbe aber Kerzenlicht, Tücher und Waschlumpen selber anschaffen, so zum Käsemachen und Reinhalten der Gefäße und der Waare nöthig waren. Geschirr und Salz schaffte Oswald auf Rechnung der Theilnehmer an, von denen drei redliche Männer zu Aufsehern bei dem neuen Gewerbe ernannt wurden für das erste Jahr.

Im ehemaligen Wirthshaus zum Adler war der beste Platz zum Käsemachen; ein guter kalter Milchkeller, ein großer Kessel in dem geräumigen Waschhause. Der Eigenthümer gab den Platz her, denn er hatte fünf Kühe, und wollte die Probe mitmachen und sehen, was dabei herauskomme. — Nun mußte Holz auf Unkosten Aller herbeigeschafft werden, Es kam. Dann bestimmte Oswald einen Tag, da mußten Alle, die zu der neuen Käserei gehörten, ihre Kuhmilch in äusserst sauber gewaschenen Gefäßen bringen. War das Gefäß nicht sauber, so nahm der Senn die Milch gar nicht an; das war das Gesetz. Dann kostete der Senn die Milch. War Wasser oder Ziegen- oder Schaafmilch darunter, nahm der Senn die Milch nicht an; das war das Gesetz. Nachher machte man das Gesetz noch schärfer.

Der Senn maß die Milch, und schrieb unter eines Jeden Namen auf, wieviel derselbe gebracht habe. Jeder konnte es für sich auch aufzeichnen. So brachte jede Haushaltung alle Tage Morgens und Abends die Milch ihrer Kühe. Von fremden Kühen durfte man bei schwerer Strafe keine Milch bringen.

Die gesammte Milch eines Tages goß der Senn in der Milchkammer zusammen, und bereitete daraus Butter und Käse. Das gab schöne, frische, große Ballen; zudem noch Käsewasser, im Sommer ein gesundes, kühlendes Getränk.

Nun war die Frage: wem gehört die Menge Butter und Käse von jedem Tage? Denn alle Tage ward ein solche Parthie fertig. Es hätte sie gern Jeder gehabt, um in die Stadt damit zu laufen. — Das richtete man folgendermaßen ein:

Alles, was die zusammengebrachte Milch eines einzigen Tages an Butter, Käse u. s. w. abtrug, ward auch nur einem einzigen Theilhaber mit einemmal gegeben, und zwar demjenigen, dem man die meiste Menge Milch in der Käserei schuldig geworden war. In den ersten paar Tagen freilich bekamen die Ersten weit mehr an Käse und Butter, als sie Milch gebracht hatten; denn sie bekamen ja das, was aus der Milch von allen Theilnehmern gemacht war. Allein nun wurden sie für so viel, als sie zuviel bekommen hatten, den Uebrigen schuldig; und was sie schuldig geworden waren, ward ihnen von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die sie brachten. Das gieng so lange, bis sie alle Schuld abgethan und an Milch wieder mehr zu gut hatten, als die Uebrigen. Dann bekamen sie wieder die an einem Tage bereitete Waare. Unterdessen hatte aber auch der, welcher nur eine einzige Kuh besaß und alle Tage nur ein paar Maas Milch bringen konnte, nach und nach mehr zusammengebracht, als Jeder von den Uebrigen, wie man das wohl im Milchbuch aufgeschrieben fand. Und nun empfing er die Frucht eines Tages, bei anderthalb Zentner Butter und Käse mit einemmal.

Die Butter konnte Jeder den Tag gleich mit sich nehmen, da sie fertig war; Buttermilch und Käsewasser gehörten ihm auch. Den Käse aber ließ er so lange im Keller, bis er gehörig fest und gut war. Allemal an dem Tage, da Einer das Recht hatte, die aus der Milch bereitete Waare zu beziehen, mußte er dem Senn bei der Arbeit helfen und ihm handlangen, und saubere Handtücher, Linnen und was nöthig war, herbeischaffen.

Zuerst war den Goldenthalern das ganze Wesen bedenklich, und es meynte Jeglicher, er komme zu kurz dabei. Wenn Einer aber endlich seine Menge Käse und Butter empfieng, und nun nachrechnete, wieviel Milch er gegeben, so war er höcherfreut. Und es fand sich am Ende des ersten Jahres schon, daß auf diese Weise der mittlere Ertrag und Gewinn von einer Kuh über

166 Gulden stieg, und zwar nach Abzug aller Unkosten. Das war doch ein schöner Zins!

Nun begriff man auch bald, woher das komme. Denn je frischer die Milch und je mehr, je besser wird die Waare daraus. So was konnte eine einzelne Haushaltung für sich allein beim Aufsammeln ihrer Milch nicht leisten. Ferner: Sonst ward in den Haushaltungen manche Maas Milch verschlampt und verzehrt, jetzt in den Milchkammern der Käserei in Zins gelegt. Sonst verlor man viel Zeit, oder hatte keine Zeit, selber Käse zu machen; jetzt gieng das von selbst. Sonst kostete es Jeden mehr Holz zum Kochen; jetzt war es ein großes Holzersparniß.

Einige Goldenthaler versuchten anfangs zwar mit ihrer Milch Betrügereien; aber man machte bald so strenge Gesetze, daß es keinem mehr in Sinn kam, zu betrügen, er hätte denn um alle seine gebrachte Milch bestraft und aus der Gesellschaft verstoßen seyn wollen.

Die Einrichtung aber brachte noch einen Vortheil, an den vorher kein Mensch gedacht hatte. Nämlich, weil Jeder gern viel Milch gebracht hätte, um bald viel Käse und Butter davon zu haben, besorgte Jeder sein Vieh besser, als ehemals; baute künstliche Grasarten an, die viel Milch erzeugen; suchte sich eine größere Kuh zu verschaffen, statt der schlechten kleinen, oder stellte zwei Kühe in den Stall, wo er vorher nur eine hatte. Und weil Jedem daran gelegen war, daß man keine Milch von einer kranken oder kalbenden Kuh bekomme, hatten die drei erwählten Aufseher Macht und Recht, zu jeder Zeit in die Ställe zu gehen, und die Pflicht, alle halbe Jahre darin Umgang zu halten.

20.

Vom neuen Gemeindsvorsteher und dem Löwenwirth.

„Der Oswald ist doch ein Hexenmeister und Tausendsassa!" sagten die Goldenthaler allemal lachend; wenn er wieder etwas angegeben hatte, das gelungen war. Und es gelang ihm ziemlich Alles, was er anfieng, denn er fieng nichts ohne Vorbedacht an; er übereilte und überhaspelte nichts, sondern that einen Schritt um den andern, und nahm nie mehr auf seine Schultern, als er tragen konnte.

Nun hätte man wohl glauben sollen, der Schulmeister habe sich und seine herzige Elsbeth mit Arbeiten überladen gehabt. Keineswegs; er wußte Alles so einzurichten, daß zuletzt immer Andere ihm einen guten Theil der Arbeit abnehmen konnten. Sogar in der Schule hatte er wenig zu thun; denn er hatte sich da einen geschickten jungen Bauerssohn, Namens Johannes Heiter, nachgezogen. Der war von armen Aeltern, und Oswald gab ihm bei sich Wohnung und Kost aus der Garküche, und unterrichtete ihn in gelehrten Dingen. Oswald hatte seinen Johannes sehr lieb, und dieser war in der Schule so meisterlich zum Unterricht, daß er Oswalden darin vollkommen gleichkam. Und die Kinder liebten den Johannes, denn er war sehr sanft und freundlich, und machte ihnen das Lernen beinahe noch leichter als Oswald. Dieser gieng oft ganze Tage seiner Feld- und Gartenarbeit nach, und freute sich, wenn er sah, wie im Dorfe Alles nach und nach anders ward.

Und wirklich war es seltsam zu sehen, wie Leute, die vorher arme Schlucker gewesen, nach und nach sich von Schulden frei machten, und wie ihre Häuser ein stattliches Ansehen bekamen; hingegen, wie vormals wohlhabende Bauern, die in ihrer alten Gewohnheit verblieben, nach und nach arm wurden, weil sie das Ihrige verwahrloseten, verlumpten, versoffen, verprozessirten, verspielten.

Die zweiunddreißig Bundesgenossen Oswalds hielten sich wacker, und waren allenthalben voran, wo eine neue Einrichtung von ihm gemacht ward. Ihr Beispiel munterte dann viele Nachbarn auf, es auch so zu machen. Die jungen Bursche, welche Oswald am Sonntage unterrichtete, und die Mädchen aus Elsbeths Nahschule trugen bei ihren Aeltern nicht wenig zum Guten bei. Andere aber waren und blieben im Dorfe unverbesserliche Lumpen. Und an der Spitze des schlechten Volkes stand der Löwenwirth Brenzel. Dieser war ein geschworner Feind aller neuen Einrichtungen. Er fluchte beständig auf die Neuerer, und sagte, die Religion gehe dabei zu Grunde; es müsse anders kommen, so könne es nicht länger gehen. Doch hielt ihn der Herr Pfarrer, welcher ihn viel besuchte, immer im

Zaum, daß er nicht viel Böses thun konnte. Dazu kam, daß Brenzel seine Hauptstütze, nämlich den dritten Gemeindsvorsteher, von seiner Seite verlor. Dieser hatte schon längst gemerkt, daß es mit seiner Wirthschaft den Krebsgang gehe, und sich darüber aus Verdruß dem Trunk ergeben, daß er keinen Tag nüchtern war. Und um schnell wieder reich zu werden, hatte er in mehrere Lotterien gesetzt und so sein Geld versplittert, bis er nichts mehr hatte. Da kamen die Gläubiger, denen er schuldig war, und nahmen ihm das Letzte.

Nun mußten neue Gemeindsvorsteher gewählt und der hohen Landesobrigkeit vorgeschlagen werden. Da gab es im Dorfe zwei Partheien. Die Lumpen wollten Einen oder Zwei ihres Gleichen, denen sie schuldig waren; die rechtschaffenen Leute aber wollten das nicht. Es war viel Zanks. Viele fragten den Herrn Pfarrer um seine Meynung darüber, wenn er sie nach seiner Gewohnheit besuchte. Er aber antwortete ihnen und sprach:

„Ich wundere mich sehr, daß Keiner von euch noch an den braven Mann gedacht hat, der euch schon so viel Nutzen gestiftet, der so klug, so menschenfreundlich und so thätig ist. Ich meyne den Schulmeister. Wenn ihr den wählet, so habet ihr einen rechten Mann an der Spitze. Freilich, er gehört nicht zu denen, die sich zu einer Ehrenstelle drängen. Aber eben deswegen muß man zuerst auf ihn achten. Denn die, welche um Ehrenstellen werben, und Andern den Rang ablaufen wollen, haben gemeinlich Nebenabsichten. Sie sind stolz und ehrgeizig, wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern ihren Hochmuth befriedigt sehen."

Ferner sprach er: „Es ist wohl gut, daß man einen wohlhabenden Mann zum Gemeindsvorsteher wählt; aber Reichthum nicht, sondern Uneigennützigkeit ist die höchste Tugend. Wehe der Gemeinde, die Den zum Vorsteher macht, dem die meisten Bürger schuldig sind. Denn sie machen ihn zum Gewalthaber und Richter in seinen eigenen Angelegenheiten, und sie werden die Sklaven eines Dorftyrannen durch eigene Thorheit. Sie sollen lieber Den wählen, der auch den hartherzigen Gläubiger und den reichen Tyrannen in Schranken halten kann."

Ferner sprach er: „Ein guter Kopf thut viel, aber

ein redliches Herz thut noch weit mehr. Darum fraget erst: ist der Mann ein grundredlicher, hülfreicher Mann? Dann erst fraget: hat er Klugheit genug, und ist er keines Reichen Schuldner? Der Vorsteher einer Gemeinde soll unabhängig seyn; sonst ist nicht er, sondern sein Gläubiger, den er fürchtet, Vorsteher des Ortes."

„Ihr könnet nicht leicht irren, den würdigsten Mann zu finden. Denket nur nach, welchen Mann würdet ihr auf euerm Sterbebette am liebsten zum Vogt eurer Wittwe und hinterlassenen Waisen machen, in der Ueberzeugung, er werde das Glück der Eurigen wohl besorgen? Nun, diesen machet zum Vorsteher. — Oder, wenn ihr zu einem eurer Mitbürger in Dienst treten müßtet, welchen wünschtet ihr am liebsten zu euerm Herrn? Nun diesen machet zum Vorsteher."

„Wenn an einem Orte die Mehrheit der Vorsteher guten Willen und redliches Gemüth hat, welches das Unrecht verabscheut: so findet sich auch leicht zu Allem guter Rath. Ein einziger guter Kopf ist genug. Drei gute Köpfe, ohne gutes Herz, werden sich beisammen nicht vertragen. Denn Jeder will es besser verstehen, als der Andere, und so kommt Zwietracht unter sie, und von ihnen in die Gemeinde."

„Saget mir, wer ist der beste Vater bei seinen Kindern; liebreich und doch nicht schwach, streng und doch nicht hartherzig? oder saget mir: wer ist der beste Hausherr im Dorfe, dem sein Gesinde gern dient und zugethan ist, aber den es doch fürchten muß; der Alles in seinem Hauswesen geschickt ordnet und leitet, ohne Lärmen und Geräusch, ohne Zank, ohne Zorn, und daß doch Alles dabei gut geht, wie von selber? — Diesen machet zum Hausvater der ganzen Gemeinde."

So sprach der weise Herr Pfarrer, und Jeder dachte nun anders, als vorher. Und als die Gemeinde sich versammelte, um zween Vorsteher sich zu wählen, ward von den Meisten verlangt, man solle nicht offen wählen, sondern Jeder solle seine Stimme auf einem verschlossenen Zettel eingeben, damit Niemand wisse, wer sie eingegeben, auf daß Jeder frei und ohne Furcht und Rücksicht Den wählen könne, der ihm der Würdigste scheine. Der Löwenwirth Brenzel wollte zwar dagegen lärmen; denn er hatte schon bestimmt, wen er

zum Amtsgenossen verlange, und nun wollte er gern Diejenigen sehen, die es mit ihm hielten oder von ihm abtrünnig wären. Aber der grimmige Löwe setzte es nicht durch. Und es ward geheimes Stimmenmehr gesammelt, und in der ersten Wahl der Schulmeister Oswald, in der zweiten der Müller Siegfried zu Vorstehern des Dorfes erwählt. Letzterer aber nahm die Stelle nicht an, dieweil er Oswalds Schwiegervater wäre; das tauge nichts, daß aus einer Verwandtschaft zwei Glieder beisammen im Rath sitzen. Also ward statt des Müllers gewählt Ulrich Stark, ein stiller, fleißiger, verständiger Mann.

Dem Löwenwirth, da er diese Wahl sah, ward es ganz grün und gelb vor den Augen. Er hoffte noch, Oswald werde sich ebenfalls weigern, die Stelle anzunehmen. Aber er betrog sich; Oswald dankte der Gemeinde für das Zutrauen, und empfahl nun seinen lieben Johannes Heiter zum Schulmeister. Und Heiter war Schulmeister.

Der Löwenwirth gieng betäubt, als wäre ihm ein Kirchthurm auf den Kopf gefallen, nach Hause. Daselbst ließ er seine Wuth erst an der Katze aus, die ihm schmeichelnd zwischen die Beine kam; dann an dem Hund, der freundlich an ihm aufspringen wollte; dann an der Magd, die ihn nicht gleich verstand, als er ein Glas Branntewein begehrte; dann an der Frau, als die sagte, der Ulrich Stark sey eine ehrliche Haut.

21.

Der Gemeindestall muß ausgemistet werden.

„O Herr Jerum! O Herr Jerum!“ rief der Löwenwirth, und kratzte sich hinter den Ohren, so oft er daran dachte, daß Oswald nun Ortsvorsteher geworden. Doch besann er sich, und lief spornstreichs zum Oswald hin, umarmte ihn als seinen Kollegen, gratulirte von ganzem Herzen und sagte, nun wollten sie beide rechte Herzensfreunde werden und wie Brüder leben.

Elsbeth wunderte sich über die gar zu schnelle Höflichkeit des Löwenwirths, und sprach, als er fortgegangen war, zu ihrem Manne: „Oswald, Oswald, hättest du doch die Stelle nicht angenommen!

Der Brenzel ist ein falscher Mann, und er wird dir eine Grube graben und dich in die Falle bringen. Oswald, lieber Oswald, hüte dich vor dem Löwenwirth!"

Oswald küßte Elsbeths finstere Stirn und sprach: „Brenzel ist kein grimmiger Löwe; ich sehe, er ist nur ein feiger, schmeichelnder, tückischer Kater. Aber ich will ihm die Pfoten schon lähmen."

Als nun die Vorsteher das erstemal nebst dem Gemeindsschreiber beisammensaßen, verlangten Ulrich, Stark und Oswald vor allen Dingen, die Rechnungen einzusehen und die Gemeindsbücher. Aber da fand sich Alles in großer Unordnung. Vieles war gar nicht in's Protokoll eingetragen. Die Gemeinde hatte bei siebentausend Gulden Schulden. Beinahe die Hälfte davon war sie dem Löwenwirth schuldig, der sich fünf Prozent zinsen ließ, während er Geld zu drei und vier Prozent für sich aufgenommen hatte. Die jährlichen Gemeindssteuern waren meistens für allerlei Unkosten, Bemühungen, Augenscheine und Besichtigungen, für Reisen, Entschädigungen und dergleichen der bisherigen Gemeindsvorsteher draufgegangen. Besondere Rechnung war darüber nicht geführt, sondern Alles nur in runden Summen ausgestellt. Ebenso war es mit den Einkünften des Dorfspitals oder Armenguts gegangen. Mit den Vormundschaftsrechnungen für die Wittwen und Waisen stand es nicht besser. Aus den Waldungen hatte man im Einverständniß mit dem Förster nach Belieben Holz geschlagen und verkauft, wie es hieß, zum Besten der Gemeinde, ohne daß man jetzt wußte, wohin und wieviel. Hatte sich doch der Löwenwirth manchmal selbst gerühmt: „Mein Beil hat schon mehr Holz angeschlagen, als der beste Hof im ganzen Lande werth ist." — Genug, es war mit dem Gut der Gemeinde übel gehauset, üble Rechnung gehalten; hingegen sah man wohl, die Herren Vorgesetzten hatten sich dabei nicht vergessen. Es fand sich sogar, daß um den Spottpreis von tausend Gulden ein großes Stück Gemeindsland verkauft worden war, daß es die Vorsteher gekauft, das Geld noch nicht einmal bezahlt und seit fünf Jahren nicht verzinset hätten. Ferner, daß der Löwenwirth schon vor eilf Jahren, im Einverständniß mit

seinen Beisitzern, viertausend Gulden Kapital aufgenommen hatte, Namens der Gemeinde; daß dafür die Gemeindswälder unterpfändlich verhaftet worden waren; daß die Gemeinde den Zins unter den übrigen Steuern hatte mitzahlen müssen, und daß das Kapital in den Händen der Vorgesetzten geblieben war.

Da ergrimmte Oswald in seinem Gemüth, und er sprach: „Man hat mich nicht in den Gemeinsrath gesetzt, sondern in den Gemeindsstall, der da ist voller Unflath und Verbrechen. Aber wir wollen den Stall ausmisten, und sollte der Gestank auch durch das ganze Land dringen. Ihr habt, als Vorsteher, nicht das Gemeinbeste vertreten, sondern ihr habt es zertreten. Ihr Väter der Wittwen und Waisen habt eure Kinder bestohlen, und den armen Leuten verschimmeltes Brod zugeworfen, während ihr aus ihrem Gute euch Wein und Braten auftischtet. Ihr habet den, der vom Felde zwo Rüben stahl, in den harten Kerker geworfen, aber euch weiche Betten gekauft von dem Gelde, das ihr der Gemeinde geraubt. Ihr Ottergezüchte, die ihr immer von Gerechtigkeit redet und in Ungerechtigkeit schwelget, die ihr immer die Religion im Maule habt und den Teufel in der Brust; wahrlich, wahrlich, ihr sollet erndten, was ihr gesäet habt: Armuth für Hochmuth, Galgenholz für Räuberholz!“

Als dies der Löwenwirth hörte, kam großes Entsetzen über ihn, daß er im Innersten erzitterte. Er schob die Schuld auf seine ehemaligen Beisitzer, und fiel vor Oswald weinend und heulend nieder, und beschwor denselben bei Allem, was heilig ist, ihn nicht unglücklich zu machen.

Aber noch denselben Tag sendete Oswald einen Bericht an die hohe Obrigkeit, und deckte Alles auf. Und im ganzen Dorfe war großes Schrecken und allgemeine Bestürzung; denn so viel Betrug hatte Keiner den ehemaligen Vorstehern zugetraut. Viele wollten es gar nicht glauben, und schalten den Oswald einen Verläumder und Bösewicht, der sich großes Ansehen geben und unschuldige Leute in's Verderben bringen wolle. Und der Löwenwirth lief umher im Dorfe, und suchte bei seinen Freunden allerlei Zeugniß, um sich gegen die schwersten Beschuldigungen sicher zu stellen.

Jedoch seine besten Freunde zuckten die Achseln, und wollten sich in das Geschäft nicht mischen. Und schneller, als er vermuthete, erschien eine Untersuchungskommission der Regierung. Da kam alle Schändlichkeit an das Tageslicht. Der Löwenwirth ward gefangen hinweggeführt, um vor Gericht beurtheilt zu werden. Er ward seiner Stelle entsetzt und kam in's Zuchthaus. Aus seinem Vermögen wurde Vieles von dem wieder ersetzt, um was er die Gemeinde betrogen hatte. So endete der stolze Löwenwirth; denn unrecht Gut gedeiht nicht, und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Oswald aber wurde zum ersten Vorsteher der Gemeinde Goldenthal ernannt, und ihm ein Ehrenmann aus dem Dorfe zum dritten Beisitzer erwählt.

Ueber diese schrecklichen Begebenheiten hielt der Pfarrer Roderich eine schöne, lehrreiche Predigt. Er sagte: „Wenn Eltern ungerathene Kinder haben, so muß man nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern wegen schlechter Zucht anklagen. Und wenn in einer Gemeinde Schande, Armuth und Laster zunehmen, so ist es ein Beweis, daß die Vorgesetzten nichts taugen, sondern Schuld an dem Unglück sind. Aber Gott sendet Jedem seinen jüngsten Tag zu."

22.

Die Schulden müssen getilgt werden.

Der Oswald hatte gar viel zu schaffen. Keiner wußte, was er trieb. Bald lief er in allen Feldern herum, bald tagelang in den Wäldern, bald wieder in die Stadt.

„Ach, du armer Oswald!" seufzte Elsbeth, wenn sie ihm am Abend vor dem Dorfe entgegen gieng und ihn mitleidig bewillkommte: „Warum kümmerst du dich so sehr, armer Oswald, und plagest dich! Du wirst am Ende doch nur Undank und Verdruß von aller deiner Mühe haben."

Oswald sprach; „Undank ist die Münze, womit das Volk am liebsten zahlt. Wer aber einer Gemeinde vorsteht, der soll an seinen Gott und an seine Pflicht denken, nicht aber auf Lohn und Dank. Siehst du, liebes Herz, Gott lohnt endlich auch gewiß alles Gute, gleichwie er alles Böse straft."

So redete Oswald, und that, was er sollte.

Es ergab sich aber, daß die Gemeinde noch über sechstausend Gulden schuldig war, theils von den Zeiten des Krieges und der Theurung her, theils durch die schlechte Haushaltung der ehemaligen Vorgesetzten. — Und Oswald sann Tag und Nacht, wie er diese Last von dem armen Goldenthal nehmen oder doch vermindern könne. Und als sein Plan endlich reif war, legte er ihn seinen Amtsgenossen vor; die hießen ihn nach langer Berathschlagung gut, und sprachen: „Wollte Gott, die Schulden wären abgethan, so wüßte doch auch Jeder wieder, was er Eigenes hätte, und könnte frei athmen, und müßte nicht fort und fort an das Zinsen denken."

Darauf ward eine Besichtigung und Schazung aller liegenden Gründe der Ortsbürger angeordnet, damit man ungefähr wisse, wie arm oder reich Jedermann sey, und damit Jeder auf gerechte Weise in Zukunft wegen der Steuer angelegt werden könne. Und Jeder mußte bei den Gemeindsvorstehern angeben und beweisen, wieviel Schulden er auf Haus und Gütern stehen habe; und das ward treulich in das Buch eingetragen und darnach Jedermann geschätzt.

Dann trat Oswald am Sonntag nach der Kirche mit seinen zween Beisitzern vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, unser Dorf hat sechstausend vierhundert Gulden Schulden. Das Geld haben wir theils in den benachbarten Städten zu verzinsen, theils sind wir es hier im Dorfe uns selber für Heu, Haber, Fuhren und Requisitionen schuldig. Was wir auswärts zu zahlen haben, wollen wir ein andermal besprechen. Jetzt wollen wir abthun, was sich die Gemeinde selber schuldig geworden ist.

„Viele von uns haben an der Gemeinde noch beträchtlich für Stroh, Haber und andere Lieferungen aus dem lezten Kriege zu fordern. Man verzinset ihnen zwar jährlich, aber sie müssen doch auch allemal erst ihren Beitrag zur allgemeinen Zinssamme geben. Also verzinsen sich im Grunde Viele nur ihre Sache selber. Das ist mühsam und thöricht. Nun haben wir diese Schuld auf alle Bürger, nach Maßgabe ihres Vermögens, vertheilt. Den Reichen trifft

haben mehr, den Armen weniger. So wird die Gemeinschuld in eine Partikularschuld verwandelt. Wer auf diese Art so viel schuldig wird, als er selber zu fordern hat, der streicht Schuld und Forderung, und ist frei, bekommt und zahlt keinen Zins mehr. Wer mehr zu fordern hat, als er durch die Eintheilung schuldig ist, und sagt: Wer zahlt mir den Ueberschuß dessen, was mir herausgebührt? Antwort: Diejenigen zahlen ihn, die nichts an die Gemeinde geliefert haben im Kriege. Diese sind als Schuldner an die Zuguthaber vertheilt, und tragen denselben entweder die kleine Summe, die sie trifft, gleich baar ab, oder verzinsen solche zu Vier vom Hundert."

So redete Oswald. Viele verstanden es anfangs nicht recht. Da sie aber einsahen, daß dabei Keiner zu kurz kam, waren sie es sehr gern zufrieden. Denn die Reichen, welche am meisten zu fordern hatten, die hatten auch nach Maßgabe mehr an Abtragung der Gemeindsschuld zu zahlen. So blieb für die Aermern weniger zu entrichten übrig, und Jeder fand die Einrichtung darum billig, weil die Schatzung der Güter und des Vermögens sehr unpartheyisch gemacht war.

Am Sonntag darauf ward die Gemeinde abermals versammelt, und Oswald redete also: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, es ist uns gelungen, das Geld, was die Gemeinde schuldig ist, in benachbarten Städten zu geringerm Zins zu erhalten, also, daß Goldenthal jährlich nur zweihundert und zwanzig Gulden Zins zu entrichten hat. Aber es wird manchem Hausvater noch immer schwer fallen, den Beitrag zu diesem Zins zu erschwingen aus seinem Gute. Daher ist es besser, es zahle Keiner von euch den Zinsbeitrag aus seinem Gute!"

Da erhoben alle Goldenthaler ein Gelächter, und sie riefen: „Das läßt sich hören, und gefällt uns über die Maßen."

Oswald erhob die Stimme und redete weiter: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, wir haben noch ein großes Stück Gemeinweide. Das ist elendes Land, vom Vieh zertreten, mit alten einzelnen Eichen darauf. Jeder von euch, dem dies Land gehörte, würde

es besser 'benutzen. Aber wer benutzt es jetzt? — Niemand. Denn die Reichen, welche viel Vieh haben und es im Sommer darauf weiden lassen, haben offenbaren Schaden davon. Nicht nur kommen ihre Kühe magerer und hungriger Abends heim, als sie des Morgens hinausgiengen, sondern es geht auch für die Aecker aller Dünger vom Vieh dabei verloren. Die Armen aber, die keine Kuh halten können, haben gar keinen Nutzen davon, und müssen ihn den Reichen überlassen. Ist das billig? Warum sollen reiche Bürger mehr Vortheil vom Eigenthum der Gemeinde haben, als arme? Sind wir nicht allesamt Goldenthaler? Hat Einer nicht so viel Recht, als der Andere? Wer hat denn den Reichen den Nutzen des Gemeinlandes allein gegeben? — Wenn die Armen ein Stück Feld davon hätten, und könnten Klee oder andere Grasarten darauf bauen, so hätten sie für ihre Ziegen und Schaafe doppelt so viel und gesünderes, nahrhafteres Futter, als jetzt. Also ist unser Rath, daß wir das Gemeinland in gleiche Theile unter die Bürger vertheilen, daß Jeder seinen Theil davon benutzen könne, wie er wolle. Das Land aber bleibt ewiges Eigenthum der Gemeinde; Jeglicher empfängt seinen Antheil nur in Pacht, und kann ihn weder verkaufen noch verleihen, noch vererben, noch sonst veräußern; sondern derselbe fällt jedesmal nach des Besitzers Tod an die Gemeinde zurück. Diese giebt ihn dann an einen jungen Bürger, der eigene Haushaltung führt und noch ohne Gemeinland ist. Jeder zahlt jährlich einen geringen Pachtzins von seinem Stück, und damit wird der Zins von der Gemeindsschuld abgetragen. Also zahlt Niemand diesen Zins aus seinem eigenen Gute, sondern aus dem, was er von der Gemeinde zum Lehen hat."

Nachdem Oswald geredet hatte, entstand großes Nachdenken im Volke, Gemurmel, Streit, Wortwechsel, Geschrei und Lärmen, als wäre Mord und Todschlag. Denn die reichsten Bauern, welche das Weideland bisher ausschließlich mit ihrem Vieh benutzt hatten, wollten die Theilung nicht zugeben, schrieen über Ungerechtigkeit und drohten mit der Regierung. Andere sagten: „Wir sehen wohl, man will die Lumpen

reich machen, und die Ehrenleute im Dorfe zu Lumpen. Wer Vieh hat, der kann es zur Weide schicken; das ist eine alte Rechtsame, die von den Vätern vererbt ist, und die lassen wir uns nicht nehmen!"

Doch die Mehrheit der Bauern, die nicht reich waren, oder die ihr Vieh, um mehr Milch zu haben und mehr Dünger zu gewinnen, im Stall fütterten, setzte es durch und hob den Weidgang auf. Alsbald mußte ein Feldmesser kommen, alles Gemeinland in gleiche Theile vertheilen, und dann wurden die Stücke verlooset. Die reichen Bauern giengen jammernd und klagend vor die Regierung und beschwerten sich wegen der Unterdrückung ihrer Rechtsame. Die Regierung aber gab folgenden Bescheid: „Das Gemeinland ist eine Rechtsame der Bürger und nicht der Kühe von Goldenthal. Also kann jeder Bürger das Gemeinland oder seinen Antheil benutzen, wie er will. Ihr Herren aber vertheidigt nicht eure alten Rechtsame, sondern euern vor Alter stinkenden Eigennutz, und versteht noch dazu euern Vortheil schlecht. Derohalben bleibet von nun an der Weidgang aufgehoben. Damit packet euch, ihr Esel, und ziehet hin in Frieden!"

Die reichen Bauern bedankten sich für den gnädigen Bescheid und zogen heim. Nun erst bedauerten sie den Löwenwirth Brenzel im Zuchthause und sagten: „Er war doch bei allen seinen Fehlern ein braver Mann; er hielt auf alte Gerechtigkeiten und Herkommen: unter ihm wäre so etwas nie geschehen. Der Oswald ist ein Franzose, ein Neuerer, ein Jakobiner, ein Bonapartier und desgleichen."

33.

Und abermals: die Schulden müssen getilgt werden.

Schon im folgenden Frühjahr war Jubel und Freude in der vormaligen Wüste des Gemeinlandes. Denn wo sonst einsame Kühe hungrig am kurzen, schlechten oder sauern Grase rupften und zupften, blühte nun ein wahrer Garten. Da sah man nun Bohnen, Hopfen und Hanf, Erbsen und Flachs, Kohl und Erdäpfel, Klee und Getreide in bunter Mannigfaltigkeit. Jeder konnte

leicht berechnen, daß er mit der Aerndte nicht nur den kleinen Zins abtragen, sondern reichen Ueberschuß haben würde. Selbst die reichen Bauern, sobald sie einmal zum rechten Verstand kamen, was oft sehr schwer bei ihnen hielt, erkannten ihren Vortheil dabei. Denn nicht nur hatten sie Gewinn am Futter für ihre Kühe im Stall, an Milch und Dünger, sondern auch an baarem Geld. Denn hätte Jeder, wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, zum Schuldenzins der Gemeinde aus seinen eigenen Sack gesteuert, so würden sie verhältnißmäßig das Meiste dazu haben zahlen müssen, während jetzt Jeder von seinem Pachtlande gleichviel Zins entrichtete.

Oswald aber war noch nicht zufrieden, und nicht vergebens so oft in den Wäldern Tage lang umhergestrichen. Er hatte sogar in einer benachbarten Stadt den Oberförster besucht, der in seinem Fache ein grundgeschickter Herr war, und hatte denselben links und rechts in den Goldenthaler Gemeindswaldungen herumgeführt und um Rath gefragt. Oswald brütete wieder über etwas, aber Keiner wußte recht, worüber. Die reichen Bauern sagten: „Wir wissen's wohl, es soll wieder über unser Fell hergehen!" Diesmal aber hatten sie sich doch geirrt.

Jederman war sehr neugierig, als die gesammte Bürgerschaft von Goldenthal wieder versammelt wurde, um von den Vorgesetzten wichtige Anträge zu hören.

Oswald trat wieder hervor und sprach mit lauter Stimme: „Ihr Männer, liebe Mitbürger! Ein Mann ohne Schuld hat Jedermanns Huld. Unser Dorf hat aber noch Schulden. Wir verzinsen dieselben vom Pachtlande. Besser wäre es, wir behielten den Zins vom Pachtlande Jeder in seinem eigenen Sack, wenigstens zehn Jahre lang oder länger. Damit wäre uns Allen geholfen."

Die Leute lachten und sprachen unter sich: „Der Vorschlag ist nicht unbillig."

Oswald fuhr fort zu reden: „Ich und die ehrsamen Beisitzer wollen es übernehmen, dafür gutzustehen, daß die Gemeindsschuld ganz oder doch größtentheils abgetragen werden soll, ohne eure Unkosten, sobald ihr einwilliget, drei Beschlüsse zu genehmigen und zu befolgen."

„Aha!“ schrien die reichen Bauern: „Jetzt kommt der hinkende Bote nach!“

Oswald sprach: „Höret mich an und denket wohl nach, ob ich wahr rede oder nicht. Wir haben in Goldenthal ungefähr hundert Haushaltungen.“

„Das ist wahr!“ riefen die Bauern.

„Jede Haushaltung,“ sagte Oswald, „bekommt jährlich drei Klafter Holz nebst Reiswellen aus dem Gemeindswald.“

Die Bauern sagten: „Das ist wieder wahr.“

„Und,“ fuhr Oswald fort, „so viel braucht jede Haushaltung; manche mehr, manche aber auch weniger, die aus der Garküche speist. Aber alle könnten sich mit wenigerm behelfen, wenn sie nicht Jahr aus Jahr ein zum Brodbacken, Obstdörren und zu den Wäschen gar viel Holz nöthig hätten. Bedenket, wenn in einer einzigen Woche zehn, zwanzig Familien Wäsche halten oder Brod backen, wie viel Holz in so viel Häusern auf einmal verbrannt wird!“

Die Bauern murrten und sprachen: „Das ist ganz richtig; aber wir könnten nicht ohne Brod leben noch in unreiner Wäsche gehen.“

Oswald sagte: „Es giebt viel Gemeinden im Lande, die weit reicher sind, den wir, und doch weit mehr hausen und besser sparen, als wir. Aber eben darum sind sie reicher. Es giebt Gemeinden, sie haben nicht so viel Waldung, als wir, und haben doch Holz genug und können davon sogar verkaufen. Aber wie machen sie es? — Da haben mehrere Häuser zusammen nur einen einzigen Back- und Dörrofen. Da trägt Jeder in der Woche seinen Teig und sein Obst hin, wenn die Reihe an ihn kommt. Und weil der Ofen nie kalt wird, braucht Jeder nur wenig Holz zur Feuerung hineinzuthun, um ihm die gehörige Hitze zu geben. Das nennt man Haushalten und Sparen! — Warum können wir das nicht? Warum thaten wir es nicht schon längst? Antwort: Weil wir zum Guten entweder zu träg oder zu unverständig waren. Und bedenket noch dazu, wie leicht wir durch das Backen und Dörren ein ganzes Dorf in Feuersgefahr setzen. Bedenket, wieviel Holz wir blos dadurch sparen könnten, wenn wir kleinere, bequemere Stubenöfen hätten, die weniger Holz

fressen, statt der ungeheuern Steinmassen, die wir haben müssen, weil sie auch zum Backen und Dörren dienen sollen. Holz verbrennen heißt Geld verbrennen!"

Bei diesen Worten kratzte sich die ganze ehrsame Gemeinde von Goldenthal verdrießlich hinter den Ohren.

Doch der erste Vorst her ließ sich nicht stören, und sprach weiter: „Schauet rechts und links. Andere Gemeinden haben längst schon Gemeinds-Waschhäuser, deren sich alle Haushaltungen nach der Reihe bedienen, und wozu sie sich einschreiben lassen. Da ist mit dem Holz das gleiche Ersparniß, wegen Feuersbrunst die gleiche Sicherheit für das Dorf. Wir wissen das, und finden es löblich. Warum muß denn bei uns jede Haushaltung noch ihre Wäsche bei sich im Hause halten? Durch das Feuer beim Backen werden unsere Oefen, durch das Feuer beim Waschen unsere Heerde weit schneller ausgebrannt und schadhaft. Wir müssen daher beide öfters ausbessern lassen. Das kostet Geld. Hätte die Gemeinde ein gemeinsames Waschhaus, hätte eine ganze Reihe Häuser ihren gemeinsamen Backofen zu unterhalten, das würde ungleich weniger kosten."

„Nun denn, liebe Männer und Mitbürger! Wir machen euch den Vorschlag zur Errichtung von Gemeinds-Backöfen mit Einrichtung zum Dörren, und zur Erbauung eines gemeinsamen Waschhauses, wie andere Gemeinden haben. Die ersten Unkosten dazu sollen aus dem Gemeindssäckel gegeben werden. Wir Alle wollen dazu fuhrwerken und handlangen. Was meynt ihr?"

Die Bauern meynten Vielerlei. Die Einen wollten beim Herkommen bleiben; Mehrere aber sahen ein, daß ein Gemeindswaschhaus besser wäre. Doch die Backöfen wollten sie nicht, weil sie dergleichen noch nicht kannten. Andere aber stimmten auch zur Errichtung der gemeinsamen Dörr- und Backöfen. Als nun endlich abgestimmt werden sollte nach langem Streit, geschah es, daß sowohl für Waschhaus als Ofen die große Mehrheit war.

Da sprach Oswald mit freudigem Antlitz: „Bravo, ihr Männer und Mitbürger, euer Beschluß macht euch Ehre, und wird euch mit Nutzen belohnen. — Nun kommt das Letzte. Wenn ihr nun weniger Holz in Zukunft gebrauchet, so brauchet denn weniger. Machet

aus dem Holz, was ihr auf diese Weise erspart, ein Geldkapital, und bezahlet damit die Gemeindsschulden ab. Höret mich an und helfet mir rechnen."

„Wenn sich jede Haushaltung, die jetzt nebst Reiswellen drei Klafter Holz empfängt, im Jahre mit zwei Klaftern durchbringt, so werden von den hundert Haushaltungen in einem Jahre einhundert Klafter erspart. Das Klafter ist fünf Gulden werth, bringt ein Jahr fünfhundert Gulden. Binnen zehn Jahren haben wir so fünftausend Gulden gespart und unsere Schuld bezahlt."

„Höret mich weiter. Wir haben etwas über sechshundert Jaucharten Gemeindswaldung. Seit die hohe Regierung in den Wäldern den Weidgang verboten hat, wächst darin Alles, wie ihr wisset, freudig und hansdick auf. Ich bin mit dem Herrn Oberförster durch den Wald gegangen. Er sagt: alle Jahre wächst auf eine Jauchert Land eine halbe Klafter Holz zu. Ferner sagt er: wir müssen das vom Stock ausschlagende Laubholz, wie Buchen, Erlen, Hagebuchen, Espen, Ahornen, dreißig Jahre alt werden lassen; große Eichen, Buchen, Tannen und was zu grobem Bauholz dient, muß siebenzig, hundert und mehr Jahre alt werden. Folglich, wenn wir gehörig holzen, so müssen wir alle niedere Laubholzwaldungen in dreißig Portionen eintheilen, und alle Bauholzwaldungen in hundert und mehr Portionen. Wenn wir nun alle Jahre von jeder Art nur eine Portion nähmen, so hätten wir natürlich alle Jahre gleichviel Holz, und schlügen nicht zuviel und nicht zu wenig, und wir und unsere Nachkommen hätten allezeit altes, reifes Holz zu schlagen. Ferner sagte er: wir hätten im Tannenwald so altes Holz, daß, wenn wir nach der Ordnung holzten, vieles davon überalt und faul werden würde. Wenn wir dies in einigen Jahren wegschlügen, würde in hundert Jahren da wieder für unsere Nachkommen hundertjähriges Holz stehen. — So ist denn mein Rath und der Rath der ehrsamen Beisitzer: wenn wir uns im Gehr auch alle Jahre hundert Klafter absparn, so sind tausend Klafter ohngefähr das Ersparniß von zehn Jahren. Statt nun zehn Jahre zu warten, holzen wir das Ersparniß in zwei Jahren ab, bezahlen unsere Schuld, beß alten den Zins im Geldsack für uns, und behelfen

uns zehn Jahre lang in jeder Haushaltung mit zwei Klaftern nebst Reiswellen."

Als die Gemeinde diesen Vorschlag angehört hatte, erhob sich wieder Streit und tobendendes Geschrei. Die Meisten hätten zwar gern den Zins behalten, aber auch das Holz. Man stritt, bis es Nacht ward, und kam zu keinem Schluß und lief auseinander.

24.

Es geht immer besser.

Die wohldenkendern und verständigen Männer im Dorfe schütteinden den Kopf und sagten: „Das Ding mit dem Holzsparen setzen wir bei dieser hartnäckigen Gemeinde nie durch." Oswald aber lachte und antwortete: „Nur Geduld! Gutes Ding will seine Zeit haben. Die Leute müssen das erst besprechen, beschlafen und sattsam verdauen. Goldenthal ward nicht in Einem Tage gebaut. Unsere Bauern, wenn ihnen ein nützlicher Vorschlag gemacht wird, der ihnen neu ist, sind wie die Kinder, wenn sie einen unbekannten Mann erblicken. Die laufen erst schreiend und erschrocken davon; nachher schauen sie ihn aus der Ferne an; dann kommen sie wieder einen halben Schritt näher, wenn sie merken, daß er nicht beißt; endlich spielen sie mit ihm und werden gute Freunde."

So redete Oswald. Unterdessen wurden zur Erbauung des Waschhauses und der Backöfen Anstalt gemacht. Man fälte Holz, brach Steine, führte Leimen, Kalk und Ziegel herbei, Alles durch gemeines Werk. Die Haushaltungen, welche einen Back- und Dörrofen gemeinschaftlich haben wollten, traten zusammen, beredeten die Reihenfolge im Gebrauch des Ofens, und bestimmten den sichersten und bequemsten Platz. Oswald ließ einen sehr verständigen Maurermeister kommen, der die besten Vortheile bei Feuerheerden und Oefen anzubringen wußte. Er selbst besuchte verschiedene Dörfer, um dasige Einrichtungen kennen zu lernen und das Beste davon für Goldenthal zu benutzen. Gegen den Herbst waren das Waschhaus und die Oefen schon aufgerichtet und zum großen Vergnügen der Goldenthaler in vollem Gebrauch. Jetzt spürten die Haushaltungen in der That, daß dabei viel Holz erübrigt werde und größere Sicherheit für Feuersbrunst sey.

Aber Eins folgte aus dem Andern. Manche Leute kamen nun von selbst auf den Gedanken, die unfathigen großen Stubenöfen waren nicht mehr so nothwendig, wie ehemals; man könnte kleinere haben, die weniger Holz fressen. Oswald und der Herr Pfarrer hatten solche kleine Stubenöfen, welche sogar auch zum Kochen bequem eingerichtet waren, in ihren Stuben. In der Stadt sah man fast überall dergleichen. Der ehemalige Löwenwirt Brenzel hatte sich auch schon solche angeschafft, damit es bei ihm städtischer aussehe. Es war Gewinn dabei. Man konnte das ersparte Holz verkaufen und Geld daraus machen. Keinem kamen die Worte Oswalds wieder aus dem Sinn: Holz verbrennen heißt Geld verbrennen! Man scheute nur die Unkosten für das Umsezen und Abändern der Oefen.

Doch verschiedene von den zweiunddreißig heimlichen Genossen des Goldmacherbundes, auf welche Oswald noch immer durch sein Ansehen großen Einfluß hatte, liessen auf sein Zureden ihre Oefen schon im Herbst verändern, besonders da er einigen der Unvermöglichsten dazu etwas Geld vorschoß. Ein geschickter Mann aus der Stadt richtete Alles höchst vortheilhaft und einfach ein. Nun hätte man sehen sollen, wie die Nachbarn und Nachbarinnen aus allen Winkeln des Dorfes kamen, die neuen Stubenöfen, als wahre Wunderthiere, zu beschauen. Alle lachten darüber, Alle spotteten und tadelten. Hintennach, da der kalte Winter mit Eis, Sturm und Schneeflocken in's Dorf einzog, verwunderten sie sich, daß die kleinen, von den Wänden frei stehenden Oefen doch so warme Stuben machen konnten. Als aber im Frühjahr viele von den Besitzern dieser Oefen Holz verkauften, kam den Uebrigen die Sache sehr annehmlich vor. Die alten, ungeheuern Oefen verloren ihre alten Vertheidiger, und zuletzt wollte Jedermann in der Stube ein kleines Wunderthier haben. Viele, welche die Einrichtung bei den Andern gesehen hatten, bauten sich sehr kunstvoll die Oefen selbst auf, und sogar noch mit kleinen Verbesserungen, die allgemeinen Beifall hatten.

Im Frühjahr gieng der Weibel herum von Haus zu Haus, und sagte: „Geld her! Der Zins von der Gemeindsschuld soll bezahlt werden; darum bezahlet

den Zins vom Pachtlande, das ihr von der Gemeinde habet!" — Das war ein böses Geschäft, so mit einemmal zwei Gulden und darüber für nichts und wieder nichts wegzugeben. Einige sagten: „Hole der Kukuk die Gemeindsschulden!" Andere sagten: „Dabei kann kein ehrlicher Mann bestehen!" Andere liefen zu Oswald und sagten: „Herr Vorsteher, warum redet Ihr nicht mehr von euerm Vorschlag, die Gemeindsschulden mit Holz aus dem Walde für immer abzuthun? Fanget doch wieder an!

Das war's, was Oswald erwartete. Und als die Gemeinde zusammenberufen war, sagte er: „Die ganze Bürgerschaft ist darin einig, wie ich von allen Seiten vernehme, die Schuld abzustoßen. Keiner aber will jährlich ein Klafter Holz weniger empfangen. Nun denn, so machet es mit einem halben Klafter jährlich ab; das wird bei den neuen Einrichtungen Keiner so stark vermissen, als ein ganzes. Nehmet ihr also jährlich, statt drei, nur zwei und ein halbes Klafter, so lange, bis wir wieder Holz im Walde genug haben; so ist die Schuld in zwei, drei Jahren vernichtet."

Der Vorschlag erregte zwar auch noch Murren, aber er gieng durch. Und als ihn die hohe Landesregierung nicht nur billigte, sondern auch belobte, war nahe und fern der Holzschlag angekündigt. Es kamen viele Käufer von nahe und fern zur Steigerung. Man schlug in Gegenwart und unter Anweisung des Oberförsters das älteste Bauholz, auch an vielen Orten junges an, wo es zu dicht stand; verkaufte aber daran zwei Jahre lang, um die Preise nicht zu niedrig zu halten; und in zwei Jahren waren sechstausend Gulden gelöst, so daß die Gemeindsschuld nicht nur bezahlt, sondern auch ein schöner Geldüberschuß für Nothfälle der Gemeinde an Zins ausgethan werden konnte.

Nun aber folgte Oswald auch dem Willen des Oberförsters und der Regierung. Nämlich um den Wald, als das beste Stück vom Gemeindsvermögen, recht ordentlich bewirthschaften zu können, ließ man einen Feldmesser kommen. Der vermaß alle Waldungen und brachte sie in Karten. Der Oberförster gieng durch die Gehölze, und nachdem er sie besichtigt hatte, theilte er sie in Portionen oder Schläge, und schrieb dazu, wel-

chen Schlag man in jedem Jahr abholzen könne. Und so war dafür dreißig und für hundert Jahre Vorsorge gethan. Der Oberförster machte den Ortsvorgesetzten eine schriftliche Lehre und Anweisung dazu, was sie alle Jahre beim Abholzen und beim Anpflanzen neuer Schläge zu beobachten hatten. Und die Vorgesetzten machten der Gemeinde eine rechte Waldordnung darin, als in einem Gesetz für das Dorf, beschrieben war, was künftig bei Fällung des Holzes, bei Austheilung der Gaben, bei Anweisung nothwendigen Bauholzes in der Gemeinde, bei Freveln, bei Ernennung der Bannwarte oder Waldvögte u. s. w. zu beobachten sey, damit Alles recht unpartheiisch und gemeinnützlich vor sich gehe.

Diese Einrichtungen waren gar vortrefflich. Und wenn es einmal an einen Schlag im Walde kam, der zu wenig Holz gab, ward das Fehlende aus dem Ueberschuß eines andern ersetzt. Der Bannwart empfieng bessern Gehalt, damit er den Lumpen und Holzdieben Tag und Nacht fleißiger nachgehen könnte. Alle zwei Jahre wurden die Marken und Grenzen der Wälder und Aecker und Wiesen im Frühling von den Vorgesetzten, Feldhütern, Bannwarten, Güterbesitzern u. s. w., von alten Mannern und jungen Knaben umgangen, besichtigt und berichtigt. Das verhütete vielen Grenzstreit, viele Prozesse, die sonst aus Verwahrlosung der Marken entstanden waren.

25.

Es ist noch viel Noth im Dorfe.

Das ganze Land konnte sich nicht genug über die Goldenthaler verwundern. Denn der Wohlstand der Leute nahm sichtbarlich zu. Nicht nur das Dorf hatte keine Schulden, sondern Leute, die sonst tief darin steckten, trugen nach und nach ihre erborgten kleinen Kapitale ab. Jedermann in der Stadt, welcher Geld austhun wollte, lieh den Goldenthalern am liebsten; denn Jedermann wußte, die Ortsvorgesetzten waren bei Schatzung der Unterpfander sehr gewissenhaft, und kannten haargenau, vieviel Schuld auf einem Stück Landes haftete. Das war nicht so in andern Gemeinden; darum hatten die Goldenthaler überall den Vorzug

und

und das Ansehen. Und wenn einmal ein Bettler kam und sagte, er sey aus Goldenthal, so sprach man: „Pfui, schämst du dich nicht zu betteln, und bist aus Goldenthal?“ Man bildete sich ein, im Goldmacherdorf waren gar keine bettlerische Leute.

Darin aber irrte man sich sehr. Denn in diesem neu aufblühenden Dorfe war noch immer ein ansehnlicher Bodensatz aus der alten Zeit. Da lebten einige verlumpte Familien, die nicht zu bessern waren, der Herr Pfarrer mochte mit ihnen reden, oder die Obrigkeit droben, wie sie wollte. Da lebten Leute, die lieber müßig gehen, hungern und betteln wollten, als im Schweiß ihres Angesichts das saure Brod verdienen. Da lebten Leute, die sogar ihre Kinder zum Bettel- und Diebshandwerk abrichteten, und sie Abends abprügelten, wenn sie nicht genug gesammelt hatten. Da lebten Leute, die immer wieder das, was sie entweder verdient oder als Almosen bekommen hatten, für Wein, Branntewein und allerlei Nasch- und Leckerwaare hingaben. Man hatte auch keine Hoffnung, daß diese Menschen endlich einmal aussterben würden. Ungekehrt, sie vermehrten sich mit dem Wohlstand der Goldenthaler. Denn sie verheiratheten sich unter einander und setzten Kinder in die Welt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich und die Kinder ernähren möchten. Die Lumpen sagten nur: „Die Gemeinde hat ein Armengut, das gehört uns an; und es ist die Schuldigkeit der Gemeinde, die muß uns erhalten, sie mag wollen oder nicht. Verstoßen oder verhungern lassen darf sie uns doch nicht.“

Dem guten Herrn Pfarrer Roderich giengen diese frechen Redensarten des unverschämten Gesindels besonders sehr zu Herzen. Und er sagte vielmals zu den Vorstehern: „Arbeitet, wie ihr wollet: so lange ihr noch die Beispiele der Faulheit, Ueppigkeit und Lüderlichkeit, die Pflanzschule alles Lasters im Dorfe habet, so lange kommt die Gemeinde auf keinen grünen Zweig. Denn was rechtschaffene Haushaltungen verdienen, davon zehren die Müßiggänger auch mit. Diese vermindern immerdar das Vermögen der Andern, und verführen durch ihre Schlechtigkeit andere Leute zur Schlechtigkeit.“

Die Ortsvorgesetzten sahen dies so gut ein, als der Herr Pfarrer. Aber wie sollte man dem muthwilligen Bettel und Müßiggang abhelfen? Das war der Knoten! — Im Dorfe befand sich zwar eine Art Armenhaus, welches man das Spital hieß. Allein es war für die Menge der Bettelschaft zu klein; darum kamen viele nicht hinein. Und man mußte sich scheuen, Menschen hineinzuthun. Der Herr Pfarrer gieng oft in das sogenannte Spital, und hoffte die Leute darin zu bessern, — aber er hoffte vergebens. Hier wohnten Alt und Jung, Männer, Weiber, die sonst kein eigenes Obdach mehr hatten, elend beisammen. Das Haus war, wie der Herr Pfarrer oft sagte, eine wahrhafte Mördergrube der Seelen. Denn die Kinder sahen und hörten da von den Alten viele schändliche Sachen; das Beisammenleben von Personen beiderlei Geschlechts und von den schlechtesten Sitten gab zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Das Land, welches zum Spital gehörte, war immer am unordentlichsten besorgt, und Oswald hatte große Mühe, im Hause selber nur mehr äußerliche Reinlichkeit herzustellen. Aber wie sehr er auch den Kopf anstrengte, er konnte nichts ersinnen, dies zusammengepackte, müßige, liederliche Gesindel zu ändern, und er glaubte zuletzt selbst, das sey nun einmal leider ein nothwendiges Uebel.

Hingegen der Herr Pfarrer hatte keine Ruhe, und wollte nicht Zeuge so vielen Sittenverderbnisses in seiner Gemeinde seyn. Er war aber ein kluger Herr, der sich nicht geradezu in Gemeindsangelegenheiten mischte, weil er, um heilsam zu wirken, mit allen Bewohnern des Dorfes in Freundschaft bleiben wollte. Er gab hin und her einen guten Rath, warf einen guten Gedanken hin, und freute sich, wenn der von diesem oder jenem Vorsteher aufgefaßt wurde. Dann that er gar nicht, als wenn das von ihm herrühre; sondern er ließ den Vorgesetzten die Ehre, von selbst den rechten Weg gefunden zu haben. Das schmeichelte diesen, und sie verfolgten den rechten Weg um so williger. Pfarrer Roderich meynte auch, es sey recht, daß die Ortsvorgesetzten bei der Gemeinde in höchster Achtung standen; und es schade ihrem Ansehen, wenn es heiße, sie ließen sich vom Herrn Pfarrer gängeln

und lenken. Das sollte nicht seyn. Auf solche Weise wirkte der weise Mann im Stillen, ohne eigenen Ruhm, und mehr, als selbst Diejenigen wußten oder glaubten, auf die er wirkte. Und wenn auch nicht Alles so geschah, wie er wohl gewünscht hätte, ward er deshalb doch nicht mißvergnügt, und zog die Hand nie von der guten Sache zurück. Denn er war bescheiden genug, zu glauben, daß andere Leute ebenfalls Verstand von Gott vielleicht in vielen Dingen bessere Erfahrung und Kenntniß hätten, als er. Jedes nützliche belobte er ungemein; das gab großen Muth und Freudigkeit. Und wo man begriff, daß gefehlt worden sey, entschuldigte er freundlich den Irrthum; das gab wieder Trost und richtete die Verdrossenen auf.

„Das kann nicht länger so gehen mit unsern Gemeindsarmen und müßigen Bettlern!" sagte eines Tages Oswald zum Pfarrer Roderich: „Aber ich weiß keinen Rath zu schaffen. Diese Erb-Bettler sind für eine ehrsame Gemeinde, was die Filzlause für einen Menschenkörper sind: eine Plage, eine Schande; und das Ungeziefer saugt Blut, Saft und Kraft aus, daß man nicht genesen. Ich habe ein Grausen, so oft ich unser Spital erblicke. Die Verwaltung kostet so viel, und taugt offenbar nichts, und ist nur eine Pflege der Schande und Lüderlichkeit."

Pfarrer Roderich antwortete und sprach: „Ihr habet mir endlich aus der Seele gesprochen, Oswald. Hätte die Gemeinde kein Spital, so hätte sie auch keine Bewohner desselben. Die meisten Bettler und Müßiggänger wird man allezeit in denjenigen Orten finden, wo das meiste Armengut angehäuft ist, oder wo man die meisten Almosen austheilt."

Oswald versetzte darauf: „Ich habe freilich schon daran gedacht, das Spital abzuschaffen. Damit ist aber nichts gebessert. Es wird in den best eingerichteten Gemeinden immerdar Arme geben und Taugenichtse. Wohin mit diesen? — Ich habe in andern Gemeinden gesehen, daß man die dortigen Armen bei den vermöglichen Bauern umherziehen läßt in die Runde, also, daß jeder Bedürftige einen Tag oder eine Woche lang von einer bestimmten Haushaltung Kost und vielleicht auch den Stall zum Schlafen erhält. Das ist gegen Alte und

Kranke oft unmenschlich, und für die Arbeitsfähigen Bestätigung im Müßiggang, und für die unverdorbenen Kinder selbst oft, durch Anblick und nähere Vertrautheit mit lasterhaften Müßiggängern, seelen- und sittengefährlich. Ich habe wieder in andern Gemeinden, die den Bettel abschafften, gesehen, daß sie ihre Bettler auf Unkosten der Gemeinde verkostgeldeten. Man übergab dann die Verpflegung des Gesindels denjenigen, die am wenigsten dafür forderten. Das waren nun wieder höchst arme Leute, die damit ein Stückchen Geld verdienen wollten, und in so ruchloser Gesellschaft ganz verdarben. Dabei hatte die Gemeinde gar keinen Nutzen, sondern Schaden. Denn die Bettler besserten sich nicht, und steckten Andere mit ihrer Liederlichkeit an, bei denen sie wohnten. — Ja, Herr Pfarrer, und Blut weinen möchte ich, wenn ich zumal an arme, verwaiſete Kinder denke, welche auf diese Weise durch die Gemeinden versteigerungsweise in Verpflegung an die Wenigstbietenden gegeben worden sind. Ich weiß, wie man in der theuern Zeit für solche Kinder das Geld nahm, aber sie hungern ließ; und wenn die armen Würmer jammerten und vor Hunger schrieen, wie man sie mit Ruthen gestrichen hat, um sie zum Schweigen zu bringen, damit die Leute es nicht vernehmen sollten. Ich weiß, wie einst der Leichnam eines solchen Kindes geöffnet wurde, fand sich im Magenn nichts, als etwas Gras und Wasser, und der Rücken und die Lenden waren blutrünstig. Wahrlich, wahrlich, es ist unter Türken und Heiden mehr Barmherzigkeit, als bei unsern rohen Bauersleuten oft gefunden wird!"

„Ich weiß auch gar wohl," fuhr Oswald fort, „daß die Vorsteher in vielen Gemeinden an Errichtung von Armenhäusern und Spitälern dachten, worein sie ihre Bedürftigen thun wollten. Das geschah aber nicht aus wahrer Menschlichkeit; sondern die hartherzigen, bequemen Vorsteher wollten sich damit nur die Mühe erleichtern und die Plage abschaffen, immer an die armen Leute denken zu müssen. Denn der Stolz der Vorsteher liebt zwar im Dorfe die Würde, aber erleichtert sich auf ehr- und gottesvergessene Weise die Bürde, wie es gehen mag!"

So sprach Oswald. Der Herr Pfarrer freute sich

über des Vorstehers gründliche Kenntniß der Dinge, und sprach: „Ich habe über diesen höchstwichtigen Gegenstand meine Gedanken einmal schriftlich verfaßt; leset doch diese Blätter. Es sind viel unreife Gedanken darin; aber ändert und bessert oder verwerfet Alles, wie Ihr wollet.“

Oswald nahm des Pfarrers Schrift zu sich. Er las sie mehrmals durch. Er sprach darüber mit den Beisitzern. Er gieng zum Pfarrer und machte ihm allerlei Einwürfe, hörte dessen Antworten, und berieth sich wieder mit den Beisitzern. Endlich verstand er sich mit dem Herrn Pfarrer über einen Plan zur bessern Versorgung der Armen im Dorfe. Dann versammelte er die achtbarsten Männer der Gemeinde, zog auch diese zu Rath und hörte ihre Einwendungen. Da ward wieder allerlei abgeändert und verbessert.

26.

Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen.

Nachdem Alles wohl berathen war, gieng man an das Geschäft. Doch wußten wenige im Dorfe, wie man so viele Bettler, Müßiggänger, hülflose Kranke, Gebrechliche und Kinder, ohne ungeheure Kosten, ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengut eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, gehoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Aexte, Hobel, Sägen, Spinn- und Spulräder, ein paar Webstühle, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgeräth an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien zugleich kochen zu können, und machte allerlei Aenderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für Personen beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei Schuh breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Bettuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie gar zu bequem

machen," sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." — Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräthe von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald Alles und Jedes vorbereitet war, nahmen die Ortsvorgesetzten ein Namensverzeichniß auf von denjenigen Personen im Dorfe, welche nicht ohne Unterstützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht; man kannte diese Leute nur allzugut. Verschiedene derselben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; Andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigene Wohnung besaßen, wurden aufgefangen und in's Spital gebracht. Sie giengen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beisammenwohnten, so daß Alt und Jung, Leute beiderlei Geschlechts in gleichem Gemach schlafen mußten, wurden ohne Umstände in's Spital geführt. Nur diejenigen wurden in ihren Wohnungen gelassen, die darin nachweisen konnten, daß sie und ihre Kinder alle getrennt schliefen und geräumig und gesund wohnten.

Also waren sämmtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Klassen zerfallen. Die, welche eigne Wohnungen hatten, hießen Häusler; die, welche in's Spital kamen, hießen Spitler. Beide aber wurden als Genossen der gemeinen Armenanstalt betrachtet, ohne Unterschied. Wo Kinder waren, ließ man sie gern bei ihren Aeltern. War aber die Behausung derselben zu klein, oder waren die Aeltern ruchlos und unsittlich oder im Spital, so suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten um Geld, auch nicht bei reichen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegältern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die Wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es auf Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit.

Der Herr Pfarrer war der rechte allemeine Waisenvater. Er hatte zween böse, muthwillige, naschhafte Knaben, die Keiner annehmen wollte, zu sich in's Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu Jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie saben nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Aeltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müssigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesammten armen Leute mit ihren Kindern also vertheilte und Jeglichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Ortsvorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und von Keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu beaufsichtigen und zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lerne. Das war nicht anders, als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen Armenfamilie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche bekamen, wo, wie in der theuern Zeit die Sparsuppe, gemeinschaftlich für Alle gekocht wurde, und sie Kleider und Geräthe von der Armenpflege erhielten: so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Brod und was ihnen sonst zukam, wieder abverdienen. Was sie aber ausser der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowohl dies Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparnißkasse für sie gelegt. Denn Leute, die zu ihrem Unterhalte Alles und Jedes empfiengen, brauchten kein baares Geld; sie mußten erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu

Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen, und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, so daß derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie gieng, war es weniger mühsam und beschwerlich, und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeldlich aus christlichem Gemüth. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rath und Anweisung und Beihülfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater, Fürsprecher und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: woher Nahrung und Kleider für die Armen nehmen? Der Zins des Armengutes reichte nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wohl böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brod verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spitler, Männer und Weiber, machen jetzt gleichsam eine einzige große Haushaltung, und müssen Einer für Alle, Alle für Einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spitler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so gieng es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward in's finstere Loch des Thurms gesperrt; da saß er, und bekam zum Getränk kaltes Wasser und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die Andern nicht hatten essen mögen. Das war Keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüse und zweimal in der Woche Fleisch. Wer, ausser den acht Arbeitsstunden, noch fleißiger seyn wollte, konnte sich damit

Geld verdienen. Seine verfertigte Waare ward für ihn verkauft, und das erlöſete Geld für ihn als ein kleines Kapital in die Erſparnißkaſſe in Zins gethan. So ſammelten ſie ſich Vermögen. — Wer fluchte oder ſchwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finſtere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein, ſtill und ſittſam und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Er konnte im Spital ein Unteraufſeher oder gar Spitalmeiſter werden. Denn aus den bravſten Leuten im Spital wurden die Aufſeher über die Arbeiten und das Betragen der Andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafſtätten und Kleider erwählt. Die Aufſeher berichteten Alles dem Spitalmeiſter, der ſelbſt ein Spitler war. Der Spitalmeiſter, ſo wie die Köchinnen, hatten den Vortheil, nicht zur gemeinen Arbeit gebraucht zu werden. Was ſie neben ihren Amtsgeſchäften verdienen konnten, das war ihr Eigenthum und kam in die Erſparniskaſſe. Die Unteraufſeher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinſchaft mitzuarbeiten; die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vortheil fleißig zu ſeyn. Die Köchinnen hatten es eben ſo. Elsbeth führte die Oberaufſicht in der Spitalküche. Hier unterrichtete ſie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spitlerin hatte die Aufſicht über Wäſche, Kleidung und Geräth der Spitler. — Alſo wurden ſämmtliche Spitler zwiſchen Furcht der Strafe und Hoffnung des Nutzens geſtellt und zu ihrem eigenen Beſten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spitler und Häusler gemeinſchaftlich nicht nur die Gärten und Felder des Spitals beſtellen, da Getreide, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs, Hanf, Oelpflanzen, u. ſ. w. bauen, ſondern auch gemeinſchaftlich einander ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Beſitzer den Nutzen von ſeinem Stückchen Gemeinlandes, alſo daß er, nach Abzug deſſen, was er ebenfalls der Armenanſtalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach ſchuldig geblieben, das Uebrige verkaufen laſſen konnte von ſeinem Vogt; der Gewinn kam in die Erſparnißkaſſe.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moosige Stellen des Waldes durch Abzugsgräben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eichen besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten die, welche mit Drehbank, Hebel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgeräth aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen- und Leinengarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- oder Flachsgarn Leinwand verfertigen. Immer waren einige Webstühle Winters und Sommers in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spitler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; äusserdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämmtlicher Häusler und Spitler thätig seyn; Wolle, Flachs und Hanf spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken; Bettzeug und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für Einen, und Einer für Alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergiengen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vortheilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spitalmeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spitler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Elsbeth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister Johannes Heiter führte unentgeldlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spitler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: Die ganze Wirthschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, webten und schneiderten ihre Kleider selber

aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle, Holzteller, Schränke u. s. w. selber; besserten Zimmer, Gebäude und Geräthe selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Geräth verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder eingekauft, was man an Wolle, Eisen u. s. w. nöthig hatte. Die fleißigern Häusler verdienten noch ausser den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen in Zins gelegt, oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfond nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Kost viel arbeiteten, und Männer und Weiber ohnedem fast beständig getrennt lebten, vergieng ihnen die Ueppigkeit von selbst. Zudem war ein Gemeindsgesetz: es konnte Keiner heirathen, als der, welcher sich ausser der Armenanstalt ohne Hülfe der Gemeinde ernähren konnte.

Das Beste, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmählig bei diesen einst verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienst des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spitlern die Abendandacht; dazu kamen auch die Häusler. Da sprach er dann viel Heilsames und Lehrreiches über ihren Seelenzustand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menschenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit das reinste Glück des Herzens gefunden werde. Diese Erbauungsstunden fruchteten zur Besserung weit mehr noch, als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Uebrigens stand jedem Spitler und Häusler vollkommen frei, die Anstalt zu verlassen, wann er wollte; er mußte nur zeigen, wie er sich selbstständig und auf ehrliche Weise durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Gesetz, daß, wenn Jemand die Anstalt verlassen und sich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterstützung, durch eigenen häuslichen Fleiß erhalten und gutes Lob und Zeugniß erworben hatte, er sodann den freien Gebrauch seines kleinen in der Er-

sparnißkasse befindlichen Vermögens empfieng. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr, und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die Goldenthaler Armenanstalten vorzüglich von andern dergleichen ruhm- und segenvoll unterschied, war: daß die armen Leute gezwungen wurden, Alles, was sie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus selbst zu machen. Es sorgte Niemund für sie; sie mußten für sich selbst sorgen und arbeiten.. Hier war keine stillsitzende Lebensart, hier keine ungewisse, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu schwerer Arbeit nachher untauglich werden; hier gab es keinen leichten Verdienst, wo junge Mädchen und Knaben bald ebensoviel Geld gewinnen können als die Alten, was dann zur Ueppigkeit, zu frühen Heirathen und zur Vermehrung des Lumpengesindels beiträgt. Hier mußte Jeder seine Kraft für das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, haken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, nähen, weben, schneidern.

27.

Probieren geht über Studieren.

Es war auch in Goldenthal, wie an andern Orten. Sobald irgend ein verständiger Mann etwas Neues auf die Bahn brachte, um damit etwas offenbar Schädliches abzuschaffen, machte sich Jeder ein Geschäft daraus, es zu verhindern. Dann ward Jeder ein Bedenklichkeitskrämer und hatte Zweifel feil; dann schüttelte Jeder den Kopf, zuckte die Achseln und sang das berühmte Lied aller feigen und trägen Memmen:

Laßt es seyn, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald wußte das wohl, und war aus Erfahrung und Schaden klug geworden. Hätte er seinen Goldenthalern den ganzen langen Plan von den Armenanstalten, wie er sie im Sinn hatte, vorher bekannt gemacht, so würde Jederman erschrocken seyn, sich in der Berathung desselben verwirrt, ihn geradezu verworfen und dabei gerufen haben:

Laßt es seyn, es ist zu schwer:
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald aber dachte: Probiren geht über Studieren. Er hatte selbst seinen ehrsamen Beisitzern nichts vom ganzen Umfang des Plans erzählt; denn es waren zwar wohlwollende, brave Männer, aber ängstliche, schüchterne Leute. Darum sagte er nie mehr, als immer stückweise etwas, das eben ausgeführt werden sollte.

Erst wurden die Armen und Bettler mit ihren Kindern aufgezeichnet und in Häusler und Spitler eingetheilt. Nun, das gieng. Dann wurde für jede Familie ein Vogt ernannt, und ihm vom Herrn Pfarrer erklärt, was er zu thun habe. Das kam endlich auch zu Stande. Da schaffte man Höbel, Aexte, Sägen, auch Spinn- und Spulräder, Wollkarten und ein paar Webstühle aus dem Armengut an. Das war keine Hexerei; eben so wenig der Ankauf von Wolle, das Hanf- und Flachssäen, das Einführen der Spinnerei und die Einrichtung der Spitalküche. So ward allmälig Eins ums Andere ins Werk gesetzt; man fand jedes Einzelne nicht zu schwer; so kam das Ganze zu Stande, und die hohe Regierung genehmigte den Plan mit großermunterndem Lobe. Man hat hintennach erfahren, daß selbst in der Regierung einige Herren den Plan für unausführbar gehalten und bespöttelt hatten, da derselbe schon, ohne daß sie es wußten, ins Werk gesetzt war.

Die meisten Sprünge machten anfangs die Spitler; sie wollten nicht in den engen Zellen schlafen. Man sagte ihnen aber: Arbeitet fleißig so könnet ihr euch Wohnungen miethen oder Häuser bauen. Sie wollten aber nicht arbeiten; da kamen sie Tage lang in's finstere Loch bei kalter, schmaler Kost. Das gefiel ihnen noch weniger. Einige versuchten, ihr Loos durch Gehorsam zu verbessern, und ergaben sich in ihr Schicksal, zumal in den Wintertagen, wo es auf der Landstraße auch nicht angenehm zu reisen und zu schlafen war. Als sie einmal bessere Kost und bessere Behandlung genossen und die Arbeit gelernt hatten, und als sie schon in der Ersparnißkasse einige Gulden Eigenthum für ihre alten Tage oder für ihre Kinder besaßen, blieben sie gern da. Denn sie wollten das kleine an Zins gelegte Vermögen nicht im Stich lassen, und waren begierig, es zu vermehren. — Andere aber liefen davon und in die weite Welt

hinaus, um müßig zu gehen und zu betteln. Nun, dann war's ihr eigener Schade; die Gemeinde hatte nur den Nutzen, sie nicht mehr erhalten zu müssen. Einige von den Weggelaufenen kamen nie wieder zum Vorschein; das war für Goldenthal kein Unglück. Andere wurden, als Bettler, von den Polizeibedienten des Landes aufgefangen und wieder zurückgebracht; die besuchten zuerst das finstere Loch, und dann kamen sie wieder an die gemeine Arbeit, wie zuvore. — Binnen drei Vierteljahren war es mit allen Widerspenstigen in der Ordnung, und es gab keinen bettelnden Goldenthaler mehr, ausser einige Weggelaufene in fremden Ländern.

Die Häusierfamilien wollten sich anfangs auch auf die Hinterfüße stellen, und den Dreck und Unflath vertheidigen, worin sie zu leben gewohnt waren. Und sie klagten und schrieen bitterlich über die Hartherzigkeit der Goldenthaler, die ihnen nicht mehr unentgeldlich wollten zu essen und zu trinken, und nicht einmal Geld in die Hände geben. Allein der Hunger und das finstere Loch machten zuletzt auch die Sprödesten geschmeidig, und die Goldenthaler blieben dabei: wer essen will, soll arbeiten: wer es gut haben will, der soll gut thun.

Die Verwaltung des Spitals war vorzeiten kostbarer gewesen. Jetzt kostete sie nichts. Nicht der Pfarrer, nicht Oswald, nicht Elsbeth wollten sich am Armengute bereichern. Die Spitler selbst mußten die angewiesenen Haus- und Unteraufsichtsgeschäfte verrichten. Ward ihnen solch ein Aemtlein vertraut, war es Belohnung ihres Wohlverhaltens, ward es ihnen genommen, war es Strafe. Einer lauerte dem Andern dabei auf den Dienst. Die Spital-Gärten und Güter gaben Nahrung genug, und auch was die armen Familien am ehemaligen Weidland zum Antheil empfangen hatten, wurde abträglicher, weil es gemeinschaftlich angebaut und besorgt ward. Die Fleißigen bezahlten dem Spital mit dem, was sie auf dem pachtlande ärnteten, ihre Kost und Kleidung; und was sie noch erübrigten, ward in Geld verwandelt, und für sie ein Schatz in der Ersparnißkasse.

Die Männer im Spital stellten sich anfangs zum Hobeln und Sägen, zum Wollekrämpeln und Weben ungeschickt genug an. Aber sie mußten lernen. Ein Meister aus der Stadt brachte das Ding bald in's Geleis; der

war ein verständiger Mann und großer Verehrer und Freund des Herrn Pfarrers. So kostete die Bekleidung der Armen das Spitalgut wenig, und die Anschaffung von Bänken, Stühlen, Bettgestellen, Schränken und andern Geräthschaften, wie auch Ausbesserung am Hause fast nichts. Die Spitler mußten auch für die Häusler Geräth machen; so ward jede Familie damit wohl versehen, und gewöhnte sich an einige Bequemlichkeit.

So wie das Armengut und Spital dabei gewann, weil so viele Hände nur für Kost und Kleidung arbeiteten: so gewannen auch die Häusler und Spitler dabei an Vermögen und Eigenthum. Denn was sie ausser den acht üblichen Stunden mehr arbeiteten, konnten sie zu ihrem Nutzen in Geld verwandeln und in der Ersparnißkasse in Zins legen lassen; eben so, was sie von den Erzeugnissen ihres Pachtlandes erübrigen und verkaufen lassen konnten. Das war kein geringer Vortheil. Die Menschen wurden arbeitslustig und bekamen Freude am Sparen und Vermehren ihres Eigenthums, weil sie die Zeit voraussahen, da sie ganz unabhängig leben und einen gewissen Wohlstand zu genießen im Stande waren.

Am besten hatten es der Spitalmeister und die Aufseher, welche selbst Spitler waren. Denn Alles, was sie neben ihren Amtsverrichtungen arbeiten konnten und verkaufbar war, das wurde zu ihrem Nutzen verkauft. Darum war Jedermann beflissen, sich wohl zu halten, um zu einer solchen Stelle zu gelangen. Und diejenigen, welche das Aemtlein hatten, nahmen sich wohl in Acht, etwas von den ihnen übertragenen Pflichten zu versäumen. Der kleinste Fehler konnte sie um den vortheilhaften Dienst bringen, auf welchen Viele hofften.

Es gab zuletzt in der Armenanstalt von Goldenthal recht geschickte Arbeiter. Nicht nur die Bauern im Dorfe, sondern selbst viele Leute aus der Stadt kauften von den hier verfertigten Waaren, oder liessen hier arbeiten. Und wenn so ein geschickter Arbeiter spurte, er verdiene mehr, wenn er für sich allein arbeite, verließ er das Spital und miethete sich Wohnung im Dorfe oder in der Stadt, und lebte für sich selber. Das feuerte nun wieder die Andern an, ebenfalls recht geschickt zu werden.

Im Dorfe war natürlich Jedermann froh, nicht mehr vom Bettelgesindel geplagt oder in den Häusern und

Gärten nächtlicherweise bestohlen zu werden. Jeder schickte mit Freuden, statt der Almosen, etwas in's Spital, wenn es irgend in demselben an etwas fehlte. Allein es zeigte sich noch ein anderer Vortheil für das Dorf, an den vorher Niemand gedacht hatte. Nämlich: mangelte es im Sommer an Feldarbeit, so waren andere Arbeiten im Freien vorgenommen worden. Und so war es gekommen, daß alle Gassen des Dorfes, wo man sonst bei schlechtem Wetter im Koth bis über die Knöchel waten mußte, mit Steinen besetzt wurden; daß der Bach im Dorfe, der sonst überlief und große Pfützen bildete, mit Gemäuer eingefaßt stand; daß die Feldwege und Fußsteg ohne Löcher waren; daß die Gemeindswaldungen keine Stelle mehr hatten, die nicht mit jungen Setzlingen den erfreulichsten Nachwuchs zeigte. Weit umher im Lande sah man keinen Wald in besserer Ordnung, und kein säuberlicheres Dorf, als Goldenthal. Es kamen sogar vornehme Herren von der Regierung und besichtigten die Goldenthaler Anstalten und Einrichtungen, und hätten dergleichen gern überall gehabt. Allein sie sahen sich in andern Dörfern oft vergebens nach dem edlen Pfarrer Roderich, nach dem menschenfreundlichen Oswald und seiner eifrigen Gehülfin Elsbeth um. Dennoch ward es auch anderswo mit Abänderungen und mit Glück versucht. Und daran that man Recht. Probieren geht über Studieren. Und wo man mit eifriger Menschenliebe was Rechtes will, da geschieht auch was Rechtes.

28.

Wieder etwas Neues.

„Was hat auch der Oswald wieder?" fragten sich die Bauern untereinander. Denn wenn alle Leute Feierabend hatten, lief er noch mit dem Schulmeister und einigen jungen Burschen in den Feldern herum, die schleppten sich mit Ketten, steckten lange Stangen in die Erde, und Oswald sah immer über einen kleinen, langbeinigen Tisch nach den Stecken, und konnte sich nicht satt daran sehen. Und der Schulmeister Heiter that es auch gern. Und an den Stecken war doch nichts zu sehen.

Das gieng beinahe ein Jahr lang so. Und da die

Bauern

Bauern hörten, daß Oswald das Land und alle Felder vermessen und alle Wege und Stege in einen Plan bringen lasse, ward Vielen bange. Denn es gieng wieder die Rede vom Krieg; und sie dachten, der Oswald könne dem Feinde das Land verrathen wollen.

Es verhielt sich aber folgendermaßen. Oswald verstand das Feldmessen, und hatte Bücher, die davon handelten. Und er hatte seinen Liebling, den Johannes Heiter, auch in dieser Kunst unterrichtet, nebst andern Bauernburschen, die Kopf dazu besaßen. Weil nun die Waldungen der Gemeinde sehr genau ausgemessen waren, kam er auf den Einfall, nach und nach in in Nebenstunden, alle Güter, Wege und Stege des ganzen Gemeindsbezirks zu vermessen, und daraus eine große Karte zu machen.

Auf der Karte sah man sehr deutlich jedes Stück Land, jeden Steg, jeden Zaun, jedes Haus. Eine Jauchart war beinahe einen Zoll in's Geviert groß. Und die große Karte, wie sie fertig war, wurde im Gemeindhaus an der Wand aufgehängt. Da liefen nun tagtäglich Bauern hin und beschauten den Plan, und wunderten sich sehr. Denn sie fanden sich bald darin zurecht, und Jeder erkannte seinen Acker, seinen Garten, seine Wiese. Und was das Beste war, in jedem Stück Feld oder Acker stand die Größe desselben, genau bis auf einen halben Schuh, geschrieben. Nun erst wußte Jeder recht eigentlich, wie groß seine Aecker und Wiesen waren, und er schrieb sich die Zahlen sorgfältig ab. Das war beim Kauf und Verkauf keine Kleinigkeit, denn bisher hatte man das Land nur nach Schritten geschätzt, und Mancher zu wenig angegeben, Mancher zu viel. Das war allerdings nun ein großer Nutzen.

Der Vorsteher Oswald sagte aber zu den Leuten, wenn sie den Plan betrachteten: „Das ist noch nicht der größte Nutzen; ich weiß noch einen bessern.“ Wenn sie ihn darum fragten, antwortete er: „Habt ihr es bis Lichtmeß nicht errathen, so will ich es euch dann sagen.“ Sie errieten es aber nicht.

Als nun Lichtmeß kam, und die Gemeinde wegen verschiedener Angelegenheiten versammelt war, trat Oswald, nachdem man Alles abgethan hatte, hervor und sprach:

„Ihr Alle kennet sattsam den Plan von unserm Gemeindsbezirk, wie ihn der Schulmeister Johannes Heiter mit seinen Schülern genau und zierlich verfertigt hat. Ihr Männer, liebe Mitbürger, Jedermann hat dabei seine besondern Gedanken gehabt, und auch ich die meinigen. Und diese will ich euch offenbaren."

„Wenn ich die Felder überlah, die wir im Schweiße unsers Angesichts bauen, nicht ohne Segen von Gott dem Herrn: so that es mir oft weh im Herzen, daß die Arbeit uns so viel Mühe macht, und daß dabei Vieles nicht so gut angebaut ist, und folglich auch nicht so viel abtragt, als wohl seyn sollte. Und ich warf meine Augen noch einmal auf den Plan, und siehe, da wurden auch die Augen meines Geistes geöffnet, und ich erkannte einen Hauptfehler unserer Feldwirthschaft.

„Ihr Männer, liebe Mitbürger, es liegt nun sonnenklar am Tage, wenn ihr euch unter einander verstehet, so werden eure meisten Güter mit geringerm Aufwand von Zeit und Unkosten besser besorgt werden und abträglicher seyn können, als bisher."

Da riefen viele Bauern: „Dazu wollen wir uns ohne Mühe mit einander verstehen, wenn es nicht einmal so viel kostet, als sonst!"

Oswald sprach: „Ich wünsche Glück dazu. Ich will euch sagen, was bisher viele Unkosten verursacht hat, die ihr nun sparen könnet wenn ihr wollet. Das ist die Zeit! — Jeder von euch hat nämlich sein Land nach und nach zusammengeerbt oder zusammengekauft, wie es kam. Da hat er ein Stück am Berge liegen, ein anderes hinter dem Walde, ein anderes wieder jenseits der Brücke, ein anderes am Bach, und noch ein anderes beim Steinbruch. Da muß er nun Viertelstunden weit unnüz umherlaufen von einem Stück zum andern, ebenso die Knechte und Mägde, ebenso die Fuhre mit dem Dünger. Da wird ein Theil des Tages blos mit Gängen und Laufen verloren, wo man hätte arbeiten können. Da werden Magd und Knecht für Hin- und Hergehen bezahlt, was doch nichts einträgt. Es wird daher um so viel weniger im Tage gearbeitet, und das Land um so weniger mit größtem Fleiß bearbeitet, weil es an der nöthigen Zeit gebricht. Mancher scheut sich, noch etwas Land zu kaufen, weil er das seinige kaum recht in Ordnung besorgen kann; und doch hat er nicht viel.

Aber das Umherziehen von einem Stück zum andern nimmt die Zeit weg. Lägen alle seine Felder beisammen und wären ein Ganzes, er könnte mit eben so vielen Leuten, in eben so vieler Zeit noch einmal so viel Land besorgen, als er jetzt hat, und um so viel reicher seyn."

Die Bauern sagten: „Das ist ganz richtig; aber es läßt sich nicht ändern. Man kann seine Aecker nicht auf den Rücken nehmen und an einen Haufen legen."

Isaak sprach: „Das könnet ihr, wenn ihr wollet, nun ihr den Plan vom Gemeindsbezirk habt und nun Jedermann weiß, wie groß jedes seiner Stücke ist. Aber ich sage euch, die Sache hat viel Schwierigkeiten. Ihr müsset mit einander die zerstreuten Stücke austauschen, so daß endlich Jeder sein Land im Zusammenhang hat, als ein einziges Stück. Da rede Jeder mit seinen Nachbarn und Anstößern. Entschädiget einander, wo der Eine ein paar Schuh Land mehr oder bessern Boden hat, als der Andere. Und wenn Einer oder der Andere bei Austauschen wirklich etwas einbüßen sollte, so gewinnt er doppelt dadurch, daß er Alles beisammenliegend hat. Wo ihr nicht eins mit einander werdet, nehmet unpartheiische Schätzer oder billige Schiedsrichter, oder ziehet Loose. Ich sage euch, lasset euch durch kein Hinderniß abschrecken, oder seyd darum zufrieden, weil ihr es jetzt seit vielen Jahren so gewohnt seyd; es kommt darauf an, daß ihr reicher werden könnet ohne größere Mühe."

Als der erste Vorsteher so geredet hatte, gieng die Gemeinde kopfschüttelnd auseinander. Zwar Alle sagten, der Gedanke sey gar gut; aber man würde nun und nimmermehr einig werden.

Inzwischen dachten doch Einige in müßigen Augenblicken daran, welches Stück von ihren Feldern sie wohl Dem und Diesem für das seinige geben könnten, das an das ihrige stieß. Sie fiengen sogar zum Spaß an, davon mit den Angrenzern zu reden. Diesen war dann das Angebotene nicht allezeit gelegen, und wünschten ein anderes, das dem Dritten gehörte, zu empfangen. Da begrüßten beide Theile nun den Dritten. Einer stieß den Andern. Bald machte Jeder Pläne für sich, seine Besitzungen auszurunden und in ein einziges Stück zu verbinden. In kurzer Zeit griffen die Unterhandlungen um

sich. Manche gelang, manche scheiterte. Immer kam dabei etwas heraus. Es war in Goldenthal wie an einer Landversteigerung oder wie auf einem Gütermarkt, zumal im Winter, da man mehr müßige Stunden hatte und Abends zum Gespräch zusammen kam, bald bei Diesem, bald bei Jenem. Denn in's Wirthshaus zu gehen, und da das gute Geld durch die Gurgel zu jagen und einem Vieh gleich zu werden, schämten sich alle Ehrenleute im Dorfe. Lieber tranken sie ihr Glas bei Weib und Kind und mit denselben an einem Sonn- und Festtage.

Oswald hatte es vorausgesagt: der Gütertausch hat Schwierigkeit! So war es auch. Allein im ersten halben Jahre war es doch Fünfen fast ganz gelungen, all ihr Land beisammen zu haben. Das verdroß die Andern. Sie sahen den Nutzen davon sehr wohl ein. Nun setzten sie den Kopf daran, es auch so weit zu bringen. Das Gemeindehaus ward beständig besucht am Abend. Da standen immer einige Bauern vor der großen Karte, und handelten und stritten, daß man es draußen hörte, und liefen auseinander im Zorn, und traten wieder mit neuen Vorschlägen zusammen.

Was war die Folge? Von Jahr zu Jahr rundeten sich die Güter immer besser zu, und die guten Wirkungen davon wurden auffallend sichtbar.

29.

Wie es im Goldmacherdorf aussah.

Wohl war Goldenthal nun ein rechtes goldenes Thal. Da lag es mitten in den fruchtbarsten Gärten, wie vergraben in den vollen Obstbäumen, umringt von Wiesen und goldenen Saatfeldern, wie mitten im Paradiese. Die Feldwege zwischen den Aeckern waren wie Gartenwege, sauber und eben, die Landstraßen auf beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt, wie Alleen, so weit der Gemeindsbezirk gieng.

Und trat man in's Dorf, so glaubte man in kein Dorf zu treten, sondern in einen stattlichen Marktflecken. Denn die Häuser waren, wenn auch nicht alle groß, doch alle schön und wohlunterhalten von oben bis unten; die Fenster glänzend und hell; die Thüren und Gesimse stets gewaschen oder frisch angestrichen; die Dächer fast alle mit Ziegeln gedeckt, denn durch ein

Gemeindsgesetz waren die Strohdächer wegen Feuersgefahr verboten. Und wurde ein neues Dach gedeckt, mußten es Ziegel seyn. Auf mancher First sah man Blitzableiter, fast vor allen Fenstern Blumen; neben den Häusern kleine Gärten, zierlich geordnet, und daneben wohlgeschirmte Bienenkörbe.

Die Leute grüßten Jeden so freundlich auf der Straße, und neckten einander im Vorbeigehen scherzend. Man sah es ihnen wohl an, daß sie unter einander gut lebten und mit ihrem Zustande vergnügt waren. Das konnte nicht anders seyn. Sogar in der Woche, bei der Feld- und Gartenarbeit, giengen Alte zwar schlicht und einfach, aber reinlich und ehrbar gekleidet; man sah keine beschmierten, keine zerrissenen Gewänder. Es gab braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, aber keine kothigen, mit struppigen Buschhaaren; und die Kraft und Gesundheit lachte Allen aus den Augen. Die jungen Bursche in andern Dörfern sahen am liebsten nach den Goldenthaler Mädchen; denn sie waren nicht nur wundernett und hübsch, sondern auch häuslich, geschickt und wirthlich. Mancher reiche Bauerssohn in andern Dörfern holte sich ein Mädchen aus dem Goldmacherdorf; wenn es auch nicht viel Geld hatte, hatte es doch viele Tugenden. Und gieng ein junger Mann aus Goldenthal auf die Heirath aus, so konnte er unter den Töchtern des Landes wählen. Man schlug einem Goldenthaler nicht leicht die Tochter ab, wenn sie auch mehr Vermögen hatte; denn man wußte, es war wohl angelegt. Das vermehrte den Wohlstand der Gemeinde nicht wenig.

Daß man keine Bettler und Müßiggänger in Goldenthal sah, verstand sich. Aber man erblickte auch nicht einmal dem Anschein nach arme Leute. Denn sogar die Spitler hatten ihr sattes Essen und Trinken und ordentliches Gewand. Und trat man in's kleinste, ärmste Bauernhaus, so meynte man beinahe, es sey etwas recht Vornehmes darin. Die Fußboden waren so reinlich und gefegt, die Bänke, Stühle, Tische so ohne Flecken und Fehl, Fenster und Spiegel so hell — kurz, es war nicht wie in den Sauhütten mancher Bauern in andern Dorfschaften. Man bekam rechte Lust, da zu wohnen unter den Biederleuten.

Während der Sommermonate, vom Frühjahr bis um Herbst, war es an den Sonntagen bei schönem Wetter ein fröhliches Leben zu Goldenthal. Da wimmelte es von Besuchen aus der Stadt. Das große, neu ausgestattete Wirthshaus, welches — wer hätte das glauben sollen? — einer von den zweiunddreißig armen Genossen des Goldmacherdorfes durch Erbschaft und Kauf an sich gebracht hatte, war angefüllt mit städtischen Familien, die Erfrischungen nahmen. Andere Familien kehrten in die Wohnungen ihnen bekannter Bauern ein; saßen da in den Gärten bei Milch, Obst, Honig und andern Näschereien des Dorfes; oder lagerten sich plaudernd und spielend auf grünen Rasenplätzen; oder saßen auf den saubern Bänken vor den Häusern im Schatten weit vorragender Dächer, und sahen die auf- und abwandelnden, bunten Reihen der Spaziergänger; oder traten auf den Platz unter die Linde, wo die Jugend des Dorfes zuweilen tanzte beim heitern Gesang der Andern. Man kann leicht denken, die Herren und Frauenzimmer aus der Stadt waren für das Vergnügen, welches sie in Goldenthal genoßen, nicht undankbar, und die von den gefälligen Landleuten angebrachten Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihrer Häuser oder Gärten trugen guten Zins. Selbst im Winter fehlte es nicht an Besuchen. Da wurden aus der Stadt Schlittenpartheien nach Goldenthal gemacht. Wo konnte man es besser haben?

Die Leute in andern Dörfern sahen und hörten das, und wunderten sich fast zu Tode, warum das bei ihnen nicht auch so sey. Sie meynten im vollen Ernst, die Goldenthaler hätten geheime Künste. Statt sich aber nach diesen Künsten recht zu erkundigen, blieben sie ruhig auf ihrem alten Mist sitzen, und blieben, wie sie waren. Sie zeigten nur Neid und Mißgunst, wenn sie von Goldenthal sprachen, und sporteten und nannten es das Goldmacherdorf. Aber dieser Uebername war kein Uebelname.

Auch machten sich die Goldenthaler nicht viel daraus. Denn wohin sie kamen, waren sie werthgehalten und geschätzt. Sie fuhren in ihrer guten Weise fort, und waren dabei des Lebens froh. Hatten sie die Woche brav gearbeitet, war jeder Sonntag ein rechter Ruhetag.

In's Wirthshaus freilich giengen die Goldenthaler nicht. Sie hatten ihren Labetrunk daheim. Aber doch im Winter tanzten da des Abends wohl die jungen Leute bei guter Musik. Einige Männer und Knaben waren durch den Schulmeister Johannes Heiter im Spiel der Geigen und Flöten angeleitet worden. Sie hatten es ziemlich weit gebracht. Oft führten auch die jungen Sänger und Sängerinnen große Singstücke auf, wie man dergleichen kaum in der Stadt hörte. Die ältern Männer und Frauen kamen familienweise des Abends zu einander, da bewirtheten sie sich mit einfacher, ländlicher Kost, und hatten ihre munteren Gespräche. Von besoffenen Leuten, von Raufereien, von Prozessen, von Ausschweifungen anderer Art hörte man gar nicht. Denn mit dem Wohlstand und der bessern Erziehung, die aus der Schule stammte, hatte sich ein gewisses Ehrgefühl und eine Liebe zu anständigen Sitten unter den Bauern ausgebildet, wovon man sonst nicht leicht in andern Dörfern Aehnliches gewahr ward. Man kannte und unterschied sie schon beim ersten Anblick in der Stadt von Landleuten aus andern Gegenden. Sie waren in ihrer Tracht höchst einfach und säuberlich, in ihrer Rede sanft und bescheiden, in ihrem Benehmen offen und gutherzig. Sie trugen zwar keine feinen Kleider, aber dafür war ihr Betragen fein.

Man muß aber nicht glauben, daß dies höfliche, ehrbare und löbliche Wesen eine reine Frucht der Erziehung oder des allgemeinen Wohlstandes allein gewesen; es war auch eine Wirkung der Gemeindsgesetze. Denn wie einige Bauern reicher geworden waren, hatte es gar nicht an solchen gefehlt, die wieder über die Schnur hieben und aus der Art zu schlagen drohten. Da wollten einige hochmüthig werden, putzten ihre Töchter ungebührlich, kleideten sich in kostbares Tuch recht städtisch, und thaten in allen Dingen groß. Einige Andere nahmen die Spielkarten wieder vor oder die Weinflasche im Wirthshause. Das erweckte aber großes Aergerniß bei den meisten rechtschaffenen Leuten, und sie sprachen: „Fängt man es so wieder an, werden wir bald wieder den Krebsgang gehen!“ Und es war allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche von der einfachen, löblichen Weise abwichen; und

man begehrte, die Ortsvorgesetzten sollten besser über die Beobachtung der guten Sitten wachen im Dorfe.

Dieser Vorwurf, welchen man den Ortsvorstehern machte, erfüllte den Oswald gar nicht mit Verdruß, sondern mit wahrer Freude. So kam ein strenges Gemeindsgesetz zu Stande; darin war aller Aufwand in den Kleidern verboten und jedem Alter seine Tracht vorgeschrieben, und auf Kartenspiel und alles Spiel um Geld und Geldeswerth, auf das Laster der Trunkenheit, auf Schimpfreden, Lästerungen, Balgereien und andere Schandthaten waren von der Gemeinde einmüthig harte Strafen gesetzt. So kam es, daß sich Keiner überhob und übernahm; daß, wenn irgend Einer auch einmal Lust hatte, zu thun, was weder ehrerlich noch recht war, die Furcht vor Schmach, Schande und Bestrafung ihn wieder zurückschreckte.

Alle Jahre wurde das Sittengesetz vor der ganzen Gemeinde vorgelesen. Da mußten Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder es anhören. Fand man Zusätze nöthig, wurden sie gemacht. Und wenn das Sittengesetz vorgelesen war, mußte der erste Vorsteher jedesmal fragen: „Wollt ihr dies Gesetz halten, welches die Grundlage unsers Wohlstandes, unserer Eintracht und Ehre ist?“ — Und Alt und Jung antwortete mit lauter Stimme deutlich ein allgemeines Ja.

30.

Die Kindtaufe.

Oswald genoß zu dieser Zeit eine rechte Herzenswonne, nach der er sich schon lange vergebens gesehnt hatte. Nämlich die liebe, gute Elsbeth hatte ihm einen muntern jungen Sohn zur Welt gebracht. Da war er wie im Himmel.

Und er gieng darauf zu seinem Freunde, dem neuen Löwenwirth, der einer von den wohlbekannten zweiundvierzig Bundesgenossen war. Zu diesem sprach er: „Mein, ich habe dich noch nie um eine Gefälligkeit angesprochen, und ich komme damit zum Erstenmal. Meine Frau liegt im Kindbette, und ich kann sie nicht verlassen und zur Stadt gehen. Ich gebrauche aber fünfhundert Gulden, wenn auch nur acht Tage lang, und sie sollten, wo möglich, in Gold seyn. Willst du mir so viel auf acht Tage leihen?“

Der Löwenwirth antwortete: „Ich bin dir für so Vieles Dank schuldig: warum sollte ich nicht? Ich habe eben achthundert Gulden gestern empfangen, die liegen noch bei mir. Aber sie sind zum Theil in Silbermünze. Willst du, so nimm Alles, auf so lange du willst."

Oswald sagte: „Ja möchte lieber Gold; es liegt mir sehr daran."

Der Löwenwirth versetzte: „Wohlan, ich will Rath schaffen. Wann mußt du es haben?"

Oswald erwiederte: „Bringe mir das Geld morgen Abend um die achte Stunde in mein Haus. Aber sage Niemanden davon."

Als er sein Geschäft hier vollendet hatte, gieng er fort und zu den übrigen einunddreißig Bundesgenossen, und sagte ihnen dieselben Worte, wie dem Löwenwirth, und bat um fünfhundert Gulden, wo möglich in Gold. Und Jeder freute sich, dem wackern Manne endlich einmal einen Freundschaftsdienst erweisen zu können, und versprach, ihm das Geld zu bringen. Er bestellte Jeden auf den folgenden Tag des Abends um die achte Stunde zu sich.

Und sie kamen um dieselbe Stunde, da es schon dunkel war, zu ihm. Er führte sie alle in sein Zimmer, aber es war noch kein Licht angezündet. Die Leute wunderten sich in der Stille über die Menge der Anwesenden. Oswald gieng, um Licht zu holen. Und als er wieder in die Stube trat, mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, erblickten sie ihn wieder, wie sie ihn schon einmal gesehen hatten, in prächtigen Offiziersklеidern, mit hohem Federbusch auf dem Hut, einem Orden auf der Brust und einem langen Säbel an der Seite. Sie sahen einander verwundert an, und sahen, wie vor sieben Jahren, dieselben Gestalten in demselben Zimmer, um denselben Tisch, auf welchen der Offizier die Kerzen niedersetzte.

Oswald sagte darauf: „Habet ihr mir gebracht, liebe Freunde, um was ich euch gebeten habe, so leget es hier auf den Tisch."

Da traten sie Alle, Einer nach dem Andern, zum Tisch, und Mehrere bedauerten, ihm die Summe nicht in Gold zahlen zu können. Er sagte darauf liebreich: „So ist es gleichviel. Gebet, wie ihr es habet." Und

sie schütteten Gold, Andere Silber auf den Tisch, Andere legten ihm gute Kapitalbriefe und Zinsschriften hin.

Darauf erhob Oswald die Stimme und sprach: „Erinnert euch, es ist die Zeit der Prüfung vorüber, und die sieben Jahre und sieben Wochen sind zu Ende, von denen ich euch geredet. Und ihr habet mehr Geld auf diesen Tisch geworfen, als ich vor sieben Jahren und sieben Wochen vor euern Augen ausschüttete. Damals waret ihr kaum im Stande, fünfhundert rothe Kreuzer auszuleihen; in der Stadt hätte je euch Niemand anvertraut. Jetzt habet ihr binnen vierundzwanzig Stunden Jeder fünfhundert Gulden aufgebracht, also daß sechszehntausend Gulden hier plötzlich auf dem Tisch beisammen sind. Also ist die Prüfungszeit vorüber, und itzt habe euch die Kunst gelehrt, Gold zu machen. Und nun werdet ihr verstehen, was ich sagte, da ihr das erstemal hier standet. Ich sagte aber: die Kunst ist selbst mehr noch, als das Gold, werth; denn diese Kunst ist die beste Weisheit des Lebens. Bleibet euern Gelübden und Gott getreu, und euer Glück und Wohlstand wird wachsen von Tag zu Tag. Wer vom Gelübde läßt, der läßt von seinem Glück. Prägt dies Gelübde euern Kindern ein, und lasset sie es halten, so werden sie Fülle haben. — Nun habe ich mein Wort gelöset, das ich euch gegeben. Ihr seyd darum reich, weil ihr wenig bedürfet und viel erwerbet, und weil ihr Zutrauen genießet bei den reichen Leuten, daß ihre Geldsäcke euch offen stehen. So habet ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen. Oder habet ihr Anders erwartet?“

Sie lächelten allesammt und sprachen: „Ei nun, wir haben wohl längst schon vermerken können, wie du es mit der Goldmacherei gemeynt hast. Doch als wir einmal zur rechten Erkenntniß gekommen waren, schämten wir uns des dummen Aberglaubens, der uns vormals bethörte, und wußten es dir im Herzen Dank, daß du uns auf die bessere Bahn gebracht. Ohne dich und deine Hülfe wären wir aber doch nie dahin gekommen.“

Oswald freute sich dieser Worte und der dankbaren Herzlichkeit, mit der ihm Jeder die Hand drückte

und schüttelte. Und er stellte ihnen ihr Geld wieder zu, weil er es nicht hatte gebrauchen, sondern nur ihre Zuneigung auf die Probe setzen wollen. Sie aber sagten: „Gebiete über uns, wie du willst, Tag und Nacht. Denn wir alle sind dir unser Hausgliedschuldig. Sprich, wir sollen für dich durchs Feuer gehen: wir werden gehen. Sprich, wir sollen für dich sterben: wir werden den Tod nicht fürchten."

Und wie sie sich so traulich und herzlich um ihn drängten, betrachteten sie sein schönes Kleid und den Orden auf der Brust, und hätten gern erfahren, was das bedeute.

Er antwortete: „Ich danke es eurem alten Schulmeister, meinem seligen Vater, noch in der Erde, daß er mich in vielen nützlichen Dingen und sogar im Feldmessen unterrichtete. Denn als ich unter die Soldaten kam, half es mir, nebst redlichem Sinn und herzhaftem Betragen, daß ich meinen Kameraden vorgezogen ward. Ich that meine Pflicht und ward zuletzt Rittmeister. Und als ich in einem Treffen, da sich der Kronprinz zu weit vorwagte, denselben mit seinem Gefolge von den feindlichen Reitern umgeben sah, drang ich blitzschnell mit meiner Schwadron unter die Feinde und rettete den Prinzen. Dafür empfieng ich diese Wunde hier auf der Stirn und dieses Ordens- und Gnadenzeichen auf der Brust, und als ich den Abschied beim Friedensschlusse nahm, einen ansehnlichen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Auch hat der Kronprinz, als er unser Land durchreisete, mich nicht vergessen, und mich, wie ihr wisset, sogar im Vorbeireiten einmal besucht."

„Da ich aber heimkam nach Goldenthal, in meine liebe Heimath, und ich sah, wie elend und verlumpt hier Alles war, verbarg ich meinen Wohlstand, um nicht von liederlichen Bettlern belagert zu werden. Auch hatte ich alle Lust verloren, hier zu bleiben, und wäre wieder fortgezogen, hätte ich nicht des Müllers Elsbeth gesehen. Meine Elsbeth hielt mich fest. Da beschloß ich in meinem Herzen, zu versuchen, ob ich mir das Leben bei euch lieb machen könne. Und ich stellte mich arm und den Uebrigen gleich, um Vertrauen zu erwecken. Und ich sagte Niemanden von

meinen Ehren- und Jahrgeldern, so ich genösse. Nur Elsbeths Eltern mußte ich es am Abend, da ich um die Tochter anhielt, offenbaren, sonst hätten sie mir ihr Kind nicht gegeben, denn sie hielten mich für arm. Als ich aber noch am Abend den Müller Siegfried und seine Frau zu mir in's Haus führte, und hier meine Uniform mit dem Orden anlegte, ihnen mein gesammeltes Geld und den königlichen Gnadenbrief wies, woraus sie sahen, daß ich mehr Jahrgehalt bezog, als des Müllers Mühle in drei Jahren verdienen konnte, wurden sie andern Sinnes. Doch mußten sie verschwiegenen Mund halten, denn es war nöthig. Nun aber mag es Jedermann wissen; es schadet nicht mehr.

So erzählte Oswald, und die Leute verwunderten sich, und freuten sich über sein Glück. Und sie hatten so große Ehrfurcht vor ihm bekommen, daß sie ihn kaum noch Du nennen wollten. Er aber sagte: „Was treibet ihr auch mit mir? — Nein, ich bleibe eures Gleichen; darum seyd und bleibet meine Brüder. Kein Offizierrock und kein Orden, sondern ein wohlwollendes Herz voll Gottesfurcht macht zum Ehrenmann.“ — So redete er und umarmte Alle nach der Reihe, da sie sich heim begaben; und sie dankten ihm, denn er sey der wahre Stifter ihres irdischen und ewigen Glücks, und sie nannten ihn Vater. Und wenn es Kindtaufe halten würde, versprachen sie Alle, sich mit ihm zu freuen, als wäre sein Fest ihr eignes Fest.

Wie nun drei Tage nach diesem der Sonntag kam, da Oswalds Sohn getauft werden sollte, war Alles im Dorfe schon früh wach. Oswald aber trat zu seiner Elsbeth an das Bette, küßte die junge Mutter und ihren holden Säugling, und sprach: „Sieh, theure Elsbeth, mein Herz bricht vor Freude und Wehmuth. Mein Söhnlein, das du geboren hast, macht mir große Wonne; aber noch größere Wonne macht mir der Anblick unsers Dorfes. Und es ist doch wahr, die Menschen sind so böse nicht, und nicht so herzlos, wie man oft sagt. Man soll den Glauben an die Güte der Menschheit nie verlieren. Siehe, in dieser Nacht haben sie unser Wohnhaus wieder mit Blumenkränzen prächtig überdeckt und verziert, wie es am Tage unserer Hochzeit war. Aber

dabei ist es nicht geblieben. Alle Häuser des Dorfes sind mit Blumen und Zweigen verziert, als wäre unser Fest das Fest jedes Hauses. Und hinten von unserm Hause hinweg bis zur Kirchthür haben sie grünende Birkenstangen auf beiden Seiten des Kirchwegs gepflanzt, und lange Blumenschnure von Birke zu Birke gezogen, und den ganzen Weg mit grünem Laub und allerlei Blumen überstreut."

So sprach Oswald, und die junge Wöchnerin erröthete in stiller Rührung, und ihre Augen wurden von Thränen feucht. Dann sagte sie nur: „Hab' ich doch in der Nacht oft ein Gehen und Sausen draussen gehört, und wußte nicht, was es gab." Sie konnte nicht im Bett bleiben, und mußte auf und an's Fenster und die Herrlichkeit sehen. Da weinte sie still; denn nichts ist für ein zartes Gemüth rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönern Himmels, der unserer wartet.

Als Elisabeth wieder zu ihrem Säugling gegangen war, kamen ihre Aeltern, denn diese waren die erbetenen Taufzeugen. Die Müllerin konnte nicht genug sagen, wie ausgeschmückt die Häuser wären, wie lebendig Alles im Dorfe sey, und sie rief einmal um das andere aus: „Nein, solch eine Kindtaufe ist in Goldenthal noch nie gefeiert worden! — So feiert man ja nicht die Geburt eines Fürsten!"

Und wie sie noch so redete, kam ein ganzer Zug junger Mädchen und Knaben gegen Oswalds Haus, sämmtlich in Feierkleidern, Paar um Paar. Alle trugen ein kleines Geschenk von ihren Aeltern zur Wiege des Neugebornen: die Einen schneeweiße Leinwand, die Andern Zucker oder Mandeln, oder Blumen, oder selbstgestrickte Strümpfe oder Handschuhe; die Andern niedliches Hausgeräthe, kleine Bedürfnisse der Küche und dergleichen. So viele Haushaltungen im Dorfe, so viele Geschenke. Und alle Kinder küßten Elisabeths Hand und sagten: Mutter Elisbeth! und küßten Oswalds Hand, indem sie blos dazu die Worte sprachen: Vater Oswald! — Aber welcher Wohllaut lag für Oswald und Elsbeth in diesen Vater- und Muttersnamen! Es gab keinen einfachern und rührendern Glückwunsch.

Da läuteten die Glocken mit vollem Klang zur Kirche. Der Säugling ward zur Taufe getragen, er war; ihm folgten die beiden Großaltern, hintennach der tief gerührte Vater. Die ganze Gemeinde stand vor der Kirche in weitem Halbkreise, Alt und Jung, und sah den Oswald kommen. Sanft und freundlich nickte Alles, wie er vorbeigieng an der Menschenreihe: „Guten Morgen, Vater Oswald.“ Dann folgte ihm Alles in die Kirche.

Hier hielt der Herr Pfarrer Roderich nach vollbrachter Taufhandlung eine schöne,redte über die Pflicht öffentlicher Dankbarkeit des Volkes gegen eine gute Obrigkeit. Er schien noch nie so begeistert und durchdringungsreich geredet zu haben. Es war im ganzen Volke die tiefste Andacht und wachsende Rührung. Jeder hielt an, seine Thränen zu unterdrücken. Als nun aber der Herr Pfarrer ans Segnungsgebet kam, und er da die bebende Stimme zu Gott erhob für die gute Obrigkeit von Goldenthal, wobei Jeder in Stillen an Oswald dachte: als der Herr Pfarrer nun selber die Bewegung seines Gemüths nicht länger zurückzwingen konnte, und ihm unter Thränen der Name Oswald entschlüpfte — da ward lautes, heftiges Schluchzen in der ganzen Kirche. Denn nun dachte Jeder an das alles, was dieser Oswald der Gemeinde gethan und gestiftet; Jeder erkannte in ihm den Urheber des allgemeinen Glücks. Der Pfarrer konnte nicht mehr reden. Er schloß; er sprach den Segen über die fromme und dankbare Gemeinde. Niemals war in der Kirche von Goldenthal mit höherer Inbrunst ein Gesang gesungen worden, als dies Mal aus dem Anhangbüchlein der Vers: für das Leben der Obrigkeit, gen Himmel stieg.

Der gute Oswald, sehr verlegen und beschämt, und doch froh gerührt, konnte kaum aufsehen, da er aus der Kirche gieng, und begab sich, tief sein Haupt gesenkt, durch die grüßende Menge zu seiner Elsbeth. Er konnte kaum reden. Zum Mittagsmahl waren bei ihm seine Schwiegeraltern und der Herr Pfarrer, der Schulmeister und die beiden Mitvorgesetzten. Die erzählten, daß fast in allen Häusern des Dorfes Gastmähler gehalten würden, wozu Einer den Andern eingeladen habe; die Aermern speiseten bei den Reichern. Oswald schüttelte

den Kopf und sprach: „Das ist mir der Ehre allzuviel; ich habe es nicht verdient.“

Doch die allgemeine Freude machte auch ihn wieder froh und wohlgemuth. Er gieng gegen Abend, begleitet von seinen Gästen, hinaus in's Dorf, und gieng da von Haus zu Haus, und setzte sich zu jeder Familie einige Augenblicke nieder und dankte Allen für so Liebe. Goldenthal war voller Freuden; denn man wußte in der Stadt von dem Feste, und wer konnte, eilte nun hieher, Zuschauer zu seyn. Bis in die späte Nacht währte der Tanz der Jugend, hörte man aller Enden Musik und Gesänge vor den Häusern, unter der Linde, unter den Blumenkränzen und in den Gärten.

Man sprach und spricht noch lange zu Goldenthal von diesem schönen Tage. Und Oswald hieß seit demselben im ganzen Dorfe nur Vater Oswald, und die liebenswürdige Elsbeth hieß Mutter Elsbeth.

Wahrlich, wahrlich, was im Leben Gutes gesäet wird, das findet endlich immer seinen schönen Aerntetag. Denn es lebt über uns ein guter Gott, ein Vergelter voller Barmherzigkeit und Liebe.

Inhalt

		Seite
1.	Wie der Oswald aus dem Krieg kommt, und was die Leute sagen	3
2.	Was Oswald im Dorfe sieht	6
3.	Was der verständige Müller erzählt	9
4.	Wie der Oswald erschrecklich thut, und es ihm nichts hilft	13
5.	Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut	17
6.	Der neuerwählte Schulmeister	20
7.	Wie Oswald Schule hält	25
8.	Was ferner in der Schule vorgeht	28
9.	Von der Sonntagsschule und dem Vorfall in der Mühle	31
10.	Oswald kommt in schlechten Ruf	35
11.	Elsbeth steht in gutem Ruf	39
12.	Wie der Löwenwirth auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat	44
13.	Der Goldmacher-Bund	47
14.	Die Leute verwundern sich sehr	51
15.	Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkasse und die Garküche	53
16.	Wie sich die Wirthshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen	58
17.	Vom Blitzstrahl im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer	63
18.	Noch etwas vom neuen Herrn Pfarrer	66
19.	Was man von den Goldenthalern im Lande redet	72
20.	Vom neuen Gemeindsvorsteher und dem Löwenwirth	77
21.	Der Gemeindsstall muß ausgemistet werden	81
22.	Die Schulden müssen getilgt werden	84
23.	Und abermals: die Schulden müssen getilgt werden	88
24.	Es geht immmer besser	93
25.	Es ist noch viel Noth im Dorfe	96
26.	Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen	101
27.	Probieren geht über Studieren	108
28.	Wieder etwas Neues	112
29.	Wie es im Goldmacherdorf aussah	116
30.	Die Kindtaufe	120

24 c 1

Die Branntweinpest.

Eine Trauergeschichte

zur

Warnung und Lehre

für

Reich und Arm, Alt und Jung.

Herausgegeben

von

Heinrich Zschokke.

Aarau, 1837.

Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Ex
Bibliotha Regia
Berolinensi.

1.

Der Reisegefährte.

Auf meiner Rückreise von England machte ich eines Tages angenehme Bekanntschaft, in einem Gasthof, mit einem liebenswürdigen jungen Herrn. Er fiel mir eben so sehr auf durch seine männliche Schönheit und durch Anmuth seines Betragens, als durch sein niedergeschlagenes Wesen. Er sprach wenig. Als er aber zufällig hörte, daß ich ein Schweizer sei, reichte er mir mit traurigem Lächeln die Hand, nannte mich Landsmann, und lud mich zuletzt sogar ein, ihm bis in die Schweiz Gesellschaft, in seinem bequemen Reisewagen, zu leisten. Ich nahm es mit Vergnügen an.

Unterwegs erfuhr ich, daß er Fridolin Walter heiße, und Arzt sei. Er hatte einen reichen Lord und dessen Familie vier Jahre lang auf Reisen durch Europa begleitet, und war durch dessen Dankbarkeit und Freundschaft nicht nur im Besitz eines unabhängigen Vermögens, sondern auch eines lebenslänglichen Jahrgehaltes. Er hatte dem Lord und einer Tochter desselben, durch seine Kunst, das Leben gerettet.

„Da Ihr das gekonnt habt, lieber Doktor," sagt' ich: „so könntet Ihr mir vielleicht auch helfen." Und ich klagte ihm, daß ich seit geraumer Zeit Beschwerden des Magens, schlechte Verdauung, öfters am Morgen Reiz zum Erbrechen verspüre. — Meine Klage gab zu einem sonderbaren Gespräch Anlaß. Denn er sah mich eine Weile mit seinen schwarzen Augen fest an, als wollt' er mich durch und durch schauen; dann sagte er ganz trocken: „Es kann mit Euch, Herr Landsmann, noch ärger kommen!"

— Das verhüte Gott! — rief ich erschrocken: Ich weiß nicht, was Schuld daran ist?

Er antwortete: „Aber ich weiß es schon seit einigen Tagen, da wir mit einander reisen. Der Schnapps, den Ihr zuweilen nehmt, ist Schuld, wiewohl Ihr, Herr Landsmann, eben nicht zu viel trinkt, z. B. nur Morgens nüchtern etwa ein Gläschen Rum; nach dem Mittagessen ein

Glas Kirschwasser zum Kaffee; Abends noch einmal zum Schlaftrunk eins."

— Ei, Ihr treibt wohl Euern Spaß mit mir, Doktor! entgegnete ich: Ein Glas guten Likörs zuweilen kann nicht schaden, da ich sonst einfach zu leben gewohnt bin. Das bringt mir ein leichtes Wohlbehagen; stärkt und wärmt mir den Magen; regt meine Lebensgeister etwas an, und Alles geht zehnmal besser von statten. Ich schwör' Euch, die ganze Welt sieht nach einem mäßigen Schnapps viel freundlicher aus, als vorher.

Der Doktor erwiederte: „Ganz recht! Das ist allezeit die gute und die erste Wirkung von gebrannten Wassern. Darum liebt man dies Getränk auch allgemein. Aber die unfehlbare, zweite Wirkung ist nicht so gut; es macht Euch hintennach schläfrig, schlaff und abgespannt; schwächt Magen und Eingeweide; überreizt dabei die Nerven; zersetzt endlich das Blut in den Adern, daß es mit der Zeit wie geronnen wird; macht bei herrschenden Fiebern und Seuchen im Lande den Körper für dieselben weit empfänglicher und wenn den Menschen irgend einmal eine Krankheit befällt, wird sie gefährlicher, als bei andern Leuten, die keiner hitzigen Getränke gewohnt sind."

— Ei, ei, Doktor, Ihr müßt es nicht zu arg machen! rief ich: das mag bei Trunkenbolden der Fall sein.

„Nein, gar nicht, Herr Landsmann!" versetzte er: „Es ist wirklich schon bei Euch der Fall. Der Himmel verhüte, daß die Cholera kömmt; Ihr wäret wahrscheinlich ihr Opfer. Zu London, starben von den Cholerakranken sieben Achtel unerrettbar weg und zwar von denen, die sowohl in den höhern Ständen als in der ärmern Volksklasse, täglich gern ihren Schnapps nahmen. Ihr könnt Euch darauf verlassen und die Erfahrung hat es bewiesen, daß von zehn jungen Männern, die vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahre alltäglich nie mehr, als ein oder zwei Spitzgläser Likör trinken, nach Verfluß von zehn Jahren über die Hälfte gestorben sind und die andern vor der Zeit kränklich werden."

— Aber, bester Doktor! rief ich: Es gibt doch nicht nur Trinker, sondern Säufer, die bei ihrem Branteweinglase alt und grau geworden sind.

Der unerschütterliche Doktor erwiderte: „Dies alte Vieh

aber, seht es nur recht an, hat sich nicht nur um die besten Leibeskräfte, sondern auch um die Verstandeskräfte gebracht. Seht ihren verworrenen, starren Blick; das Zittern ihrer Hände! Diese Einzelnen machen eine Ausnahme von den Frühsterbenden, aber keine Ausnahme von den Folgen ihrer Sünde. Was dem sauffüchtigen Vater nicht geschieht, das müssen seine Kinder büßen. Betrachtet die Kinder? Sie sind schwächlich, gliedersüchtig, bleich; haben Drüsengeschwülste und andere Leibesschaden. Machen sie es mit dem Branntewein dem Vater nach, sterben sie vor dem dreiundzwanzigsten Jahr.

— Nun, nun! sagt' ich: da habt Ihr freilich recht. Ich kenne dergleichen. Aber man muß Gebrauch vom Mißbrauch unterscheiden.

„Allerdings, Herr Landsmann!" antwortete er: „Auch ist der Gebrauch gebrannter Wasser häufiger, als der sogenannte Mißbrauch. Darum aber hören beide nicht auf, ihre schädliche Wirkung für den menschlichen Leib zu äussern, wie Ihr schon an Euch selber verspüret. Branntewein ist unter allen Umständen Gift. Merkt Euch das! Er dient nicht, als Getränk, zur Löschung des Durstes; sondern umgekehrt, er vermehrt den Durst. Er dient nicht zur Nahrung, denn er hat durchaus keine nährende Theile; sondern umgekehrt, er schwächt Euch offenbar Magen und Eingeweide. Er nützt also nichts zur Erhaltung unserer Gesundheit, sondern hilft zur Zerstörung derselben. Schon die Gesichter der Trinker, wenn Ihr ein wenig aufmerksam darauf seid, verrathen das. Die, welche in der ärmern Volksklasse nur Branntewein von Korn, Erdäpfeln, Reiß trinken, haben ein blasses, mißfarbenes, schwächliches Ansehen. Wohlhabendere, die Kirschwasser, Franzbranntewein, ausländische, starke Weine und Liköre genießen, bekommen davon ein röthliches, aufgetriebenes, kupferiges Gesicht. Gott zeichnet die Sünder."

— Doktor, sagt' ich: Ihr macht mir fast bange für mein hübsches Gesicht. Ich meine, das Schädliche im Wein und Branntewein sei der Mißbrauch und bleibe dabei. Nur Mißbrauch macht ihn zum Gift.

„Nein, Landsmann, der nicht allein!" rief der Doktor: „sondern der Weingeist ist das Gift! Mit einem

bis zwei Trinkgläser voll reinen Weingeistes kann man einen gesunden Menschen, der sonst keine starke Getränke nimmt, gleich tödten. Vermischt mit Anderm, setzt der Weingeist Krankheitsstoffe im Leibe an. Wein und Bier, sehr mäßig getrunken, sind weniger nachtheilig, als selbst Branntewein, weil sie weniger Weingeist enthalten. Denn in 100 Maß Bier sind höchstens nur 1 bis 2 Maß Weingeist; in unsern Landweinen enthalten 100 Maß etwa 4 bis 8 Maß Weingeist; aber gute französische Weine gleicher Menge haben 10 bis 19 Maß jenes Giftes; spanische und portugiesische aber 19 bis 25 Maß; hingegen Branntewein, Likör, Kirschwasser, Zwetschgen-, Erdäpfelbranntewein und Rum haben in 100 Maß, 24 bis 53 Maß Weingeist. Das macht einen Unterschied!"

— Ihr glaubt also im Ernst, Doktor, der Weingeist sei das Verderbliche, oder Giftige? Und doch braucht man ihn ja sogar zu Arzneien?

„Ganz gewiß, Landsmann, so gut, wie man Quecksilber zu Arzneien gebraucht, aber nicht zur Nahrung, oder zum täglichen Gebrauch. Weingeist ist und bleibt Gift, wie Quecksilber; durchdringt Blut und Knochen, wie Quecksilber; wird von allen innern Theilen, die er angreift, abgestoßen und verworfen, wie Quecksilber; und geht zum Theil unverändert wieder ab, und bleibt zum Theil unverändert im Leibe, wie Quecksilber."

— Der Henker hole alle Weingeist- und Quecksilber-Kuren! schrie ich: Was rathet Ihr mir für meinen Magen, und gegen mein Uebelbefinden. Ich muß doch trinken. Verschreibt mir etwas.

„Nichts!" rief der unbarmherzige Arzt: „Ihr dürfet wohl bescheidener Weise Wein und Bier trinken; besser aber noch, für Eure Gesundheit gutes, reines Wasser. Um Euch wieder kerngesund zu machen, nehmt Morgens nüchtern zwei Gläser frischen Wassers und eben so viel Abends vor Schlafengehen; und zwar alle Tage. Trinket keinerlei gebranntes Wasser, denn es ist ein künstlich fabrizirtes Getränk, kein natürlicher Trank. Ich verspreche Euch, Landsmann, Ihr sollt schon nach einem halben Jahre wieder gesunden Magen, gesunde Eingeweide haben und die besten Wirkungen davon für Eure Gesundheit empfinden. Ich

bitte, folgt meinem Rath. Unsere Vorfahren waren stärkere Leute. Sie tranken den Branntewein nicht, weil sie ihn nicht hatten und nicht kannten. In den Apotheken fand man ihn unter dem Namen aqua vitae, d. i. Lebenswasser. Er diente zum Heilmittel. Jetzt heißt er bei den Wilden in Amerika Tollwasser, und die Wilden haben recht."

Ich merkte mir's, wie es Hr. Fridolin Walter gesagt hatte. Aber ich füge noch, zur Ermunterung vieler Tausende, die über Unpäßlichkeit meiner Art klagen, dies bei: daß ich, von dem Tage an, des Doktors Rath befolgte; Morgens und Abends ein Paar Glas frischen Wassers nahm, und nur bei Tisch Bier oder Wein; daß ich schon nach einem Vierteljahr die guten Wirkungen für meine Gesundheit davon mit Freuden spürte, und daß ich seitdem in meinem Hause alle gebrannten Wasser abgeschafft habe und sie gänzlich meide. Seit drei Jahren brauch' ich weder Doktor noch Apotheker.

2.

Zwei traurige Briefe.

Wir beide, Fridolin und ich, wurden auf der Reise täglich vertrauter. Er war ein herziger Mann. Doch seine Traurigkeit blieb dieselbe. Nichts konnte ihn zerstreuen. Doktor Walter schien mir zu edel, um ein böses Gewissen zu haben. Was konnte ihm also bei seinem erworbenen Wohlstand, bei seiner blühenden Gesundheit, in der vollen Frische seines Lebens, so sehr am Herzen nagen? Gewiß, dacht' ich, hat er in England eine fehlgeschlagene Liebschaft gehabt. Denn, daß er unverheirathet war, hatt' ich schon herausgebracht.

Ich machte ihm eines Tages, als wir im Wagen beisammen saßen und schnell dahin flogen durch die schönen Landschaften, wegen seines Trübsinns freundschaftliche Vorwürfe. „Ihr könntet und solltet der glücklichste Mensch unter Gottes Sonne sein!" sagt' ich: „öffnet mir Euer Herz; vielleicht kann ich ebenfalls Euer Arzt werden."

„Das könnt Ihr nicht!" sagte er mit unterdrücktem Seufzer. „Ich bin unglücklich. Mir hilft niemand. Doch

kann ich Euch wohl die Ursach meines Grams entdecken. Vielleicht thut mir's gut, wenn ich wenigstens mit einem theilnehmenden Freunde von meinem traurigen Schicksal sprechen kann. Da, lieber Landsmann, leset selber, was mich so schnell nach Hause ruft."

Er zog jetzt eine prächtige Brieftasche hervor, und reichte mir daraus zwei Papiere. Das eine war ein Brief seiner Mutter. Der lautete also:

„Wann du dieses Schreiben empfängst, lieber Fridolin, bin ich schon lange eine verlassene Wittwe. Komm zurück, liebes Kind, und werde die Stütze deiner unglücklichen Mutter. Dein Vater lebt nicht mehr. Ein Schlagfluß raffte ihn schnell aus der Welt. Schon im Herbst vorigen Jahres hatte er einen Anfall davon. Ich schrieb dir nichts darüber um dich nicht zu ängstigen. Der Arzt hatte ihm vergebens mehr Enthaltsamkeit empfohlen beim Weinglase. Er ergab sich leider dem Trunk! Das ward sein und unser Unglück. Gottes Wille geschehe! Ich hatte die letzten zwei Jahre großes Hauskreuz; denn ich sah, wie es mit unserm Vermögen immer mehr zurück ging. Unser kleines Gut ist ziemlich verschuldet. Vermuthlich wird kaum mehr gerettet, als mein Eingebrachtes. Ich fürchte, unser Haus muß verkauft werden. Komm also schnell zurück, du mein letzter Trost!"

„Noch bereite dich auf einen harten Schlag des Schicksals. Im Hause unsers Nachbars Thaly hat sich vor mehr denn 6 Wochen ein über alle Beschreibung entsetzliches Ereigniß zugetragen; furchtbarer, als das unsrige. Ich sage dir nur, Thaly lebt nicht mehr. Seine Tochter Justine, die dir so lieb war, ist verschwunden; niemand weiß, wohin? Alle Nachsuchungen sind vergebens geblieben. Der alte Thaly hat schändlich gehandelt; viele Leute betrogen; auch uns. Sein Vermögen reicht nicht hin, die vielen Schulden zu zahlen. Das arme Mädchen dauert mich. Lieber Fridolin, säume nicht. Verlaß Alles und eile mir zum Beistand."

„Deine tiefbetrübte Mutter."

Der andere Brief, den mir Fridolin gab, war ebenfalls von einer weiblichen Hand geschrieben, aber ohne Datum und ohne Angabe des Orts. Er lautete:

„Erſchrick nicht, mein ewig theurer Fridolin, wenn ich dir melde, daß dieſer Brief der letzte iſt, welchen ich dir ſchreiben darf und will. Zwar hange ich an Dir noch mit heißem Herzen. Aber mag dies Herz brechen; deine Verlobte, deine Braut kann ich nicht mehr ſein. Es iſt gut, daß ſich deine Aeltern unſerer Vereinigung widerſetzten. Denn ich habe das Schauderhafteſte erleben müſſen, was der Menſch erleben kann. Schreiben mag ich's nicht. Du wirſt es nur zu früh erfahren. Vergiß mich! Ich entlaſſe dich aller deiner Verſprechungen. Der Ring, den ich von dir bisher trug, ſoll für dich in die Hand deiner Mutter zurück kommen. Gib ihn einer glücklichern Tochter, die deiner würdiger iſt. Ich lebe und leide fern von deiner und meiner Heimath. Im Wohlſtand erzogen, bin ich jetzt zur Dienſtmagd geworden. Für mich hat die Welt keine Freude mehr. Für mich iſt Alles Nacht und Tod.“

„Lebe wohl, lieber, theurer Fridolin! — — Vergiß mich! — Nun hab' ich das Schwerſte vollbracht; nun den ewigen Abſchied von dir genommen. Vergiß mich! Forſche nicht nach meinem Aufenthalt; und wenn du ihn fändeſt, würdeſt du ihn vergebens gefunden haben. Ich ſehne mich zu ſterben. Vielleicht erbarmt ſich meiner bald der Tod. Leb' wohl! leb' wohl!“

„Juſtine Thaly.“

3.

Ein Unglücklicher.

Als ich die Briefe geleſen hatte, ſaß ich lange in großer Beſtürzung da; denn zwei dergleichen, das fühlt' ich wohl, waren hinreichend, einen jungen Mann, der ein Herz, wie mein Freund, im Buſen trug, zur Verzweiflung zu treiben. Ich konnte mir jetzt wohl ſeine Scheu vor ſtarken Getränken erklären. Denn er hatte durch Schuld derſelben ſeinen Vater und einen guten Theil ſeines Vermögens eingebüßt. Beſonders aber erſchütterten mich die Zeilen dieſer Juſtine Thaly. Es lag darin ein ſchreckliches Geheimniß, was die Unglückliche nicht einmal den Muth hatte, ſelber zu geſtehen. Was hatte ſie verbrochen? War ſie verführt? War

ist entehrt? — Nun, dann war die Leichtsinnige der Vergessenheit werth. Für ein verführtes Weib gibt es keine Entschuldigung; jede Jungfrau muß die Hüterin ihrer eigenen Ehre sein; es kann es kein Anderer werden.

„Armer Fridolin!“ sagt' ich und drückte seine Hand: „Hier kann ich keinen Trost geben. Solche Wunde muß allein die Hand der Zeit und die der Religion heilen.“

Er trocknete von seinen Augen die Thränen. Er schloß krampfhaft meine Hand in die seinige und rief: „Ich bin auf viele Jahre, vielleicht auf immer elend gemacht. Daß mein Vater gestorben ist, so plötzlich; daß er Schulden hinterließ, — — ich könnte, so hart es ist, das Schicksal mit männlichem Muth ertragen. Der Tod ist aller Menschen endliches Loos; niemand ist auf Erden unsterblich. Die Zerrüttung des häuslichen Vermögens sollte für meine gute Mutter kein langer Kummer sein. Sie weiß nicht, daß ich von der freigebigen Dankbarkeit des Lords und seiner Familie für die Zukunft so ziemlich aller Nahrungssorgen enthoben bin. Aber die arme Mutter! sie hatte „Hauskreuz,“ schreibt sie; einige Jahre lang Hauskreuz! Mich quälen böse Ahnungen. Wer machte die fromme, gute Frau jahrelang zur Dulderin? — Ach, und die unglückliche Justine! Dieser Engel, diese Heilige, was ist aus ihr geworden? Warum mußte sie flüchten? Warum will sie mir nun entsagen?“

Hier schwieg er und schluchzte lautweinend. „Freund,“ sagte ich: „Entweder ist sie an der unheilvollen Begebenheit unschuldig, derentwillen sie entfloh, oder — —“

„Halt! kein Oder!“ schrie Fridolin: „Sie ist rein, sie ist schuldlos! Ich kenne sie von frühester Jugend her. Wir waren Nachbarskinder, unzertrennliche Gespielen. Als ich von der Hochschule zurück gekommen war, gelobten wir uns Treue und Liebe bis zum Grabe, obgleich sich unsere Väter haßten und mit einander beständig in Streit und Prozeß lagen. Ich nannte sie meine Verlobte und Braut, ungeachtet unsere Väter uns den Umgang mit einander verboten hatten, und unsere Vereinigung mit ihrem Fluch bedrohten. Wir hofften das Bessere von der Zeit. Darum hatte ich den Antrag des Lords willig angenommen, ihn einige Jahre lang auf seinen Reisen zu begleiten. Und

jetzt, — nun unſerer Verbindung kein Hinderniß mehr in Wege ſtände, jetzt entſagt ſie mir! Noch in dem Briefe, den ich von ihr, wenige Wochen vor dieſem ſchrecklichen, letzten hier, empfangen hatte, beſchwor ſie mich mit zärtlicher Heftigkeit, bald in die Heimath zurückzukehren. Sie war immer tugendhaft, fromm und treu, muthvoll und entſchloſſen; — und nun, wie hat das Schickſal ſie gebeugt! Warum verhehlt ſie mir, die doch ſonſt mir nichts verhehlte, das ſchwarze Geheimniß, das uns auf immer trennen ſoll? Was iſt aus ihr geworden?“

So ſprach er noch lange. Ich konnte mich bei ſeinem Jammer der Thränen nicht enthalten. Juſtinens Brief lautete ſo räthſelhaft und zweideutig, daß wir uns vergeblich in Vermuthungen darüber erſchöpften. Im Stillen aber zweifelte ich bei mir nicht, das Mädchen ſei, während ſeiner langen Abweſenheit, leichtſinnig und treulos geworden. Doch wagt' ich meinen Argwohn nicht zu äuſſern, um den jungen Mann nicht zu beleidigen. Allein dergleichen Vorfälle ſind nur gar zu gewöhnlich.

Ein unerwarteter Unfall brach plötzlich unſer Geſpräch ab.

4.

Neues Unglück.

Wir waren noch keine Stunde von dem Wirthshaus entfernt, wo wir, in der Nähe der Landesgrenze, zu Mittag geſpeiſt hatten. Der Weg ging nun etwas bergab gegen ein Dorf, in welches wir eben einfahren wollten. Der Knecht des Miethkutſchers, von welchem wir für den Tag die Roſſe geliehen hatten, trieb dieſe, wie unſinnig an. Es ging über Stock und Stein die Höhe hinab. Plötzlich aber ſtürzte der Wagen um. Wir lagen, feſt an einander geklammert, mit dieſem an Boden; der Knecht hingegen ward weit fortgeſchleudert. Zum Glück hielten die Pferde, deren Leitſeil der Kerl in der Fauſt behalten hatte, auf der Stelle an. Bauern, die uns von fern geſehen hatten, kamen eilfertig zur Hilfe herbei und umringten den Wagen. Wir krochen unbeſchädigt hervor. Aber der Knecht ward blutend und leblos in das Wirthshaus getragen, wohin auch wir uns begaben.

„Dacht' ichs doch gleich," sagte Fridolin auf dem Weg dahin: „Der verdammte Kerl hat ganz gewiß zu viel getrunken, wo wir zu Mittag hielten. Er ist besoffen. Sein rothglühendes Gesicht und sein Fluchen und Schwören verkündete es schon, als wir einstiegen."

Es dauerte fast eine Viertelstunde, ehe der Kutscherknecht zu sich selber kam. Fridolin untersuchte und behandelte ihn mit großer Sorgfalt. Der arme Mensch hatte beim Fall eine Rippe und den linken Arm gebrochen, und das Gesicht war ihm blutig geschunden. Er gestand, als man ihn fragte, daß er bei Tisch nur ein halbes Maas Wein, und, auf Zureden der Wirthin, nachher zwei Gläser Kirschwasser getrunken habe. Mehr nicht; aber schon zu viel für ihn und für uns.

Dieser traurige Zufall und weil der beschädigte Wagen des Doktors ausgebessert werden mußte, nöthigte uns das Weitgreifen bis folgenden Tag zu verschieben. Indessen hatten wir Abends in unserm Wirthshaus gute Gesellschaft von einigen Beamten und andern verständigen Leuten des Orts. Wir befanden uns im lieben, schweizerischen Vaterlande. Es war natürlich, daß wir begierig waren, Neuigkeiten zu erfahren. Man äußerte sich sehr zufrieden über die gegenwärtigen Einrichtungen und Regierungen. Nur der Wirth rief ärgerlich dazwischen: „Es ist mir Alles ganz recht. Aber Unrecht und Sünde gegen das ganze Volk ists, daß man leichtfertiger Weise aller Orten das Wirthen und Wein-Ausschenken vermehren läßt und damit die Liederlichkeit im Lande vergrößert. Ich kenne Marktflecken und Städte, wo je das fünfte Haus ein Wirthshaus, oder eine Schenke ist. Hier in unserm kleinen Orte, wo wir kaum 600 Seelen haben, sind sieben dergleichen Häuser; und, geht hin, alle Abend sind sie voll von Gästen."

Es giebt zuweilen im Leben eine Zeit, einen Tag, da sich durch wunderbare Fügung der Umstände eine und dieselbe Sache öfters wiederholt; oder gewisse Dinge sich ereignen, die alle auf einen und denselben Zweck hinzuarbeiten scheinen. Man gebe nur recht acht darauf. Mich dünkt, dergleichen komme weder im Welt- noch im Lebenslauf ganz von ungefähr. Denn weder der Gang der Welt, noch der Gang des Lebens ist bloßes Spiel eines blinden Ungefährs.

Ich sehe darin Gottes Finger, der auf etwas hindeutet, daß wir es aufmerksamer beachten sollen. Es liegt in dem sonderbaren Zusammentreffen der Umstände eine warnende oder ermunternde Lehre des Schicksals für uns.

So mußt' ich's für eine solche Schicksalspredigt annehmen, daß an dem gleichen Tage mir erst Doktor Walter die Gefahr meiner Liebhaberei von starken Getränken schilderte; daß mir dann der plötzliche Tod seines Vaters und das Unglück seiner Familie, als Folge einer ähnlichen Liebhaberei, mitgetheilt werden mußte; daß endlich bald darauf der Rausch unsers Fuhrmanns uns in die größte Lebensgefahr stürzte. Ich bekenne, daß mich dies Alles, was sich hier zusammengedrängt hatte, nachdenklich machte; und daß es in mir den Vorsatz befestigte, von nun an den gebrannten Wassern Abschied zu geben.

Aber diese Geschichte hatte noch andere Folgen auf mein Leben.

5.

Ein Gespräch, wie man's im Wirthshaus selten hört.

„Brodneid! Brodneid, Herr Wirth!“ rief lachend einer der Anwesenden.

„Nein, Herr,“ antwortete der Wirth: „Ich spreche nicht aus Eigennutz; sondern mich jammert des armen Volks. Von Jahr zu Jahr wird es zucht- und sittenloser, und daran ist die Vermehrung der Wein- und Branntweinschenken Schuld. Denn je zahlreicher die Gelegenheiten der Verführung vorhanden sind, je zahlreicher wird die Menge der Verführten werden; je zahlreicher die Saufhäuser, je mehr Säufer! Leset nur die Zeitungen. Ich habe manches daraus aufgezeichnet. Im Kanton Bern z. B. waren im Jahr 1832 schon über 900 solcher Wirthschaften; jetzt sind deren bei anderthalbtausend. Damals wurden etwa 400 Kleinhandelspatente ertheilt; jetzt werden über 1100 ausgegeben. Je auf 400 Seelen im Lande kann man eine Wirthschaft mit Wein und Branntewein zählen. Im Jahr 1832, sag ich Euch, wurden im Kanton Bern 3 bis 4 Millionen Maß

Wein, und 249,000 Maß gebrannte Wasser eingeführt. Das dünkt Euch viel; aber jetzt werden bei 7 Millionen Maß Wein, und gegen 500,000 Maß Branntewein eingeführt. Dabei brennen Viele noch aus Obst- und Weinträbern, oder Erdäpfeln ihren Fusel für eignen Hausverbrauch. Viele Menschen trinken schon Morgens vor dem Frühstück, und wieder über Tag und wieder Abends; sogar kleine Buben trinken Branntewein. So ists im Kanton Freiburg, Solothurn, Aargau, Zürich und anderswo. Sonst wurde aus der Landschaft Basel ungeheuer viel Kirschwasser nach Frankreich verkauft. Jetzt stockt der Handel damit; aber das Kirschwasserbrennen stockt nicht. Was machen die Baseler Bauern damit? Antwort: sie saufen ihn alle Jahr selber rein auf. Im Kanton Aargau bin ich vor etlichen Wochen auf der Landstraße bald da, bald hie Luzernern begegnet, mit Fäßlein auf dem Rücken. Was habt Ihr darin? fragte ich. Zwetschgenwasser! hieß es. Die hausiren also damit. So steht's!"

„Brodneid! Purer Brodneid, Herr Wirth!" rief der vorige lustige Bruder wieder: „Es steht am Ende nicht halb so schlimm, wie Ihr es macht."

Hier erhob ein alter Herr, der ihm gegenüber saß, die Stimme und rief sehr ernsthaft: „Schlimmer, als Ihr meinet und vielleicht wisset. Seid Ihr nicht selber erst Zeuge von dem Unglück gewesen, daß diesen beiden Herren durch ihren benebelten Kutscher begegnet ist, und ihnen Schrecken, Schaden und Unkosten verursacht hat? Wäre der Kutscher nüchtern gewesen, er würde noch Arm und Rippen ungebrochen besitzen. Dergleichen Unheilsgeschichten sind heutiges Tages gar keine Seltenheiten mehr bei uns. Wo ist ein Dorf, eine Stadt im Lande, worin man nicht Saufgesellschaften und Schnappsbrüder hätte? wo man nicht alle Wochen einmal einen dieser Kameraden verständlos über die Straßen taumeln, oder in einem Graben, in einer Pfütze liegen sähe? oder wo man nicht von Raufereien, Schlägereien und Messerstichen hörte? Wie viel unwillkührliche Verwundungen und Todschläge, wie viele Unfälle mit Fuhrwerken, Schiffen und Flößen rühren daher! Wie manche Feuersbrunst entsteht durch Sorglosigkeit oder Unvorsichtigkeit, zu welcher der allzuhäufige Gebrauch des Weins und Branntе-

weins Veranlassung giebt! Die Armuth der untern Volksklassen vermehrt sich auffallend, seit die Verbreitung des Branntweins und seines täglichen Gebrauchs von Jahr zu Jahr zunimmt. Unzucht, Müßiggängerei und Dieberei wird seitdem von Jahr zu Jahr überhandnehmender. Vaterschaftsklagen vor Gerichten werden seitdem häufiger. Die Gemeinden werden seitdem mit unehelichen Kindern immermehr beladen. Kömmt einmal eine herrschende Krankheit, Nervenfieber, rother Ruhrschaden und dergleichen ins Land: so ist Jammer und Verheerung groß, trotz aller Kunst und der größern Anzahl unserer Aerzte. Jede Krankheit rafft die Leute weg; sie sterben in Menge, wie die Mücken; denn sie waren schon, ohne es zu wissen, durch täglichen Genuß ihres Fusels und Liköre für's frühe Grab reif gemacht. Und die Regierungen wissen das, sehen das, hören das, und thun nichts dagegen. Sie bauen, statt die Quelle zu verstopfen, Weiher und Teiche, um den Ueberfluß darin zu sammeln. Sie bauen Armenhäuser, Spitäler, Zuchthäuser. Die wollen fast nicht mehr zureichen. Aber wie gesagt, an die Quelle des ungeheuren Verderbens denken sie nicht. Die lassen sie, gegen Patentgebühr, lustig laufen."

Während der Mann sprach, war in der Stube allgemeine Stille entstanden. Der Wirth nickte ihm Beifall und rief: „Nur allzuwahr, Herr Friedensrichter!"

Keiner hörte aber aufmerksamer zu, als Fridolin. Er sagte: „Ich bin seit mehr, denn vier Jahren ausser Landes gewesen. Ich bin erschrocken und betrübt, dergleichen zu hören. Nein, von Schweizern sollte solche Verderbniß der Sitte und der öffentlichen, wie häuslichen Zucht und Ehrbarkeit, nie vernommen werden. Und doch, Ihr Herren, was denn anders, als die Habsucht der Wirthe, ist Schuld an der Schande und dem Elend, das in unserm Vaterlande ausbricht, an diesem Allgemeinwerden des Weinsaufens und des noch tödlichern Giftes, nämlich des Branntweins?"

Unser Wirth schüttelte den Kopf und erwiederte: „Mit Erlaubniß, ich will zugeben, daß die Gewinnsucht der Wirthe bei ihrem Gewerbe sehr viel zur Verarmung der Gemeinden und Familien beiträgt; daß die Wirthe froh sind, wenn viele Trinker bei ihnen zusprechen und Geld verzehren; daß sie Mitschuld an Verbreitung des Lasters und

der Krankheiten in den meisten Ortschaften haben. Allein, verehrter Herr, was Ihr den Branntewein Gift nennet, so muß ich sagen, daß die Giftmischerbande größer ist, und nicht bloß aus Gastwirthen, Wein- und Branteweinbrennern zusammengesetzt ist. Mehr sag ich nicht! Redet Ihr, Herr Friedensrichter. Es steht Euch besser, als mir, an."

Er richtete diese Worte an den alten Herrn, der vorher geredet hatte. Fridolin wandte sich auch zu demselben und bat ihn um Aufschluß, woher es komme, daß der Branntewein seit etwa zwanzig Jahren so allgemein und, leider, ein tägliches Getränk geworden sei?

6.

Gedenkliche Reden eines alten Friedensrichters.

„Wundert Euch keineswegs darüber," sagte er: „daran ist nicht, wie man oft meint, die Revolution, nicht das fremde Kriegsvolk, das bei uns war, nicht die durch Krieg entstandene Ungebundenheit des Volks Ursach, wie man häufig sagt. Die Menge der Wirthshäuser und Schenken hats auch nicht allein gethan. Wenn man sie heut alle abschaffen könnte, würden darum der Branteweintrinker nicht weniger sein und nicht weniger werden. Aber viel hat besonders dazu die Wohlfeilheit des hitzigen Getränkes, im Verhältniß zum Wein, und die Leichtigkeit beigetragen, es zu fabriziren. Daher wird es in Fabriken und Privathäusern in Menge gebrannt aus Trübern von Trauben und Obst, Kartoffeln, Kirschen, Zwetschgen, Enzian, Korn, Waizen, Gersten; — es läßt sich fast Alles zu dem Gesöff benutzen, wodurch man die menschliche Gesundheit, ohne es zu vermuthen, nach und nach, wie jener Herr sagt, vergiftet."

„Unser Herr Wirth hat aber mit Recht gesprochen, die Giftmischerbande besteht nicht bloß aus den Branteweinbrennern und zahllosen Verkäufern des Gifts. Es sind andere Leute dabei im Spiel, die das unwissende Volk reich und arm zum Genuß verführen; welche die Gesundheit von Männern, Weibern und Kindern zerstören; welche Armuth und Unzucht befördern; welche Gefängnisse, Irrenhäuser, Spi-

täler und Zuchthäuser mit elenden Menschen füllen helfen. Das sind die vornehmen und wohlhabenden Leute, die sogenannten gebildeten Familien. Denn auch von ihnen gehören viele zu den Unwissenden, trotz sie sich für gebildet halten. Da werden ausser hitzigen Weinen aus fremden Ländern, allerlei Liköre vor und nach dem Essen, und zum schwarzen Kaffee, und zum Frühstück und zum Schlaftrunk vorgesetzt. Wer Fremdes zu ihnen kömmt, wird dazu ermuntert. In der Klasse der Reichen und der Handwerker sind im Verhältniß eben so Viele, denen gebrannte Wasser zum Bedürfniß, durch Gewohnheit, geworden sind, als unter Landleuten und Taglöhnern. Daher findet man bei ihnen auch eine Menge kränklicher, schwächlicher Personen, die den Doktor beständig im Hause haben müssen, und schon im Keim verderbte, schwächliche Kinder erzeugen!"

„Aber diese vermeinten gebildeten Leute lassen es nicht dabei bewenden. Sie verbreiten auch das Branntweingift im Volk, als Alltagsgetränk. Sie geben es ihren Arbeitern; sie geben es in der Erndte ihren Dreschern und Heuern; sie geben es ihren Wäscherinnen: sie setzen es vor, wenn man ihnen Zinsen bringt und so bei allen Gelegenheiten. Sie bilden sich wohl gar in ihrer Unverständigkeit ein, den Arbeitern und Taglöhnern dadurch mehr Lust und Kraft zur Arbeit zu geben. Ja freilich, in der ersten Stunde reizt der Fusel die Lebensgeister auf, und es wird munter geschafft; aber in den nächsten darauf folgenden Stunden stellt sich ganz natürlich Mattigkeit, Schläfrigkeit der Glieder und Verdrossenheit ein. Das sollten doch die unwissenden gebildeten Leute aus an sich selbst gemachter Erfahrung wohl wissen! Es ist Thatsache, daß von zwei gleich starken Arbeitern oder Taglöhnern, derjenige, welcher keinen Branntewein nimmt, im Tage mehr schafft und mit mehr Umsicht und Ueberlegung zu Werke geht, als der Trinker. Dieser gleicht einem Reisenden, der anfangs schnell läuft. Andere anfangs zurücklässt, aber bald ermattet und hinter denen zurückbleiben muß, die ihren regelmäßigen ruhigen Schritt gehn."

Ein kleiner Mann, der das Ansehen eines begüterten Bauers hatte, unterbrach den Friedensrichter in seiner Rede und rief: „Richtig! das weiß ich am besten. Wer nüch-

terne Arbeiter, die ihren Durst mit Wasser und Milch löschen, schaffen im Tag mehr, als fünf Schnappsbrüder. Ich dulde dergleichen auf meinem Hofe nicht, und befinde mich wohl dabei. Ein Schnappsbruder spart sein Geld weder für sich, noch für Weib und Kind auf; wie sollte er daran denken, für einen Fremden Geld sparen zu helfen?"

Der Friedensrichter sagte darauf: „Ich weiß, Gevatter, Ihr habt jedem bei Euch den Abschied gegeben, der Branntewein liebt und habt Euern guten Vortheil dabei gefunden. Man sieht in Euerm Hause kein gebranntes Wasser. Möchten es alle ehrliche, habliche Leute, alle verständige, wahre Volksfreunde machen, wie Ihr. Dem überhandnehmenden Unwesen wäre zum Glück des Landes bald abgeholfen. Aber wenn wohlhabende Familien, Fabrikanten, Beamte, sogar Geistliche und Schullehrer ihrem Gesinde, ihren eignen Kindern, ihren Arbeitsleuten, mit dem Wohlgefallen an starken Getränken und ihrem bösen Beispiel vorangehen, was soll man vom gemeinen Mann erwarten? Sie sind die vornehmsten Unheilstifter und Volksvergifter!"

„Ja, Ihr Herren," fuhr der Friedensrichter fort: „was noch mehr sagen will, die Männer, denen man die Beförderung des öffentlichen Wohls anvertraut, die sind es, welche durch ihren Unverstand, oder durch ihre Gewissenlosigkeit in unserem beklagenswerthen Vaterlande alle jene Leiden, Verbrechen und Gräuel, die aus täglichem Gebrauch starker Getränke entstehen, immer mehr erweitern helfen; Armuth und Spielsucht, Wollust, Prozeßsucht und Verschwendung, Diebstahl und Schlägereien, ungesunde Nachkommenschaft und Krankheiten aller Art. Da stehn die Herren Geistlichen auf der Kanzel; halten unter sich Versammlungen; schreien über Verfall der Religion; jammern über zunehmende Sittenlosigkeit; aber wer von ihnen legt in seiner Gemeinde Hand an's Werk, die geheime Quelle der Laster und Sünden, den alltäglichen Gebrauch geistiger Getränke, zu vernichten? Mit dem Predigen und Jammern und Ermahnen zum Glauben ists wahrhaftig allein nicht abgethan. Und sieht man nicht selbst Geistliche in Wirthshäusern? Sieht man nicht selbst Pfarrer und Mönche, die Trunkenbolde sind? Sieht man nicht selbst Jugendlehrer und Professoren

und der beſſern Jugend zum Aergerniß und Gelächter werden? Aber, Ihr Herren, ſo allgemein iſt bei uns ſchon das Laſter geworden, daß es nicht mehr für Laſter angeſehen wird; daß man es kaum noch für eine kleine Unart, für eine verzeihliche Schwäche hält; daß man ſich einander ſagt: ein Räuſchlein in Ehren, ſoll keiner wehren! Soweit ſind wir ſchon gekommen!“

„Unſere Doktoren ſollten für die Geſundheitspflege im Volk wachen und ſorgen. Sie am erſten ſollten, wenn ſie gewiſſenhafte, wohlmeinende Männer wären, vor dem Mißbrauch ſtarker Getränke warnen; und Mißbrauch, ſag ich, iſt auch ſchon deren alltäglicher Gebrauch. Sie wiſſen am beſten, zu wie vielen körperlichen Uebeln dieſer tägliche Genuß führt. Sie wiſſen am beſten, wie vielerlei Krankheiten vom Branntweingift entſtehen und entwickelt werden; und wie gefährlicher einem jeden, der ſich hitzige Getränke zur Gewohnheit macht, eine Krankheit wird, die jedem Andern weniger ſchadet. Aber dieſe Doktoren, muß ich faſt glauben, ſorgen mehr dafür, Patienten zu bekommen. An geſunden Leuten iſt ihnen nichts gelegen. Sie warnen uns nicht; ſie verbieten den ihnen vortheilhaften Branntewein und Likör nicht in den Häuſern, wo ſie Zutritt bekommen, am wenigſten in reichen Häuſern. Iſt das Leichtſinn von ſolchen Männern, oder Gewinnſucht?“

„Und, Ihr Herren, was ſoll ich von unſern Regenten und Geſetzgebern ſagen, unter denen ſelbſt manche Zechbrüder, auch Weinhändler, Likörfabrikanten, Wirthe u. ſ. w. ſitzen? Ich will nicht von trinkluſtigen Beamten reden, die ſich nur zu oft Willkühr, Ungerechtigkeit oder Rohheit erlauben, wenn ſie ein Gläschen zu viel genommen haben. Kennet Ihr keine Beiſpiele von dergleichen falſchen Muſtern chriſtlicher Obrigkeit? — Nur noch von den verkehrten, ſittenmörderiſchen Einrichtungen und Geſetzen und Verordnungen im Lande will ich ſprechen. Sie geſtatten jährlich 4 — 6 Tanzſonntage, guter Zucht willen; aber ſo viel Sauffſonntage, als Sonntage im Jahr ſind. Statt die zahlreichen Branntweinbrennereien zu mindern, hat man ſie ſich vermehren laſſen, und die Gewerbsfreiheit in Laſterfreiheit verwandelt. Die Menge der Brennereien erſchwert die

Ohmgelder und Abgaben zu vertheuern und für den gemeinen Mann kostspieliger zu machen, vertheuert man lieber mit Steuern und Ohmgeldern den unschädlichen Wein, und zwingt damit die Wenigbemittelten, sich an die destillirten Getränke zu halten und den Genuß derselben zur Gewohnheit zu machen. So gestatten und begünstigen die Regenten die Vergiftung des Volkes, seiner Gesundheit und Sitten. Keine Luxusabgabe wäre wohlthätiger, als die schwerste auf Weingeist und daraus bereitete Getränke; auf deren Einfuhr Fabrikation und Verbrauch in öffentlichen und Privathäusern. Ja, jene Herren, die sich sogar Landesväter und Volksfreunde nennen lassen, sind es, die durch ihre Nachsicht gegen den ungeheuern Verbrauch des Branntweins, in unserm Lande fast mehr Wittwen und Waisen, mehr Krüppel und Kranke, mehr Selbstmörder und Wahnsinnige gemacht haben, als vielleicht ein Krieg gemacht haben würde."

Als der Sprecher schwieg, rief der Wirth: „Fahret fort, es ist Wahrheit und nichts übertrieben!"

„Nun ja!" sagte der Friedensrichter: „Wozu wiederholen, was Ihr selber schon gesagt habt? Durch Begünstigung des Branntweingebrauchs werden die Menschen leichtsinniger, verschwenderischer, träger, ärmer und gefühlloser für die Schande. Dann klagt man über Mangel an guten Armenanstalten. Wer aber hat die Armuth befördert? der Gesetzgeber! Armuth und Liederlichkeit verleiten zu zahllosen Polizeivergehen, Diebereien, Betrügereien und Verbrechen. Man wird wenig Missethäter finden, die, ehe sie ihre That begingen, sich nicht vorher durch einen Schluck Branntwein erhitzt und ermuthigt hätten. Der Straßenräuber, der Dieb, ehe er sich an ein Unternehmen macht, wird zuvor einen Schnapps hinterstürzen. In den gerichtlichen Verhören achtete man bisher viel zu wenig darauf, darüber nachzuforschen. Fragt aber Mann um Mann in den Gefängnissen und Strafanstalten, und ihr werdet die Hälfte der Leute als Wein- und Branntweinsäufer erkennen. Und dann klagt man, daß die Zuchthäuser für die Menge der Sträflinge zu enge werden. Wer hat denn die Vermehrung der Verbrechen und Vergehen vorher befördert? der Gesetzgeber selbst ist der erste Urheber

des öffentlichen Verderbens. — Doch kein Wort darüber mehr.“

Jetzt stand ein Herr im schwarzen Kleide auf, den man einigemal, als Advokaten und Rathsherrn, betitelt hatte. Er rief: „Herr Friedensrichter, noch habt Ihr Eins vergessen. Wir haben ein Gesetz, welches sogar die Trunkenbolde vorzugsweise vor den nüchternen Leuten begünstigt.“

„Und das wäre?“ fragte der Friedensrichter etwas verwundert.

„Daß die Trunkenheit eines Uebelthäters als Milderungsgrund seiner Strafe angesehen wird. Man sagt: er war seiner Sinne nicht mächtig! er war nicht vollkommen zurechnungsfähig! Aber ist es nicht auch schon Verbrechen, seinen Geist zu betäuben, seine Menschenwürde zu besudeln und viehisch zu werden? — Ist der Dieb, oder der Mörder im Rausch keiner Zurechnung fähig: so ist das Gesetz ungerecht, wenn es ihn dennoch bestraft. Man sollte ihn ungestraft laufen lassen, oder allenfalls nur wegen der Trunkenheit büßen, weil sie unanständig ist. In Nordamerika aber versteht es die Gesetzgebung anders. Dort gilt die vorangegangene Betäubung des Geistes durch hitzige Getränke, als kein Milderungsgrund der Strafe, sondern das im Rausche begangene Verbrechen wird eben so bestraft, ohne Erbarmen, als wäre es in der Nüchternheit verübt. Denn jeder Mensch ist Herr und Meister, daß er sich nicht selber zum Vieh herabwürdige. Jeder kann es verhüten, in einen Zustand zu gerathen, in welchem er nicht mehr weiß, was er Schweres und Folgenreiches begeht. Der Ernst dieses Gesetzes hat dort die Menge der Verbrechen auffallend vermindert. Bei uns in Europa wird es noch lange dauern, bis man die einfachste Wahrheit anerkennt. Wer nüchtern ist, weiß, daß er, sobald er berauscht ist, nicht gut dafür stehen kann, ob er nicht in der nächsten Stunde schon einen Verrath, eine Verschwendung seines Vermögens am Spieltisch, einen Ehbruch, eine blutige Schlägerei, einen Mord, oder ein anderes Unglück vollbracht hat. Der Weingeist riegelt ihm die breite Bahn der Vergehen und Verbrechen auf; schleppt ihn lachend zur öffentlichen Schande, zum Gefängniß, zur Sträflingskette, zum Blutgerüst. Er weiß es nüchtern voraus, daß es auch mit ihm der Fall sein könne, sobald

er beim Trinkglase die Vernunft verliert. Dennoch trinkt er, bis er sie verliert. Er begeht das Verbrechen. Und nun wird ihm der Rausch zum Milderungsgrund der wohlverdienten Strafe gemacht!“

Das Gespräch, welches vielen Wortwechsel veranlaßte, dauerte bis spät Abends und hatte noch nicht geendet, als ich mich mit meinem Freunde Walter zur Ruhe begab.

7.

Eine Entdeckung.

Am andern Morgen reiseten wir zeitig ab, nachdem wir noch einmal unsern unglücklichen Fuhrmann auf seinem Schmerzenslager, besucht und mitleidig beschenkt hatten. Er war sehr gerührt. Tausendmal bat er um Verzeihung wegen des Mißgeschicks, welches er uns durch seinen Rausch verursacht hatte. Er betheuerte, er wolle zeitlebens der empfangenen, schmerzlichen Lehre eingedenk sein; den Wein und Branntewein, wodurch er nun ein elender Mensch geworden, künftig verabscheuen. Es ist mir unbekannt, ob er Wort gehalten habe?

Ich begleitete meinen Reisegefährten bis zur nächsten Stadt. Hier aber mußten wir von einander scheiden, weil unsre Wege nach der Heimath eines Jeden verschieden waren. Wir gelobten gegenseitig Freunde zu bleiben, und, wenn Einer in die Gegend des Andern käme, keinen Umweg zu scheuen und uns zu besuchen. So trennten wir uns nach einer herzlichen Umarmung.

Ich dachte seitdem oft an den liebenswürdigen Fridolin und an das bittere Schicksal, welches er durch den Tod seines Vaters und gleichzeitigen Verlust seiner Verlobten trug. Ich erzählte daheim von ihm meiner Frau und Tochter; und oft kam ich in Versuchung ihm zu schreiben, um zu erfahren, wie er sich befände? Aber dann fürchtete ich, seine Wunden aufzureissen, oder nur als zudringlicher Neugieriger zu gelten, der erfahren möchte, ob er über das geheimnißvolle Verschwinden seiner Braut einiges Licht erhalten hätte? So verfloß mehr denn ein Jahr. Nun, nach so langem Schweigen, und, da er mir selber

nie geſchrieben, hielt ich's faſt für unſchicklich, mich mit einem Brief an ihn zu wenden. Ich wußte nicht einmal, ob er noch, oder wo er in der Schweiz wohne?

Auf einer Geſchäftsreiſe, die ich letzten Sommer nach Deutſchland machte, hatte ich meine Frau, als Begleiterin, mitgenommen. Sie war erſt ſeit wenigen Wochen von einer Krankheit geneſen. Eines Tages, in einem würtembergiſchen Städtlein, wo wir über Nacht blieben, war ſie im Wirthshauſe zufällig in ein an das Gaſtzimmer ſtoßendes Gemach getreten, worin Näherinnen arbeiteten. Nachdem ſie da ziemliche Zeit verweilt hatte, kam ſie zu mir zurück, und ſagte: „Du ſollteſt dieſe Näherinnen ſehen! Eine derſelben iſt von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß ich unter allen Frauenzimmern, die ich kenne, keins mit ihr vergleichen möchte.“

Ich mußte etwas verwundert über die große Begeiſterung meiner Frau lächeln, und ſagte: „Was? willſt du ſelber das Herz deines treuen Mannes bei dieſer Schönheit in Lebensgefahr bringen?“ —

Indem trat die geſchäftige Wirthin zu uns, und mein Weibchen hatte eben nichts Dringenderes, als ſich nach der hübſchen Näherin zu erkundigen.

„Ei nun ja, das arme Ding!“ ſagte die Wirthin: „es hat auch nichts, als was es auf dem Leib trägt und muß ſein Brod ſauer verdienen. Das dumme Ding, wenn es das Näschen nicht allzuhoch trüge, hätte ſeit den anderthalb oder zwei Jahren, daß es hier in der Stadt lebt, längſt einen Mann haben können. Sowohl der Metzger Hecht, mein Nachbar, als der junge Kaufmann Siebold, der drüben den Gewürzladen hat, ſind rechtliche, wohlbemittelte Leute. Das Jüngferchen hat aber beiden den Korb gegeben. Es wird ihr nicht wieder ſo gut geboten werden. Metzger Hecht iſt nun ſeit drei Vierteljahren mit einer Andern verheirathet. Uebrigens muß ich der Wahrheit die Ehre geben, das Mädchen iſt fleißig und brav, und dabei geſchickt im Weißzeugnähen und Stickereimachen; es ſoll ſogar franzöſiſch reden können.“

„Woher iſt das Mädchen?“ fragte meine Frau.

— Aus der Schweiz, oder ſonſt woher. Erwiederte die Wirthin: Ich habe ſie zuweilen mit den Andern im

Taglohn bei mir. Sie wohnt eigentlich bei einer alten Wäscherin in der Kümmelgasse, neben dem Schmied Pinkelmann. Man nennt sie schlechtweg Jungfer Talk; aber sie thut wahrlich, als wenn sie ein gnädiges Fräulein wäre. Man bringt nicht viel aus ihr heraus! „und ganz richtig mag es bei ihr nicht sein. Einige wollen behaupten, aber ich will nicht nachreden, was schlechte Mäuler über sie klatschen. Es ist mir gleich, ob sie von einem vornehmen Herrn verführt worden und im Stich gelassen ist, oder nicht. —

„Wäre das Mädchen eine Schweizerin," sagt' ich zur Wirthin: „so möcht' ich es doch sehen."

Wir traten in die Nebenstube, wo uns die Wirthin verließ, während wir uns zu den Näherinnen stellten und meine Frau sich mit ihnen in Gespräche einließ. In der That, die jüngste von ihnen, ein Frauenzimmer von etwa 20 Jahren, verdiente das Lob der Schönheit, welches ihr meine Frau gegeben. Ich war überrascht von der Zartheit des seelenvollen Gesichtes, in dessen feinen Zügen stiller Gram schwebte, der die Wangen etwas gebleicht hatte. Die Fülle der blonden Haare war in dichten Flechten, die wie Gold glänzten, um das Köpfchen geschlungen, das sich nie von der Arbeit aufrichtete. Und wie unvortheilhaft auch die halbbäurische Tracht sein mochte, sie konnte den schlanken Wuchs und das schöne Ebenmaß dieser Gliedmaßen nicht entstellen. Ich bedauerte, daß das Mädchen beständig stumm blieb und die Andern für sich reden ließ. So antwortete, auf die Frage meiner Frau, ob sie insgesammt aus dem Städtchen wären? die Aelteste von ihnen: „Ja, wir beide wohl; aber die da (sie zeigte auf den Kopf mit den Goldflechten), ist aus der Schweiz."

„So?" sagt' ich, und wandte mich zu der Angedeuteten, „Also wären wir Landsleute? Aus welchem Kanton seid Ihr, Jungfer?"

Das Mädchen bückte sich mit dem Gesicht tiefer auf die Arbeit nieder, vermuthlich um ein Erröthen zu verbergen, welches über das Gesicht flog, und sagte mit weicher, leiser Stimme: „Meine Eltern waren aus verschiedenen Kantonen."

Ich wollte fortfahren, die artige Landsmännin zu be-

fragen, als die ältere Näherin zu ihr sagte: „Gib mir deine Scheere, Justine!“

Bei diesem Namen, neben welchem mir zugleich der ihr von der Wirthin gegebene Name einer Jungfer Talk einfiel, wandelte mich eine sonderbare Ahnung an. Ich dachte an die Justine des Doktors Walter. Ich sah zu meiner Frau hin; und sie sah zu mir her mit großen Augen.

Wir verstanden einander sogleich, und betrachteten einen Augenblick noch die junge Person. Dann wie verabredet verließen wir die Näherinnen, um uns unsere Vermuthungen mitzutheilen. Als wir im für uns angewiesenen Wohnzimmer allein waren, rief sie: „Ist's eine Jungfer Justine Talk, oder Fridolins Justine Thaly?“ Das war die Frage, welche jetzt auf irgend eine Art entschieden werden mußte. Wir verabredeten, mit aller Vorsicht nachzuforschen, und wenn es wirklich Walters gewesene Braut sei, die Unglückliche auf jede Weise zu bereden, mit uns zu kommen; in unserm Hause die Stelle einer Gehülfin und Gesellschafterin meiner Frau und Tochter anzunehmen, doch ohne ihr unsere Bekanntschaft mit Walter jetzt schon zu verrathen. Ich machte mich sogleich auf den Weg in die Stadt, zum Hause der alten Waschfrau, bei der das Mädchen wohnte. Da ich die Frau nicht fand und lange vergebens gewartet hatte, begab ich mich zum Vorsteher der Stadtpolizei. Hier erfuhr ich mit Gewißheit, die schöne Näherin sei Justine Thaly. Ich eilte freudig ins Wirthshaus zurück, meine Gattin mit der wichtigen Botschaft zu überraschen. Statt dessen aber ward ich von ihr überrascht, als ich sie in unserm Wohnzimmer, und zwar in Gesellschaft des Mädchens, fand, das unsere lebhafteste Theilnahme erregt hatte.

„Jungfrau Thaly hat sich nach deinem und meinem Wunsche bereden lassen, uns zu begleiten“, sagte meine Frau, als ich ins Zimmer trat: „doch müssen wir, ihr zu Gefallen, noch einen Tag länger im Städtchen bleiben, damit sie ihre kleinen Geschäfte in Ordnung bringen könne.“

Ich bezeugte der so glücklich Gewonnenen mein Vergnügen über ihren Entschluß, vereint mit meiner Tochter, die Stütze einer noch etwas kränklichen Hausmutter werden zu wollen. — Sie stand, während ich sprach, mit bescheiden

zur Erde gesenkten Blicken vor mir. Dann schlug sie die hellen blauen Augen zu mir auf, und sagte, indem ein dankbares, doch wehmüthiges, Lächeln um ihre Lippen spielte: „Wenn Sie nur nicht zu viel von mir erwarten! Ich weiß nicht, wodurch ich Ihr und Ihrer Frau Gemahlin allzugünstiges Vorurtheil verdient habe. Aber ich werde mich bemühen, so viel es mir möglich ist, Sie nicht ganz unzufrieden zu machen, da ich Ihnen schon jetzt sehr verpflichtet bin, daß Sie mich aus dieser kleinen Stadt nehmen, in der mir der Aufenthalt faſt unerträglich gemacht wird.“

Wir blieben, wie ausgemacht war, noch den andern Tag; und den folgenden saß Juſtine bei uns im Wagen, das Antlitz gegen die Schweizerberge gekehrt.

8.

Das schreckliche Schicksal.

Auf Reisen wird man binnen drei Tagen mit einander vertrauter, als sonst in drei Wochen. Das war der Fall bei uns. Juſtine gewann unser Herz. Auch wir schienen ihr lieb zu werden. Zwar ihre stille Schwermuth verlor sie nicht; aber doch ward sie gesprächiger, vertraulicher. Sie konnte zuweilen sogar eine Art Fröhlichkeit zeigen. Als wir den vaterländischen Boden betraten und der Rhein hinter uns lag, weinte sie schweigend; ich weiß nicht, ob vor Freuden, oder neuerwachtem Schmerz.

Binnen wenigen Tagen war Juſtine, bei uns im Hause, schon ganz einheimisch. Sie war Herzensfreundin meiner Tochter geworden, die an ihr mit ganzer Seele hing. Wir behandelten sie aber auch, wie unser eigenes Kind. Durch anhaltende Güte gelang es endlich, sogar ihr hartnäckiges Schweigen über das Geheimniß ihres Grams zu brechen, der sie verzehrte und nicht froh werden ließ.

„Ja, ich fühl' es wohl,“ sagte sie, als wir sie eines Tags in Thränen fanden: „Ich wäre höchst undankbar, wenn ich gegen Sie nicht ganz offen sein wollte. Ich will Ihnen die Geschichte meines Elendes erzählen, damit Sie

wenigſtens nicht Argwohn gegen mich hegen, als quäle mich ein böſes Gewiſſen. Ich bin eine arme Waiſe. Ich hoffe, Sie werden mich doch nicht verſtoßen, wenn ich Ihnen Alles vertraut habe, ſo ſchwer es mir auch wird.“

So ſprach ſie. Dann erzählte uns Juſtine folgendermaßen: „Meine gute Mutter iſt früh geſtorben, Wohl ihr; wär' ichs doch, wie ſie! Aber nein, Gottes Willen iſt weiſer und beſſer, als der meinige. Mutterſtelle erſetzte mir viele Jahre eine würdige Frau, die, ſowohl zu meiner Erziehung, als zur Leitung des Hausweſens, von meinem Vater angenommen worden war. Ich lebte eine glückliche Kindheit, die nur zu ſchnell vorüber flog. Ich war kaum fünfzehn Jahr alt, als meine Erzieherin entlaſſen und mir die Haushaltung übertragen ward. Mein Vater ſprach mir ſchon damals oft von ſchlechten Zeiten und von der Nothwendigkeit, ſich im bisherigen häuslichen Aufwand einſchränken zu müſſen. Doch war der Aufwand nicht groß; auch bemerkt' ich ſeinerſeits keine Einſchränkungen. Wollt' ich aber Ausgaben vermeiden, die mir überflüſſig ſchienen, ſo ſagte der Vater: Du mußt' nicht am unrechten Ort zu ſparen anfangen! Wir haben bisher auf einem anſtändigen Fuß gelebt. Es muß ſo bleiben; ſonſt könnt' es meinem Kredit ſchaden.“

„Nämlich mein Vater war Korn- und Weinhändler. Er beſaß nicht weit vom Marktflecken ein ſchöngebautes Haus und vieles Land dazu. Die Wieſen und Aecker verkaufte er aber nach und nach, um ſein geſammtes Vermögen in den Handel zu legen und beſſer zu benutzen. Er war ein herzguter Mann und fröhlicher Geſellſchafter. Jeder wollte ihm wohl, mit Ausnahme eines unſerer Nachbarn, Namens Walter, der ebenfalls in Korn und Wein Geſchäfte trieb, aber eine zankſüchtige, neidiſche Gemüthsart hatte, und unſerm Hauſe vielen Verdruß verurſachte. Mein Vater nahm ſich das ſehr zu Herzen.“

„Ich hatte deswegen manchen Kummer. Ohnehin war die Geſundheit des Vaters nicht die ſtärkſte. Ach, ich wußte damals nicht — — Und, ich muß es ſagen, daß er im Ganzen ſehr mäßig lebte. Ach, hätt' ich unglückliches Mädchen den Ausgang ſeiner ſchon damals anfangenden Krankheit vorausſehen können; oder hätt' ich nur dem Rathe eines gewiſſen jungen Arztes gefolgt, — ich würde vielleicht Alles

gerettet haben. Aber, ich unwissendes Ding, hielt das Uebel nicht für so gefährlich; und der junge Mensch war erst von einer deutschen Hochschule zurückgekommen; ich lachte ihn sogar aus."

Hier unterbrach meine Frau Justinens Erzählung, und fragte mitleidsvoll: „Warum grämst du dich, liebes Kind? Du würdest deinen guten Vater doch gewiß nicht gerettet haben. Sein Sterbestündlein war von Gott bestimmt."

Justine, mit einem unterdrückten Seufzer, antwortete: „Von Gott bestimmt? Meinen Sie, Gott habe ihn aus der Welt gerufen? — Justine schüttelte traurig den Kopf und fuhr fort: „Anfangs schien Alles freilich mit ihm unbedeutend. Der Vater klagte nur, aber schon geraume Zeit, daß sein Magen nicht in der Ordnung wäre. Er aß wenig; konnte nicht alle Speisen ertragen. Um den Appetit zu reizen, pflegte er jedesmal vor dem Essen erst ein Glas Wermuth-Extrakt oder andern Likör zu nehmen. Eben so mußte er auch Morgens beim Aufstehn thun; denn da quälte ihn vielmals starker Husten und sogenanntes Würgen, daß es mir oft bange machte. Am meisten erquickte ihn ein gutes Glas Wein Mittags und Abends. Jener junge Mensch, der junge Arzt nämlich, wollte mich bereden, ich sollte meinem leidenden Vater jene Magenstärkungen entziehn, die er doch schon manches Jahr mit Nutzen zu seiner Erleichterung gebraucht hatte. Ich verspottete ihn mit seiner etwas grünen Weisheit, wie ich sie nannte. Ein Paar Jahre nachher dacht' ich wohl wieder daran. Aber vielleicht mocht' es da zu spät sein. Ohnehin hielt der Vater ganz und gar nichts von den Doktoren. Er hatte Vorurtheil gegen Alle; besonders gegen den jungen Mann, den ich vorhin nannte, der — — — unsers Nachbars Walter Sohn war."

Die letzten Worte sprach Justine mit etwas leiser, unsichrer Stimme, indem sie das Gesicht von uns ganz ab, gegen das Fenster wandte. Aber ich bemerkte, daß selbst ihr schöner, weisser Nacken röthlicher zu schimmern anfing.

Erst nach einer Weile erzählte sie weiter: „Der Vater nahm endlich zwischen den Mahlzeiten auch noch ein Glas Wein, wie andre Männer ebenfalls thun. Allein er war dazu gezwungen, weil er viel Sorgen hatte, und sich aufmuntern mußte. Er trank aber nie zu viel; nie sah ich ihn

wirklich berauscht. Er erhielt dann nur seine alte Lebhaftigkeit und muntre Laune wieder. Doch bemerkt' ich, daß er etwas vergeßlicher ward; daß er nach und nach die helle Uebersicht in seinen Handelsgeschäften verlor; daß er manchmal, wenn er mit seinem starren, leeren Blick der Augen vor mir stand, mir, möcht' ich sagen, wie erschöpft und etwas stumpf vorkam. Er befand sich aber noch im besten Alter; war kaum einige und fünfzig Jahre alt. Diese Hinfälligkeit erregte mir Sorgen genug. Er schien auch an Nerven zu leiden; denn er bekam in den Händen das Zittern. Er machte wenig daraus, und verrichtete seine Geschäfte und Reisen, wie immer. Nur klagte er über unruhigen Schlaf; über abscheuliche Träume des Nachts, die er zuweilen vertrieb, wenn er, wie ihm jemand gerathen hatte, etwas Opium nahm. Allein es kam plötzlich, daß er auch am Tage wunderliche Dinge sprach; mehr noch, wenns Abend wurde. Er glaubte zuweilen Personen im Zimmer zu erblicken, die niemand sah; oder Thiere nahm er wahr, die herumschlichen; oder verstorbene Leute und Gespenster. Er klagte über seine Sünden; sah im Schlaf das jüngste Gericht. Mir ward für seinen Verstand bange. Ich konnte ihn nicht bereden, nicht erbitten, einen Doktor zu berathen. Ich befragte endlich selber den geschicktesten Arzt im Marktflecken, und erfuhr nun, daß diese edle Gesundheit durch den Gebrauch verschiedener starken Getränke zu Grunde gerichtet sei."

„Doch das Maß des Elends war lange noch nicht voll. Ich sollte Schrecklicheres erfahren und sehn. Mein armer Vater war bei seiner Lebensart nach und nach in Verwaltung der Handelsgeschäfte ein wenig nachlässig geworden; vielleicht auch in guter Gesellschaft beim Wein etwas leichtsinnig; vielleicht hatte er sich, bei abgenommenem Gedächtniß, manche Vergeßlichkeit zu Schulden kommen lassen; vielleicht hin- und wieder allzuunvorsichtig Gelder geliehen, um andern Gläubigern zu zahlen. Genug es kam ein entsetzlicher Augenblick, da alles Verderben über uns mit einem Male hereinbrach. — Ich vermag es kaum auszusprechen."

„Eines Tages, als ich meinen Vater von einer mehrtägigen Reise zurückerwartete, trat die Köchin zu mir ins Zimmer, wie eine Verzweifelnde. Sie schien schon seit einiger

Zeit kränklich zu sein. Ich hatte sie oft weinend gefunden. Sie erklärte mir jetzt: sie müsse das Haus verlassen; ich solle mich ihrer erbarmen; sie sei verführt und nahe daran, Mutter zu werden und mein Vater trage die Schuld daran. Ich verging fast voller Entsetzen. Ich glaubte es nicht. Ich überhäufte sie, als ein schlechtes, verläumderisches, boshaftes Geschöpf mit den heftigsten Vorwürfen. Sie schwieg, wimmerte, verließ das Haus."

„Gegen Abend kam der Vater nach Hause von seiner Reise. Ich nahm mir vor ihm den Vorfall zu erzählen. Er war aber düster, ärgerlich, gebot mir zu schweigen; ging mit verstörter Miene auf sein Zimmer; wollte nicht zu Nacht speisen und verschloß sich, sobald ich ihm die Kerzen angezündet hatte. Mir ahnete Böses, aber noch nicht das Böseste. Nach einigen Stunden hört' ich ihn die Köchin rufen. Ich eilte die Treppe hinauf zu ihm; sagte, als ich im Zimmer mit ihm allein war, sie sei aus dem Dienst gelaufen. Ich sagte ihm Alles. Er blickte stier und wie gedankenlos vor sich hin. Er antwortete nichts; stand auf; ging durchs Zimmer, aber mit starren, schrecklichen Augen, als wenn er Gespenster sähe; zündete noch drei, vier andre Kerzen an, und schob mir dann auf dem Tisch ein Paar Rollen Geldes zu, indem er sagte: Da, nimm, Justine, es ist das Letzte! Auch das gehört uns nicht. Es ist mir gestern anvertrautes Geld. Nichts gehört uns mehr. Ich muß bankerot machen. Ich habe zweimal mehr Schulden, als Vermögen. Da sieh hier ins Hauptbuch. Nimm das Geld, Justine. Sieh zu, in ein gutes Haus zu kommen; du hast etwas gelernt. Du wirst dir wohl durchhelfen können."

„Ich war bei dieser Rede erstarrt; glaubte mein Vater rede irre. Ich warf einen Blick in das aufgeschlagene Hauptbuch; las den Rechnungsauszug von seinem Guthaben und seinen Schulden, und stand betrübt da. Aber noch glaubte ich, er könne sich verrechnet haben. — Er hingegen schob mir immer die Geldrollen zu. Ich stieß sie zurück und sagte: Wir wollen lieber ehrlich sein, lieber Vater, als uns unehrlich an fremdem Eigenthum vergreifen! — Du hast recht! rief er und schloß die Augen, indem er in seinem Lehnstuhl zurücksank. Dann sagte er: Gott straft mich hart. Ich habe schwere Sünde auf dem Herzen. Wenn ich

auch die Augen zudrücke, ſtehn die Teufel doch vor mir, ſiehſt du, da und da? und lechzen ſie nicht nach meiner Seele? Ich leide Todesangſt, Höllenangſt. — Geh, Juſtine, gehe! Du weißt nicht, wie manche Familie ich ins Unglück gebracht habe, die nun arm werden muß. Du wirſt es erfahren. Man wird mich verklagen; und das Weibſtück wird auch nicht ſchweigen!“ — —

„So ſprach er noch viel. Ich bat ihn, zu Bett zu gehn. Er ward dann plötzlich und ohne Urſach zornig. Er ſtieß mich zur Thür hinaus und ſchloß die Thür hinter mir zu. Als ich weinend hinunter kam, trat der Hausknecht todtenblaß zu mir und erzählte mit zitternder Stimme, unſere Köchin habe ſich von der Brücke ins Waſſer geſtürzt. Es ſei zu dunkel; man werde ſie ſchwerlich aus den Fluten retten. Schrecken, Mitleiden, Furcht vor Schande des Hauſes und Reue über meine Härte gegen das arme Mädchen, machten mich lange ganz ſprachlos. Ich lief händeringend umher. Ich ſchickte endlich einen Knecht, die Unglückliche ſuchen und retten zu helfen. Ich fiel auf die Knie. Ich wollte beten und konnte in ſchwerer Seelenangſt keine Vorſtellung feſt halten. Ich warf mich auf den Sopha, an allen Gliedern wie gebrochen. Es mochte gegen Mitternacht ſein, als der treue Knecht mit der Botſchaft zurückkam, in der Finſterniß ſei man vom Aufſuchen des Leichnams abgeſtanden. Unſer Hausgeſinde war um mich verſammelt. Die guten Leute, ohne Rath und Troſt, wie ich, baten mich mitleidig und weinend, ich ſolle mich zur Ruhe begeben. Sie verſprachen wach zu bleiben die ganze Nacht. So ging ich endlich in meine Schlafkammer, nicht um Schlummer zu ſuchen, ſondern um allein zu ſein.“

„Nein, ich will, ich kann meinen Zuſtand in dieſer grauenvollen Nacht nicht beſchreiben. Ich betete; ich weinte Thränen des bängſten Schmerzes. Ueber meinem Schlafzimmer war die Stube des Vaters. Zuweilen glaubt' ich noch ſeine Schritte zu hören. Bei jedem Geräuſch fuhr ich erſchrocken auf, bebend und athemlos. Wie ich nur dieſe Nacht überleben konnte! Es iſt mir auch heut noch unbegreiflich.“

„Schon fing ein wenig Morgengrau an durch die Fenſter zu dämmern. Da hört' ich über mir, in des Vaters Zimmer einen ſchweren Fall. Ich fuhr mit lautem Schrei vom Stuhl

auf; aber der frische Schreck hatte mich gelähmt. Ich sank wieder zurück. Die fürchterlichsten Vorstellungen gingen gespenstisch durch meine Seele. Das Gesinde hatte in der Stille der Nacht den Fall und mein Geschrei gehört. Man kam zu mir, besorgt, daß mir Uebels begegnet sei. Lange waren wir unschlüssig, ob wir zum Vater hinauf gehn sollten? Endlich geschah es. Aber die Thür seines Zimmers war noch von innen verriegelt. Er antwortete auf unser Pochen und Rufen nicht. Der Knecht sprengte, auf mein Verlangen, das Schloß mit einer Axt auf. Wir traten hinein; ich flog beklommen zu seinem Bett. Es war von ihm noch unberührt geblieben. Da hört' ich einen durchdringenden Schrei von Allen. Ich wandte mich. O, entsetzlicher Anblick! — An der Wand hing ein Mensch mit schwarzblauem, verzerrtem Antlitz; zu seinen Füßen lag ein umgestürztes Tischlein. — Es war mein unglückseliger Vater!"

„Ich entfloh mit Grausen; lief mit erstarrtem Herzen die Treppen hinab; wußte in voller Geistesverwirrung nicht, was ich that; nahm besinnungslos ein Bündel von einigen meiner Kleider zusammen und rannte damit, wie eine Wahnsinnige, zum Hause hinaus, über die Felder. Ich rannte, wie im Traum, ohne Weg und Steg, ohne Vorsatz, ohne Plan. Ich weiß nur, ich sprach mit einem alten Miethskutscher auf der Landstraße, der mich in seinen Wagen hob. Meine Gedanken waren verschwunden. Vielleicht lag ich in Ohnmacht. Ich erwachte spät am Tage aus einem schweren Schlaf, als mich der alte Kutscher in einem Dorfe zum Mittagsessen weckte."

„Für Alles in der Welt wär' ich nun nicht wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt. Was sollt' ich in dem Hause, wo unser Hab' und Gut den Gläubigern verfallen war? In dem Dorfe, wo ich nur die Schande der Familie zur Schau tragen mußte; vielen ein Gegenstand des Hohns, oder des Mitleids; aber Allen ein Ekel durch das Schicksal der Köchin, durch den schauerlichen Tod meines Vaters. Ach, es mag wohl ein trauriges Loos sein, als verlassene Waise in der Welt zu stehn: aber die hinterlassene Tochter — eines Selbstmörders zu sein — — — für dieses Elend giebts keinen Namen."

„Glück und Hoffnung meines Lebens waren und sind auf immer zertrümmert. Ich hatte auch einen Freund gehabt; einen Gespielen aus den Kinderjahren; jenen jungen Menschen, der damals in England lebte, unsers Nachbars Sohn. Er durfte nun nicht mehr an die Tochter eines Fallliten, eines Selbstmörders denken; seiner Ehre willen durfte er nicht. Ich hatte ihn verloren, den einzigen Freund. Mit gebrochnem Herzen schrieb ich ihm mein Lebewohl. Ich aber stand in der Welt einsam; wußte nicht, wohin mich wenden? Mit dem Kutscher war ich nach Deutschland gekommen. In einem Gasthof trat ich als Aufwärterin in Dienst, den ich nach einem halben Jahre wieder verlassen mußte, weil man mich unanständig behandelte. Durch Empfehlung einer gutherzigen Nebenmagd kam ich zu einer armen Wäscherin in jenes Städtchen, wo Sie mich, als Näherin, fanden und sich meiner großmüthig annahmen.“

„Nun wissen Sie die Geschichte meines Unglücks. Ich habe Ihnen nichts verschwiegen. Wenn Sie mich auch verachten, mich wieder von sich entlassen sollten, ich werde Sie Alle darum nicht weniger lieben. O mein einst so guter, unglückseliger Vater! Er hatte gewiß nicht geglaubt, daß seine Neigung zum Trunk, daß diese Schwachheit, einen so schauderhaften Ausgang für ihn und mich nehmen würde! — Ich weiß es wohl, ich bin zum Unglück geboren; aber ich bin unschuldig an meinem harten Schicksal. Gott gab es mir zu tragen. Er wird mich arme Waise nicht verlassen, wenn mich in dieser Welt Alles verläßt.“

Hier unterbrach ein Strom von Thränen ihre Rede.

9.

Der Besuch.

Wir hatten tiefbewegt Justinens Erzählung angehört. Wir umringten Alle das gute Kind; schlossen es in unsre Arme, und suchten es durch unsern Trost und die Betheuerungen unserer Liebe zu beruhigen. Justine hatte wohl recht; wenn ihr Vater die Folgen hätte voraussehen können, welche durch Gewohnheit und zuletzt durch Bedürfniß starker Getränke entstehen konnten, er hätte gewiß sich auf der Stelle

davon losgesagt. — Und wie viele leben noch, die mit dem Glase Branntewein in der Hand, das sie für so unschuldig und unschädlich halten, unbesorgt dem still heranschleichenden Verderben ihres Leibes, ihrer Seele, ihres Hauswesens, ihrer Familie entgegenlachen!

Ich berieth mich mit meiner Frau. Wir waren entschlossen, für Justinens Schicksal in jedem Fall zu sorgen, wie es auch komme. Daß sie mit ihrem Herzen im Stillen noch immer an dem ehemaligen Jugendgespielen hing, wenn auch mit aufgegebener Hoffnung, hatten wir deutlich bemerken können. Aber Frage war nur, wie es mit Fridolin Walter stehe? ob er noch an die arme, entlaufene Justine denke, oder sich schon verheurathet habe? ob er noch in seiner Heimath wohne, oder vielleicht nach England zurückgegangen sei? Ja, wir wußten überhaupt nicht einmal, ob er noch am Leben sei? — Ich bereute, meine Verbindung mit ihm vernachlässigt zu haben; entschloß mich kurz, die Reise zu ihm zu unternehmen und mir über seine Verhältnisse Gewißheit zu verschaffen. Justine durfte indessen von Allem einstweilen nichts erfahren. Ich setzte mich in den Reisewagen und fuhr ab.

Am zweiten Tage befand ich mich schon im Angesicht von Fridolins und Justinens Heimath. Es war im Sommer; ein schöner Nachmittag. Die Leute arbeiteten im Felde. Ich stieg aus dem Wagen und ließ ihn in den Marktflecken voranfahren, um meine ungeduldige Neugier etwas früher durch Nachfrage zustillen, ob ich die Reise vergebens gethan habe? — Ich redete den ersten, besten an, einen zerlumpten Bauer, der auf eine Mistgabel gelehnt, müßig meinem Wagen nachgaffte. Auf die Frage, ob der Doktor Walter noch im Flecken dort wohne? sah mich der Kerl mit seinem bleichen, gedunsenen Gesicht eine Weile ganz einfältig an; wiederholte die Frage langsam, und setzte dann hinzu: „Verzeiht Herr, aber bis diesen Morgen hat der Teufel den Leuteschinder noch nicht geholt.“ — Ich war durch diese Antwort etwas betroffen und setzte meine Fragen fort; erhielt aber nur immer verworrene und wenig erfreuliche Nachrichten über den Doktor. — Das that mir von Herzen leid. Wie hatte sich Fridolin in so wenigen Jahren verändern können! Und doch hatte ich ähnliche Aende-

rungen der Menschen schon oft erlebt. Arme Justine! dacht' ich. Ich ging weiter und holte auf dem Wege eine alte Frau ein, welche, mit einem Korb auf dem Kopf, ebenfalls in den Flecken ging. Bei Wiederholung meiner Frage nach Fridolin, sagte sie: „Ihr meinet unsern Gemeindsammann? Ja, freilich; Ihr findet ihn zu Hause."

— Also ist er jetzt Gemeindsammann? Und ist man mit ihm zufrieden? fragte ich weiter.

„Das sollt' ich meinen!" versetzte die Alte: „Er ist ein rechtschaffener, verständiger Mann, der unserm Ort schon viele tausend Gulden genützt hat."

Das ermuthigte mich wieder. Ich erfuhr nun von meiner geschwätzigen Begleiterin, daß er bei seiner Mutter wohne; daß er unverheurathet sei; daß er großes Vermögen besitze; daß er viele arme Haushaltungen unterstütze, ein wahrer Vater der Wittwen und Waisen wäre; daher allgemeine Achtung genieße in der ganzen Gegend, und sogar in den großen Rath des Kantons gewählt worden sei, was er aber ausgeschlagen habe, um sich nicht von seinen Kranken entfernen zu müssen. Endlich, wie wir im Gespräch dem Flecken näher kamen, zeigte sie mir eins der schönen Häuser, rechts der Landstraße, in der Mitte eines Gartens, als Fridolins Haus. Ich trat ohne Umstände hinein.

Eine betagte, aber durch Kleidung und würdevolles Benehmen ausgezeichnete, Frau begegnete mir im Hausgang. Ich hielt sie für die Mutter des Doktors, und irrte mich nicht. Auf mein Verlangen führte sie mich in das Zimmer ihres Sohnes. Er saß am Schreibtisch, kam mir entgegen und erkannte mich bald. Der Empfang war herzlich. Ich gab eine Geschäftsreise vor, die ich zur Erneuerung unserer alten Bekanntschaft benutze; und er, wie seine Mutter, bestanden nun darauf, daß ich einige Tage bei ihnen bleiben müsse. Mein Gepäck ward aus dem Wirthshause abgeholt.

Fridolin war noch derselbe kraftvolle, blühende Mann; aber der schwermüthige Zug seiner Mienen war nicht ganz aus seinem Antlitz vertilgt. „Ich zerstreue mich wie ich kann," sagte er: „und habe Gelegenheit dazu genug; Arbeit vollauf."

„Und Justine?“ fragt' ich.

Er zuckte die Achseln, sagte aber ganz ruhig mit fast gleichgültigem Tone, als wäre von einer fremden Person die Rede: „Gott weiß, wohin sie gekommen sein mag? Sie nahm sich den Tod ihres schändlichen Vaters nur zu sehr zu Herzen. Nachdem er Wittwen und Waisen und seine besten Freunde um das Ihrige betrogen, und eine arme Magd verführt hatte, die sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzte, hing er sich zuletzt selber auf, um dem Henker die Mühe zu sparen. Mit Allem, was er hinterließ, konnte nicht die Hälfte seiner Schulden getilgt werden. Haus und Hof wurden verkauft; aber selbst das Haus des Fluchs ward vor fünf Vierteljahren durch eine Feuersbrunst vernichtet. Jetzt befindet es sich, neu erbaut, schon in dritter Hand. Alle meine Nachforschungen, alle Anzeigen in öffentlichen Blättern, um die beklagenswürdige Justine zu finden, sind fruchtlos geblieben. Ich habe, freilich aber zu spät, nur dunkle, sehr unzuverlässige Nachricht von einem jungen Frauenzimmer erhalten, das um jene Zeit zum Bodensee gereist sein soll. Dort verlor sich auch diese Spur für mich. Ich hätte dem Mädchen in seiner Verlassenheit wenigstens einigen Beistand geleistet. Als ich aus England hier ankam, waren schon ein paar Monate seit ihrer Entfernung verflossen; und der Tod meines Vaters, die Betrübniß meiner guten Mutter, die Nothwendigkeit, in den verwirrten Vermögensverhältnissen unsers Hauses Ordnung herzustellen, hinderten mich, die ersten Nachforschungen persönlich zu unternehmen. Vielleicht wär' ich glücklicher gewesen.“

„Unverhofft kömmt oft!“ sagt' ich: Vielleicht hilft ein glücklicher Zufall das arme, verlassene Kind entdecken, dessen Aufenthalt, trotz all' Eurer Mühe, bisher unbekannt blieb. Indessen, lieber Doktor, freut mich's wenigstens, daß ich Euch gesund und beruhigter finde, als bei unserm ersten Zusammentreffen. Ihr müsset nun doch selber gestehen, die Zeit ist die beste Frau Doktorin. Auch Eure Mutter scheint jetzt getröstet und sogar heiterer zu sein, als Ihr selber.

„Gottlob!“ rief Fridolin: „Doch bei meiner Ankunft fand ich sie sterbenskrank im Bett. Ich hatte alle Ursache zu fürchten, auch sie zu verlieren. Der plötzliche Tod meines Vaters, — man fand ihn, vom Schlag gerührt, eines

Morgens leblos — er war ein Mann erſt in den Fünfzigern —, und die Entdeckung, daß er durch eigene Schuld ſo frühzeitig dahingerafft wurde, hatte meine Mutter an den Rand des Grabes gebracht.“

Ich ſah den Doktor etwas verwundert an und ſagte: „Ein Schlagfluß, den er ſich ſelber zugezogen? Darf ich fragen, wie das zu verſtehen iſt?“

Fridolin antwortete: „Er machte leider die heutige Modeſünde mit. Erinnert Ihr Euch noch an unſer Geſpräch im Reiſewagen?“

„Ich hab's noch nicht vergeſſen,“ entgegnete ich: „denn ich bin ſeitdem ein ſehr mäßiger Wein-, aber ein ſtarker Waſſertrinker geworden, und die Schnappſe ſind ganz verabſchiedet. Dafür bin ich nun geſund, wie ein Fiſch, Dank Euch, und werde es hoffentlich bleiben.“

„Wollte Gott, mein guter Vater hätte gethan wie Ihr; er würde noch heut am Leben ſein können!“ ſagte Fridolin mit traurigem Ernſt. Und nun erzählte er mir den Hergang der Dinge.

10.

Noch eine Erzählung.

Fridolins Vater war, wie der Doktor ſagte, immer ein achtungswerther braver Mann geweſen. Er hatte zwar in guter Geſellſchaft ein gutes Glas Wein geliebt, aber nicht im Uebermaß. Höchſtens ward er zuweilen, wie man's zu nennen pflegt, weinwarm. Trunken ſah man ihn nie; aber zu dem Warmwerden kam's denn doch allmälig öfters; beſonders wenn er an Gaſtmälern zwei- und dreierlei Sorten Weins genoß. Am meiſten ſchadete ihm, daß er gewohnt war, faſt jeden Abend der Woche, in Geſellſchaft von andern Bürgern zu gehen, wo man bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, regelmäßig zuſammenkam, beim Wein oder Bier zu politiſiren, oder ein Spiel zu machen. Da kehrte er dann freilich öfter weinwarm zurück. Kirſchwaſſer, oder ein anderes ſtarkes Getränk der Art, nahm er ſelten.

Dieſe Lebensweiſe hätte der brave Mann vielleicht noch lange, wenn auch nicht ganz ohne Nachtheil ſeiner Geſund-

heit, fortsetzen können. Der mäßige Genuß des Weins bei Tische erquickt und stärkt, wenn er nicht, statt des Wassers, zum Löschen des Durstes gebraucht wird. Er löscht nicht, sondern entzündet den Durst. Nur hätte er allem Likör entsagen sollen! Aber es erging dem Vater Fridolins, wie vielen Andern. Man trinkt und weiß nicht, wenn man zuviel hat und vergißt sich. Sein tägliches Weinwarmwerden that ihm endlich, nach einer Reihe von Jahren, nicht ganz wohl. Er fühlte sich oftmals abgespannt, unaufgelegt zum Arbeiten. Seine Gesichtsfarbe war etwas verblichen und verwischt; in seinen Zügen eine gewisse Schlaffheit. Man bemerkte, daß er oft verdrießlich, oder wenigstens nicht mehr so guter Laune, wie sonst, war; auch leicht schläfrig wurde, während er selber klagte, daß des Nachts sein Schlummer leicht, und unterbrochen sei. Er schrieb dies dem Altwerden zu. Frau Walter glaubte, es sei Folge seiner Arbeiten und der damit verknüpften Verdrießlichkeiten. Sie selber, um ihn zu erfrischen, setzte ihm liebevoll des Tages zuweilen ein Gläschen extra vor. Das ward sein Gift. Er gewöhnte sich daran. So lange durch den im Wein enthaltenen Spiritus die Aufregung des Blutes und der Nerven dauerte, war er wohlgemuth; aber dann sank er wieder in die vorige Unbehaglichkeit zurück.

„Meine Mutter ward endlich um ihn besorgt", sagte Fridolin: „Sie fürchtete, es liege für ihn irgend eine Krankheit im Werden. Sie ließ einen Arzt berufen. Mein Vater lachte. Er war eigentlich nicht krank, was die Leute so heißen; und doch hatte ihn, ohne daß er's vermuthete, der Tod schon beschlichen. Er klagte nur über unregelmäßige Leibesöffnung; bald Durchfall, bald Verstopfung. Sein Eingeweide war also schon angegriffen und geschwächt. Der Arzt verordnete das Beste, nämlich eine Wasser-Kur. Die Mutter wachte ängstlich über die Beobachtung derselben. Der Vater entsagte, ihr zu Gefallen, sogar den Abendgesellschaften beim Weine. Dennoch besserte es nicht. Er ward vielmehr düsterer, schläfriger; klagte morgens gewöhnlich über dumpfes Drücken im Kopf, über Schwere in den Gliedern. Doch arbeitete er dabei und gab sich, seiner Gesundheit willen, viel Leibesbewegung. — Da ward er jählings vom Schlagfluß getödtet. — Nach seinem Tode fand

man im Wandschrank seines Schlafzimmers leere Flaschen, worin berauschende Getränke enthalten gewesen waren. Er hatte heimlich getrunken; vermuthlich, um sich Nachts durch Betäubung Schlaf zu schaffen."

„Sein Tod, den ich noch jetzt beweinen muß, — er war ja ein vortrefflicher Vater und Mann, — sein Tod, durch das allgemein beliebte Gift bewirkt, ist aber nun der hiesigen Gemeinde und einigen benachbarten Dörfern zum größten Segen geworden."

— Was? rief ich verwundert: zum Segen, sagt Ihr? Wie war das möglich? Ihr macht mich neugierig.

Fridolin antwortete: „Der vorangegangene Selbstmord des alten Thaly, der nachfolgende Tod meines guten Vaters, die beide das Opfer der Trunkliebe geworden waren, trug nicht wenig zur Besserung des Volks in diesem Marktflecken bei. Und das Beispiel der hiesigen Gemeinde hatte bald wohlthätigen Einfluß auf ein paar andere Dorfschaften in unserer Nähe, wo man uns nachahmte. Wir stifteten nämlich einen sogenannten Enthaltsamkeitsverein, von welchem — — —

— Halt! unterbrach ich ihn in seiner Rede: Besteht er noch? Das ist mir zu merkwürdig! Besteht er noch, oder — — —

„Allerdings besteht er noch, „entgegnete der Doktor: und zwar seit beinahe zwei Jahren. Die Einwohnerschaft unsers Ortes zählt ungefähr 900 Seelen, und davon gehören jetzt schon wenigstens 860 zum Verein."

— Wie denn? — fragt' ich lachend: gehören denn all' Eure Mädchen und Frauen und sogar Eure kleinen Kinder zum Enthaltsamkeitsverein, daß Ihr den Mund so voller Zahlen nehmt, und fast Eure ganze Bevölkerung dazu rechnet„

Der Doktor sah mich mit großen Augen an, und sagte: „Freilich! wie wär' es denn möglich, einen dergleichen Verein zu stiften, wie könnte er heilsam wirken, ohne die Kinder, ohne die Weiber? Der Einfluß des weiblichen Geschlechts auf mäßige, nüchterne Lebensart der Männer und besonders auf junge Leute und Kinder ist vielwirkend. Sie leiden bei der Trinksucht der Männer das Meiste. Sie

thaten, wenn auch nicht mehr die erwachsenen Leute, doch das nachkommende Geschlecht, vor dem Verderben bewahren."

Ich gestehe, das kam mir wunderlich genug vor, und sagte: Wie in aller Welt habt Ihr denn das eingerichtet? Erzählt mir's. Ich muß Euch sagen, bei uns hat man auch dergleichen Mäßigkeitsvereine stiften wollen; denn das Branntweintrinken, welches, wie bei Euch, und in der ganzen Schweiz, in Deutschland, Frankreich, England, Rußland und aller Orten, so große Verwüstung anrichtet, hat auch in meinem Städtchen nicht minder zugenommen. Einige brave Männer, besonders unser Herr Pfarrer, gaben sich viele Mühe, einen Mäßigkeitsverein zu Stande zu bringen. Allein sie stießen auf eine so große Menge von Hindernissen, daß sie den Plan aufgeben mußten.

Fridolin wollte antworten, als seine Mutter hereintrat, und uns zum Nachtessen einlud, das an dem schönen Abend in der Gartenlaube eingenommen werden sollte. Wir mußten gehorchen. Der Doktor sagte unterwegs: „Morgen finden wir wohl ein Stündchen, da wir allein beisammen sind. Da werd' ich Euch zufrieden stellen, und ich thu' es gern. Vermuthlich habt Ihr's mit Stiftung eines solchen Rettungsbundes nur falsch angegriffen, wie auch wohl anderswo geschehen ist."

In der That war nun den ganzen Abend nicht daran zu denken, jenes Gespräch fortzusetzen. Frau Walter lenkte die Unterhaltung auf hundert verschiedene Dinge und klagte endlich unter andern auch scherzend ihren Sohn bei mir an, daß er sie, bei ihrem beginnenden Alter, noch ohne freundlichen Beistand einer jungen braven Schwiegertochter gelassen habe; wie es schiene, wolle er lieber ein Hagestolz werden. Das gab uns nun ein stoffreiches Kapitel. Ich dachte daran, meine gute Botschaft von der wiedergefundene Justine anzubringen. Es kostete mir gar keine Mühe, die Rede auf das liebenswürdige Mädchen zu bringen. Aber der eiskalte Ton, mit welchem Fridolin jetzt von seiner ehemaligen Geliebten sprach, und plötzlich nach andern Dingen fragte, schreckte mich; sodann das schnelle Verstummen der Frau Walter, so wie der Ausdruck ihrer Miene, der mir zu sagen schien, ich hätte keinen sehr angenehmen Gegenstand berührt, hinderte mich fortzufahren. Ich schwieg und

war etwas' bestürzt. Ich sah, hier waren Verwandlungen vorgefallen, und der Zweck meiner Reise nichts weniger, als willkommen. Also brach ich ab, und behielt mir vor, die Sache mit Fridolin am folgenden Tage ins Reine zu bringen. Die arme Justine!

11.

Der versuchte Rettungs-Bund.

Walter erschien am andern Morgen später, als ich wünschte, auf meinem Zimmer, nachdem ich schon gefrühstückt, einen Gang durch den Marktflecken gethan, und mich nachher lange mit der Frau Walter unterhalten hatte.

„Nichts für ungut, lieber Freund!“ rief er, als er zu mir, mit einer Hand voller Schriften, hereintrat: „Jetzt können wir einander ungestört angehören. Ich habe meine Kranken besucht, meine übrigen Amtsgeschäfte beseitigt; und nun setzt Euch; ich will mein gestriges Versprechen erfüllen. Die Geschichte ist nicht lang und doch vielleicht der Mühe werth, angehört zu werden.

Ohne weitere Umstände setzten wir uns beide. Was er erzählte, will ich nun, der Hauptsache nach, hier mittheilen. Es ist für viele unserer Städte und Dörfer zu wichtig.

„Das schreckliche Ende, welches der alte Thaly genommen hatte,“ sagte Fridolin: „so wie das plötzliche Hinscheiden meines Vaters, waren, wie ich Euch schon erzählt habe, nicht ohne bedeutenden Eindruck auf die Einwohner unsers Marktfleckens geblieben. Man kannte sehr gut die wahre Ursache dieser beiden Unglücksfälle. Aber, wie es nun geht, jeder sprach davon, bis die Trauergeschichte alt, und fast vergessen ward. Hingegen ich wollte sie nicht in Vergessenheit sinken lassen, sondern mein Unglück wenigstens zum Glück Andrer benutzen, und damit auf des Vaters Grab den schönsten Denkstein setzen. Ich wollte versuchen, den täglichen Gebrauch gebrannter Wasser, der seit 20 — 30 Jahren in unserer Gemeinde so allgemein geworden war, allmälig wieder aus ihr zu verbannen, und zwar durch das Mittel, welches mir in England bekannt geworden war. Ich wollte versuchen, für meinen Zweck die wohlwollendsten, ge-

einflußreichsten Männer bei uns zu vereinigen. Es war nothwendig, daß sie mit ihrem Beispiel vorangingen und durch Ueberredung und überzeugende Vorstellungen auch andere gewönnen. Ich besprach mich zuerst mit angesehnen, würdigen Personen über den ungeheuern Verbrauch starker Getränke in der Gemeinde, und den daraus entstandenen schweren Schaden einzelner Leute und ganzer Familien. Alle stimmten mir bei; wünschten von Herzen gern zu helfen; fanden aber die Sache sehr schwierig. Ich lud sie zur ernsthaften Berathung des Unternehmens, zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft, bei mir ein. Es waren der erste Gemeindsvorsteher, der Ortspfarrer, ein junger Rechtsanwalt, ferner mein siebenzigjähriger Kollege, der Arzt, und ein braver Indiennefabrikant, der eine Viertelstunde von hier entfernt wohnt. — Sie kamen.

Nach langem Hin- und Herreden über die Mittel, das Trinken des Branntweins auszurotten, um in der dadurch schon viel benachtheiligten Gemeinde Arbeitsamkeit, Wohlstand, Gesundheit, Eintracht, Sittlichkeit wiederherzustellen, und eine Menge unglücklicher Ereignisse zu verhüten, welche Folgen berauschter Zustände des Menschen sind: kamen wir keinen Schritt weiter. Jeder erhob unter den Anwesenden neue Bedenklichkeiten.

„So etwas muß, vom Staat aus, durch gute Gesetze bewirkt werden!“ sagte der junge Advokat: „So lange die Zahl der Wirthshäuser, Weinschenken, Branntweinbrennereien nicht beschränkt, die Einfuhr gebrannter Wasser nicht verboten oder doch erschwert und überhaupt jedes starke Getränk durch Auflagen vertheuert wird: müssen wir's leider bei frommen Wünschen bewenden lassen. Man spricht viel von Luxusabgaben. Der Branntewein ist der verderblichste Luxus, der sich ersinnen läßt. Für ihn gibt der Aermste den letzten Kreuzer hin, und läßt zu Hause Weib und Kind hungern. Durch ihn ist mancher, der sein Brod gut hätte verdienen können, ins Armenhaus gebracht. Durch ihn ist schon manches Hauswesen zerrüttet. Der Branntewein ist wohlfeil, aber durch das, was er zur Folge hat, hat, der theuerste Luxusartikel. Warum besteuert man ihn nicht? Alle Schuld daran hat die Regierung zu tragen.“

„Da habt Ihr ganz recht, Herr Fürsprecher!“ erwiederte lächelnd der Gemeindsvorsteher, welcher Mitglied des gesetzgebenden Rathes war: „Luxus ist's; aber meinet Ihr, daß der Aufwand oder Luxus in denjenigen Ländern aufhört, wo er am stärksten besteuert wird? Nein, lieber Herr; er siegt zuletzt immer ob, und der menschliche Verstand findet beständig Mittel und Wege, die Gesetze zu umgehen, oder ein Gelüste auf andere Weise zu befriedigen. Wie hat man nicht in alten Zeiten gegen das aufkommende Tabakrauchen von Kanzeln und Thronen geeifert, in Büchern geschrieben, vor Gerichten gestraft! Umsonst aber belegte man den Tabak mit schweren Auflagen. Jetzt raucht alt und jung. Wie hat man nicht ehemals gegen das Kaffeetrinken geeifert, als einen schädlichen Aufwand, als einen der Gesundheit nachtheiligen Trank! Was half's, er ist jetzt zum allgemeinen Bedürfniß geworden. Die ärmste Haushaltung will ihn nicht entbehren. Als Kaiser Napoleon seiner Zeit die Einfuhr von Zucker und Kaffee in Europa verbot, um England zu schaden: meint Ihr, das Kaffeetrinken hörte auf? Mit nichten! Es ward nur ärger damit. Man braute sich das Getränk aus Cichorien, Erbsen, Erdmandeln; man machte Rübenzucker und die Sache blieb beim Alten. Was hilft's bei uns, wenn man bekannten Trunkenbolden richterlich den Besuch der Wirthshäuser verbietet? Die Kerls trinken dann nur zu Hause! Sitten und Bedürfnisse des Landes machen das Gesetz; das Gesetz macht nicht die Sitten und Bedürfnisse. Wie schön Ihr auch reden könnet, Ihr würdet in unserm großen Rathe, wo selbst viele Liebhaber des Schnappses, viele Wirthe, Weinhändler und Likörfabrikanten Sitz und Stimme haben, zu tauben Ohren sprechen. Eigennutz ist ein harthöriger Gesell. Sollen die Menschen besser werden: so muß es durch die Macht der Religion geschehen. Die Herren Geistlichen sollten es sich angelegen sein lassen, kräftiger einzuwirken. Sie allein können durch rührende Ermahnungen und Belehrungen das Volk frömmer und besser machen. Wenn sie nicht, wenn die Religion nicht, wer dann?“

Hier schüttelte der Herr Pfarrer traurig sein graues Haupt und sprach: „Ich predige seit 36 Jahren unverdrossen Gottes Wort; besuche rastlos die Leidenden, Kranken und

Sterbenden. Wie wenig aber hat meine Arbeit im Weinberg des Herrn gefruchtet! Man kömmt wohl aus Gewohnheit, oder Anstandes willen, oder aus Neugier, oder Frömmigkeit, oft nur aus mißverstandener Frömmigkeit in die Kirche. Aber geht man hinaus: so hört die Kirche auf, und das gewohnte Leben und Treiben geht wieder seinen Gang. Man vergißt die gehörten Ermahnungen und hat an Anderes zu denken. Die Wirthshäuser sind wieder voll. Wenn alle gute Lehren christlicher Eltern ihren Zweck bei den Kindern erreichten, würde es keine ungerathene Kinder mehr geben; und hätten die seit tausend Jahren gehaltenen Predigten all' das beabsichtigte Gute gestiftet, so müßte die Welt schon jetzt voller Engel sein. Aber Krankheiten, Gebrechen und Fehler der Seele lassen sich so wenig durch bloße Worte heilen, als Krankheiten und Gebrechen des Leibes. Da müssen ganz andere Mittel zu Hülfe genommen werden, um das Laster sowohl des mäßigen, als des unmäßigen Branntweingebrauchs auszurotten, wodurch unserer Gemeinde schon so viel Unfug und Elend erwachsen ist. Da sollten alle frommen, verständigen Hausväter, insbesondere aber diejenigen, welche vielen Leuten Verdienst und Arbeit geben, wie z. B. die reichen Gewerbsherren und Fabrikanten, das Beste thun. Sie sollten keinen Branntweinliebhaber bei sich in Lohn und Brod nehmen."

Hier rieb sich unser Fabrikant die Stirn und rief: „Sehr schön gesprochen, Herr Pfarrer! Aber wir Fabrikanten bezahlen mit unserm Geld bloß Arbeit, und keine Frömmigkeit und Tugend des Arbeiters; so wie der Herr Pfarrer, wenn er sich Schuhe machen läßt, nur Leder und Arbeit bezahlt, und auf die Geschicklichkeit des Schuhmachers sieht, nicht aber auf dessen häusliches Leben. Wir Fabrikanten sind keine Oberherren, und von unsern Arbeitern grade eben so sehr abhängig, als sie es von uns sind. Auser der Fabrike haben wir nichts zu befehlen. Der Hr. Pfarrer könnte eben so gut zur Regierung sagen, sie solle keine Beamten anstellen, die Likör trinken. Hat ein Verwalter, ein Richter, ein Statthalter, ein Professor, oder anderer Beamter zu tief in's Glas gesehen, richtet er gewiß mehr Schaden an, als ein unbedeutender, benebelter Fabrikarbeiter. Ich läugne gar nicht, daß der Genuß des Branntе-

weins, auch der mäßigſte ſogar, mit der Zeit, Geſundheit und Hausweſen vieler Perſonen zerrüttet hat und noch immer zerrüttet. Man muß ſeine Schädlichkeit für die menſchliche Geſundheit gar nicht mit dem unſchuldigern Genuß des Kaffees und Tabakrauchens vergleichen. Aber die ärmere Volksklaſſe, für die der Wein zu koſtbar und theuer iſt, und die doch dann und wann, ſo gut, wie der Reiche, einmal Kummer und Sorgen künſtlich verjagen will, hält ſich an den wohlfeilern und ſchneller wirkenden Weingeiſt. Die Leute bedenken oder wiſſen freilich nicht, daß dadurch auch die Geſundheit nur wohlfeiler und ſchneller zu Grunde gerichtet wird. Wir Fabrikanten aber haben keinen Auftrag und Beruf für Geſundheitspflege unſerer Arbeiter, oder auch anderer Leute in unſerm Dienſt zu ſorgen. Ich dächte, das wäre mehr Angelegenheit der Herren Mediziner."

Bei dieſen Worten lachte der ſiebenzigjährige Doktor laut auf und ſprach: Wir Schweizer haben nie mehr „Aber" und „Wenn" und tauſend Bedenklichkeiten bei der Hand, als wenn's darauf ankömmt, zu handeln. Nun, Ihr Herren, bedenkt aber auch noch, daß der Arzt nur in das Haus geht, in welches er, als Arzt, berufen wird; und daß er nicht ſobald wieder einkehrt, wenn einmal ſein Patient geheilt worden, oder geſtorben iſt. Er kann alſo keineswegs darüber wachen, ob man ſeine Vorſchriften und Warnungen befolgt. Arme Haushaltungen aber laſſen den Doktor gar nicht, oder oft nur dann erſt rufen, wenn es gewöhnlich ſchon zu ſpät iſt. Dergleichen Menſchen gehen lieber zu einem Quackſalber, Harnbeſchauer oder Gütterli-dokter, oder zu einem alten Weibe oder Kapuziner, um ſich ohne Nutzen, aber wohlfeil betrügen zu laſſen. Und komme ich zu bemittelten und reichen Leuten, wie würden die mich anſchauen, wenn ich ihnen Bußpredigten über das Likörtrinken halten wollte? Würdet Ihr aufgehört haben, Ihr Herren, bei einem Gaſtmahl, ſtarke Getränke vorzuſetzen, wenn ich [illegible] den Nachtheil jeder Art Branntewein für die Geſundheit geſchildert hätte? Ich zweifle. Leute, die gern einen Schnapps nehmen, bleiben ihm treu; und halten ihn für zuträglich und geſund, ſo lange nämlich ſie dabei geſund ſind. Werden ſie aber zuletzt dabei kränklich, was ſelten fehlt: ſo ſchreiben ſie es hundert andern Umſtänden, doch

gewiß nicht dem Branntewein zu, den alle Welt trinkt. Sind ihnen endlich, von ihren Schnäppsen, Magen, Eingeweide, Blut und Nerven verbrannt und verschrumpft, so dann lassen sie wohl den Doktor holen, er soll sie geschwind vor dem Tode schützen. Viele, aus Leichtsinn, oder Schamgefühl, oder schon wirklich entstandener Verstandesschwäche, sterben jedoch hin und denken nicht einmal an Rettungs-Versuche."

„Ich habe wohl oft daran gedacht," fuhr der Greis fort: „man sollte auch bei uns Mäßigkeits-Vereine einführen, wie in England, oder Amerika. Aber wenn ich an unsere Branntweinbrenner, Wirthe, Pintenschenken, Wein- und Likörhandlungen denke, wie die mit aller Macht dagegen schreien würden: Ihr ruinirt uns! Wenn ich an unsere durstigen Brüder denke, die sich einbilden, man könnte in der Welt ohne Schnapps nicht leben, nicht des Lebens froh werden, nicht Kraft zum Arbeiten haben: so fällt mir aller Muth. Ich sehe, es geht nicht. Und doch thäte wahrhaftig Hülfe bei uns noth, so sehr wie in Amerika oder England. In unserm Marktflecken, mit seinen 800 bis 900 Seelen wird, mit wenigen Ausnahmen, fast in allen Häusern Branntewein getrunken, besserer und schlechterer, mehr oder weniger. In ärmern Haushaltungen trinken ihn nicht nur allein die erwachsenen Männer; sondern sogar Weiber und Mädchen haben sich daran gewöhnt, denen er noch schneller zum Gift wird. Zehnjährige Knaben dünken sich gewaltige Helden, wenn sie einen Schnapps hinterstürzen können, ohne das Gesicht dabei zu verziehen; auch sieht man sie auf den Gassen mit ihren blassen Gesichtern Tabak rauchen. Ja, viehische Mütter flößen sogar ihren kleinen Kindern Wein, oder Branntewein, in den Mund, und belustigen sich an dem Rausch der armen Unschuldigen. Fehlt's an Geld, muß es doch für Branntewein nicht fehlen; man geht lieber in Lumpen. Kann man nicht mehr borgen, so bettelt man zuletzt. Unser Ort war ehemals sehr wohlhabend; seit das Branntweintrinken gewöhnlich geworden ist, hat sich leider die Zahl der Armen auffallend vermehrt. Unser Herr Gemeindsrath hier weiß so gut, als ich, daß 30 bis 40 Haushaltungen bei uns nichts haben, nur von der Hand in den Mund leben, und

mehr oder weniger von der Gemeinde unterſtützt werden müſſen. Wir haben bei 30 andere dürftige Haushaltungen, die zwar keine Unterſtützung genießen, denen man jedoch keine Steuern abfordern darf, ohne ſie an den Bettelſtab zu bringen. Sie ernähren ſich kümmerlich. Doch immer noch halten ſie ſich aufrecht. Aber ihre Anzahl nimmt leider jährlich zu. Denn von den ſogenannten bemittelten Familien ſtehen ſchon viele auf ſchwachen Füßen; ihr weniges Eigenthum iſt ganz oder größtentheils ſchon unterpfändlich verſchrieben. Sie können kaum die Zinſen erſchwingen, die ſie ſchuldig ſind. Andere von ihnen ſtehen ſich freilich beſſer, aber behaupten ſich mit Noth und Mühe. Wir zählen kaum 15 eigentlich wohlhabende Familien; und von reichern Häuſern, was man bei uns reich nennt, kaum mehr, als ein halbes Dutzend. Wir ernähren im Spittel 18 Perſonen, von denen erwieſen iſt, daß ſie faſt alle, wenigſtens ihrer vierzehn, Branntweintrinker waren. Wir kennen im Flecken acht eigentliche Trunkenbolde, die ſelten nüchtern ſind und zuweilen im Straßenkoth gefunden werden. Seit zehn Jahr ſind der Gemeinde 15 uneheliche Kinder zur Laſt gefallen. Zwei unſerer Mitbürger ſitzen bekanntlich im Zuchthauſe. An Samſtagen, Sonntagen und Markttagen ſind mit den Saufereien regelmäßig blutige, oft ſogar lebensgefährliche Raufereien verbunden. Das, Ihr Herren, iſt die Wirkung, des bei uns herrſchenden Genuſſes der ſtarken Getränke. Die vielen mißfarbenen, bleichen Geſichter unſerer meiſten Arbeiter, Taglöhner und armen Leute, ſind nicht Folge von ſchlechter Nahrung. Denn bei Waſſer, Milch, Brod und Erdäpfeln gibt es die geſundeſten, friſcheſten, fröhlichſten, kräftigſten Leute in der Welt. Geſunde, von der Natur angewieſene Speiſe und Trank, macht nicht ungeſund und ſchwach. Aber die Natur braut keinen Branntewein. Die Ungeſundheit von tauſend Menſchen iſt Folge vom Gebrauch der deſtillirten Getränke und der daraus entſtehenden Selbſtvernachläßigung. Die vielen früh ſiech werdenden, oft elenden Kinder, ohne Saft und Kraft, ohne Farbe und Wachsthum, dieſe Kinder in armen, wie in wohlhablichen Häuſern, ſind meiſtens ſchon im Keim zu Grunde gerichtete Geſchöpfe; lebendige Ankläger und Zeugen von der Unmäßigkeit und Berauſchung ihrer Eltern."

12.

Man kömmt zum Ziel.

So sprach der vielerfahrne Greis. Nun nahm auch ich das Wort, weil die Andern nachdenklich geworden zu sein schienen und still schwiegen. „Die Rede unsers alten, würdigen Freundes hat uns ernst gemacht," sagt' ich: „Leider ist's bei uns in der Bürgerschaft also, wie er gesagt hat. In andern Gemeinden geht's nicht viel besser, oft noch ärger. Warum helfen wir aber nicht zu rechter Zeit noch, ehe es viel schlimmer werden kann? Man hat von einem Mäßigkeitsverein gesprochen; ich glaube selbst, er sei das wahre Mittel, der Fluth des großen Unheils Schranken zu bauen. Man hat behauptet, die Stiftung solches Vereins sei in hießiger Gemeinde gar nicht ausführbar. Aber, wo ist der Beweis davon? Wir haben ja noch nicht einmal den Versuch gemacht! Ich will glauben, es sei manche Schwierigkeit damit verbunden; allein haben wir denn schon unsere Kräfte gegen die allfälligen Schwierigkeiten auf die Probe gesetzt? Warum sollte denn bei uns und überall im Schweizerlande ganz unmöglich sein, was doch schon in Amerika, England, Irland, Schweden, Sachsen, ja sogar schon in einigen Gegenden von Rußland mit Glück und großem Segen in's Werk gesetzt worden ist? Sind wir denn weniger vaterländisch, weniger gemeinnützig, weniger tugendhaft, als Russen, Engländer oder Amerikaner? Haben wir unter uns weniger Freunde des Volks, weniger Freunde der Gesundheit, des Wohlstandes und der Sittsamkeit, als in andern Ländern?"

„In Amerika ward schon im Jahr 1813 zu Boston der erste Mäßigkeitsverein durch rechtschaffene Hausväter errichtet. Die Gesellschaft daselbst hatte nur den Zweck, dahin zu wirken, daß der Mißbrauch des Branntweins und anderer starken, berauschenden Getränke aufhöre. Also der Mißbrauch! — Wer Arsenik oder Scheidewasser in den Magen bringt, treibt der nicht in jedem Fall damit Mißbrauch? Vergiftet er sich nicht dabei in jedem Fall, mäßig oder unmäßig, allmählig oder plötzlich? Ist nicht Branntewein aller Art schon an sich selbst, durch den darin enthaltenen Weingeist, Gift? Und weiß denn derjenige immer,

welcher nur wenig, nur mäßig trinken will, wann er genug, vielleicht schon zuviel hat? Die berauschende Wirkung des Weingeistes stellt sich in jedem Menschen einmal früher, einmal später ein; ist sie aber eingetreten, ist die Aufregung der Nerven und des Bluts einmal da: dann ist auch der Leichtsinn, der Uebermuth, die Vergessung aller frühern guten Vorsätze, und die Verachtung, aller gefährlichen spätern Folgen da."

„Genug, Ihr Herren, die Gesellschaft zu Boston hatte einen argen, groben Fehler begangen. Statt den G:brauch starker geistiger Getränke abzuthun, dachte sie nur an Abstellung des Mißbrauchs. Aber, mit dem Gebrauch des Branntweins, blieb, nach wie vor, auch der Mißbrauch. Der Gebrauch selbst war schon Mißbrauch. Auch bewies es die Erfahrung. Der Verein verbesserte nichts, wirkte nichts, und gab sich 12 bis 13 Jahre vergebliche Mühe."

„Endlich sah man den begangenen Irrthum ein. Man vereinigte sich gegen den Genuß alles Branntweins, und suchte, so weit man wirken konnte, die Menschen zu bewegen, sich desselben vollkommen zu enthalten. Das half! — Der Vortheil und Segen von der Abschaffung des Branntweins war in Amerika so offenbar, daß dem Beispiel überall nachgeahmt wurde und von Jahr zu Jahr und in den verschiedensten Gegenden neue Enthaltsamkeits-Vereine entstanden. Im Jahr 1835 hatten sich in Amerika schon über 8000 dieser menschenfreundlichen Vereine gebildet. Es gehören jetzt zu denselben über zwei Millionen Menschen. Mehr denn 12,000 Personen, die ehemals dem Trunk ergeben waren, genießen dort durchaus keinen Branntwein mehr. Auf weit über 1200 amerikanischen Seeschiffen wird nun keiner mehr für die Matrosen mitgenommen. Den Milizen ist der mindeste Genuß des Branntweins, so lange sie im Dienst stehen, von der Regierung unter strenger Bestrafung verboten. So schreitet die heilsame Ordnung noch alljährlich weiter fort. Freilich kömmt dabei die bisherige Giftmischerbande in Amerika übel weg. Man zählt wirklich nun schon 4000 bis 5000 Branntwein-Brennereien und Likörfabriken, die ganz eingegangen sind; und gegen 9000 Kaufleute und Wirthe, die keine gebrannte Wasser mehr in ihrem Verkehr haben, weil sie keinen Absatz finden, oder

nicht öffentliche Giftmischer heißen wollen. — Seht das ist die Macht der Wahrheit und Vaterlandsliebe! Sind wir hier zu Lande ein verächtlicheres Volk, als die Amerikaner?"

„In England zählte man im Oktober 1835 schon 130,132 Mäßigkeitsvereine der Dörfer und Flecken des Landes. In großen Städten sind oft 10 bis 20 Vereine zugleich. Es haben dort 928 Aerzte und Wundärzte, darunter die berühmtesten Aerzte von London, in öffentlicher, von ihnen unterzeichneter Druckschrift dem englischen Volk die heillosen Wirkungen des Branntweins auf die menschliche Gesundheit erklärt. Warum sollte bei uns in der Schweiz nichts Aehnliches geschehen? In Dänemark, Sachsen, Schweden, Finnland, Rußland ist man zum Entschluß gekommen, so viel, als möglich, den Genuß der hitzigen Getränke abzuthun. Man hat Enthaltsamkeits-Vereine gegründet. Die Reform der Volkssitten muß vom Volk selbst ausgehen. Keine Regierung ist für sich allein dafür mächtig genug! — Was geschieht aber in der Schweiz? — O freilich, wir haben politische, vaterländische, gemeinnützige Gesellschaften. Aber was haben sie denn schon Großes geleistet? Die Streitsucht vermehrt. Man schreibt ein halbes hundert Zeitungen; verbessert das Schulwesen; man theilt Volksbücher aus; man errichtet Volksbildungs-Vereine. Alles umsonst! Eure Schulen, Eure Volksbildungs-Vereine, sind ohne Wohlthätigkeit, so lange Ihr es nicht dahin bringt, daß das betäubende Branntweingift aus tausend und tausend Familien entfernt wird. Denn dieses hat bisher in ihnen Zwietracht und Unglück aller Art, Leichtfertigkeit, Irreligion, Müßiggang, Armuth, Wollust, Kränklichkeit, elende Nachkommenschaft und eine zahllose Menge von Vergehen und Verbrechen erzeugt, oder befördert. Wer Verstand und Herz des Volks bilden will, muß nicht beide vorher durch Völlerei und Ausschweifung abstumpfen und lähmen lassen."

13.

Der Bund für Volksrettung wird geschlossen.

Hier schwieg ich. Meine Worte schienen nicht ohne Eindruck geblieben zu sein.

„Brav gesprochen, Herr Kollega!“ sagte der alte Doktor: „Wenn nur eben so geschwind auch brav gehandelt wäre! — Aber da liegt der Hase im Pfeffer!. Ihr seid jung; aber mich macht das Alter ein wenig bedächtig. Ich glaube, wir Schweizer sind mit Haut und Haar wohl nicht besser und nicht schlechter, als Engländer, Russen und Amerikaner. Aber unser Volk läßt sich nicht so leicht, wie das Schilfrohr im Winde bewegen. Was es einmal angenommen und zur Gewohnheit gemacht hat, hält es hartnäckig fest und gibt es nicht sobald wieder auf, weder durch Güte noch Gewalt, sei es nun Gutes, oder Schlechtes. Ich frage Euch zum Beispiel, wie wollet Ihr es nur bei uns hier, in unserm Marktflecken, mit seinem Dutzend Wirthshäusern und Schenken, mit den vielen Schnappsfreunden und ausgezeichneten Säufern, anstellen, daß sie sich bekehren und gradezu vom Branntewein ganz ablassen?“

Diese Frage kam mir nicht unerwartet. Ich antwortete also: „Sehr einfach würd' ich's anstellen; ganz und gar, wie es überall geschieht. Meinet Ihr, ich würde mit den Zechbrüdern anfangen? Ich würde sie zur Gründung eines Enthaltsamkeits-Vereins bereden wollen? Keineswegs! Da hätt' ich Hopfen und Malz im voraus verloren. Ich fange damit an, mich mit rechtlichen, gesitteten Männern zusammen zu thun, denen es gar keine Ueberwindung kostet, Branntewein und Likör bei sich abzuschaffen; z. B. grade mit Euch, Ihr Herren. Ich unterzeichne mit Euch nur ein gegenseitiges Versprechen und Gelübde, daß wir für unsere Person, in unsern Häusern und Familien keine gebrannte Wasser mehr trinken wollen und andere unserer Freunde bereden wollen, dies Gelübde gleichfalls zu unterschreiben. Nicht Trunkenbolde, sondern an Nüchternheit und Mäßigkeit gewöhnte, achtbare Personen müssen den Grund zum Verein legen. Sollte das so große Mühe kosten?“

Unser Fabrikant erwiederte mit ungläubigem Lächeln: „Nein, gar nicht; aber es nützt auch nichts. Ich liebe ohnehin weder Kirschwasser, noch Liför anderer Gattung. Wozu sollt' ich also erst Mitglied eines Mäßigkeitsvereins werden? Für mich ist keiner nöthig. Wozu soll ich dem Gebrauch eines Getränks feierlich entsagen, das ich gar nicht trinke. „Es wäre lächerlich."

Jetzt nahm mir der ehrwürdige Pfarrer das Wort, was ich erwiedern wollte, aus dem Munde. Er sagte nämlich zu dem Fabrikanten: „Mein lieber Herr Meyer, ich weiß es wohl, in wenigen Häusern lebt man so enthaltsam und einfach, als bei Euch. Ihr seid auch ein redlicher Freund alles Guten im Vaterland; niemand zweifelt daran. Aber was würdet Ihr demjenigen antworten, der zu Euch spräche: Ich bin mit Leib und Seele ohnehin schon ein Freund des Vaterlandes, und würde für dasselbe Gut und Blut aufopfern: also brauch ich mich, wenns noth thut, nicht an die Freunde des Vaterlandes anzuschließen! — Oder was würdet Ihr demjenigen antworten, der bei einer Feuersbrunst zu Euch spräche: Meine Mitbürger sind mir von Herzen lieb, und mein Haus ist ohnehin noch nicht in Gefahr, von der Flamme ergriffen zu werden: also brauch' ich bei Andern nicht zu löschen! — Ich sehe voraus, was Ihr solchem guten Bürger und wunderlichen Menschenfreund antworten würdet. — — Ein Enthaltsamkeits-Verein ist die Verbindung wohlgesinnter Familien und Haushaltungen, nicht für sie selber, sondern Anderer willen nöthig. Die Mitglieder sind schon dadurch und ohne große Mühe, Urheber vieles Guten, daß sie sich scheu und warnend von denjenigen absondern, welche mehr oder weniger dem Trunk ergeben sind. Ihre Entsagung der hitzigen Getränke wird Andern zum ermunternden Vorbilde; erregt wenigstens bei Liebhabern hitziger Getränke Aufmerksamkeit, Nachfrage und zuletzt Nachdenken. Und wenn man im Volke einmal dahin kömmt, zu überlegen und zu fragen: Ist denn das Trinken vom Branntewein, auch wenn er mäßig genossen wird, ungesund, gefährlich und sündlich? fürwahr, da ist schon der erste Schritt zur Selbstheilung manches Elenden gethan."

Herr Fabrikant Meyer nickte zufrieden dem ehrwürdi-

gen Pfarrer zu und sagte: „Kein Wort mehr darüber! Ihr habt Recht, Herr Pfarrer. Ich bin ganz damit einverstanden. Es ist Pflicht guter Bürger, sich solchem Verein anzuschließen. Er muß ganz natürlich keineswegs aus Trinkern, sondern offenbar aus Nichttrinkern zusammen gesetzt sein. Er muß Beispiel geben!“

„Und,“ setzt' ich hinzu: „mehr, als das! Ist eine Verbindung dieser Art nicht schon dadurch wohlthätig, daß sie diejenigen, welche vom Laster noch frei sind, davor bewahret? Daß sie diejenigen, welche sich nur dann und wann ein Glas Schnapps erlauben, in der Meinung, das könne ihnen nicht schaden, zur Rettung ihrer Gesundheit, davon ganz abbringt; sie überzeugt, daß auch der mäßige Genuß sie endlich, wider Vermuthen und trotz aller guten Grundsätze, zum Abgrund des unmäßigen treiben könne? Denn jeder sagt, so lange er den Nachtheil nicht gradezu an sich verspürt: das schadet mir nicht!“ —

Der feurige Rechtsanwalt unterbrach mich hier mit dem Ausruf: „Machen wir's kurz! Ich bin von der Parthie. Schlagen wir Hand in Hand. Wir sind ein halbes Dutzend beisammen. Wir fangen den Enthaltsamkeits-Verein an.“

Ich reichte ihm die Hand und sagte: „Wohlan, ich nehme Euch beim Wort. Sind wir einmal einig und fest unter einander: so halt' ich dafür, das Schwerste sei gethan. Der erste Schritt ist ja immer der schwerste, sagt man.“

Alle gaben wir einander die Hände. Der Bund ward geschlossen. Wir gelobten, dem Genuß von allen Arten Branntweins für immer zu entsagen; ihn aus unsern Familien zu verbannen; keinem Fremden, der an unserm Tisch sitzt, Likör vorzusetzen; keine Mägde und Knechte anzunehmen, die Branntewein trinken; und ihn zu keiner Zeit den Feldarbeitern, Wäscherinnen, Taglöhnern u. s. w., deren wir bedürfen, zu geben.

„So soll's sein!“ rief der Gemeindsvorsteher: „Ich habe immer gefunden, daß Taglöhner und Feldarbeiter, die nicht an ihren vermaledeiten Fusel gewöhnt sind, aufmerksamer und anhaltender ihre Sache verrichten, als die Brännisliebhaber. Ich hätte bei mir, in meinem Haus-

weſen, längſt ſchon angefangen, den Schnapps für die Leute abzuſchaffen. Aber es ging nicht. Man hätte mich ausgelacht. Ich hätte keine Knechte, keine Taglöhner bekommen. Eine einzige Perſon, eine einzige Haushaltung kann, für ſich allein, den Mißbrauch des Branntweingebens an Arbeiter, nicht wohl abſtellen. Wer will ſich auch nicht gern auszeichnen? Wenn aber mehrere Familien zu gleicher Zeit damit anfangen, und ſagen können: Wir haben ein Gelübde gethan, keinen Branntewein mehr zu geben! Ja, das iſt etwas anders! Dann geht's leicht."

Wir verabredeten alſo unter einander, mehrere rechtſchaffene Hausväter im Marktflecken ebenfalls anzuwerben, und zwar unter den Bedingungen, die wir ſelber eingegangen hatten. Wir mußten durch Belehrung und Ueberzeugung nach allen Seiten hin wirken. Durch Zwang und Gewalt läßt ſich in ſolchen Sachen nichts ausrichten. Unſer Verein mußte als Ehrenſache redlicher Haushaltungen, guter Bürger, wahrer Chriſten vor dem Volke daſtehen. Wir mußten beſonders Anfangs auf die angeſehenen Ortseinwohner Rückſicht nehmen. Wir entwarfen eine Liſte derſelben, aber immer von ſolchen Perſonen, deren Mäßigkeit uns bekannt war, oder von welchen wir hoffen konnten, daß ſie unſern Zweck befördern würden, ohne mit ihrer Entſagung große Opfer der bisherigen Neigungen zu bringen. Wir vertheilten das Anwerbungsgeſchäft derſelben unter uns. Denn, wie geſagt, nur durch Ueberzeugung wollten und konnten wir ſie für die gute Sache gewinnen.

Es ward ferner unter uns ausgemacht, daß wir einſtweilen uns Sonntags vom Fortgang unſerer Bemühungen unterrichten wollten. Wenn endlich eine anſtändige Zahl von Freunden unſers Vorhabens gefunden worden wäre, ſollte eine öffentliche Verſammlung derſelben gehalten werden, zu der auch jeder, der wollte, freien Zutritt haben könnte. Da ſollte der Zweck des Mäßigkeits-Vereins öffentlich bekannt gemacht, die Statuten und Geſetze deſſelben vorgeleſen, und von jedem, welcher ein Mitglied des Vereins zu werden, Luſt bezeuge, unterſchrieben werden; und zwar von jedem Hausvater, nicht nur in ſeinem, ſondern auch in ſeiner Frau und Kinder, oder ihm anvertrauten Mündel Namen.

14.

Die Statuten des Enthaltſamkeits-Vereins.

Jetzt beriethen wir auch die Geſetze des künftigen Vereins. Sie ſind einfach. Ich hatte ſie, mit einigen uns angemeſſenen Veränderungen, ganz nach denen von Amerika und England entworfen. Sie lauten alſo:

„Wir Endesunterſchriebenen, die wir durch vielerlei Unglücksfälle belehrt und überzeugt worden ſind, daß das Laſter der Trunkenheit eines der verabſcheuungswürdigſten vor Gott und Menſchen ſei, und daß beſonders das Trinken jeder Gattung Branntweins, welchen Namen ſie haben möge, die Geſundheit zerrütte; Leib und Seele verderbe; Müßiggang und Wolluſt, Armuth, Zank und Streitſucht bewirke; ja, oft zu ſchweren Verbrechen verleite: — Wir haben uns feierlich, mit unſern ſämmtlichen Hausbaltungen, zu einem chriſtlichen Enthaltſamkeits-Verein verbunden, und geloben vor dem Angeſichte Gottes und in Gegenwart unſerer anweſenden Mitbürger, folgende Verpflichtungen treu und gewiſſenhaft zu halten:“

„Artikel I. Wir erklären und geloben, von nun an keinerlei gebrannte Waſſer zu trinken; noch ſie Frau und Kindern zu geſtatten; noch ſie unſern Freunden anzubieten; oder ſie denen zu geben, die bei uns in Arbeit, Lohn und Dienſt ſtehen; noch auch Verkehr und Handel damit zu treiben; ſondern vielmehr unſere Freunde und Bekannte zu bewegen, ſich dieſes giftigen Getränkes gänzlich zu enthalten.“

„Art. II. Wir erklären und geloben, von nun an mit keinem bekannten Trunkenbolde, ſei es in Wirthshäuſern oder an andern öffentlichen Orten, beiſammen zu bleiben, und uns ſogleich zu entfernen, wo jemand durch einen Wein-, Bier- oder Branntweinsrauſch den Gebrauch der von Gott verliehenen Vernunft verliert.“

„Art. III. Wir erklären und geloben, daß wir dem chriſtlichen Enthaltſamkeits-Verein das Recht ertheilen, jeden von uns, der obiges Verſprechen nicht erfüllt, aus der Gemeinſchaft zu verſtoßen; und in ſeinen öffentlichen Verſammlungen, als Wortbrüchigen, namentlich bekannt zu machen.“

„Art. IV. Alle Jahr einmal ſoll eine öffentliche Ver-

ſammlung des Vereins gehalten, in ihm Präſident und Sekretäre, ſo wie ein engerer Ausſchuß von 9 Mitgliedern zur Beſorgung der Vereinsangelegenheiten gewählt, auch über den Fortgang dieſer chriſtlichen Verbindung umſtändlicher Bericht erſtattet werden."

„Art. V. Wer da will, kann ſich jeden Tag, durch Einſchreibung ſeines Namens beim Präſidenten oder Sekretär, in den Verein als Mitglied deſſelben aufnehmen laſſen."

15.

Der Gemeindsvorſteher hält eine Rede an's Volk.

„In der That war jetzt die Hauptſache abgethan!" fuhr Fridolin in ſeiner Erzählung fort, zu der er die Schriften benutzte, welche er mitgebracht hatte: „Schon nach drei Wochen war es gelungen, 29 Hausväter für unſern Enthaltſamkeitsbund zu gewinnen, ungerechnet ſieben unverheurathete junge Männer. Ohne Zweifel hatte auch der Tod meines Vaters, und ganz vorzüglich das ſchreckliche Ende des alten Thaly nicht wenig beigetragen, die Gemüther für unſer Unternehmen günſtig zu machen. Wie konnte es anders ſein, da man das Beiſpiel von den Wirkungen des Branntweins, vom Untergang einer ſonſt geachteten Familie, von dadurch entſtandenem Selbſtmord zweier Perſonen, von der Flucht einer unglücklichen Tochter, von der Verarmung eines ehemals guten Hauſes ſo nahe vor Augen hatte! Aber wenn dies Alles auch nicht der Fall geweſen wäre, ſo hatte doch faſt jeder an ſich mehr oder weniger ſchon die Erfahrung gemacht, daß der gute, wie der ſchlechte Branntewein ein ungeſundes Getränk ſein müſſe. Jeder wußte von den Schlägereien, Verwundungen und Schändlichkeiten, die im trunknen Muthe faſt alle Wochen begangen wurden. Jeder kannte die Haushaltungen, mit denen es den Krebsgang ging, weil der Mann Abends gewöhnlich beſoffen aus einem Wirthshaus kam, und, was er verdiente vertrank und verſpielte."

Nun wurde von uns alſo die erſte öffentliche Verſamm-

lung des Vereins beschlossen, und wirklich an einem Sonntag im großen Saal des Gemeindehauses abgehalten. Außer den von uns Eingeladenen waren weit mehr denn hundert Andere aus hiesigem Orte gekommen; die meisten wohl aus Neugier: manche vielleicht auch, um sich nachher über uns lustig machen zu können. Der erste Gemeindsvorsteher hatte, auf unser Bitten, in dieser Versammlung einstweilen den Vorsitz übernommen, und hielt eine Anrede, die, in ihrer natürlichen Einfalt und Derbheit manchem Lachlustigen den Lachkitzel vertrieb. Sie lautete folgendermaßen:

„Liebe Mitbürger! — Man weiß im ganzen Marktflekken, warum wir hier zusammen gekommen sind. Also brauch' ich es Euch nicht erst zu sagen. Aber ich denke mir, die Wenigsten von Euch sind wohl gekommen, um einem christlichen Mäßigkeitsverein anzugehören, sondern etwas Neues zu vernehmen. Gut! Ihr sollt Neues erfahren, was Ihr vorher nicht wußtet."

„Wenn ich von Haus zu Haus laufen wollte und fragen: Wie viel glückliche und zufriedene Familien haben wir in der Gemeinde? Ich glaube, ich brächte keine volle drei Duzzend zusammen. — Wie geht's mit Wohlstand und Vermögen? Antwort: Selten vorwärts; bei den Meisten schief und rückwärts. Beinahe die Hälfte der Einwohner ist ziemlich verarmt; der übrige Theil bemittelt, aber verschuldet. Der Reichen haben wir wenige. — Wie steht's mit der Religion und Sittenzucht? Sonntag morgens singt man in der Kirche, Abends in den Wirthshäusern. Zänkereien und Stänkereien, Schlaghändel und Prozesse gibt's bei uns in Hülle und Fülle; das weiß der Friedensrichter dort am besten. An Fallimenten fehlt's nicht; an Selbstmördern leider auch nicht; an unehlichen Kindern leider auch nicht! Ein paar unserer Mitbürger sind ins Zuchthaus gewandert. Sind das die Früchte der Religion? — Wahrhaftig nein! Das sind die Früchte des Teufels, die er seinen Freunden und Unterthanen bringt."

„Aber wo hat denn der Teufel gewöhnlich und für die Meisten unter uns seinen Thron aufgeschlagen? Auf dem Zapfen der Wein- und Branntweinfasche! Seht, das habt Ihr doch noch nicht gewußt. Und davon soll eben die Rede sein. Allerdings, der Wein erfreut des Menschen Herz,

sagt die heilige Schrift, nota bene, wenn man Maß und Ziel hält. Maß ist in allen Dingen gut, also auch in guten Sachen. Der Wein ist eine Gabe Gottes; aber der Branntwein ist eine Gabe des Teufels. darum kann man ihn aus allerlei brennen und destilliren, und jeder kann ihn machen, weil er uns in keinen Rebbergen in die Hand wächst. In mäßiger Menge genossen hat der Wein durchaus keine schädliche Wirkung. Selbst die völlige Weinbesoffenheit hat noch keine so zerstörende Wirkungen auf Leib und Seele, als Branntweinbesoffenheit. Auch der vorsichtige Trinker des Weins wird oft, wenn er sich nicht hütet, zum Säufer; je mehr er trinkt, je mehr ihn dürstet. Zuletzt begnügt er sich nicht mehr mit dem Traubensaft; er greift zum Branntweinglase. Viele thun es früher, weil sie nicht Geld genug für Wein im Sack haben. Die Unglücklichen! sie wissen nicht was sie thun. Sie trinken Gift! In allem Branntewein ist Gift gethan und zwar von allerlei Sorte. Das habt Ihr noch nicht gewußt. Ich hab' es auch erst von den Doktoren erfahren. Darum muß es jetzt Allen bekannt werden. Höret aufmerksam zu!"

„Der Branntewein besteht hauptsächlich aus Wassertheilen und vielem Weingeist oder Spiritus. Dieser Weingeist ist das Giftartige. Er brennt in blauen Höllen-Flammen, wenn man ihn anzündet. Er wirkt auf Blut und Galle, und erzeugt bei seinen Liebhabern die ihnen gewöhnlichen Leberkrankheiten. Er vermischt sich nicht mit den andern Säften des Körpers, sondern bleibt wie er ist. Er geht in die Muttermilch über; und säugende Frauen, wenn sie Branntewein nehmen, haben des Nachts unruhige Kinder. Er geht in das Blut über und ändert seine Natur nicht. Das Blut eines Säufers, dem man zur Ader gelassen, brennt, wenn man es destillirt, in blauen Weingeistflammen. Der Weingeist kann sich sogar im menschlichen Leibe entzünden. Daher hat man in allen Ländern Beispiele von Menschen, die von selbst in Flammen ausgebrochen und zu Asche verbrannt sind. Im Kanton Baselandschaft verbrannte vor einigen Jahren ein Mann bei lebendigem Leibe zu Asche, der sich den Schnapps hatte zu sehr gefallen lassen."

„Im Branntewein, wenn er auch wasserhell ist, sind

ſehr häufig Kupfertheile aufgelöſt. Man kann dieſe Auflöſung nicht ganz verhüten, wenn beim Brennen des Branntweins dieſer durch die Röhre in die Vorlage abfließt. Ich habe in ſolchen Röhren ſchon eine ganze Kruſte von Grünſpan geſehen, aber ich habe auch ſchon viele vergiftete Trinker geſehen, die davon ſchleichendes Fieber, Schwindel, Auszehrung hatten. — Im Kirſchwaſſer iſt das bis jetzt bekannte ſtärkſte Gift enthalten, nämlich die fürchterliche Blauſäure. Ein kleiner Tropfen Blauſäure, auf die Zunge eines jungen Hundes gethan, tödtet ihn auf der Stelle, unter vielen Zuckungen. Freilich iſt im Kirſchwaſſer die Blauſäure ſehr verdünnt; aber wer viel trinkt, ſchluckt natürlich auch viel davon.

„Dabei bleibt's nicht! Die Branntweinbrenner und Likörfabrikanten geben noch allerlei ſchädliche Beimiſchungen, um ihre Waare den Liebhabern ſchmackhafter und beliebter zu machen; gleich wie manche Wirthe, aus gleicher Urſach, ihre Weine ſtärker ſchwefeln und mit nachtheiligen Zuſätzen zu verbeſſern meinen. Häufig werden dem Branntwein auch Alaun und Bleiauflöſung zugemiſcht; oder Kirſchlorbeerblätter, Pfeffer, bittere Mandeln, und andere aufreizende oder betäubende Mittel. Daher zum Theil ſind die verderblichen Wirkungen der gebrannten Waſſer nicht bei allen Trinkern gleich. Der Eine leidet an dieſem, der Andere an jenem Uebel. Vergiftung des Menſchen findet aber in jedem Fall ſtatt; ſogar bei enthaltſamen Branntweintrinkern; geſchweige bei denen, die täglich ihren Schnapps zu ſich nehmen. Sie werden in der Regel nicht alt. Bei uns hier in der Gemeinde ſind wenige Schnappsfreunde, die ſich kräftig und geſund fühlen. Fragt nur in ihren Häuſern nach. Fragt nur unſre Herren Doktoren. Es gibt auch Manche, die trinken und nicht berauſcht werden. Das bewirkt bei ihnen zum Theil die Gewohnheit. Sie thun ſich darauf etwas zu gut. Sie glauben, ſie können es ertragen. Man hält ſie kaum für eigentliche Trunkenbolde und ſind es dennoch. Aber innerlich ſind ſie zerfreſſen; Milz, Leber und Magen ſind wurmſtichig. Sie verdauen ſchlecht; auch das Wenige nicht. Kein Wunder. Man hat bei manchen Trinkern den Magen ſo klein gefunden, daß er nur eine Fauſt groß war; bei

Andern faß man den Magen durchlöchert. Manche Zechbrüder widerſtehn mit eiſerner Geſundheit allen Uebeln ihres Laſters; aber ſchaut auf ihre Nachkommenſchaft! Was der Vater nicht verdienterweiſe leidet, davon werden die ſchwächen, ungeſunden Kinder das Opfer! Wer Branntewein trinkt und ſeine Portion Gift einmal im Leibe hat, den nimmt jede Krankheit, wenn ihn eine befällt, weit härter mit, als den Nichttrinker, oder nimmt ihn ſchnell aus der Welt."

„Liebe Mitbürger, Ihr ſeht mich verwundert an. Ich ſpreche aber nach dem Zeugniß berühmter Aerzte. Ihr denkt, ich übertreibe? Nein, ganz und gar nicht. Man hat bisher an die böſen Wirkungen des Branntweins nicht viel gedacht; man mußte davon erſt Erfahrung haben. Jetzt hat man ſie. Unſere alten Vorfahren kannten dies Getränk nicht, und brauchten es nicht. Auch heut leben Tauſende, ohne daſſelbe. Sie ſind geſund. Und Tauſende leben, die aus dem ſichtbaren Schaden klug genug geworden ſind, und ſich ſeiner gänzlich entſchlagen haben. Sie ſind geſünder, frömmer und wohlhabender geworden."

„Der Branntewein iſt bei uns erſt ſeit den Theurungsjahren gemeiner geworden, als damals Wein und Bier zu ſchlecht und zu koſtſpielig wurden. Seitdem blieb man beim Schnapps. Aber ſeitdem iſt Armuth und Bettelei und Liederlichkeit bei uns größer geworden. Das Geſöff wärmt wohl ein Paar Minuten den Magen, reizt wohl ein Stunde lang die Lebenskräfte an, aber hinterläßt nachher träge Gliedmaſſen, ſchweren Kopf; lähmt Verſtand und Herz und Arm. Branntweintrinkende Arbeiter ſind in der Regel ſchlechte Arbeiter. Ich kenne dieſe faulen Vögel aus Erfahrung. Fort mit ihnen! Während ſie im Wirthshaus ihren Lohn vertrinken und verſpielen, leben daheim Weib und Kind elender, als die Hunde. Kömmt der Mann heim, giebts Zank und Streit. Schaut auf der Gaſſe die blaſſen, halbnackten, laſterhaften Kinder! Wodurch ſind ſie blaß, halbnackt und laſterhaft? durch die Verruchtheit ihrer gewiſſenloſen, viehiſchen Eltern. — Verſteht Ihr mich? — Kleine Buben können bei uns ſchon Branntewein ſaufen; ſie machen es den Alten nach, die bei allen Gelegenheiten, ſogar bei Begräbniſſen, zechen. Das Laſter der Trunkenheit ſteht nie allein.

Es hat zur Geſellſchaft die Spielſucht, Wollust und mancherlei heimliche Sünde. Selbſt Kinder begehen ſchon Unzucht!“

„Werdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch ſage, daß in unſerer Gemeinde die ärmſten Familien, welche Unterſtützung genießen, doch täglich ihren Branntewein trinken, der ſie aber weder ſatt macht, noch ihren Durſt ſtillt? Werdet Ihr mir glauben, daß ſie dadurch ärmer und untüchtiger zur Arbeit werden? Daß von zehn Wahnſinnigen in den Irrenhäuſern, von zehn Dieben und anderen Verbrechern in den Zucht- und Strafanſtalten, von zehn Kranken und Verlumpten in den Spitälern, gewiß ihrer neune ſind, die gern Branntewein tranken und durch dies Getränk zuletzt dahin gerathen ſind? — Chriſten, die ihr zur Kirche laufet, gehorchet Ihr Gott, der das Laſter der Trunkenheit verbietet? Ich glaube, der Gifteufel im Branntewein iſt gar Vielen von Euch lieber. Ihr ſetzet eher die Seligkeit Eurer Seele aufs Spiel, als daß Ihr jenen Gifteufel verabſchieden möchtet.“

„Ich merk' es wohl, mancher von Euch denkt: Es iſt auch nicht halb ſo arg. Ein Glas Branntewein, ſelbſt ein kleiner Rauſch kann nicht ſchaden. Es zerſtreut den Kummer und macht das Herz fröhlich. O ja, ich will Euch noch mehr ſagen: ein kleiner Rauſch macht eine Stunde luſtig; aber einen Tag, oft ein Jahr lang bringt er Aerger und Reue. Ein kleiner Rauſch macht eine Stunde lang reich; man verſchwendet dann ſein Geld, als hätte man deſſen zu viel. Was man im Rauſch kauft, ſieht man ſchöner und ſieht man doppelt. Aber nüchtern ſieht man ſich geprellt und den Beutel leer. Darum giebt man bei Gantſteigerungen den Mehrbietenden Wein und Branntewein, damit ſie doppelt ſehen und ſich reich dünken. Aber wie viele Menſchen ſind dadurch in Noth und Schulden gekommen!“

„Doch ich will zum Ziel ſchreiten. Es muß dem ekelhaften Unweſen und Elend bei uns abgeholfen werden. Regierung und Geſetze bekümmern ſich leider faſt in keinem Lande darum. Ich weiß nicht, ob es ihnen an Willen, oder Kenntniß, oder an Macht fehlt. Man muß es ihnen endlich, wie Euch, ſagen: Weingeiſt und Gift ſind einerlei; das bezeugen die gelehrteſten und erfahrenſten Aerzte; das bezeugt

fuß in allen Städten und Dörfern wöchentlich und täglich eine traurige Erfahrung. Branntewein iſt nicht nur Leibesgift, ſondern auch Seelengift. Er verdirbt nicht nur die Geſundheit des Volks, ſondern macht es ärmer, verwilderter, ſittenloſer, zahlreicher an Verbrechern. In Apotheken darf, ohne Aufſicht der Aerzte, kein Gift verkauft werden; aber für Geld giebt die Regierung Patente, Branntweingift zu brennen und an jedermann zu verkaufen. Ein Geſetz, das offenbar Unſittlichkeit und Ruchloſigkeit begünſtigt, iſt ein unchriſtliches, unſittliches Geſetz. Und ein ſolches iſt jedes Geſetz, welches leichtſinnig den Gifthandel geſtattet. Spielhäuſer und Bordelle richten nicht den tauſendſten Theil des Schadens im Volk an, als der Branntewein. Jene aber verbietet man, und zu dieſem lacht man! Das iſt die Weisheit, oder vielmehr die Barbarei unſerer Regierungen und Geſetzgeber. Vielleicht aber iſt ihnen das Unglück unbekannt, welches die Branntweinliebhaberei veranlaßt, oder geradezu ſtiftet? — Warum ziehen ſie darüber nicht Erkundigungen in Städten, Flecken und Dörfern ein? Warum fordern ſie nicht Berichte über den frühern Lebenswandel derer ein, die in Spitälern, Armenhäuſern, Irren- und Strafanſtalten ſitzen? — Da würden ſie erfahren, daß der Branntewein die Elenden dahingebracht hat; erfahren würden ſie, daß kein Dieb, kein Mörder, kein Straßenräuber, kein Brandſtifter leicht an ſein Verbrechen gegangen ſei, ohne daß er ſich nicht vorher durch Wein und Branntewein Muth trank. — Und die Regierungen bleiben gleichgültig dabei! Gott verzeih ihnen!“

„Darum wollen und müſſen wir uns ſelber helfen. Eine anſehnliche Zahl ehrenwerther Männer unſerer Gemeinde hat ſich zu einem chriſtlichen Verein verbunden, wie er ſchon mit Glück in andern Ländern beſteht. Dieſe Männer ſind entſchloſſen das Branntweintrinken bei ſich und ihren Freunden und Bekannten gänzlich abzuſchaffen, und zu leben, wie unſere in Gott ruhenden Altvordern. In dieſen Verein können aber nur Freunde eines nüchternen Wandels treten, mögen ſie arm oder reich ſein. Es iſt dieſer Verein kein politiſcher, kein gelehrter. Er beruht auf einem Vertrag wohlgeſinnter Familien, um Religion, Wohlſtand und Eintracht in unſere Gemeinde zurückzuführen und zwar einzig

durch das Mittel, keine gebrannte Waſſer mehr zu genießen. Wir hoffen, Ihr und Eure Familien, werdet nach und nach Euch uns anſchließen. Und nun Ihr die Sünde, welche ſo großes Unheil bringt, als ſchwere Sünde erkennet gegen Euch ſelbſt, gegen Eure Weiber und Kinder, gegen Euere Mitmenſchen und gegen Gott: werdet Ihr davon ablaſſen. Höret nun das einfache Geſetz des Vereins."

Mit lauter Stimme las der Gemeindsvorſteher die von uns angenommenen Statuten ab, die ſogleich von den ſechsunddreißig Männern unterzeichnet wurden, welche ſich zuvor ſchon dazu anheiſchig gemacht hatten. Man vertheilte nachher die Statuten gedruckt in alle Häuſer, damit ſie jedermann kennen lerne.

16.

Was die Folge davon war.

„Unſer Vorſteher war ein kräftiger Volksredner; obgleich nur ein Landmann, doch ziemlich unterrichtet; nicht kunſtgerecht, aber vom Herzen zum Herzen, derbe und biderbe. Dennoch wirkte ſeine Rede, die in der Verſammlung bald Lächeln bald Ernſt erregte, nicht ſo viel als ich erwartet hatte. Nur drei Hausväter, welche noch nicht zu unſerm kleinen Bund gehört hatten, traten Einer nach dem Andern hervor, und erklärten: ſie wollten ebenfalls unterſchreiben und ſich dem Verein anſchließen."

„Mehr aber, als der Zutritt von dieſen, freute mich ein ſchmieriger, verlumpter Kerl, der ſich langſam dem Tiſch des Vorſtehers nahte; übrigens in der Gemeinde, als Saufbruder bekannt und ſchon öfters auf der Straße, oder in irgend einem Graben, berauſcht gefunden worden war. Er begehrte Mitglied des Vereins zu werden; man ſolle ſeinen Namen, weil er ſelber nicht ſchreiben könne, ins große Buch eintragen; er wolle ein Kreuz dazu ſetzen. Es entſtand ein ſchallendes, langes Gelächter in der ganzen Verſammlung. Als ſich dieſes etwas gelegt hatte, wandte ſich der Menſch, man nannte ihn nur den „Sauf-Jochen", gegen die heitere Menge ruhig um und ſagte: „Ja doch, lacht Euch ſatt! Ich will ſeiner Zeit auch über manchen von Euch

lachen. Ich weiß wohl, sonst war ich ein braver Kerl, so gut wie irgend einer. Das Schnappstrinken aber hat mich endlich, ich weiß es wohl, zum Vieh gemacht; hat meiner armen Frau schon tausend Thränen gekostet; und meine Kinder gehören leider zu denen, die auch nackt und blos gehen. Ich habe seitdem weder Muth noch Lust etwas zu schaffen; bin weder krank noch gesund und ein elender, bedauernswürdiger Kerl geworden. Ich habe viel auf dem Gewissen. Gott möge mir verzeihen und helfen! Aber Gott wolle auch denen verzeihen, die mich zum Brannt'strinken verleitet haben. Das sind alle die, welche mir, wenn ich bei ihnen, als Taglöhner, in Arbeit stand, Branntewein einschenkten. Die gewöhnten mich allmählig daran! Aber verflucht sei von nun an jeder Tropfen von dem Höllentrank, der über meine Zunge geht!"

„Es entstand bei dieser Rede große Stille. Man las in allen Gesichtern Verwunderung und Ungläubigkeit. Ich selbst zweifelte an der Beharrlichkeit des armen Mannes in seinem guten Vorsatz. Doch er hat nachher wirklich Wort gehalten. Er wurde, wie er es beharrlich verlangte, in das Vereinsbuch eingeschrieben. Die Versammlung ging auseinander."

„Wenn sich nicht gleich anfangs mehrere Leute um Aufnahme meldeten, so rührte dies von allerlei kleinlichen Ursachen her. Bei dem Einen war der Genuß geistiger Getränke Gewohnheitssache geworden. Sie bildeten sich nach wie vor ein, es sei Bedürfniß für ihre Gesundheit; es sei für sie ohne Nachtheil, weil sie es nie so weit kommen liessen, benebelt zu werden. Die Andern machten sich über unsern Mäßigkeitsverein lustig; nannten ihn einen Mäßigkeitsverein; glaubten, er werde nicht lange dauern; der Frömmigkeitseifer werde bald verflogen sein. Andere würden sich uns vielleicht angeschlossen haben, aber es verdroß sie, daß man den und diesen zur Stiftung eingeladen, und sie nicht zuerst darum begrüßt hätte. Wieder Andere, besonders unter den Vermöglichern, zogen sich vornehm zurück; meinten, man könne mäßig leben, ohne zu einem Mäßigkeitsverein zu gehören; man müsse nicht mit der Tugend prangen und groß thun. Auch lasse es sich Anstands halber bei ihnen nicht wohl vermeiden, besuchenden Fremden oder

Freunden ein Glas Kirschwasser, Cognac, oder andern Likör, vor oder nach Tisch vorzusetzen. Noch Andere gebrauchten andere Vorwände, um sich von der lästigen Bürger- und Menschenpflicht loszumachen, mit eigener Selbstüberwindung, Wohlfahrt und Sittlichkeit durch Ausrottung der Trinksucht befördern zu helfen. Daß die Gastwirthe, Winkelschenken und Schnappskrämer nicht auf unsere Seite treten mochten, versteht sich von selbst."

„Indessen wir Andern blieben unserer Sache treu; schafften, von Stund' an, alle Arten destillirter Getränke in unserer Haushaltung ab, und gaben davon weder Fremden noch Einheimischen, die uns besuchten, oder bei uns im Hause oder auf dem Felde arbeiteten. Weil wir mit einander im Marktflecken unserer Mehrere waren, nahm Keiner von uns Anstand, in solchem Fall offen zu gestehn, daß wir zum Enthaltsamkeitsverein gehörten, und daher Gelübde gethan hätten, zum Besten des Volks, auf keinerlei Weise Gebrauch von hitzigen Getränken zu machen. Gerade das gab nicht selten auch Gelegenheit, Andern unsere Ueberzeugungen mitzutheilen und bald diesen, bald jenen in seiner alten Neigung zu erschüttern. Wirklich kamen nach und nach Einzelne, und liessen sich in ihrem und ihrer Familien Namen ins Vereinsbuch eintragen, nachdem sie dem Vorsteher ihr Handgelübde abgelegt hatten. Einige Monate später hatten wir schon eine Zahl von 211 Seelen im Verein."

„Unsere Standhaftigkeit blieb nicht ohne guten Erfolg; und führte dann und wann auch zu sonderbaren Auftritten. Einige Arbeiter und Taglöhner wollten sich durchaus nicht zu unserer Regel bequemen. Sie forderten, wenn sie bei Einem oder dem Andern von uns arbeiteten, ihren gewohnten Schnapps. Schlug man es ab: so blieben sie weg. Einige, die als Hausknechte in Lohn und Brod standen, kündigten ihren Herren und Meistern geradezu den Dienst auf. Mancher unserer Freunde kam dadurch in augenblickliche Verlegenheiten. Wir halfen einander aber aus, wie wir konnten. Es fehlte auch nicht an Aufwiegelungen gegen uns."

„Der Ausschuß des Vereins, zu welchem wir mehrere Mitglieder beriefen, die eigentlich nicht zu ihm gehörten, versammelten sich öfters; denn es gab besonders im Anfang, vielerlei zu besprechen. Weil man uns einen kleinen Krieg

machen wollte, führten wir den Vertheidigungskrieg, und mit Glück. Gingen wir Abends einmal in ein Wirthshaus, um da nach alter Sitte geſellſchaftlich ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und ſetzte ſich, im gleichen Zimmer, irgend ein bekannter Zechbruder, oder wer im Flecken, ſeit Stiftung des Vereins, irgend einmal einen Rauſch gehabt, zu gleichem Zweck nieder: ſo ſtanden wir Alle plötzlich von unſern Sitzen auf und verließen das Haus, mit der Erklärung an den Wirth, daß wir mit keinem Saufaus in Geſellſchaft ſein wollten, und er entweder uns, als bisherige Kunden verlieren, oder ſolche Leute, die als Trunkenbolde in übelm Ruf ſtänden, entfernen müſſe. Ein Paar Mal, und in verſchiedenen öffentlichen Häuſern wiederholten wir dies Spiel, und, ich geſteh es, es geſchah abſichtlich. Einer der Wirthe achtete nicht darauf, und alle Mitglieder des Vereins blieben ſogleich von ihm weg. Wir wandten uns einem ſeiner Nebenbuhler zu. Dieſer entſchuldigte ſich das erſte Mal; wollte uns ein eigenes Zimmer einräumen; da wir dies aber ausſchlugen, beſann er ſich des Beſſern, und wies die Saufgeſellen fort, um nicht Kunden zu verlieren, die doch zu den achtbarſten Leuten des Orts gehörten. Gegenwärtig iſt dieſer Wirth ſelber Mitglied des Vereins und wirthet keinen Branntewein, keinen Likör mehr aus. Er ſteht ſich deswegen nicht übler. Umgekehrt, jeder von uns, wenn er Gelegenheit hat, weiſet ihm Gäſte zu."

„So entſtand unvermerkt eine Abſonderung zwiſchen denen, welche nicht den Branntewein fahren laſſen wollten, oder welche ſich eines Weinrauſches nicht ſchämten, und denen, welche das Gelübde der Enthaltſamkeit gethan hatten. Am ſchlimmſten kamen dabei die Taglöhner an, und die Handarbeiter, welche ſich in oder auſſer dem Hauſe ſtarker Getränke bedienten. Man gab ihnen keinen Verdienſt, keine Arbeit, und wandte ſie denen zu, die nüchtern lebten. Auch unterſtützten wir ſie und ihre Familien auf alle Weiſe. Dies hatte einen groſſen, ſittlichen Einfluß. Mehrere Handwerksleute und Andere ſchloſſen ſich dem Verein ohne Mühe an, ſei es, um nicht ihre Kunden zu verlieren, oder um nicht für gemeinere und ſchlechtere Bürger, als andere zu gelten. Es ward Ehrenſache zur beſſeren Klaſſe zu gehören; und ſelbſt jene Wohlhabendern, welche vorher, aus Eigen-

ſinn und einfältiger Vornehmthuerei, nicht in den Verein getreten waren, ließen ſich nun bereden, mit ihm gemeine Sache zu machen. Ehe ein Jahr verfloſſen war, ſah man ſchon die guten Früchte der gemeinnützigen Stiftung. Nächtliche Raufereien und Prügeleien an Sonntagen wurden ſeltener, während man ihrer ſonſt ganz gewohnt worden war. Seltener ſah man verſoffene Kerls auf den Straßen zum Geſpött der Kinder umhertaumeln. Man fand durch Erfahrung beſtätigt, daß Feldarbeiter, die keinen Branntewein erhielten, um den dritten Theil mehr und beſſer ſchafften, als welchen man Branntewein gab. Auch daß in die zinstragende Erſparnißkaſſe nach und nach mehr Geldeinlagen erfolgten, und darin unbemittelte Leute den Ueberſchuß ihres Verdienſtes wöchentlich, oder monatlich, in Sicherheit brachten, war ein vortreffliches Zeichen. Dies Geld und mehr war meiſtens ſonſt vertrunken und verſpielt worden. An Belehrungen, an Ermunterungen, an Unterſtützung der unbemittelten Gebeſſerten, ließen wir es nicht fehlen. Und merkwürdig genug, je zahlreicher die Glieder unſers Enthaltſamkeitsvereins allmälig wurden, je eifriger ſah man ſie werden, Andere ebenfalls für denſelben zu gewinnen. Das läßt ſich erklären."

„Aber am auffallendſten war der Einfluß, den der ſogenannte Sauf-Jochen, zum Beſten der Nüchternheit, in unſerm Ort hatte. Seit ſeiner Bekehrung trank er keinen Tropfen Branntewein; nur Waſſer oder Milch; ſelten Wein, wenn man ihm anbot; und auch dieſen nur äußerſt mäßig; ein Glas voll, mehr nicht; und oft noch dazu mit Waſſer vermiſcht. Um ihn zu retten, halfen wir mit Unterſtützung, und Ertheilung von Arbeit. Er hatte an Kraft, Friſche und Geſundheit ſichtbar zugenommen. Aber er rühmte ſich deſſen auch überall, und erzählte alle Tage jedem, der es nur hören wollte, daß er erſt wieder ein glücklicher Menſch geworden, ſeit ihm Gott den Gedanken gegeben habe, im Verein das Gelübde der Nüchternheit zu thun. Nur die erſten Paar Wochen habe ihn der Branntweinteufel noch einige Mal in Verſuchung geführt; allein er habe ſich, wie ein Mann gehalten und überwunden. Nun ſtinke ihn das brennende Gift an. Man ſieht ihn noch jetzt bei den Bauern ſtehn, und hört ihn, mit lauter Stimme und ſogar mit Bibel-

ſprüchen, gegen das Schnapſen und übermäßige Weintrinken predigen. Wirklich iſt es ihm gelungen, nicht nur mehrere arme Haushaltungen, ſondern ſogar bemittelte Perſonen durch ſeine Predigten auf anderen Sinn zu bringen. Er geht jetzt mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern auch reinlich und anſtändig gekleidet. Es fehlt ihm keinen Tag an Arbeit und Verdienſt."

„Sogar iſt er Sonntags, wie ein wahrer Mäßigkeitsapoſtel, in die benachbarten Dörfer gelaufen, um nach ſeiner Art mit ſchreiender Stimme das Evangelium des nüchternen Lebens zu verkünden. Der wunderliche Kauz benimmt ſich dabei auf ganz eigene Art; bindet überall an; fleht und ermahnt mit Thränen; läßt ſich durch nichts ſtören, oder aus dem Text bringen; hat für Alles eine Antwort bereit und ruft dabei jedesmal zuletzt: „Ich bin 21 Jahre lang ein Trunkenbold geweſen; habe mehr, als eine Seele, zu meinen Laſterwegen verführt. Jetzt iſts Schuldigkeit, daß ich den Himmel mit mir armem Sünder verſöhne und ſo viel Leute, als ich kenne, vom Verderben rette!"

„Ich glaube faſt ſelbſt, Jochim hat mit ſeinen Predigten mehr bei unſern Nachbarn ausgerichtet, als ihre Pfarrer an den Sonntagen. Die Bauern hören ihn gern; ſehen ihn, wie etwas Auſſerordentliches in ſeiner Art an; er ſpricht auf volksbeliebte Weiſe und ohne alle Rückſicht und Schonung gegen Vornehm und Gering. Wirklich ſind ſchon ſeit einem Jahre in zwei Dörfern Enthaltſamkeitsvereine, gleich dem unſerigen geſtiftet. Anfangs ließen ſich Leute von dort in den hieſigen Verein aufnehmen. Jetzt iſt ſchon in einem dritten Dorfe das Werk im Werden."

„Noch eins muß ich hinzufügen. Ein Marktflecken, wie der unſerige, ſchien anfänglich am wenigſten geeignet zu ſein, einen Enthaltſamkeitsverein zu begünſtigen. Es iſt hier ein ſtarker Durchpaß. Die öftern Jahrmärkte ziehen viele Krämer, Viehhändler, Fuhrleute, Einkäufer aus der Nachbarſchaft, tanz- und trinkluſtiges junges Volk, auch mancherlei fremdes, liederliches Geſindel herbei. Jetzt aber hat ſich gezeigt, daß eben darum unſer Ort am tauglichſten war, gute Geſinnungen zu verbreiten und den Samen des Beſſern ſogar in der Ferne auszuſtreun. Denn der veränderte ſittliche Zuſtand hieſiger Ortseinwohner mußte den Jahrmarktbeſuchern

endlich wohl ins Auge fallen. Sie sahen bei uns keine verlumpten Saufbrüder mehr; selbst die noch vorhandenen, ausgemachten Trunkenbolde nehmen sich wohl in Acht, daß sie, wenigstens nicht öffentlich, als solche erscheinen. Angebotener Branntewein ward überall ausgeschlagen. Dagegen fand man mehrere sonst baufällige Hütten, welche Sauställen ähnlich waren, sauber hergestellt; arme Kinder reinlich bekleidet; jung und alt und gesunder und frischer. Die Verwandlung ward von Jahr zu Jahr auffallender. Die Ursach blieb kein Geheimniß. Manchem kam sie sonderbar vor; aber Keinem dünkte sie übel. Die Fremden nahmen häufig die gedruckten Statuten unsers Vereins mit. Ich meine, der gute Saame kann auch anderswo gute Frucht hervortreiben."

17.

Die Ueberraschung.

Hiemit endete Fridolin seine Erzählung, die für mich von großem Interesse war.

Ich wußte aus den Zeitungen, daß man hie und da im Vaterlande Versuche gemacht habe, Mäßigkeitsvereine zu gründen. Aber ich kannte keinen wirklich bestehenden. Es ist wahrscheinlich an vielen Orten bei gutgemeinten Versuchen geblieben, weil Männer, welche dergleichen unternahmen, entweder nicht Festigkeit des Karakters genug besaßen, oder so wenig, als ich, wußten, wie die Sache eigentlich anzugreifen sei?

Ich dankte dem braven Fridolin herzlich. Ich hatte wahre Ehrfurcht vor dem edelherzigen, jungen Mann bekommen; und konnte mir nun die sehr verschiedenartigen Urtheile erklären, welche über ihn gefällt waren, als ich die ersten Nachfragen seinetwillen gehalten.

„Wahrlich, Ihr habt Gutes und Großes gethan!" sagt ich zu ihm: „Wenn immer möglich, will ich Euer Nachfolger werden. Das Bewußtsein eines solchen Werkes muß Euer Herz mit Gottesfrieden und Gottesfreuden erfüllen. Ja, du lieber, edler, guter Fridolin, — nimms nicht übel, ich will dich Du nennen; mache mich auch zu deinem Bruder. Du hast ja um meine Gesundheit und dadurch um

meine Familie das größte Verdienst. Du hast mich mich von der Selbstvergiftung gerettet durch deinen Rath. Nenne mich deinen Bruder!“

Er umarmte mich, und sagte: „Lieber Freund, du schlägst meine Verdienste etwas zu hoch an. Aber wer wollte nicht gern der Bruder einer Seele sein, die schon durch so wenig in Begeisterung gerathen kann, als ich gethan habe!“

„Wenn es viel, oder wenig,“ rief ich: „Wer nun begreif ich vollkommen, was du unter den Worten verstandest: du habest auf deines Vaters Grab den schönsten Denkstein setzen wollen. Die Tugenden der Kinder sind die schönsten Ehrensäulen ihrer Eltern. O, wie wird dich Justine Thalp unter Freuden- und Wehmuthstränen segnen und bewundern, wenn ich ihr davon zu Hause erzähle!“

Bei diesen Worten, die ich in der Lebhaftigkeit meiner Gefühle ganz unbedacht aussprach, ward der gute Fridolin todtblaß. Er starrte mich an und stammelte: „Was? zu Hause? Wer denn? Du sagst Justine Thalp?“

Ich ergriff seine Hand und erwiederte: „Verzeih, lieber Fridolin. Es ist mir in der Uebereilung ein Wörtchen zu rasch entfahren, worauf ich dich besser hätte vorbereiten sollen und können. Und doch bin ich in der That, nur Justinens wegen, hieher gekommen, wiewohl sie selber nicht darum weiß. Beruhige dich. Ich habe schon bemerkt, daß es dir und deiner Mutter unlieb sei, wenn nur der Name des Mädchens ausgesprochen wird. Darum wollen wir kurz abbrechen.

„Nein! nein!“ schrie Fridolin: „Rede! Justine, — in deinem Hause! — Rede, sie lebt noch, und bei dir? Belüge mich um Gottes Willen nicht! Wer sagt, daß mir dies arme Kind, daß mir sein Name unlieb sei? Blutet nicht mein Herz seit Jahren um die Unglückliche? Würde nicht meine vortreffliche Mutter, wenn Justine noch frei ist, sich selbst hinopfern, mich durch sie wieder glücklich zu machen? — So rede doch, wenn du mich wirklich lieb hast. Du kennst sie? Sie ist bei dir? Wie ward das möglich? Und sie ist deiner Achtung würdig?“ — — —

Fridolin, trotz dem er mich beständig zum Reden aufforderte, hätte ganz sicher noch ein Paar hundert Fragen an mich gerichtet, wenn er nicht von mir unterbrochen worden wäre. „Beruhige dich!“ sagt ich: „Du sollst Alles erfahren. — Ja doch! Justine ist ein Engel; ist deiner und meiner Hochachtung würdig; Justine ist bei mir.“ — — —

Hier sprang Fridolin, dem Freude und Ueberraschung alles Blut ins Gesicht trieb, hastig vom Stuhle auf, rannte durchs Zimmer und rief: „Bei dir? Und du verschweigst es? Bei dir hier? Noch im Gasthof? Ich muß es meiner Mutter sagen. O wie konntest du mir solches Leid thun?“

Ich mußte den Doktor mit aller Kraft festhalten, daß er nicht davon lief. „Höre doch: fasse dich!“ rief ich: „Es waltet Mißverständniß unter uns. Sie ist nicht bei mir hier, sondern bei meiner Frau und Tochter zu Hause; zweiundzwanzig Stunden Wegs von hier. Sie weiß nicht einmal davon, daß ich bei dir bin.“

Diese Erklärung stellte seine Ruhe scheinbar wieder her. Er sank aber still in den Sessel zurück, mit trauriger Miene, und sagte: „Wie ist es ihr in so vieler Zeit ergangen? Wie kam die Beklagenswürdige in's Haus zu dir?“

Nun erst konnt' ich dazu gelangen, ihm zu erzählen, wo und wann meine Frau und ich Justinen gefunden und sie mit uns genommen hätten. Wie umständlich immerhin mein Bericht sein mochte, schien er dem Doktor doch immer zu kurz und unvollständig. Er störte mich mit ewigen Zwischenfragen hundertmal in meinem Vortrag, bis ich endlich rundweg erklärte, mehr wisse ich nicht; und wolle er mehr wissen, solle er mit mir kommen, und seine ehemalige Verlobte selber fragen.

„Ehmalige!“ seufzte Fridolin: „Ja wohl, aus übermäßigem Zartgefühl machte sie mich und sich unglücklich, und schickte sie meiner Mutter den Ring zurück. Aber ich will wissen, ob sie sich und mich zeitlebens dem Gram überlassen will? Ich reise mit dir. Ich will sie sehn, ich will sie hören. Es muß unter uns entschieden werden.“

Fridolin nahm hastig meine Hand und führte mich zu seiner würdigen Mutter. Hier mußt' ich abermals Alles, was ich ihm gesagt hatte, so möglich mit noch größerer Umständlichkeit wiederholen. Die gute Frau hörte mich

erſt mit Erſtaunen, dann mit freudeleuchtenden Augen an, und ſchloß endlich mit Thränen ihren Sohn in die Arme, der an ihrer Bruſt laut weinte.

Es gehörten einige Stunden Zeit dazu, ehe ſich die lieben Leute von ihrer Ueberraſchung erholen und mit mir überlegen konnten, was zu thun ſey? Unvorbereitet dürfte Juſtine, ohne Gefahr für ihre zarte Geſundheit, den ehemaligen und noch immer geliebten Jugendgeſpielen nicht bei ſich erſcheinen ſehn. Ich ſchrieb vorläufig meiner Frau, in welcher Stimmung ich den Doktor Walter gefunden und daß ich ihrer Klugheit überlaſſe, Juſtinen mit unſerer baldigen Ankunft bekannt zu machen. — Ein Paar Tage nach dieſem Schreiben ſetzte ſich Fridolin zu mir in den Reiſewagen.

18.

Die Waiſen der Selbſtmörder.

Ich bekenne, daß ich heimlich vor dem erſten Augenblick zitterte, in welchem ſich die jungen Leute, nach einer mehrjährigen, kummerreichen Trennung, wieder erblicken würden. Ich verlor auch dieſe Furcht ſelbſt da nicht, als uns meine Frau bei unſerer Ankunft verſicherte, Juſtine ſei auf den Empfang ihres Freundes vollkommen gefaßt, wie tief ſie auch, durch die erſte Nachricht von unſerer Bekanntſchaft mit ihm, erſchüttert worden ſei. Meine Tochter flog, um uns anzumelden, auf den Wink ihrer Mutter, zu Juſtinen. Nach einigen Minuten erſchienen beide Mädchen im Zimmer, wo wir verſammelt waren.

Schreckliche Todesbläſſe hatte Juſtinens ſchönes Antlitz bedeckt. Dennoch ging ſie, feſtes Schrittes, zuerſt gegen mich, um mich zu begrüßen. Sie reichte mir ſtumm eine eiskalte Hand zum Willkommen, indem ein vergängliches Lächeln, wie das Lächeln eines Leichnams im Sarge, auf ihrem alabaſterweißen Geſicht ſchwebte. Dann blickte ſie auf Fridolin, und verneigte ſich gegen ihn; aber mit einer Kälte und Gleichgültigkeit, als wäre ſie ihm und allen irdiſchen Verhältniſſen abgeſtorben. Er nahte ſich der geiſterhaften Geſtalt mit ſichtbarer Beſtürzung, führte ihre Hand

zu seinen Lippen, und sprach: „Meine Justine, warum siehst du mich so unfreundlich an? Dank sei der himmlischen Vorsehung, die dich mir und meiner Mutter wiedergegeben hat, die deine Mutter werden will? Du gehörst mir nun und ewig. Nichts soll uns wieder scheiden. Blicke mich freundlicher an. Ist dir Fridolin nicht mehr lieb und theuer?“

Die Jungfrau öffnete ihre Lippen zum Sprechen einige Mal, ohne einen Laut zu geben. Dann endlich sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, und ihre Gesichtszüge belebten sich während des Redens immer mehr: „Fridolin, — lieb und theuer — du bist's. — Darum komm' ich; — darum seh' ich dich noch einmal. Ich war deine verlobte Braut. Fridolin, nun nicht mehr. Ich bin mit Gram und Schmach beladen. Eine böse Mitgift! Ich darf dir nicht gehören; dir nicht meine Schande zum Geschenk bringen. Fridolin, ehre den unbescholtenen Namen deiner Eltern; er ist ein heiliges Kleinod! Er ist ein Segen für die Kinder. Fridolin, du darfst es nicht vergessen: ich bin die Tochter eines Selbstmörders! Man zeigt auf mich mit Fingern. Ich darf dich nicht entehren. Nun geh! Leb wohl!“

Fridolin hielt ihre Hand fester, als Justine zurücktreten wollte und rief: „O du Heilige, was hat das Lebensloos deines Vaters mit unserer Liebe zu schaffen? Und wäre mein Vater, oder der deinige, auf dem Blutgerüst gestorben, sollte dadurch unsre Unschuld zum Verbrechen, unsre eigne unbefleckte Ehre zum Ekel der Welt werden?“

„Fridolin!“ sagte sie: „durch des Henkers Hand kann oft ein Schuldloser sterben; aber wer durch eigne Hand stirbt, ist jederzeit Verbrecher. Sein Mord tödtet nicht nur ihn selbst. Er mordet auch, nach seinem Tode, Frieden, Freude, Ehre und Leben der armen Hinterlassenen! so etwas verwischt sich nie! — O Fridolin, glaub' es, mein Vater war gewiß ein guter Mann, bis der erste Trank des Fluchs über seine Lippen ging, den das Feuer der Hölle destillirt hat.“

Mit zärtlich flehender Stimme rief Fridolin: „Und darum kannst du mich verstoßen, Justine? O, wie viele tausend Selbstmörder ihres Lebens, ihrer Ehre, ihres Friedens, ihrer Seelenruhe sind vorhanden, die heut noch ath-

nen, und beim Traubenſaft und Branntewein nicht ihr und ihrer Familien Verderben und Untergang vorausſehn! Juſtine, du nennſt dieſe Unglücklichen, mit Recht, Selbſtmörder. Auch mein beklagenswürdiger Vater gehörte ja leider zu ihrer ſchrecklichen Zahl. Auch er zerrüttete Leib und Seele mit dem brennenden Jammertrank ſo unmerklich, ſo lange, bis ihn das feurige Gift im eignen Bette erwürgte. — Soll ich nun darum deiner nicht würdig ſein?"

„Wie?" fragte Juſtine ſchaudernd: „auch dein Vater? — Auch Er dem Trunk ergeben?"

Fridolin antwortete lange nicht. Sein Haupt ſank vor ſich auf die Bruſt nieder, die von heftigem, innerm Schmerz bewegt war. Endlich brach er in ein lautes Weinen aus, verhüllte ſein Geſicht und warf ſich auf einen Seſſel nieder. Juſtine blieb unbeweglich, den Blick traurig auf ihren Freund geheftet. Ihre Wangen hatten ſich während des Redens wieder mit einer matten Röthe gefärbt. Es herrſchte im Zimmer allgemeine Stille. Meine Tochter hatte ihre Arme um den Hals der weinenden Mutter geſchlungen und verbarg ihr Angeſicht an deren Buſen. Ich ſuchte vergebens meine Standhaftigkeit und Ruhe zu behaupten. Der Anblick dieſes Leidens zweier vortrefflichen Seelen, die jedes Glücks auf Erden werth waren, welches ſie durch der Eltern Schuld eingebüßt hatten, dieſer Anblick zerriß mir das Herz.

Aber auch Juſtine ſchien ihr verlornes Gefühl wieder zu empfangen. Zwar in ihren Mienen zeigte ſich nicht die mindeſte Veränderung. Ihre ſchönen Züge blieben in der ſtummen Ruhe, wie vorher. Nur ihre Augen verdunkelten ſich, und einzelne Thränen rollten über die Wangen. Sie glich einer weinenden Bildſäule.

Fridolin ermannte ſich, fuhr mit dem Tuch über ſein Geſicht, ſprang auf, ergriff wieder Juſtinens Hand und rief: „Nein, Juſtine, das ſei ferne von uns! Nein, Gott iſt barmherzig! Verdammen wir unſre Väter nicht durch den Schmerz jetziger Erinnerungen und mit dem Elend unſers Lebens. Wenn den Geiſtern der Abgeſchiedenen vergönnt iſt, die ſchwarzen Folgen ihrer Sünden auf Erden wahrzunehmen; wenn ſie in dieſem Augenblick unſre blutenden Herzen, unſre Thränen ſehn, ſo — ſehn ſie voll

Entsetzens ihre Hölle! Wollte Gott, es ständen, statt dieser wenigen Freunde hier, die Tausende um uns, welche, mit dem schauderhaften Leichtsinn unsrer eigenen Väter, heute noch, ihren Kindern Jahre voll Grams bereiten, und, wenn sie einst den letzten Tropfen des lebensfeindlichen Weingeistes hintergeschlürft haben, ihren Kindern das ausgeleerte Trinkglas, mit dem bittersten Wermuth gefüllt, zum Erbe hinterlassen. O daß sie hier um uns ständen! — Unsre Thränen, deine bleichen Wangen, der Wittwengram müßten sie bekehren!"

Hier wandte er sich plötzlich wieder, von seinem Schmerz überwältigt, hinweg von Justinen, und that einen Gang durchs Zimmer. Als er beruhigter zurückkehrte, stand er eine Zeit lang schweigend vor Justinen, und betrachtete sie mit wehmüthigem Blick. Dann fragte er leise: „Willst du mich und meine Mutter nicht trösten?"

„Aber Fridolin, ich bin eines Selbstmörders Tochter!" antwortete die Unglückliche mit zitternder Stimme.

„Nun denn," rief Fridolin in leidenschaftlicher Bewegung: „Nun denn, Tochter des Selbstmörders, warum schämst du dich des Sohns eines Selbstmörders? Unser Loos ist das gleiche; reisse dein Schicksal nicht von dem meinigen los!"

Justine legte beide Hände vor ihr Gesicht; wankte einen Schritt vor und fiel lautschluchzend an seine Brust, indem er sie in beide Arme schloß.

Ich winkte meiner Gattin und Tochter. Wir entfernten uns.

19.

Das merkwürdige Hochzeitsmahl.

Der Auftritt, dessen Zeugen wir eben gewesen waren, hatte uns mächtig erschüttert. Jeder von uns vermied es, darüber dem Andern ein Wort zu äussern, sondern suchte absichtlich Geschäfte, um sich für einige Augenblicke zu zerstreuen. Für mich lag mitten in den sanften Rührungen des Mitleids etwas unbeschreiblich Schauderhaftes. Welch

ein Schickſal von Kindern, die ihre Väter Selbſtmörder heißen, und, als ſolche, beklagen müſſen! — Es empöre die Natur, ſolche Klage zu hören; nur den Trinker läßt ſolch eine Klage gleichgültig. Ob der Mann, den ſeine Leidenſchaft umſtrickt hält, ſich endlich durch den Strang oder durch die Kugel, oder plötzlich durch Arſenik und Blauſäure, oder langſam durch Weingeiſt um's Leben bringe, — iſt's zuletzt nicht: daſſelbe? Immer Selbſtmörderei.

Es vergingen unſere Nachmittagsſtunden in düſtern Betrachtungen. Unſere beiden Gäſte ließen ſich nicht ſehen. Meine ängſtliche Frau äuſſerte mancherlei Beſorgniſſe. Doch wagten wir es nicht die jungen Leute zu ſtören. Welches immerhin der endliche Ausgang ihrer Unterredung ſein mochte, ich vertraute der Beſonnenheit des braven Walter und der Liebe beider. Als aber der Abend kam und ſchon in unſerm Speiſezimmer der Tiſch zum Nachteſſen gedeckt ſtand, konnt' ich mich ſelber kaum einer gewiſſen Bangigkeit erwehren. Ich ließ die Eßglocke läuten, und meine Tochter auf das Zimmer gehen, wo wir Fridolin und Juſtinen zurück gelaſſen hatten. Faſt eine Viertelſtunde verfloß und niemand erſchien. Meine Angſt ſtieg. Ich fürchtete Unglück und war im Begriff mich zu den Ausbleibenden zu begeben.

Da öffnete ſich die Thür. Welche Ueberraſchung für uns! Fridolin, mit einem Antlitz, verklärt durch Seligkeit; und Juſtine mit verſchämt zu Boden geſenkten Blicken, traten Arm in Arm herein.

„Sie hören und ſehen nichts mehr!“ rief meine Tochter lachend: „Ich mußte endlich Gewalt drohen, Juſtinen zu entführen; wußte aber wohl, Herr Walter werde mir ſie nicht überlaſſen.“

Fridolin führte uns ſeine Braut zu, und ſagte: „Sie iſt wieder die Meinige; der Engel meines Himmelreichs!“

„Segne Euch Gott, Ihr lieben Dulder!“ rief ich gerührt: „Laßt mich, als Euern Vater, gelten; und nehmt den Vaterſegen von mir.“

„Und ich will deine Mutter ſein!“ ſagte meine Frau mit vom Entzücken glänzenden Augen zu Juſtinen, indem ſie das Mädchen an ihre Bruſt drückte.

Aber ich mag den feierlichen, ſeligkeitsvollen Abend hier

nicht beschreiben. Jeder kann sich die Mannigfaltigkeit der Gefühle denken, welche die Brust der Einzelnen in unserer kleinen Gesellschaft, abwechselnd, bald bitter, bald süß, durchzogen. Ja, ich würde hier überhaupt die Geschichte einer der merkwürdigsten und schönsten Begebenheiten meines wenig bedeutenden Lebenslaufes schließen, wenn ich nicht noch des Hochzeitsfestes unsers glücklichen und glückswürdigsten Pärchens Erwähnung thun müßte. Ich gestehe, ein herrlicheres hab' ich nie erlebt; und schwerlich werd' ich dergleichen wieder erleben können. Was ist die todte Pracht kaiserlichen und königlichen Glanzes bei Vermählungsfeiern, neben der Pracht, in welcher Fridolin Walter erschien! Man kann sich eine Vorstellung davon machen, wenn ich sage, daß ihm sein Festtag einen Kostenaufwand von mehr denn 15,000 Gulden verursachte. Doch ich will einfach erzählen.

Fridolin verweilte einige Tage bei uns; dann reisete er zu seiner Mutter, um ihr sein Glück zu melden, und, wie er sagte, einige Vorkehrungen zur Aufnahme Justinens und zur Feier der Vermählung zu treffen. Erst nach einer Abwesenheit von fünf Wochen kehrte er zurück, um die Braut in Begleitung meiner Tochter abzuholen. Meine Frau wollte diese Frist benutzen, Justinen mit dem zierlichsten Brautschmuck auszustatten. Allein die Freude ward ihr vereitelt, als Justine berichtete, Walter lasse sich das Recht nicht nehmen, ihr selber für den großen Feiertag den Schmuck zu wählen. Daß wir, meine Frau und ich, zur Hochzeit nicht fehlen dürften, versteht sich von selbst. Wir machten die Reise zu Fridolins Heimath vierzehn Tage später, und wurden von unsern Lieben dort, und von des Doktors trefflicher Mutter, mit einer Zärtlichkeit und Traulichkeit, wie die theuersten Verwandten, empfangen. Am Hochzeitsmorgen kamen wir Alle fröhlich zum Frühstück zusammen, versteht sich, im höchsten Putz; besonders die Frauenzimmer. Justine blieb am längsten aus, was sich leicht erklären ließ. Aber sie hatte eigensinnig sowohl den Beistand meiner Tochter, als der Mutter Fridolins abgelehnt, sie bräutlich zu schmükken. Wie erstaunten wir, als sie endlich in den Saal trat. Mit Ausnahme einer Blumenkrone auf ihrem Goldhaar, und eines über ihren Locken herabschwebenden Schleiers, trug

ſie daſſelbe einfache häusliche Gewand, worin Fridolin ſie zuerſt wieder in meinem Hauſe gefunden hatte. Ihre Schönheit war ihr Schmuck. „Das iſt mir ein heiliges Gewand; in welchem ſie die Meinige ward!“ Sagte Fridolin: „Ein köſtlicheres konnte ich nicht wählen, ſie zum Altar zu führen. Auch ſind wir nicht reich genug, uns im entbehrlichſten Prunk zu zeigen.“ Nach vielen Umarmungen und fröhlichem Geſchwätz, ging es zum Frühſtück.

Allein das luſtige Geplauder verſtummte hier plötzlich. Vor dem Sitz der Braut ward auf dem Tiſch eine verdeckte Schüſſel, und ein Blumenkranz darüber aufgetragen. Die Frauenzimmer richteten die Augen voll ungeduldiger Neugier darauf, beſonders, als Fridolin ſagte: „Ein kleines Hochzeitsgeſchenk für meine Juſtine!“ — Sie nahm lächelnd den Kranz und den Deckel ab, und wir ſahen uns Alle in unſerer Erwartung ſonderbar getäuſcht. Keiner zweifelte einen glänzenden Juwelenſchmuck zu erblicken. Statt deſſen kamen einige alte zuſammen gefaltete Papiere zum Vorſchein. Selbſt Juſtine machte, etwas befremdet, oder vielleicht in einer Hoffnung getäuſcht, wunderliche Miene dazu. Sie entfaltete und las einige der Papiere, ward ernſt und blaß. Die hellen Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Auſſer ſich ſelbſt ſprang ſie vom Tiſch auf, und warf ſich ſtumm und weinend um Fridolins Hals, der vergebens einen Sturm beruhigen wollte, den er erregt hatte. Erſt ſpäter, nachdem Juſtine beſänftigt worden war, vernahmen wir den Werth des Geſchenks. Es war kein Geringes und beſtand in Titeln, Briefen und Quittungen der noch übrig gebliebenen Schulden, welche Juſtinens Vater unbezahlt hinterlaſſen hatte. Sämmtliche Gläubiger waren befriedigt, und keiner von ihnen hatte an dieſem Tage das Andenken des unglücklichen Thaly zu verwünſchen. Faſt eben ſo bewegt, als Thalys Tochter, zog ich den großmüthigen Fridolin an mein Herz und rief: „Segne dich Gott, Herzensjunge, herrlicher kannſt du nicht in den Himmel deines Lebens eingehen, als du heut eintrittſt!“

Indeſſen ſchien es, bei dieſer hochzeitlichen Handlung ſollte es noch nicht ſein Bewenden haben. Denn ich hatte ſchon am Abend vorher bemerkt, als es dunkel geworden war, und ſich Fridolin faſt eine Stunde lang von uns ent-

fernt hatte, daß eine Menge Leute von der ärmern Volksklasse zum Hause gekommen waren, und große Bündel mit sich davon getragen hatten. Ohne Zweifel wollte er seinen Freudentag auch zu dem vieler seiner dürftigen Mitbürger machen. Ich hatte mich nicht geirrt. Justine vertraute mir, er habe mehr denn zweitausend Gulden edelsinnig hingegeben, um 15 bis 20 der ärmsten Familien des Marktfleckens vom Kopf zu Fuß neu zu kleiden und sogar mit Hemden und Betttüchern zu versehen.

„Aber das ist fürstliche Verschwendung, lieber Fridolin!“ rief ich, als wir nach dem kirchlichen Gottesdienst und der feierlichen Trauung zum Mittagsmahl gingen. Dies ward unter freiem Himmel in einer großen Wiese gehalten, wo vier ziemlich lange Tische, unter ausgespannten Zelttüchern, ein großes Viereck bildeten, in dessen Mitte abermals eine gedeckte Tafel für etwa zwanzig Personen stand: „Hast du denn den ganzen Marktflecken zum Hochzeitsschmaus eingeladen? Bist du denn der reiche Mann im Evangelium? Zuviel ist zuviel, lieber Freund.“

Er lachte und sagte: „Sei ohne Kummer! Ich bin nicht reich; und werde durch den Aufwand, welchen du heute wahrnimmst, nur um eine Handvoll kleiner, unnützer Steine ärmer, die bei mir todt im Schranke lagen. Ich habe nämlich Geschenke, die ich in England von verschiedene Seiten empfing, einige goldene Dosen und Ringe mit ihren Edelsteinen, sag' es niemanden, verkauft; und sogar den kostbaren Schmuck, den ich vor zwei Wochen von der Familie meines Gönners, des Lords, für meine Braut empfing. Sie hat das Perlenhalsband und die Diamantnadeln nicht einmal gesehen; sie fand ihr Eigenthum nur in den eingelösten Schuldbriefen ihres Vaters wieder. Ich entdeckte ihr erst beim Heimgang aus der Kirche Alles, damit sie mich nur nicht für großmüthiger halte, als ich bin; und damit sie auch das Bewußtsein habe, des Vaters Schulden seien großen Theils durch das Gut seiner Tochter ausgelöscht. — Was hier die langen Gasttische betrifft, ich habe keineswegs den ganzen Marktflecken zur Hochzeit eingeladen; auch nicht einmal die angesehenern Familien unsers Orts, du wirst dich in keiner glänzenden Gesellschaft befinden. Es sind die allerärmsten Haushaltungen hiesigen Orts,

welche brav geworden, dem Branntweintrinken fremd, und unserm Mäßigkeitsverein beigetreten sind. Ich wollte den guten Leuten einen frohen Tag schaffen. Und der kleine Tisch dort in der Mitte ist für uns, und die ersten Gründer des Mäßigkeitsvereins. Man soll sich heut mit mir und Justine freun!“

Ich drückte dem edeln Menschen die Hand und konnte ihm nur die wenigen Worte sagen: „Du hast deine Steine zum Kleid der Nothleidenden gemacht und deine Perlen in Freudenthränen verwandelt, du Reicher, aber das beneidenswertheste Kleinod behalten. Du trägst es in deiner Brust!“

Bräutigam und Braut empfingen natürlich den Ehrenplatz am mittlern Tisch. Als wir uns gesetzt hatten, begann in einem benachbarten Wäldchen Musik und die Bänke der langen Tafeln des großen Vierecks füllten sich mit den eingeladenen Gästen, Männern und Frauen, den Dürftigsten des Ortes. Aber heut sah man ihnen keine Dürftigkeit an. Alle zeigten sich in neuen Kleidern, die sie der Freigebigkeit ihres Wohlthäters dankten; alle betrugen sich mit auffallender Anständigkeit und Stille. Nur das Geräusch unzähliger Zuschauer, welche aus dem Marktflecken und benachbarten Dörfern herbeigekommen waren, Zeugen dieser unerhörten Hochzeitfeier zu werden, erfüllte, anfangs vermischt mit den Tönen der Musik, die Luft. Es waltete aber unter den hundert Gästen und tausend Zuschauern bald eine sonderbare Ruhe und Würde, wie sie weder bei solchen Gelegenheiten noch in solchen Volksmassen gewöhnlich ist. War es das Ungewohnte dieses Schauspiels, welches den stillen Ernst, ich möchte fast sagen, die schwermüthig-heitre Stimmung verbreitete; oder war es Bewunderung und Hochachtung für das schöne Brautpaar und Erinnerung an dessen frühere Unglückstage? — Ich kann es mir nicht erklären. Selbst die fröhliche, fern aus den Gebüschen hertönende Musik schien die Gemüther nur zu einer wehmüthigen Freude zu stimmen, die nirgends sichtbarer, als in Fridolins und Justinens Gesichtszügen zu lesen war.

19.

Der Schluss dieser Geschichte.

Gegen Ende der Mahlzeit wurde beim Klang der Weingläser die Unterhaltung der zahlreichen Gäste lebhafter. Da aber stand der ehrwürdige Pfarrer von seinem Platze auf, bestieg die Bank, auf welcher wir saßen, und erhaben über Alle, fing er an zu der Versammlung zu reden. Es herrschte plötzlich allgemeines Schweigen. Der Pfarrer sprach ohngefähr folgendermaßen:

„Wertheste Freunde, Mitgäste und all' Ihr Anwesenden!"

„Vielleicht erwartet Ihr einen der üblichen Trinksprüche von mir, mit dem Lobe unsers tugendhaften Brautpaars, dem wir den heutigen Tag der Freude verdanken. Dieses Lob, dieser öffentliche Dank würde ihre bescheidenen Seelen mehr bedrücken, als erfreuen. Die Lebehoch's der Trinksprüche sind meistens mit Weingeist erwärmte Höflichkeiten, vergänglich und vergessen, wie der Schall ihres Worts. — Aber, die Ihr wisset und fühlet, was unser edelsinniger Walter zum Segen der ganzen Gemeinde, zum Segen unserer Familien, zum Trost der Nothleidenden unter uns gethan hat, — lieben Freunde, erhebet Eure Blicke gen Himmel, und jeder dieser Blicke werde zum stillen Gebet vor Gott, daß er, der Gnadenreiche, auch ihn segne, der uns segnete; daß er ihn und seine Lebensgefährtin, zu unserm und unserer Kinder Heil lange erhalten wolle!" —

Der Pfarrer schwieg einen Augenblick. Sein Auge war zum Himmel gerichtet. An seinen Wimpern glänzte eine Thräne. Und ich sah bald vor mir längs den Tischen gefaltete Hände, himmelwärts gewandte Gesichter, nasse Augen. Dann verbreitete sich überall unruhige Bewegung. Es entstand undeutliches Gemurmel unter Gästen und Zuschauern, das immer lauter und lauter, endlich zum verworrenen Geschrei ward. Man konnte darin nur den Ruf einzelner Worte unterschieden: Ja, lange, lange! ewig Fridolin! lange, himmlischer Vater! lange! Walters Segen!"

Keine kirchliche Andacht, nicht das feierlichste Ceremoniel eines Gottesdienstes, hat mich jemals so überraschend und gewaltig ergriffen, als dieser Ausbruch des Gefühls,

diese Anerkennung vom Werthe eines wohlthätigen Mannes. Wer konnte unter den Tausenden unbewegt bleiben? Und wenn auch die Sterblichen allesammt einzeln, nicht fehlerfrei, nicht sündenlos sind, lebt dennoch in der Brust der Menschheit unsterblich der Sinn für das Heilige fort. Er flammt, als ein reines Licht, noch durch den düstern Rauch ihrer Leidenschaften auf.

Nachdem sich die Aufwallung allmählig wieder gestillt hatte, erhob der ehrwürdige Pfarrer abermals die Stimme und sprach:

„Lieben Freunde! Viele Jahre schon leb' ich unter Euch. Ich habe das göttliche Wort verkündet; den Weg zur Seligkeit gezeigt, mit inbrünstigem Eifer, ohne Unterlaß. Aber nicht ohne Entsetzen mußt' ich seit Jahren wahrnehmen, daß die Religion, das ächte Herzens-Christenthum, in Verfall kam, je länger ich es predigte. Wohl sah ich in der Kirche noch Regungen der Andacht, fromme Hingebung der Gemüther. Aber die Hingebung des Herzens verging dann wieder. Jeder kehrte auf die nüchternen Pfade seiner gewohnten Geschäfte und Neigungen zurück. Die Stunde im Tempel des Herrn war verlorne Zeit gewesen; und der Ruf Gottes an die Seelen umsonst geblieben. Das schlug meinen Muth oft gänzlich nieder. Ich wußte nicht, ob das Menschengeschlecht heutiges Tages verderbter sei, als vor Zeiten; oder ob mir, zu meinem erwählten Beruf, Kraft und Tüchtigkeit fehlen? Da trat dieser edle Jüngling hervor, den wir mit Freuden Vater und Retter der Gemeinde, nennen, und belehrte mich vom Hauptquell des sittlichen Uebels im Volke."

„Es ist nämlich, seit einem halben Jahrhundert, eine furchtbare Seuche in den meisten Ländern Europens ausgebrochen, welche größere Verwüstungen angerichtet hat, als die tödtliche Cholera und die schmerzenreiche Grippe. Diese Seuche hat sich schon von Europa über die andern Welttheile ausgebreitet und rafft das Leben unzähliger Menschen, ihren Wohlstand, ihre Ruhe hinweg. Ihr kennet diese Seuche. Es ist die Branntweinpestilenz! Sie verzehrt Lebens- und Vermögenskräfte, Geistesanlagen und Tugenden einzelner Personen, hoher und niederer, ganzer Familien, ganzer Nationen! Sie wird weder durch Schulen und Kirchen, weder durch Apotheken und Regierungsverordnungen, weder durch Gefängnisse, noch durch Zuchthäuser und Kettenstrafen in ihrem Umsichgreifen verhindert und gemindert. Sie geht ansteckend von Haus zu Haus, vom Vater zum Sohn über; vom Freunde zum Freunde."

„Eine alte Sage spricht, daß kein Gift wirksamer beigebracht werden könne, als mit Weibermilch. Das ist ein

wahres Wort von der Branntweinpest! Keine Verderbniß eines Volks ist so tiefeingreifend, so unwiderruflich, als die das häusliche Leben angreift und selbst vom weiblichen Geschlecht geduldet, oft begünstigt wird.

„Man trinkt und trinkt wohl wieder, um eine vergangene Fröhlichkeit zurückzugewinnen, oder aber, um ein gegenwärtiges Unwohlsein zu verbannen. Man trinkt Tag für Tag, bis der entnervte Leib zusammensinkt, und Verstand und Herz abgestumpft erliegen. Wahrlich wer seinen Nächsten zum übermäßigen Genuß des Weins, oder zur Angewöhnung des Branntweins verführt, ist in meinen Augen einer der strafwürdigsten Verbrecher. Er ist's, der gleichsam den Dolch zuckt, durch welchen bisher unbescholtene Männer fallen und selbst unschuldige Kinder umkommen sollen. Er ist's, der unglückliche Gattinnen ins Grab stürzt und arme Waisen auf die Straßen hinauswirft!“

„Aber wie ist jener Pestilenz zu wehren, die so viele Länder überzogen hat? Wie abhelfen, da fast Niemand an die absolute Schädlichkeit der weingeistigen Getränke glauben mag, ja nicht einmal davon weiß? Wie abhelfen, da die ärmern Leute in ihrer Unerfahrenheit den Branntwein, weil er wohlfeil ist, zur Ermunterung und Stärkung unentbehrlich glauben, und die Bemitteltern ihn aus Leckerhaftigkeit nicht vermissen wollen? Wie abhelfen, da selbst Regenten und Gesetzgeber den Beförderern der Pestverbreitung, den Branntweinbrennern, Likörfabrikanten, Cassino-, Wein-, Kaffee- und Schenkwirthen Ermunterungen und Privilegien ertheilen, um den Absatz gebrannter Wasser zum Vortheil der Staatskassen zu vermehren?“

„Auch derjenige, welcher nur selten ein Glas Branntewein nimmt, fühlt jedesmal sogleich an den Wirkungen, daß dies Getränk unnatürlich, gesundheitswidrig, den Kopf betäubend, die Nerven angreifend sei. Doch weil es einige Augenblicke muthiger und lustiger macht, ist die Anlockung schnell vorhanden. Mancher nimmt sich ernstlich vor, mäßig zu sein; doch vergebens. Nur Entsagung rettet. Entsagung ist in jeder Beziehung leichter, als Mäßigung. Wer dem Teufel erlaubt, ihn bloß bei einem einzigen Haupthaar zu nehmen, den zieht er unvermerkt mit Kopf und Leib nach sich. Den Branntewein mäßig trinken wollen, heißt, nur mäßig sündigen wollen! Das Laster der Trunkenheit schleicht behend der Lust am Trinkglase nach.“

„Ich sah lange keine Hülfe, — keine, um wenigstens in unserer Gemeinde den Verfall ihres Wohlstandes und Friedens, und das stille Fortwuchern und Fortwürgen der Branntweinpest zu verhüten. Da kam unser Menschenfreund, unser guter Fridolin Walter, aus England zurück

und ward der Engel, welcher den Weg der Rettung zeigte. In allgemeinen Landesgefahren, sagte er: kann kein Regent, kein Gesetzgeber, kein Richter, selbst kein stehendes Kriegsheer helfen. Da muß das Volk selbst aufstehen, und sich selber retten, wenn noch Tugend und Muth der Vaterlandsliebe in ihm vorhanden ist! — Und Fridolin stiftete den Enthaltsamkeitsverein unter uns. Und die Religion, und in ihrem Gefolge die Unschuld, der Friede der Haushaltungen, die Freundschaft der Bürger, der Wohlstand des Orts, christliche Zucht und Sittsamkeit kehrten allgemach wieder zurück."

„Lieben Freunde! Sind wir nicht allesammt Schuldner dieses Biedermanns geworden? Wie wollen, wie können wir ihm vergelten? — Ja doch, wir können es! Hier unter Gottes freiem Himmel ein heiliges Gelübde: Verstoßen sei fortan, wie ein Aussätziger, Jeder der es wagt, die Branntweinpest in unsere friedlichen Wohnungen zurückzuführen! Mehr noch: Fridolin Walter, nimm unsre schönste Gabe an! Fridolin Walter, wir schenken dir unsere Herzen! unsre Herzen!"

Bei diesen Worten sprang der hochbetagte Geistliche, mit der Raschheit eines Jünglings, von seinem Stand herab; eilte zu Fridolin und umarmte ihn in wahrer Begeisterung. Wir, die wir zunächst standen, folgten, tiefbewegten Gemüthes, seinem Beispiele. Alles Volk erhob sich unter dem Geschrei der Dankbarkeit und Freude, von den Sitzen. Es war keine Ruhe mehr herzustellen. Gäste und Zuschauer vermischten sich. Einer drückte dem Andern gerührt die Hand; Einer den Andern an die Brust. Ich sah Justinen von dankenden Mädchen und Frauen umgeben, deren mehrere weinend sich hindrängten, ihre Hände zu küssen. Ach, wie ärndtete die Fromme für ihre Perlen so viel tausend Freudenthränen! — Und der gute Fridolin, fast hatt' ich Mitleiden mit ihm. Er war fort und fort von einem Schwarm seiner Mitbürger umringt, in ihrem Gewühl verloren. Jeder wollte ihn sehen, jeder ihm ein Wort der Liebe sagen. Erst mit eintretender Dunkelheit der Nacht trat er wieder zu uns ins Haus, wo ihn sein junges Weib und seine vortreffliche Mutter mit neuer Lust und stolzem Entzücken empfingen.